Friedrich Weissers

neue

Sammlung

auserlesener prosaischer

Schriften.

Erster Theil.

Augsburg und Leipzig,
in der v. Jenisch- und Stage'schen Buchhandlung.
1827.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Zu der gegenwärtigen, der Belehrung und der Unterhaltung, dem Ernst und dem Scherz gewidmeten, mit der strengsten Auswahl veranstalteten Sammlung prosaischer Aufsätze hat sich der Verfasser theils durch den Beyfall, mit welchem frühere Versuche dieser Art von dem Publikum aufgenommen worden sind, theils durch die nur kleine Anzahl ähnlicher Schriften aufgemuntert und aufgefordert gefunden.

Die frühern Untersuchungen des Verfassers über den Büchernachdruck erscheinen hier in einer ganz neuen Gestalt.

Möchten sie doch recht viele parteylose Leser und befugte Richter finden! Oder ist es das Schicksal aller frommen Wünsche, daß sie unerfüllt bleiben? Da es dem Verfasser bey der Sache schlechterdings nur um Wahrheit zu thun ist, so wird er einer bessern Ueberzeugung gern die seinige aufopfern, dem Schreyen und Schimpfen des Unverstandes und des Eigennutzes aber um so gewisser Nichts als die verdiente Verachtung entgegen setzen, je entschiedener sich längst die Stimme des Publikums und selbst bedeutender Schriftsteller für sein Glaubensbekenntniß ausgesprochen hat.

Der Wunsch, dem trefflichen Holberg, dem Moliere der Dänen, auch in unserem Vaterlande mehr Eingang zu verschaffen, als es durch eine bloße Uebersetzung, so gelungen sie auch seyn mag, möglich ist, hat den hier mitgetheilten freyen Bearbeitungen einiger Scenen aus seinen Lust-

spielen ihr Daseyn gegeben. Ein Dichter, der so hoch über dem nicht zur Ehre unsers Kunstsinns und unsers sittlichen Gefühls weiland nur zu beliebten Kotzebue steht, sollte doch von einer Nation nicht ganz auf die Seite gestellt werden, die über ihren Mangel an guten Lustspielen so gerechte Klagen führt.

Einige verbesserte Proben der von dem Verfasser früher schon bearbeiteten, unter dem Titel: Tausend und Eine Nacht, bekannten arabischen Mährchen der gegenwärtigen Sammlung einzuverleiben, hat er um so zweckmäßiger gefunden, jemehr er zweifeln muß, daß der gewöhnliche Mährchenton der Urschrift und der schleppende Styl der vorhandenen deutschen Uebersetzungen Leser von einiger Bildung fest zu halten vermag.

Die nämliche Bemerkung gilt von den Auszügen aus dem treuherzigen, durch seine eigenthümliche Laune sich auszeich-

nenden Simplicissimus, die als getreue Schilderungen der merkwürdigen Zeit des dreyßigjährigen Kriegs auf doppelte Theilnahme Anspruch machen.

Die Betrachtungen eines alten Schauspielers über seinen Stand und seine Kunst werden ohne Zweifel den großen Haufen der Schauspieler und Schauspieldichter zu einem gewaltigen Zorn gegen den Verfasser reitzen. Der vernünftige Theil unter ihnen wird sich aber hoffentlich wenigstens mäßigen, und insbesondere nicht vergessen, daß man mit gewissen Waffen nicht den Feind, sondern nur sich selbst verletzt. Ohnehin erleben wir es vielleicht früher, als wir denken, daß sich Niemand mehr getraut, die Meinungen des alten Schauspielers für ketzerisch zu erklären. Ein Rausch ist bald ausgeschlafen, und das ärgerliche Schwärmen für die Bühne beginnt, trotz der Bemühungen unserer elenden Tagblätter, allmählig der Besonnenheit zu weichen.

Auch die übrigen, in mehreren Aufsätzen gesagten Wahrheiten über literarische Gebrechen und schriftstellerische Thorheiten, so wie über den Geist der Zeit überhaupt, werden dem Verfasser schwerlich viele Freunde erwerben. Aber er wird sich über dieses Unglück leicht trösten, wenn er nur seinen Zweck der Belehrung und der Warnung nicht ganz verfehlt. Wehe dem Schriftsteller, der sich durch Zeitungsterrorismus, er komme von Jena, von Leipzig, oder von — Weissenfels, irre machen läßt! Gibt es doch längst unter uns beynahe gar keine Kritik mehr, und namentlich glauben ein Paar berüchtigte Schriftsteller, die sich für ihre von dem Publikum erfahrene Verachtung an den Werken Anderer zu rächen versuchen, der Pflicht eines Recensenten genügt zu haben, wenn sie, statt ein Buch zu beurtheilen, ihrer von dem Pöbel erborgten

Sprache gegen den Verfasser freyen Lauf lassen.

Von der Aufnahme dieser Sammlung wird ihre dereinstige Fortsetzung abhängen.

Stuttgart, am 11. März 1826.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Biographische Aufsätze.

I. Die edle Frau. Eine Schilderung nach dem Leben. 3

II. Friedrich Rudolph Freyherr von Canitz, der Dichter. 13

Dramatische Dichtungen.

Der Satyrendichter. Scenen aus einem ungedruckten Lustspiele 85

Schriftsteller und Schriftstellerey.

I. Etwas zur Characteristik eines bekannten Schicksalstragödienschreibers. 151

II. Die deutsche Nation als Schuldnerin der Poeten und ihrer Weiber und Kinder. 160

III. Ernst und Philo. Oder die poetischen Preisaufgaben. 167

IV. Die Schönen auf dem Parnaß. 175

V. Bevorstehende Erscheinung einer wichtigen Schrift. 185

VI. Taschenbücher und Almanache. 192

VII. Shakespears Lobpreiser. 194

VIII. Albernheiten und Lügen des Conversationslexicons über Schiller. 202

Seite

Komödienwesen.

Der Schauspieler. Aus den Papieren eines Eingeweihten. 207

Aufsätze vermischten Inhalts.

I. Willibalds Frauenlob und Frauentadel. . . . 223
II. Theodors Gedanken, Einfälle und Meinungen. 226
III. Vorwort zu der noch nicht erschienenen auserlesenen Gedichtesammlung des Verfassers. . . 232
IV. Das achtzehnte Jahrhundert. 235
V. Launen und Phantasien 241
VI. Die Gesellschaft vom neuesten Ton. 295
VII. Die Lebensverlängerung. 304
VIII. Ist es ein Betrug wenn ein Verleger ein Buch unter einem andern, als dem Namen des wahren Verfassers verkauft? 309

Auswahl aus den Mährchen der Scheherazade.

Il Bondocani, oder der Räuberhauptmann. 315

Biographische Aufsätze.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Die edle Frau.

Eine Schilderung nach dem Leben.

Flossen je gerechte Thränen an einem Grabe, so war es bey dem Verlust der Unvergeßlichen, deren Andenken diese Blätter gewidmet sind. Der Welt war sie unbekannt, und selbst ihr Name soll es bleiben. Ohnehin sinkt der Ruhm eines Weibes nur zu gern zum Ruf herab, und mehr als für ihr Gesicht bedarf die Bescheidene des Schleyers für ihre Tugenden. Bücher hat die Verstorbene keine geschrieben, und nur wenige gelesen, und an ihrem Grabe weinen mit

den Ihrigen und Allen, die sie kannten, nur Arme, aber keine Musen. Aber wer kannte sie, und versagt ihr das Zeugniß, daß sich Alles in ihr vereinigte, was die Natur dem Weib überhaupt Schönes, Liebevolles, Edles und Erhabenes verlieh. Und was war sie insbesondere als Gattin, als Mutter, als Freundin! Bey ihrem Bilde verweilen, ist für die Ihrigen und für alle ihre Freunde ein wehmüthig-süßes Geschäft, aber es in seiner schönen und seltenen Eigenthümlichkeit darzustellen, eine schwer zu lösende Aufgabe. Eine kaum zu trübende Heiterkeit, die nur das Eigenthum der reinsten Seele und des liebevollsten Herzens seyn kann, war ein Zug, der sie von Tausenden ihres Geschlechts unterschied. Schon ihr Anblick verkündigte jenes Wohlwollen, das sich nicht erheucheln läßt, und als eine Gabe des Himmels alle Herzen mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zieht. Und wie schön

bewährte ihr Leben, was dieses unnennbare Etwas in ihrem äußern Erscheinen verhieß! Wer darf sagen, er sey von ihr gekränkt, oder beleidigt worden? Und wer kam jemals in den Fall, ihre Alles umfassende Herzensgüte auf die Probe zu setzen, ohne sein Vertrauen gerechtfertigt zu sehen? Mit Sanftmuth ertrug sie, was sie bey Andern verletzte, und Groll und Haß konnten Niemand fremder seyn, als ihr. Das Vielen so schwere Gebot zu verzeihen, war ihr eine leichte Pflicht, und könnte ein Wesen, wie sie, Feinde haben, wie hätte sie auch diese geliebt! Nie hat sie einen Armen von sich gewiesen, und ihr milder Sinn verwarf alle Regeln, die jemals der Verstand ausgesonnen hat, um der Barmherzigkeit Schranken zu setzen. Am liebsten verweilte sie von jeher in ihrem häuslichen Kreise, und ein Vergnügen, das sie diesem auch nur auf Stunden entrückte, war keines fur sie. Vom

Morgen bis zum Abend war sie die waltende ordnende, rastlos thätige Hausfrau, die sorgende Gattin, die pflegende und rathende Mutter, und schwer mußte eine Krankheit seyn, um sie in der Uebung dieser Pflichten zu unterbrechen. Den Dienstboten machte sie durch Güte und Nachsicht ihre Geschäfte zur Freude, und wie eine Mutter wurde sie von ihnen beweint. Gatte und Kinder, Freunde und Hausgenossen vertrauten ihr Freude und Leid, und da man durch jedes Gespräch mit ihr sich erheitert fühlte, und zugleich wußte, daß ihr nichts gleichgültig seyn konnte, was die Geliebten berührte: so war Wichtiges und Unwichtiges ihr vorzutragen, ein Bedürfniß für Alle, die in ihrer Nähe lebten. Niemand verstand besser, als sie, Freuden durch innige Theilnahme zu erhöhen, und den Schmerz durch milden Trost zu lindern. Im Beglücken der Ihrigen fand sie ihr eigenes Glück, und weniger

ihr selbst als Andern gehörte ihr Leben. Selbst den Geschöpfen, die wir die Vernunftlosen nennen, war sie eine Wohlthäterin. Vernachläßigte Hausthiere, zu welchen sich im Winter noch darbende Sperlinge gesellten, empfingen täglich ihr Brod aus ihren Händen. Ihr eigener Lieblingsvogel zeigte eine sichtbare Freude, so oft sie sich ihm näherte; und folgte ihr sogar nach wenigen Tagen im Tode. Allen ihren Tugenden setzte sie durch Sanftmuth und Bescheidenheit die Krone auf, und konnte es anders seyn, da alle als Bestandtheile ihrer edlen Natur gleichsam bewußtlos von ihr geübt wurden? Ihr Werth blieb Niemand verborgen, als ihr, und ein Anerkennen desselben hätte sie mehr verlegen machen, als erfreuen können. Die nur zu wenig erkannte Wahrheit, daß der weibliche Geist keiner künstlichen Bildung bedarf, wurde durch ihr Beyspiel auf eine Art bestätigt, die schon allein ihr Geschlecht

gegen das unnatürliche und widrige Streben nach einem prunkenden Wissen bewahren sollte. Beynahe das einzige Buch, auf welches sich ihr Lesen beschränkte, war die ihr über allen Ausdruck theure Bibel, und doch entging keinem unverdorbenen Sinn die Richtigkeit ihres Urtheils und das Angemessene ihrer Rede. Die Klarheit ihres Verstandes lehrte sie selbst in schwierigen Fällen das Rechte erkennen, und die Gabe, Gutes und Böses nach seinem wahren Werth zu schätzen, hätte sie über jedes, auch das mißlichste Geschick erhoben. Ihr äußeres Betragen zeigte die durch Anmuth gemilderte Frauenwürde in ihrem schönsten Glanz, und in keinem Kreise durfte sie sich vor der Vergleichung mit den Gebildesten ihres Geschlechts scheuen. Gefällig, erheiternd, wohlthätigwirkend im Umgange, war sie weit entfernt, gefallen zu wollen. Gern zog sie sich in Gegenwart Vieler zurück. Aber wie freudig

überrascht war Jeder, dem ein Zufall die im Verborgenen blühende Blume entdeckte. Mehrere ausgezeichnete Männer waren ihre Freunde, und achteten sie nicht minder wegen der Vorzüge ihres Geistes, als wegen ihrer geselligen und häuslichen Tugenden. Wehe auch dem Manne, der den Werth eines solchen Wesens nicht zu schätzen verstünde.

Nicht ohne die innigste Wehmuth wird man es lesen, daß unter allen Tugenden der Verklärten die Geduld im Leiden diejenige war, die von ihr nach einem Rathschlusse, den wir stillschweigend anbeten, am meisten geübt werden sollte. Schon im jugendlichen Alter war ihr zarter Körperbau manchen oft bedenklichen Krankheitsanfällen ausgesetzt. Aber vier Jahre vor ihrem Tode traf sie das harte Schicksal, an beyden Füßen gelähmt zu werden. Die christliche Fassung, der heitere Muth, mit welchen sie dieses schwere Leiden ertrug, sind vielleicht ohne Beyspiel.

Aber, wen ergreift nicht die wehmüthigste Bewunderung, wenn er vernimmt, daß die Leidende, die ihre Tage theils auf dem Krankenlager, theils auf einen Sitz gefesselt verlebte, trotz ihrer beynahe ununterbrochenen Schmerzen, die Ihrigen keinen Augenblick die thätige Hausmutter vermissen ließ? Noch immer nährten diese die Hoffnung, ihre heißen Gebete für die Genesung der besten Gattin, der zärtlichsten Mutter, der treuesten Freundin erfüllt zu sehen. Allein unvermuthet gesellte sich zu ihren übrigen Leiden ein gallichtes Fieber, das gleich beim Eintritt zu den größten Besorgnissen berechtigte. Trotz aller angewandten Mittel nahmen die Kräfte der theuern Leidenden sichtbar ab, und schon am siebenten Tage der Krankheit endigte ein sanfter Schlummer ihr edles, segenvolles Leben. Mit ihrem Gatten weinen zwey Töchter und ein Sohn an ihrer Ruhestätte, und nur zu gerecht ist ihre Frage: Wo ist ein

Ersatz für unsern Verlust, und ein Balsam für unsern Schmerz?

Ein einfacher Stein bezeichnet den Hügel, der ihre sterblichen Reste bedeckt, und sagt mit Wahrheit von ihr: „Die Unvergeßliche ging ein zum Himmel, zu welchem sie die Erde den Ihrigen machte."

Folgende Worte der Wehmuth mögen die gegenwärtige Schilderung, die kaum den Namen eines Schattenbilds verdient, und unendlich hinter dem Werth ihres Gegenstands zurückbleibt, beschließen.

Wenn wird der Menschheit ernstes Loos
Uns mit der Schlummernden vereinen?
Seit sie die Augen lächelnd schloß,
Vermögen unsre nur zu weinen.

Ihr Wandel ist im schönern Licht.
Doch unser Herz, es blutet immer,
Sie starb, doch unsre Liebe nicht,
Und unser Schmerz, auch er stirbt nimmer.

Nicht hier, fern ist der Wehmuth Ziel!
Kein Trost in der Verwesung Scenen!
Am Grab, wer tadelt das Gefühl?
Am Grabe ziemen sich nur Thränen.

Doch bald zerrinnt ein Tropfen Zeit!
Die Stunde naht, die wir erflehen!
Sie naht, sie naht! O Seligkeit,
Dich nennt die Liebe Wiedersehen!

II.

Friedrich Rudolph Ludwig,

Freiherr von Canitz,

der Dichter.

Wer sollte im neunzehnten Jahrhundert es glauben, daß ein Dichter Sonette, und noch obendrein geistliche Sonette schreiben, und doch vergessen werden kann? Wissen aber nicht selbst manche der heutigen Sonettenschreiber so wenig von einem Dichter, der Canitz hieß, als wahrscheinlich in Kurzem die ganze Welt von ihnen wissen wird? Doch der wackere Canitz ist nur von Leuten vergessen, die keinen andern Poeten kennen, als sich selbst. Der Freund der Literatur

ehrt noch jetzt wenigstens seinen Namen, wenn gleich die Welt, von welcher seine Gedichte gelesen wurden, seit einem halben Jahrhundert ausgestorben ist.

Das Leben unsers Dichters schrieb der bekannte sächsische Hofpoet, Johann Ulrich König, und aus dieser Schrift und dem Ehrengedächtniß, welches dem Verstorbenen von dem als Dichter nicht unrühmlich bekannten Ceremonienmeister von Besser, in Dresden, gestiftet wurde, sind die folgenden Nachrichten gezogen.

Canitz wurde den 27. November 1654 zu Berlin, und zwar als ein vaterloser Waise geboren. Sein Biograph ermangelt nicht, für den Adel seines Geschlechts, sowohl von der Schwertseite, als von der Spinnseite, die nöthigen Beweise beyzubringen, die aber, wenn gleich einige bekannte hochgeborne Poeten unserer Tage aus ihrem Stammbaum nicht nur ihre Abkunft, sondern auch ihre

geistigen Vorzüge vor andern Sterblichen, und überhaupt ihren Werth als Menschen darthun wollen, billig hier übergangen werden.

Da seine Mutter bald nach seiner Geburt dem Beyspiele der meisten jungen Wittwen folgte, und eine neue Verbindung einging, so nahm ihn seine Großmutter von mütterlicher Seite, die über die zweyte Heirath ihrer Tochter sehr unwillig war, zu sich und die würdige Frau ließ sich die Erziehung ihres Enkels, der, wie sein Biograph sagt, schon als Kind in ganz Berlin andern Kindern zum Muster vorgestellt wurde, mit eben so viel Ernst als Liebe angelegen seyn. Unter vielen Lehrmeistern wählte sie für ihn, nicht ohne Rath der Vormünder, die besten, und der Zögling sollte nach ihrem Willen sowohl in den christlichen Pflichten, als in den adelichen Tugenden, und überdieß in allen dem Hof- und Staatsmann nöthigen Wissenschaften, Sprachen und Leibesübungen

unterrichtet werden. Hurtig war, wie König sagt, sein Geist, trefflich sein Gedächtniß, und unermüdet sein Fleiß. Und was kann ein Jüngling mit diesen Eigenschaften nicht ausrichten? Schon im siebzehnten Jahre fühlte er sich fähig, eine der Unterrichtsanstalten zu beziehen, auf welchen, wenn man ihrem Namen glauben darf, die Musen selbst ihren Sitz haben. Seine Wißbegierde siegte über die Liebe seiner Großmutter und seiner Mutter, die ihn in diesem zarten Alter noch nicht der Fremde anvertrauen wollten, und er bezog im Jahr 1671 die hohe Schule zu Leyden. Aber schon nach dem Ablauf eines Jahrs mußte er, weil die Großmutter fand, daß Leyden von Berlin gar zu weit entfernt war, zurückkehren, und erst im Jahr 1673 ließ sie ihn wieder von sich, um sein Studieren in Leipzig zu vollenden.

Sein Fleiß auf den hohen Schulen war

nicht geringer, als auf den niedrigen, und kaum hätte, wie sein Biograph sagt, die Noth ihn zu einem größern anspornen können. Die erste Frucht dieses Fleißes war eine von ihm öffentlich vertheidigte historisch-politische Untersuchung, deren vollständiger Titel ist: Dissertatio historico-politica de cautelis principum circa colloquia et congressus mutuos, quam sub praesidio viri excell. Dni. Mag. Jacobi Thomasii, eloquentiae professoris publici celeber. publice defendendam suscipiet ad d. 17. Octobr. Anno 1674. Fried. Rud. Lud. a Kanitz. Eques March. Lipsiae.

Aber die Themis mußte es sich gefallen lassen, ihren jungen Priester mit den Musen zu theilen. Die Neigung zur Dichtkunst war ihm, wie König sagt, so gut angeboren, als dem Petrarch, dem Marino, dem Caraccio und andern berühmten Dichtern, und er selbst schildert die ersten Aeußerungen dieser Neigung

in seiner Satyre von der Poesie auf folgende Art:

„In meinem Schülerstand, auf den bestäubten Bänken,
Hub sich die Kurzweil an. Sollt' ich auf Sprüche denken,
Die man gezwungen lernt, und länger nicht bewahrt,
Als bis der kluge Sohn nach Papageyen Art
Sie zu der Aeltern Trost dem Lehrer nachgesprochen,
So ward mir aller Fleiß durch Reimen unterbrochen."

Sein Gefährte auf der rauhen Bahn zum Helikon war Nicolaus Zapfe, der als Hofmeister eines studierenden jungen Edelmanns, des Herrn von Bose, sich zugleich mit ihm in Leipzig befand, und mit welchem er, wie mit dem Zögling desselben, und einem andern Studierenden, Hans Haubold von Einsiedel, sich durch die innigste Freundschaft verbunden hatte. Beyde Freunde theilten ihre Versuche, die theils in eigenen Gedichten, theils in Uebersetzungen bestanden, einander mit, und unser Dichter fand nur diejenigen seiner Ge-

dichte seines eigenen Beyfalls werth, die den Beyfall des Freundes nicht verfehlten.

Im Jahre 1675 verließ er Leipzig, und kehrte mit der Hoffnung nach Berlin zurück, sogleich auf Reisen gehen zu dürfen. Aber gegen seine Wünsche kämpfte abermal die Liebe der Großmutter, und es verzog sich beynahe bis zu Ende des Jahrs, ehe die gute Frau sich entschließen konnte, den einzigen Erben den Gefahren einer langen Reise preis zu geben. Zu seinem Führer wurde nach langer und sorgfältiger Wahl der churfürstliche Secretär Weiß, der sich vor Andern durch den Umstand empfahl, daß er erst kürzlich von einer Reise aus Frankreich über Holland zurück gekommen war, ernannt, und mit einer eigenen, von Mutter und Großmutter unterschriebenen, wie König sagt, wohl eingerichteten Reiseordnung versehen.

Das erste Ziel seiner Reise war Italien. Vergebens hoffte er in Leipzig auf der Durch-

reise seinen Freund Zapfe zu finden. Er eilte mit der nämlichen Hoffnung nach Jena, und sah sich abermal getäuscht. Sein Freund, in dessen Wohnung er sich sogleich nach seiner Ankunft, um ihn zu überraschen, begab, war wenige Tage zuvor verreist, und Canitz schrieb ihm an seinem Schreibtische einen verbindlichen Abschiedsbrief, der zugleich die Bitte um seinen Briefwechsel enthielt.

Nach einer wegen der beynahe unerträglichen Hitze sehr beschwerlichen Reise über Augsburg und Insbruck kam er mit seinem Gefährten schon im November in Venedig an, und da wenige Tage nach seiner Ankunft die deutsche Landsmannschaft dem neugewählten Doge, Niclas Sagredo, ihren Glückwunsch abstattete, so schlossen sich die Ankömmlinge, auf erhaltene Einladung, an sie an, und sahen bey dieser Gelegenheit den hohen Rath von Venedig in seiner ordentlichen Versammlung.

Von Rom, wohin unser Dichter sich zu Ende des Monats begab, reiste er sogleich auf kurze Zeit nach Neapel, und kehrte, nachdem er alle dortigen Merkwürdigkeiten betrachtet, und sich in den Buchläden mit einem nicht unbeträchtlichen Vorrath seltener italienischer Bücher versehen hatte, nach Rom zurück. In dieser Stadt war ihm der Umgang mit einem gelehrten Deutschen, D. Loretti, von großem Nutzen, weil dieser ihm nicht nur in der italienischen Sprache, sondern auch in den römischen Alterthümern, in der Erdbeschreibung überhaupt, und in der Beschreibung der italienischen Staaten insbesondere Unterricht ertheilte. Und da sein Gefährte durch das Empfehlungsschreiben eines italienischen Gelehrten Zutritt bey dem berühmten Jesuiten Kircher erlangte, so wurde auch er mit diesem merkwürdigen Landsmanne bekannt, und wußte sich gleich bey der ersten Unterredung so beliebt bey ihm

zu machen, daß er ihm nicht nur die Erlaubniß, ihn zu jeder Zeit zu besuchen, ertheilte, sondern ihn auch mit allen seinen Merkwürdigkeiten, und mit seinen neuesten Erfindungen, besonders in Wasserkünsten, bekannt machte, und ihn in der Folge sogar selbst in verschiedenen Wissenschaften und in der Tonsetzkunst unterrichtete.

Nachdem in Rom nichts Merkwürdiges mehr für ihn zu sehen war, begab sich Herr von Canitz nach Florenz. Die Empfehlungsschreiben Kirchers, die er in diese Stadt mitbrachte, wurden von ihm um so sorgfältiger benutzt, da es ihm bey seinen Reisen, wie sein Biograph sagt, vorzüglich um die Bekanntschaft bedeutender und gelehrter Männer zu thun war. Menschen, glaubte er, müsse man besuchen, und nicht Berge und Flüße besichtigen, wenn man klug werden wolle, und nicht durchziehen und beschauen, sondern lernen und erfahren, hieß bey ihm recht

reisen. Auch bey dem Großherzog erhielt er durch eine hohe schriftliche Verwendung Zutritt, und wurde von ihm um so gnädiger empfangen, da er sich noch der ihm von der Mutter des Dichters und seinem Stiefvater, dem Freyherrn von der Goltz, bey seinem Aufenthalt in Berlin erzeigten Gefälligkeiten erinnerte. Gleich am Morgen nach der Aufwartung schickte ihm der Großherzog ein Geschenk von fetten Kapaunen und anderm Federvieh, von großen Würsten, Marzellinkäsen, Zuckerwerk und andern Leckerbissen, besonders aber von den herrlichsten Verdea, Clairetto, Trebisono und ähnlichen Weinen; und ob ihn gleich dieses Geschenk, wie er in einem Schreiben an seinen Freund Zapfe sagt, ein ziemliches Trinkgeld an die überbringenden Bedienten kostete, so hätte er doch gern doppelt soviel gegeben, wenn er die köstlichen Gaben in der angenehmen Gesellschaft eben dieses Freunds hätte genießen können.

Zugleich mit dem Prinzen von Curland, der sich ebenfalls in Florenz eingefunden hatte, nahm unser Dichter alle florentinischen Kostbarkeiten in Augenschein, und besuchte besonders die großherzogliche Bibliothek, deren damaliger Aufseher der berühmte Magliabechi war.

Von Florenz kehrte Herr von Canitz über Bologna und Ferara nach Venedig zurück, und war am Himmelfahrtstage in Gesellschaft des Herzogs von Gotha, dessen besondere Achtung er genoß, Zeuge der gewöhnlichen Vermählungsfeyerlichkeit des Doge mit dem Meere.

In Padua, wohin er sich von Venedig begab, besuchte er den gelehrten Carl Patin, mit welchem er schon in Venedig zusammengetroffen war. Die Bekanntschaft dieses Mannes, der einige Jahre zuvor aus Frankreich hatte entweichen müssen, war ihm von großem Nutzen, indem er ihn mit den berühmtesten Gelehrten in Padua, namentlich mit Ottavio

Ferari, mit dem Mönch Francesco Maiado, mit dem berufenen Sternkundigen Carl Rinaldini, mit dem Arzt Anton Molinetto, mit dem als Philosophen bekannten Grafen Jacob Zabarella, und mit dem Zergliederer Dominico Marchetti, bekannt machte. Bey seiner Abreise versah er ihn mit Briefen an den bekannten Mascardi in Verona, an den Domherrn Settali, und den Bibliothekar Bußka, zu Mayland.

Mascardi in Verona empfing unsern Dichter auf's freundschaftlichste, und zeigte ihm alle seine Seltenheiten. Der Bibliothekar Bußka in Mayland bewies sich nicht minder gefällig gegen ihn, indem er ihn nicht nur in dem berühmten ambrosianischen Büchersaale herumführte, sondern ihm auch die dort in Menge aufbewahrten seltenen Handschriften nach Gefallen vorzeigte. Von hier begab er sich nach Genua, und nach einem kurzen Aufenthalt daselbst nach Turin. An

dem dortigen Hofe fand er die allzueingeschränkte Lebensweise der Italiener durch französische Sitten ein wenig gemildert, und besuchte ihn daher während seines nur einige Tage dauernden Aufenthalts um so fleißiger.

Von Cambery, wohin die Reisenden über den Mont-Cenis gelangt waren, ging der Hofmeister nach Lyon voraus, um wegen des Kriegs einen Geleitsbrief von dem Erzbischof zu erhalten, Herr von Canitz aber begab sich einstweilen in der Hoffnung nach Genf, seine Freunde, die Herrn von Einsiedel und Bose, daselbst zu finden. Da diese Hoffnung unerfüllt blieb, so folgte er, nachdem er Genf genug hatte kennen lernen, mit einem nicht unbedeutenden Vorrath eingekaufter italienischer zum Theil verbotener Bücher seinem Fuhrer nach Lyon.

Unter den Gelehrten dieser Stadt, in welcher er die Gelegenheit, sein Sprachstudium und seine Leibesubungen fortzusetzen,

nicht unbenutzt ließ, war es vorzüglich der bekannte Span, der sich gegen ihn um so gefälliger erzeigte, weil er sich geraume Zeit in Ulm, in welcher Reichsstadt sein Vater geboren war, aufgehalten hatte, und eben daher Deutschland als sein halbes Vaterland betrachtete.

Nach einem beynahe dreymonatlichen Aufenthalt in Lyon begab sich Herr von Canitz mit seinem Gefährten durch die Provence und Languedoc über Vienne und Avignon durch's Gebirge nach Hyers, und von diesem Ort über Toulon, Marseille, Arles, Nismes und Montpellier nach Toulouse, wo sie den durch verschiedene lateinische und französische Werke berühmten Alteserra besuchten. Nach Bourdeaux reisten sie zu Schiffe, und kamen endlich mit der gewöhnlichen Landkutsche über Blois und Orleans zu Ende Oktober glücklich in Paris an.

In dieser berüchtigten kleinen Welt wurde

Herr von Canitz bald nach seiner Ankunft durch den vormaligen französischen Gesandten in Berlin, Milet, dem Dauphin vorgestellt, und dieser Prinz hatte die Gnade, den jungen Deutschen einer ziemlich langen Unterredung zu würdigen. Die Zeit seines Aufenthalts, während welcher er noch öfters den Hof besuchte, widmete er vorzüglich der französischen, spanischen und englischen Sprache, und trieb das Studium mit einem Eifer, der ihn, wie er sich in einem Brief an seinen Freund Zapfe ausdrückte, ein lebendiges Wörterbuch in vier bis fünf Sprachen zu werden hoffen ließ. Zugleich verabsäumte er auch andere Wissenschaften so wenig, als die adelichen Uebungen. Er nahm Unterricht in der Baukunst, und machte auf der Reitschule, wie sein Biograph sagt, so große Fortschritte, daß er in kurzer Zeit, ohne die Dazwischenkunft einer sehr hartnäckigen Krankheit, ein vollkommener Meister dieser

Kunst geworden wäre. Eben diese Krankheit, und weil überhaupt die Pariser Luft seiner Natur nicht zuzusagen schien, bewog ihn zu dem Entschluß, seinen Aufenthalt in dieser Stadt, der nach seinem Reiseplan anderthalb Jahre hätte dauern sollen, auf acht Monate zu beschränken, und er eilte um so mehr, England zu besuchen, da eine von Hause erhaltene Nachricht von einer dritten Heirath seiner Mutter, die sich von ihrem zweyten Gemahl aus Eifersucht hatte scheiden lassen, ihm ohnehin seine Rückkehr zu beschleunigen rieth.

Auf der Reise nach London war Herr von Canitz der Einzige, der nichts von der Seekrankheit litt. Nach seiner Ankunft daselbst wartete er zuerst dem churbrandenburgischen Gesandten, Freyherrn von Schwerin, auf, der ihn, als ob er bereits eine Ahnung davon gehabt hätte, daß der junge Reisende dereinst sein Schwiegersohn werden würde, mit außerordentlichem Wohlwollen behandelte.

durch den dänischen Gesandten von Gör, einen Mann, der beynahe alle europäischen Sprachen redete, und sowohl seines Verstandes, als seiner Erfahrung wegen allgemein geachtet war, wurde er in die vornehmsten Häuser, sowohl in der Stadt, als auf dem Lande eingeführt. Zutritt bey Hofe, und Gelegenheit, den König bey der bekannten Krankenberührung zu sehen, verschaffte ihm der Freyherr von Schwerin. Endlich wohnte er auch einem großen Gastmahle bey, das der Lordmajor den mit ihrer Amtstracht geschmückten Aldermännern gab; und wurde, sammt den übrigen anwesenden Deutschen, von dem Herrn des Hauses mit vieler Auszeichnung behandelt.

Von London ging die Reise durch die Niederlande nach Leyden, und nach einem kurzen Aufenthalt in dieser Stadt nach dem Haag, das er nach vierzehn Tagen verließ, um sich nach Nimwegen zu begeben, in wel-

cher Stadt gerade damals der berühmte Friede, der ihren Namen führt, unterhandelt wurde.

Von Nimwegen kehrte endlich Herr von Canitz über Cleve und durch die übrigen churbrandenburgischen Länder nach Berlin zurück, und die Freude des Wiedersehens war bey den Seinigen um so größer, da er, nach dem Ausdrucke seines Biographen, als ein zum gemeinen Besten schon vollkommen ausgearbeiteter junger Mensch von seinen Reisen zurückgekommen war. Zum Beweise, daß er auch vor den Augen des großen Friedrich Wilhelm Gnade gefunden hatte, ernannte ihn dieser beynahe im Augenblick seiner Zurückkunft zum Kammerjunker.

Seine Großmutter hatte inzwischen, bey einem Alter von mehr als siebzig Jahren, sich besonders durch die ihr höchst mißfällige dritte Vermählung seiner Mutter bewogen gefunden, ihren letzten Willen gerichtlich nie-

derzulegen. Durch diese Urkunde wurde dem geliebten Enkel ihr einträglichstes Gut Blumberg, nebst ihrem Wohnhaus in Berlin, die beyde zusammen einen Werth von mehr als siebzigtausend Thalern hatten, nebst vielen Kostbarkeiten zugesichert. Den übrigen Theil des Vermögens sollte zwar seine Mutter, jedoch nur unter der Bedingung erben, daß nach ihrem Absterben der ganze Nachlaß dem Sohne zu Theil würde.

Gleich nach seiner Anstellung mußte Herr von Canitz dem Churfürsten in den Feldzug nach Pommern folgen, und während er sich bey der Belagerung von Stettin befand, erhielt er einen Besuch von seinem Freund Zapfe, der vorzüglich seinetwegen, theils aber auch um die Belagerung mit anzusehen, und theils um wegen einer ihm angebotenen Hofmeisterstelle zu unterhandeln, sich zu der Reise entschlossen hatte.

Indessen wurden beyde Freunde von der

herrschenden Lagerkrankheit befallen, und sahen sich genöthigt, nach Berlin zurückzukehren. Während ihres Aufenthalts daselbst begegnete dem Herrn Zapfe ein Zufall, den der Erzähler mit Recht seltsam nennt. Ihm träumte nämlich, er habe sich mit einem aus Paris mitgebrachten, schön gearbeiteten Federmesser am Fuß verwundet. Das Schrecken über den Traum weckte ihn aus dem Schlafe, und als er kurz nachher aufstand, verwundete wirklich das Messer, das bey Nacht vom Tische in einen seiner Pantoffeln gefallen war, ihm die linke große Zehe so bedeutend, daß die Heilung sich mehrere Wochen verzog. Herr von Canitz erbat sich das unheilbringende Werkzeug zum Andenken, und sein Freund übersandte es ihm mit einem Gedicht in Knittelversen, von welchem der Biograph nur noch den Anfang, der also lautet, mittheilen konnte:

„Hier schick' ich Dir das Federmesser,
Gebrauche Dich desselben besser,
Als meine linke Zeh gethan,
Die nach dem Traum sich spießte dran.
Doch frag' die Amme vor darum,
Wie man mit Messern gehet um."

Eben dieser Freund wußte sich bey der Großmutter des Herrn von Canitz so beliebt zu machen, daß sie endlich auf sein Vorwort ihrem Enkel die ihm bisher versagte Erlaubniß ertheilte, seine Mutter auf ihrem nahe gelegenen Gute Dietersdorf zu besuchen.

Bey dem Besuch, bey welchem ihn Herr Zapfe begleitete, fand Herr von Canitz soviel Gefallen an seinem Stiefvater, daß er sich, trotz des großmütterlichen Verbots, bereden ließ, bey ihm zu übernachten. Allein eine heftige Uebelkeit, die ihn nach dem Rauchen einer Pfeife Taback anwandelte, machte, besonders da er sich des großmütterlichen Mißtrauens gegen den Stiefvater erinnerte,

auch ihm den übrigens, wie die Folge lehrte, ganz schuldlosen Mann so verdächtig, daß er sich auf inständiges Zureden seines Freundes entschloß, das Haus plötzlich zu verlassen, und noch in der Nacht nach Berlin zurückzukehren. Er entschuldigte jedoch sein Verschwinden in einem Brief an seine Mutter mit dem Befehl der Großmutter, der er sein Zurückkommen an demselben Tage ausdrücklich hatte versprechen müssen, und blieb auch mit dem Stiefvater, dem er in der Folge viele Wohlthaten zu erzeigen Gelegenheit hatte, in gutem Vernehmen.

Die Wohnung in dem großmütterlichen Hause kostete ihm seine Freyheit, die er an eine schöne Nachbarinn, ein Fräulein von Arnimb, verlor. Die äußern Vorzüge dieser seiner Erkorenen wurden nach dem Zeugniß von ganz Berlin nur von ihren innern übertroffen. Wie die dem Herkules am Scheidewege begegnende Tugend von Xenophon gemalt

wird, sagt unser Biograph, zeigte Fräulein von Arnimb Sittsamkeit in jeder ihrer Geberden, Schamhaftigkeit in ihren blauen Augen, und Majestät im liebreichsten Antlitz. Kaum war aber der Liebende der Erwiederung seiner Neigung gewiß, als ihn schon der Schmerz der Trennung von dem liebsten seiner Freunde, dem Herrn Zapfe, erwartete, der seinen Zögling auf Reisen führen mußte. Beyläufig ist noch zu bemerken, daß er sich bisher in müßigen Stunden mit diesem Freunde im Uebersetzen aus dem Französischen geübt hatte. Er wählte sich zu seiner Uebung die Maximes d'amour eines ungenannten Dichters, und sein Freund, der sich schon früher durch seine Uebersetzung der ersten Satyre des Boileau den besondern Dank ihres berühmten Verfassers erworben hatte, einige Scenen aus der Phädra des Racine.

Bald nach der Abreise seines Freundes

traf auch unsern Dichter das unerwünschte Loos, Berlin zu verlassen, um dem Churfürsten in den Pommerschen Feldzug zu folgen, der sich durch die Wegnahme der Insel Rügen und Stralsunds auszeichnete. Nicht günstiger war ihm von dieser Seite das folgende Jahr, indem er, da der Churfürst mitten im härtesten Winter in Begleitung seiner Gemahlin und des Churprinzen und nachherigen Königs nach Preußen aufbrach, um dieses Land, wie es auch in der Folge geschah, von den durch Curland aus Liefland eingedrungenen Schweden zu befreyen, sich ebenfalls mit dem ganzen Hofstaat dahin begeben mußte.

Nach geendigtem Feldzuge wurde ihm von dem Churfürsten die Amtshauptmannschaft der Aemter Zoßen und Trebbin, die ihm sein gewesener Stiefvater, der General Freyherr von der Goltz, aus besonderer Zuneigung abtrat, übertragen.

Erst im Jahre 1680 verlobte er sich förmlich mit seiner Geliebten, weil beide den Grundsatz hatten, einer Verbindung, wie die Ehe, müsse sorgfältige Prüfung der Gemüther vorangehen. Die Verbindung selbst wurde erst im Februar des folgenden Jahrs vollzogen. Die Vorsicht, mit welcher er bey einem der wichtigsten Schritte des Lebens zu Werke gegangen war, belohnte sich aber dafür auch selbst in einem solchen Grade, daß sein Lebensbeschreiber öffentlich sagen durfte, Herr von Canitz würde, wäre es ihm gestattet gewesen, sich als ein zweyter Pygmalion die Gefährtin seines Lebens selbst zu bilden, keine andere als die nämliche Doris, die ihn das Schicksal hatte finden lassen, durch seine Kunst hervorgebracht haben.

Weil zu jener Zeit sich der Hof nur selten in Berlin befand, so wurde unserem neuvermählten Dichter das schöne Loos zu Theil, das Glück seiner Verbindung die ersten Mo=

nate auf seinem Landgut Blumberg zu genießen. Allein das Vertrauen, das der Churfürst ihm schenkte, ließ ihn nicht lange seiner philosophischen Einsamkeit sich freuen. Er erhielt einen Wink, daß der Churfürst, weil er zu Staatsversendungen brauchbar erachtet werde, ihn öfters bey Hofe zu sehen verlange. Wirklich wurde er auch bereits im folgenden Herbstmonate nach Potsdam berufen, und mit der Bestallung eines churfürstlichen Hof- und Legationsraths ihm zugleich der ausdrückliche Befehl ertheilt, mehr als bisher um die höchste Person seines Herrn zu seyn, weil die damaligen Umstände es nöthig machten, daß immer Jemand bey der Hand sey, der zu Versendungen gebraucht werden konnte.

Dieser ehrenvolle Beweis des Vertrauens, dessen er von seinem Herrn gewürdigt wurde, konnte ihm, so sehr ihn auch der Gedanke an eine Trennung von seiner Neuvermählten

schmerzte, doch nicht anders als schmeichelhaft seyn. Zu gleicher Zeit erfreute ihn auch die Nachricht von der Beförderung seiner beyden Freunde Weiß und Zapfe, von welchen jener zum churbrandenburgischen Kammerrath, und dieser zum hochfürstlich-sächsischen Kirchenrath in Zeitz ernannt wurde. Als Herr Zapfe ihm von seiner Verheirathnng Nachricht gab, antwortete er ihm unterm 12. Febr. 1682, er wünsche, daß seine Geliebte, wenn nicht ein fruchtbarer Weinstock, doch ein immer grünender Tannenbaum sey, der es an Zapfen niemals fehlen möge.

Im Jahr 1682 nahm er einige ihm von seiner Großmutter abgetretene Güter in der Niederlausitz in Besitz, und in der Ostermesse reiste er in seinen eigenen Angelegenheiten nach Leipzig und Halle, bey welcher Gelegenheit zugleich sein Freund Zapfe von ihm besucht wurde.

Schon im ersten Jahr seiner Verheira-

thung machte ihn seine Gemahlin zum glücklichen Vater. Bald nachher mußte er sich zu einer Gesandtschaft an die sämmtlichen churfürstlichen Höfe am Rhein anschicken. Er sollte nämlich sich nach Cöln, Trier, Heidelberg und Mainz, und zuletzt nach Frankfurt am Mayn, gleich den übrigen churfürstlichen und fürstlichen Gesandten begeben, die, ob sie gleich nicht unter den damaligen Reichsabgeordneten begriffen waren, sich doch zur Wahrnehmung des Besten ihrer Höfe dort aufhielten.

In Maynz hatte er die Geschicklichkeit, oder das Glück, dem Churfürsten, trotz den Bemühungen einer Gegenpartie, friedliche Gedanken beyzubringen, und sein Verdienst bey dieser Unterhandlung wurde in Berlin nach seiner Zurückkunft allgemein anerkannt. Es sey, sagte man, was er zu Stande brachte, mehr ein Meisterstück eines alten erfahrenen Staatsmanns, als eine Probe

eines jungen, noch nicht dreyßigjährigen Gesandten zu nennen. Zum Zeichen seiner Zufriedenheit ertheilte ihm der Churfürst aus eigener Bewegung statt der Aemter Zoßen und Trebbin, die ansehnlichere Amtshauptmannschaft Muhlenhof und Müllenbeck.

In wichtigen Angelegenheiten wurde er im März 1684 nach Cöln, wohin er mit einem Auftrage wegen der Hildesheimischen Streitigkeiten über Hannover gehen mußte, abgeordnet, und schon am Ende des Jahrs kehrte er mit dem Beyfall beyder Höfe über seine glücklich vollzogenen Geschäfte nach Berlin zurück.

Die Zwistigkeiten zwischen dem Herzog von Zelle und der Stadt Hamburg wegen der bekannten Sache des Bürgermeisters Meurer veranlaßten im Februar 1685 seine Sendung nach Niedersachsen. Er sollte dem Herzog nachdrückliche Vorstellungen wegen seines gewaltsamen Verfahrens gegen Hamburg machen,

diese Stadt selbst aber von allem feind=seligen Bezeugen abmahnen, und ihr ver=träglichere Maßregeln anrathen. Sein Ge=schäft hatte auch anfänglich erwünschten Fort=gang, indem auf die Vorstellung, daß der Churfürst die Hamburger auf keine Weise kränken lassen würde, der Herzog, so sehr er auch fortfuhr, sich auf die hohe kaiserliche Verordnung zu berufen, und zugleich über die damals bey dem Pöbel in großem Ansehen stehenden Hamburgischen Bürger, Schnittger und Jastram, heftige Klagen zu führen, dennoch friedlichere Gesinnungen annahm, und da es dem Herrn von Canitz durch die beyden letztgenannten Männer, deren Ver=trauen er sich in einem hohen Grade zu er=werben gewußt hatte, gelang, den größern Theil der ihnen anhängenden Bürgerschaft für seine Zwecke zu gewinnen: so sah man bereits einem erwünschten Vergleich entgegen, als plötzlich der von dem Herzog der Stadt

mit harten Ausdrucken zugeschickte kaiserliche Schutzbrief für den Burgermeister Meurer die Gemuther wieder in dem Grad erbitterte, daß sich die Unterhandlungen völlig zerschlugen. Die Folge dieser ungünstigen Wendung der Dinge war, daß Herr von Caniß von seinem Hofe Befehl erhielt, zurückzukehren, zuvor aber dem Herzog zu erklären, daß Se. churfürstliche Durchlaucht fest entschlossen wären, die Stadt Hamburg mit Nachdruck zu beschutzen.

Da nach der Abreise des Herrn von Caniß wegen der in Hamburg enthaupteten Luneburgischen Kriegsbedienten, welche die Entfuhrung Schnittgers und Jastrams versucht hatten, die Sachen in noch größere Verwirrung geriethen, indem der kaiserliche Hof auf's Neue heftig gegen Hamburg entrustet wurde: so sandte der Churfurst, indem er zugleich an den kaiserlichen Hof zu Gunsten der Stadt wegen der nicht ihr, sondern

dem unbändigen, damals den Meister spielenden Pöbel zur Last fallenden Unordnungen eine Vorstellung gelangen ließ, den Herrn von Canitz im September abermal nach Zelle und Hamburg, um wo möglich die beyderseitigen Beschwerden in Güte beyzulegen. Allein dieser heilsame Zweck konnte, weil eines theils die Hamburger wegen ihres gewesenen Bürgermeisters Meurer zu heftig gegen Zelle gereizt waren, und andern theils der Herzog sich auf den kaiserlichen Beystand verließ, zugleich aber auch Schnittger und Jastram, gegen die Warnung des Herrn von Canitz, dem dänischen Hofe zu sehr anhingen, nicht erreicht werden, und Herr von Canitz wurde daher mit dem Ausgange des Jahrs abermal zurückberufen.

Im März des folgenden Jahrs erfreute endlich seine Gemahlin den Herrn von Canitz mit einem längst gewünschten männlichen Erben. Aber schon im September mußte der

frohe Vater sich wieder aus seinem glücklichen Kreise entfernen. Der Churfürst sandte ihn theils zum Glückwunsche wegen der Eroberung Ofens, theils wegen der noch immer fortdauernden Hamburgischen Unruhen, welche inzwischen für Schnittger und Jastram den Verlust ihrer Köpfe herbeygeführt hatten, an den Kaiser nach Wien. Während seines Aufenthalts daselbst erhielt er den Auftrag zu einer Reise nach Ungarn, zu dem unter den Befehlen des Generals Schöning stehenden, dem Kaiser überlassenen achttausend Mann churbrandenburgischen Hülfstruppen, und dichtete bey dieser Gelegenheit in Ofen die in der Sammlung seiner Werke stehende Trauerode auf seinen dort im Sturm gebliebenen Freund, den Grafen Dietrich von Dohna.

Kaum war er wieder in Wien eingetroffen, als das Absterben des churbrandenburgischen Residenten von Schmettau eine Verlängerung seines Aufenthalts veranlaßte.

Durch die Vollziehung der ihm bey dieser Gelegenheit aufgetragenen Unterhandlungen, deren hauptsächlichster Gegenstand das damalige Verhältniß mit Frankreich war, wußte er sich die Gnade des Kaisers und die Achtung des ganzen Wiener Hofs in einem solchen Grade zu erwerben, daß der Kaiser sich bewogen sah, seine Zufriedenheit mit seinem Betragen dem Churfürsten in einem eigenen Handschreiben zu bezeugen.

Zwey spätere Aufträge, den Herrn von Jena zu Regensburg, wegen eines gegen ihn entstandenen Mißvergnügens, und den Herrn von Fuchs bey den Unterhandlungen zu Altona abzulösen, verbat er sich, und blieb auch wirklich mit ihnen verschont.

Der Tod des Churfürsten Friedrich Wilhelm im Jahr 1688 änderte so wenig in seinen bisherigen Verhältnissen, daß ihn vielmehr dessen Nachfolger, Friedrich der III., indem er ihn in allen seinen Aemtern bestätigte,

zugleich zu der Würde eines Geheimen Raths erhob. Zugleich wurde er aber von Neuem nach Wien abgeordnet, um den hohen Trauerfall dem Kaiser persönlich anzuzeigen, und diese Reise mußte er kurze Zeit nachher mit der Botschaft von der Geburt eines Churprinzen wiederholen. Zugleich bekleidete er über fünf Monate lang, bis zu Ausgang des Jahrs, die Stelle eines churbrandenburgischen Gesandten, und brachte auch von dieser Sendung ein für ihn ehrenvolles kaiserliches Handschreiben an den Churfürsten wegen der glücklichen Führung seiner Geschäfte zurück.

Schon im Februar 1689 erwartete ihn ein neuer Auftrag. Er erhielt Befehl, nach Hamburg aufzubrechen, um dem Geheimen Rath von Fuchs bey den Dänischen und Holsteinischen Unterhandlungen als zweyter Gesandter an die Hand zu gehen. Bey dieser Verschickung, von welcher er nicht sobald

zurückzukehren hoffen durfte, ließ er sich von seiner Gemahlin und ihrer Schwestertochter, dem Fräulein von Schönberg, begleiten. Er richtete sich vollkommen häuslich ein, und bezog eins der ansehnlichsten Häuser der Stadt, das dem seiner Reichthümer wegen berufenen portugiesischen Juden Texeira gehörte, und am sogenannten Jungfernstiege gelegen war.

Als endlich nach sechs Monaten die Vermittlung glücklich zu Stande gekommen war, kehrte Herr von Canitz nach Berlin zurück. Das Geschenk, das er wegen dieses Geschäfts von dem hochfürstlich = holsteinischen Hofe erhielt, war ansehnlicher, als gewöhnlich, indem es aus einigen tausend Thalern bestand.

Die Hoffnung, nun eine Zeitlang, wie er sich in einem Schreiben an seinen Freund Zapfe ausdrückt, seinen Kohl in Ruhe zu pflanzen, wurde durch eine Sendung nach Niedersachsen vereitelt, bey welcher es hauptsächlich darauf ankam, bey dem Herzog von

Zell die fürstlich-anhaltischen Ansprüche an das durch den Tod des Herzogs Julius Franz erledigte Herzogthum Sachsen-Lauenburg geltend zu machen. Da aber die Sache an den kaiserlichen Hof gezogen wurde, so erhielt Herr von Canitz Befehl, abzureisen, und mußte sich, nach erstattetem mündlichen Bericht von seiner Sendung, mit dem Anfange Decembers nach Sonnenburg begeben, um der Einführung des neuerwählten Herrenmeisters, Fürsten von Waldeck, beyzuwohnen. Unter den bey dieser Gelegenheit ernannten Rittern des Johanniterordens befand er sich selbst, und zwar als der Vierte in der Ordnung, und erhielt die Anwartschaft auf die Komturey Schievelbein in der Neumark.

Das Jahr 1690 war seit seinem Eintritt in churfürstliche Dienste das erste, in welchem er von Verschickungen frey blieb, und wem hätte der Dichter die ihm vergönnte Ruhe sonst widmen sollen, als den Musen?

Auch sein Freund Zapfe wurde von ihm in mehreren Briefen aufgefordert, seinem Beyspiele zu folgen, und zugleich gestand er diesem Freunde, wie wenig Reitze der Hof für ihn habe. Die dort mit so vielem Eifer gesuchten Bedienungen, sagt er, wären Ketten für die Freyheit, die doch alle Reichthümer der Welt übertreffe, wenn gleich niederträchtige Seelen ihren Werth nicht zu schätzen wüßten.

Diese Gesinnungen ließ er sich aber gleichwohl von Rechtswegen nicht abhalten, kurz nachher abermal seinem Herrn und dem Vaterlande als Gesandter zu dienen, und er nahm, wie sein Biograph sagt, bey diesem Entschluße sich zwey vortreffliche Römer des Alterthums, den Atticus und den Plinius Cocilius, zum Muster, indem er wie jener die Bedienungen und Auszeichnungen des Staats durchaus nicht suchte, aber auch wie dieser die ihm angebotenen niemals ausschlug.

Seine dießmalige Sendung ging an den Hof nach Zeitz, und fand zu Anfang des Jahrs 1691 Statt. Von ihrem Zwecke meldet sein Biograph nichts weiter, als daß sie besondere Angelegenheiten betroffen habe.

Im folgenden Jahre wurde er nach Niedersachsen abgeordnet, um die fürstlichen Häuser Grabau und Strelitz, die sich nach dem Absterben des Herzogs Christian von Mecklenburg-Schwerin um die Erbschaft stritten, zu vergleichen.

Eine zweyte Sendung in der nämlichen Angelegenheit fand, weil man ihm zu gütlichen Ausgleichungen eine besondere Geschicklichkeit zutraute, im folgenden Jahre Statt.

Bey seiner Zurückkunft, die sich bis in's Jahr 1694 verzog, fand er seine Gemahlin in der größten Betrübniß über die gefährliche Krankheit ihrer Mutter, die ihr auch wirklich im Herbstmonat entrissen wurde.

Dem Tode der Mutter folgte eine schwere

Krankheit der Schwester, der Oberstin von Below, und das Jahr 1695 begann mit einer neuen Prüfung, indem das Gut Blumberg durch eine plötzliche und heftige Feuersbrunst über die Hälfte eingeäschert wurde. Frau von Canitz ertrug auch dieses Unglück mit christlicher Ergebung, ihrem Gemahl aber schien es der Vorbote eines noch größern zu seyn, und nur zu bald lehrte die Folge, daß seine Ahnung ihn nicht getäuscht hatte.

Seine durch Nachtwachen an den Krankenbetten der Ihrigen, und durch so manchen abwechselnden Kummer, trotz ihrer Ergebung in die unvermeidlichen Schickungen, in ihrer Gesundheit sehr geschwächte Gemahlin sah sich plötzlich von einer Entkräftung befallen, die eine frühe Entbindung zur Folge hatte, und sich nach wenigen Tagen mit ihrem Tode endigte.

Ungemein rührend war das Betragen der Abgeschiedenen auf ihrem Sterbebette. Gleich

am zweyten Tag ihrer Krankheit sagte sie, ohne daß ihr Befinden sich verschlimmert zu haben schien, ihrem Gemahl, er möchte sich nicht zu sehr mit der Hoffnung ihrer Genesung schmeicheln. Nachdem sie ihn so oft von ihr habe reisen sehen müssen, wäre nun, sie fühle es wohl, an sie die Reihe gekommen, von ihm zu ziehen, und ihm einen Abschied zu sagen, der wohl der letzte in der Welt seyn dürfte. Aber sie bitte ihn um Erlaubniß, ihm noch ein Zeichen ihres dankbaren, auch noch für sein künftiges Wohl besorgten Herzens zu geben. Mit diesen Worten nannte sie ihm eine ihrer Freundinnen, von welcher sie glaubte, sie würde ihm ihren Verlust ersetzen können. Also, nicht zufrieden, ihn durch ihre Person zu einem der glücklichsten Ehemänner gemacht zu haben, wollte die seltene Frau auch noch nach ihrem Tode ihm das bisherige Glück gesichert wissen, und zum Beweise, wie ernst es ihr mit ih=

rem Antrage sey, berief sie sich, als ihr trostloser Gemahl ihn ernstlich ablehnte, auf seine Unbekanntschaft mit Allem, was die Führung eines so weitläufigen Hauswesens, wie das seinige, erfordere, und endlich auf die Pflicht, seinem erst neunjährigen Sohne wieder eine Mutter zu geben. Diesen von ihr mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und mit Lächeln gesprochenen Worten setzte sie noch hinzu, ihre eigene Liebe finde, wenn er ihren Wunsch erfülle, ihre Rechnung dabey, weil sie hoffen könne, er werde sich in Verbindung mit einer ihrer liebsten Freundinnen desto öfter seiner getreuen Doris erinnern.

Zwey Tage nachher ließ die Kranke, die ihr nahes Ende, wie das heimliche Verfertigen ihrer Sterbegeräthschaft und manche die Richtigkeit ihrer Sachen betreffende Aufzeichnung vermuthen ließ, früher schon geahnt haben mußte, bey sichtbarer Zunahme ihrer

Schwäche ihren Sohn rufen, und nachdem sie diesem ihren letzten mütterlichen Segen ertheilt hatte, wandte sie sich zu ihrem vor dem Bette knienden und in Thränen zerfließenden Gemahl mit der Erinnerung, er möchte um seines Sohns willen seinen Schmerz zu mäßigen suchen, und sich bey ihrem Verlust nicht minder standhaft, als bey andern ihm von Gott zugeschickten Prüfungen bezeigen, und indem sie ihm erklärte, daß sie, im festen Vertrauen, er werde nach seiner bekannten Großmuth ihren letzten Willen in keinem Falle unerfüllt lassen, diesen weder schriftlich noch gerichtlich habe niederlegen wollen, eröffnete sie ihm zugleich, wie sie es in einigen Punkten, besonders aber wegen eines Vermächtnisses für die Schulen, die Kirchen und die Armen gehalten wünschte. Da ihr Gemahl der Sterbenden nur mit Thränen, Seufzen und Händedrücken zu antworten vermochte, so fuhr sie fort, ihm

Muth einzusprechen, und bat ihn, sie durch seine Klagen nicht in ihrem süßen Schlafe zu stören. Lächelnd nahm sie nun auch von den übrigen Umstehenden Abschied, und indem sie ihr Haupt zur Ruhe legte, sprach sie mit heiterem Angesicht: Sehet, ich schlafe schon wirklich. Diese Worte waren ihre letzten, indem sie in der That bald nachher, um ein Uhr Nachmittags, ohne ein Zeichen des Todeskampfs, in den Schlummer versank, aus welchem die Schlafenden erst jenseits wieder erwachen.

Die Entseelte, die ihr Leben nicht höher als auf neun und dreyßig Jahre und zwey Monate gebracht hatte, wurde standesmäßig in ihrer Familiengruft in der Marienkirche beygesetzt, und acht Tage nachher hielt ihr Beichtvater, der berühmte Dr. Spener, ihr in der Nicolaikirche eine Leichenpredigt über den Schluß des hundert und neun und dreyßigsten Psalms, der ihr stets vor andern

zur Erbauung diente, und den eben daher ihr Gemahl auf ihr Bitten in Verse übertragen hatte.

Da dem Herrn von Canitz der erste Schmerz nicht gestattete, das Andenken der Verstorbenen als Dichter zu feyern, so rührte auf seine Bitte einstweilen sein Freund, der Herr von Besser, zu ihrer Ehre seine Leyer. Das in seinen Werken stehende eigene Gedicht, das der Gemahl später ihr widmete, ist zugleich ein Denkmal seiner Zärtlichkeit und des Werths der Besungenen. Zugleich zeigt es ihn als Dichter wenigstens in einzelnen Stellen von einer nicht unvortheilhaften Seite, und bey dem großen Ruf, den es erhielt, ist die Zeile des Properz:

Majus ab exequiis nomen in ora venit,

sehr schicklich auf der dem Gedicht beygefügten Abbildung des Grabmals der Verstorbenen angebracht worden.

Der Tod der jüngern Schwester seiner

Gemahlin, und die Abreise ihrer Nichte, des Fräuleins von Schönberg, die in seinem Hause erzogen war, erneuerten den Schmerz unsers Dichters über seinen erlittenen Verlust, und nur das Ebenbild der Entschlafenen, sein heranwachsender hoffnungsvoller Sohn war es, der ihn zuweilen von seiner düstern Schwermuth abzuziehen vermochte. Dieser Jüngling, zu dessen Unterricht er schon zwey Jahre vorher den nachher berühmt gewordenen Hallischen Gottesgelehrten, Dr. Joachim Lange, in's Haus genommen hatte, berechtigte auch wirklich den Vater zu den schönsten Hoffnungen.

Herr von Caniß war im Begriff, dem Rath seiner Berliner Freunde zu folgen, und zur Zerstreuung seines Kummers einige andere bey der Belagerung von Namur befindliche Freunde zu besuchen, als er den Auftrag erhielt, sich wegen der nach dem Tode Herzog Gustav Adolphs zu Güstrow entstandenen Erbfolge-Streitigkeiten zwischen dem

Herzog zu Schwerin und dem Herzog zu Strelitz nach Mecklenburg zu begeben.

Als er in der Mitte des folgenden Jahrs nach Berlin zurück kam, fand er nicht nur, daß sein Hauswesen in der Stadt und auf dem Lande aus Mangel einer genauen Aufsicht sehr in Zerfall gerathen war, sondern es war ihm auch noch überdieß durch Diebstahl ein beträchtlicher Schaden zugefügt worden. Allein so sehr man auch von Seiten des Hofs sowohl, als seiner Verwandten, die erfahrenen Unfälle benutzte, um ihn zu einer zweyten Heirath zu bewegen, so fanden doch für jetzt diese Vorstellungen bey ihm um so weniger Eingang, da er kurz nachher in seiner vorherigen Verrichtung wieder nach Mecklenburg abgehen, und daselbst bis gegen Ende des Jahrs verharren mußte.

Zu gleicher Zeit hatte er einige Mal den Auftrag erhalten, von Güstrow sich zu dem jungen Herzog von Holstein zu begeben, um

mit diesem Fürsten, der nach dem Tode seines Vaters wegen des Waffenrechts und wegen Erbauung einiger Schanzen mit der Krone Dänemark in Streit gerathen war, Unterhandlungen zu pflegen, und nach bisher von Seiten des Kaisers, Chur-Sachsens, Chur-Brandenburgs und Wolfenbüttels vergeblich versuchter gütlicher Beylegung der Sache half endlich Herr von Caniß, nach seiner besondern Gabe, die Gemüther zum Frieden zu stimmen, den Grund zu den beyden Vergleichen legen, von welchen der eine im folgenden Jahre zu Schwerin, und der andere einige Jahre nachher zu Traventhal geschlossen wurde.

Nach seiner im November erfolgten Zurückkunft von dieser Gesandtschaft erfüllte er endlich den letzten Willen seiner verstorbenen Doris, indem er sich mit dem Fräulein Dorothea Maria von Schwerin verlobte, die durch ihre Tugend, wie durch ihre Geistes-

gaben würdig war, die Nachfolgerin seiner ersten unvergeßlichen Gemahlin zu seyn.

Der Churfürst selbst sammt seinem ganzen Hause verherrlichte durch seine Gegenwart das am 29. December in der Wohnung des Brautvaters, des in dieser Lebensbeschreibung schon früher erwähnten Geheimen Staatsraths von Schwerin gefeyerte Hochzeitfest, und ertheilte während der Tafel dem Bräutigam die auch wirklich mit dem Jahr 1697 erfüllte Zusicherung, daß er nächstens zum Geheimenrath und Staatsrath ernannt werden sollte.

In eben diesem Jahr vollendete er den neuen Bau auf seinem Gute Blumberg. Im Jahr 1698 unterm 3. Januar erhob der Kaiser ihn mit allen seinen Nachkommen in den Freyherrnstand, und er erwarb sich also, was so wenige seines Standes sich rühmen können, durch eigene Verdienste eine höhere Würde, als seine Ahnen ihm hinterlassen hatten.

Gleich nachher mußte er als Bevollmächtigter nach dem Haag abgehen. Ueber ein Jahr lang wohnte er unausgesetzt den bekanntlich sehr wichtigen Versammlungen bey, und erhielt nach der Ankunft des Königs von England von diesem Monarchen in den wichtigsten und geheimsten Staatsangelegenheiten zu verschiedenen Malen Gehör. Allein seine mißlichen Gesundheitsumstände, und besonders ein gefährliches Brustgeschwür setzten unvermuthet seiner Thätigkeit ein Ziel. Er sah sich in dem Falle, den Churfürsten um seine Zurückberufung zu bitten, und traf auch wirklich am Pfingstabend, obgleich sehr kränklich, in Berlin ein.

Bis zu seinem dreyßigsten Jahre hatte unser Dichter eine beynahe ununterbrochene Gesundheit genossen. Aber von dieser Zeit an plagten ihn wechselweise der Stein, die Kolik und das Podagra. Doch waren ihre Anfälle noch leidentlich genug, bis sich in

dem letzten Jahre noch Schwindel und Engbrüstigkeit zu ihnen gesellten, und den Zustand des Kranken in dem Grade verschlimmerten, daß keine menschliche Hilfe der vereinigten Gewalt so vieler Uebel zu widerstehen vermochte.

Ein nicht geringer Trost in seinen zunehmenden Leiden war ihm ein Besuch des Churfürsten, der mit der huldvollsten Theilnahme an dem Zustande des Kranken die Versicherung seiner gnädigen und väterlichen Vorsorge für dessen Wittwe und seinen unerzogenen Sohn, wenn wider Verhoffen seine Wiederherstellung nicht im Rathe der Vorsehung beschlossen seyn sollte, verband.

Mit unüberwindlicher Gelassenheit ertrug der Kranke seine hartnäckig anhaltenden Schmerzen. Sein Gemüth blieb nicht weniger heiter, als in gesunden Tagen, und seine ihn besuchenden Freunde vernahmen mehr Worte des Trosts aus seinem Munde,

als er aus dem ihrigen. Unter den Besuchenden waren auch einige Geistliche, namentlich Dr. Lange, Magister Schade, und Dr. Spener, mit welchen er sich gern und viel über Gegenstände der Religion besprach.

Indessen fühlte er mit jedem Tage seine Kräfte mehr abnehmen, und als endlich mehrere zu einer Berathschlagung über seine Krankheit bey ihm versammelte Aerzte ihm nicht verhielten, daß bey der nunmehr überhand genommenen Brustwassersucht seine Lebensdauer sich nicht mehr über acht Tage hinaus erstrecken könne, gerieth er bey dieser Bothschaft so wenig aus der Fassung, daß er vielmehr die Ueberbringer nebst einigen andern Freunden bey der Tafel behielt, und bey dieser alle Anwesenden an Heiterkeit übertraf. Er tadelte sogar die Aerzte wegen ihrer traurigen Stimmung, da sie ihm doch eine so fröhliche Bothschaft überbracht hätten.

In den folgenden Tagen blieb er in der-

selben ungetrübten Stimmung, und stellte über einen Todtenkopf, den er aus dem Gebeinhause hatte herbeyholen lassen, Betrachtungen an, die zur größten Verwunderung aller über das Hoffnungslose seines Zustands höchst niedergeschlagenen Anwesenden nichts weniger als Furcht verriethen.

Noch immer vermochte der Kranke im Zimmer herumzugehen, aber das Athemholen fiel ihm je länger, je schwerer. In diesem Zustande ließ er am 11. August Freytags mit anbrechendem Tage sich ankleiden. Er hatte ein etwas bejahrtes Fräulein, eine Anverwandte seiner Gemahlin, zu seiner Pflege bey sich. Diese ersuchte er, sie möchte ihn, um ein wenig frische Luft schöpfen zu können, an das Fenster führen. Als er dieses öffnete, und die eben aufgehende Sonne mit freudigen Augen betrachtete, brach er in die Worte aus: Ey, wenn das Anschauen dieses irdischen Geschöpfs so schön und erquickend

ist, wie viel mehr wird mich der Anblick der unaussprechlichen Herrlichkeit des Schöpfers selbst entzücken! Mit diesem Ausrufe sank er, von einem plötzlichen Stickflusse befallen, dem ihn aufhaltenden Fräulein todt in die Arme.

Er starb also, gleich jenem Kaiser, stehend, und die Art, wie er die Welt verließ, machte ihn, wie sein Biograph bemerkt, der von ihm mit seinem letzten Blicke so freudig betrachteten Sonne selbst ähnlich, die nicht minder schön bey ihrem Untergange, als bey ihrem ganzen übrigen Laufe der Welt in die Augen zu leuchten pflegt.

Schon um zwölf Uhr in der folgenden Nacht wurde der Verstorbene in die Gruft seiner Väter in der Marienkirche beygesetzt, und ihm seine Ruhestätte an der Seite seiner Doris angewiesen. Acht Tage nachher hielt Dr. Spener ihm die gewöhnliche Leichenrede in der Nicolaikirche.

Sein einziger Sohn überlebte den Vater

nur um einige Wochen, indem er schon am 26. September an den Pocken in einem Alter von nicht mehr als dreyzehn Jahren und sechs Monaten starb.

Unser Dichter war, obgleich nur von mittlerer Größe, und in seinen letzten Jahren ein wenig beleibt, doch wohlgewachsen. Sein Gesicht war geistreich, und zuweilen verrieth ein hohnisches Lächeln seine angeborne Neigung zur Satyre. Er kleidete sich mit Auswahl, aber ohne ängstlichen Zwang. Man sah ihn, und war ihm gewogen; man sprach mit ihm, und fühlte sich ganz von ihm hingerissen. Man fand sein ganzes Wesen so angenehm, als seine Verse. Er war gesprächig, verbindlich, und frey von der Sucht zu widersprechen. Kein Wunder, daß sein Umgang in hohem Grade beliebt war, und allgemein gesucht wurde. Mit einer genauen Kenntniß der Hof- und Weltgebräuche verband er so viel Leutseligkeit, daß er sich,

ohne an seiner Würde zu verlieren, weit unter seinen Stand herablassen konnte. Jeden wußte er nach seinen Fähigkeiten zu unterhalten, und diese Kunst beruhte auf seiner Gabe, die Neigungen eines Jeden schnell zu erforschen. Er war stets bey guter Laune, und so lästig ihm auch das alltägliche wechselseitige Besuchen fiel, so aufmerksam war er doch in Gesellschaft auch auf Kleinigkeiten, durch die er Andern hätte mißfallen können. Sein guter Geschmack, die Folge seiner scharfen Urtheilskraft, war nicht weniger sichtbar an seiner Tafel, als in seinen Gedichten, bey den Festen, die er veranstaltete, bey der Anordnung seiner Zimmer, und selbst bey seiner Bedienung. Es versteht sich, daß er diesen Vorzug auch als Gesandter an fremden Hofen zur Ehre des seinigen geltend zu machen wußte. Sein Verstand war ausgezeichnet, und sein Wissen, es mochte ernste, oder bloß angenehme Ge-

genstände betreffen, gründlich. Die Bücher waren seine liebste Unterhaltung. Aber schon seine Geschäfte riethen ihm, nur die besten zu seinem Gebrauch zu wählen. Beym Lesen hatte er die eigene Gewohnheit, daß er zuerst die Inhaltsanzeige des Buchs übersah, um das Wichtige von dem minder Wichtigen unterscheiden zu können. Er überging dieses, und hielt sich an jenes, und pflegte das Bessere zugleich aufzuzeichnen. Sein Gedächtniß war zugleich so glücklich, daß er das einmal Gelesene lange Zeit nachher mit den nämlichen Worten wiederholen konnte. Lateinisch, Französisch und Italienisch schrieb er gut, im Englischen, Holländischen und Spanischen war er kein Schuler, in seiner Muttersprache aber ein Meister, der den richtigen Ausdruck so sehr in seiner Gewalt hatte, daß er ihn in seinen schriftlichen Ausarbeitungen nur selten zu verbessern brauchte. Seine Gedichte brachte er ohne die Anstren-

gung hervor, die in der Regel nur zweydeutige Erwartungen von dem Werth eines Geisteserzeignisses erregt. Die Musen wissen von keinen Geburtsschmerzen. Wenn Manche mit Fertigkeit schreiben, im Gespräch aber schüchtern und verlegen sind, so zeigte er auch in diesem dieselbe Gewandtheit, mit welcher er die Feder zu führen pflegte. Seine Unterhaltung war nach den Umständen bald einnehmend und anziehend, bald ernst und nachdrücklich, und seine Gabe zu überreden war so groß, als seine Kunst, durch Gründe zu überzeugen. Er verstand zu denken, durchschaute die verborgensten Hofgeheimnisse, und hatte sich eine durchgreifende Wissenschaft in den sogenannten Welthändeln erworben. Seine seltene Erfahrung half ihm die verwirrtesten Staatsräthsel auflösen. Von dem Besten und den Befugnissen seines Herrn war er so genau unterrichtet, als von den Absichten des Hofs, mit welchem er zu un-

terhandeln hatte, und es konnte daher nicht fehlen, daß es Niemand besser als ihm gelang, die verschiedenen Ansichten der Unterhandelnden zu vereinigen, und dauernde Freundschaft zu stiften. Da er ohne vorhergegangene reife Erwägung nie ein Geschäft begann, so pflegte er es auch mit desto größerer Beharrlichkeit auszuführen, und kein Hinderniß war so groß, dem er sich nicht mit unerschütterlichem Muth entgegensetzte. Seine Redlichkeit erwarb ihm bey Geringern Liebe, Achtung bey Seinesgleichen und Vertrauen bey den Großen. Von seiner Kunst, Frieden zu stiften und Zwistigkeiten beyzulegen, ist bereits gesprochen worden. Von seinen vielen Gesandtschaften endigte sich selten eine anders, als mit der Zufriedenheit beyder Theile, weil er, um die bestehenden Mißhelligkeiten zu heben, vor allen Dingen die oft unvermeidlich scheinende Weitläufigkeit des Geschäfts abzukürzen, und allen weitern Spaltungen durch das

Glimpfliche seiner Maßregeln, und durch seine auf Ruhe berechneten Rathschläge zu begegnen trachtete.

Seine Bedienungen verwaltete er mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Taub fand ihn der Schmeichler, und unbeweglich, wer ihm Geschenke anbot. Die lockendsten Zusagen blieben bey ihm verloren, und dagegen pflegte er selbst in der That zu halten, was Andere bey Hofe nur zu versprechen gewohnt sind. Bey keinem widrigen Geschick verließ den Mann, der immer Meister seines Glücks zu bleiben wußte, der Muth. Mit großer Vorsicht wählte er seine Freunde, dagegen vermochte aber auch kein Geschick dem einmal Geprüften seine Neigung zu entziehen. Von allen Lastern waren Undank und Geiz ihm die verhaßtesten, und wer erkennt seinen Abscheu gegen den letzten nicht in den lebendigen Farben, mit welchen er in der vorzüglichsten seiner Satyren den Harpax geschildert hat?

Sein Wohlwollen gegen die Nothleidenden las man ihm schon in den Augen, und der bloße Anblick eines Unglücklichen war für ihn die dringendste Auffoderung zur Hülfe. Man sprach an seiner Tafel von der Verlegenheit eines der angesehenern Hofbeamten, der im Begriff war, auf eine schimpfliche Weise seines Amts entsetzt zu werden, weil er einige ihm anvertraute Kostbarkeiten, die er in einer dringenden Noth als Unterpfand für ein Anlehen weggegeben hatte, nicht im Augenblick, da man sie ihm abfoderte, wieder herbeyzuschaffen vermochte. Mein Gott! rief Herr von Canitz mit edler Ungeduld aus, ich kenne den Mann zwar nur von Ansehen. Aber konnte er mir denn nicht sein Anliegen eröffnen? Nicht wahr, Dorchen! fuhr er fort, indem er sich gegen seine Gemahlin wandte, du hättest in Ermanglung des nöthigen baaren Gelds gern deine Perlen hergegeben, um den ehrlichen Namen des unglücklichen Edel-

manns zu retten? Von Herzen gern, war die Antwort der ihres Gemahls würdigen Dame, und indem sie zugleich eine Perlenschnur, deren Werth über dreytausend Thaler geschätzt wurde, sich vom Halse löste, überreichte sie ihm das Kleinod mit den Worten: Hier sind sie, wenn es noch Zeit ist, sein Verderben abzuwenden. Allein zu ihrem, und ihres Gemahls größtem Leidwesen zeigte es sich, daß die Hülfe zu spät kam.

Als das Gut Blumberg ein Raub der Flammen geworden war, und ein Bedienter während der Abendmahlzeit mit den Worten in's Zimmer trat: Gnädiger Herr! es ist ein Bote mit der Nachricht gekommen, Blumberg sey abgebrannt, antwortete er, ohne aus der Fassung zu kommen: Ich will den armen Leuten ihre Häuser wieder aufbauen lassen. Und in der That half er nicht nur durch Erfüllung dieses Versprechens, sondern auch noch durch eine beträchtliche

Beysteuer das Unglück seiner Unterthanen selbst mit tragen, und man wird diese edle Handlung um so höher schätzen, wenn man bedenkt, daß er selbst unter die Abgebrannten gehörte, und sein eigenes Haus wieder aufzubauen hatte.

Nach dem großmütterlichen letzten Willen hatte er nach dem Tode seiner Mutter die Anwartschaft auf ein bedeutendes Landgut. Allein nicht genug, daß er ihr in ihrer Lage die Erlaubniß zur Veräußerung desselben ertheilte, sorgte er auch noch, so lange sie lebte, reichlich für ihren Unterhalt, und ließ auch noch nach ihrem Tode seine Wohlthätigkeit auf ihren dritten Gemahl, seinen zweyten Stiefvater übergehen.

So groß aber auch seine Wohlthaten waren, so war doch die Art, mit welcher er sie erzeigte, nicht weniger werth, als seine Freygebigkeit selbst. Der Hauslehrer seines Sohns, Dr. Lange, erhielt während seines

dreyjährigen Unterrichts die ihm versprochene Besoldung doppelt, und indem sein Biograph sagt, es könnten Züge der Großmuth von ihm erzählt werden, die einem König Ehre machen würden, wendet er zugleich was Boursault von Boileau rühmt, obgleich nichts schöner sey, als seine Poesie, so wären doch seine edelmüthigen Handlungen noch schöner, auf ihn an. Eine besondere Freude machte es ihm, wenn er Gelegenheit fand, einen Gelehrten oder einen Künstler zu unterstützen. Er urtheilte mit Geschmack von allen schönen Künsten, und liebte unter allen am meisten die Musik.

Er übte Verträglichkeit gegen Geringere, wie gegen Höhere, und seine Leutseligkeit gegen seine Bedienten war so groß, daß ihn diese noch nach seinem Tode, besonders da sie meistens unter seiner Leitung einen hohen Grad von Brauchbarkeit erlangten, nicht nur als ihren vormaligen Herrn, sondern auch als ihren Vater ehrten.

Mit der Eigenschaft eines guten Erzählers verband er die Gabe angenehm zu scherzen in einem hohen Grade, und nur die Furcht, allzu weitläufig zu werden, hinderte, wie er sagt, seinen Biographen, Proben seiner glücklichen Einfälle mitzutheilen.

So sehr übrigens Alle, die ihn kannten, seinen Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren ließen, so wurde er doch nicht selten wegen der zu wenigen Sorgfalt getadelt, die er seinem Hauswesen widmete. Er habe, sagte man, jede Wissenschaft, nur nicht die Kunst zu sparen, sich zu eigen machen können, und in der That war es ihm auch nicht gegeben, sich um Dinge dieser Art zu bekümmern. Von hundert Thalern seines Einkommens behielt er jedes Mal zehn für seine kleinen Ausgaben, und überließ, so lange seine erste Gemahlin lebte, dieser das Uebrige zur Führung der großen Haushaltung. Allein bey seiner Freygebigkeit, und bey dem großen

Aufwand, den seine Gesandtschaften erfoderten, überstiegen die Ausgaben fast immer die Einnahmen. Nichts desto weniger blieb er stets mit dem, was er besaß, zufrieden, und war eben so wenig um die Vermehrung seiner Glücksgüter, als um seine Beförderung zu einträglichern Stellen besorgt.

Wer ruft bey diesen Zügen nicht aus: Welch ein Mann! und gesteht sich zugleich mit einer geheimen Beschämung, wie arm unsere Zeiten an ähnlichen sind? Wir haben namentlich Dichter genug, die hoch auf ihn herabsehen. Aber lassen wir einmal die Kunst Verse zu machen bey Seite gesetzt, wie wenige sind unter ihnen, die nicht von ihm in den tiefsten Schatten gestellt würden!

Der Verfasser der Biographie schließt seine Nachrichten von einem der verdienstvollsten und merkwürdigsten Männer seiner Zeit mit einer allgemeinen Schilderung seines Characters, deren sich in jedem Betracht kein Schriftsteller

unserer Tage zu schämen hätte, und die man ohne Zweifel hier nicht ungern liest. Es fällt mir, sagt er, schwer, zu entscheiden, ob Herr von Caniß mehr ein treuer Unterthan, ein musterhafter Edelmann, ein gründlicher Staatsrath, ein gefälliger Hofmann, ein beständiger Freund, ein liebreicher Ehegatte, ein freygebiger Gönner, ein kluger Weltweiser, ein ehrlicher Mann, oder ein eifriger Christ gewesen sey. Wenigstens war er gelehrt ohne Einbildung, höflich ohne Verstellung, großmüthig ohne Stolz, dienstfertig sonder Eigennutz, gesprächig ohne Niederträchtigkeit, gefällig ohne Zwang, scherzhaft ohne Verleumdung, und ernsthaft ohne ein Sauerkopf zu seyn. Gewiß, schließt der Biograph, war das Urbild schöner als mein Nachgemälde. Vielleicht ist aber auch dieses nicht sogar unkenntlich gerathen, daß man nicht in dem Herrn von Caniß einen Mann erkennen solle, der sowohl zur Ehre des Parnasses, als zum Nutzen des Staats geboren war, und auf welchen daher mit Recht seine

eigenen Verse mit einer kleinen Veränderung angewendet werden.

Dieß ist sein Lebenslauf! Wer kann daraus nicht lesen,
Daß er der Welt genützt, und sie ihm hold gewesen.

Was die Stelle betrifft, die unser Canitz, der sich in geistlichen und vermischten Gedichten, in Trauergedichten, in galanten und Scherzgedichten, und endlich in Satyren und Uebersetzungen versuchte, auf dem deutschen Helikon behauptet, so ertheilen ihm die bessern Kunstrichter der neuern Zeit das Lob, daß er der eleganteste Dichter des siebzehnten Jahrhunderts sey, dessen Gedichte sich eben so sehr durch Reinheit, Klarheit, Leichtigkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, als durch das richtigste Gefühl des Schicklichen ausgezeichnet hätten. Und selbst wenn eben diese Kunstrichter ihm den Namen eines großen Dichters absprechen zu müssen glauben, können sie doch nicht umhin, einzelner Versuche von ihm mit einem Lobe zu erwähnen, nach welchem mancher unserer neuesten,

nicht ungepriesenen Musenjünger vergebens strebt.

Als eine eigene Erscheinung verdient bemerkt zu werden, daß Canitz einer allgemeinen Bewunderung als Dichter genoß, ohne daß er selbst jemals etwas von seinen Versuchen hätte drucken lassen. Die erste Sammlung seiner Gedichte, die großes Aufsehen erregte, erschien im Jahre 1700 ein Jahr nach dem Tode des Dichters, und wurde bis 1727 noch neun Mal, und von 1727 bis 1765 noch vier Mal aufgelegt. Einer solchen Aufnahme konnte sich seit Opitz keiner der deutschen Dichter rühmen.

Noch verdient angemerkt zu werden, daß einige Satyren unsers Dichters, und namentlich Harpax, durch Originale veranlaßt wurden, deren Namen aber der Herausgeber, wie er sagt, wenigstens zur damaligen Zeit noch zu verschweigen für gut fand.

Dramatische Dichtungen.

Der Satyrendichter.

Scenen aus einem ungedruckten Lustspiele.

Personen.

Doktor Richtmann.
Heinrich, sein Bedienter.
Schleicher, Magister.
Gottfried, sein Bedienter.
Frau von Mondnacht, eine Schriftstellerin.
Der Stadtrichter.
Ein Schreiber.
Meffert, ein Tragödienschreiber.
Ein Barbier.
Agnes und Bärbchen, zwey Schwestern.
Hauptmann Eisenfresser.
Frau von Stern, mit einem Pagen.
Wurm, ein Wechsler.
Kaufmann Silberling.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Heinrich.

Ich möchte doch im Ernst wissen, ob es recht ist, daß ein ehrlicher Bedienter, in welchem sich keine satyrische Ader regt, den Witz seines Herrn als Märtyrer büssen muß. Wenigstens scheint ein Advokat, der mir so eben einige Ohrfeigen mit den Worten gab, bringe sie deinem Herrn zum Dank für die schönen Verse, die er kürzlich auf mich gemacht hat, vollkommen dieser Meinung zu seyn. Zwey Pflastertretern, die mich ebenfalls um seinetwillen mit gezogenem Degen verfolgten, entging ich bloß, weil sie bey dem nassen Wetter ihren schönen Anzug zu sehr schonten. Ich verordnete mir nach dem Schrecken einen Aderlaß. Allein der Barbier machte statt der Ader meine Nase bluten. Sage deinem Herrn, sprach er, auf diese Weise

sey ich dankbar für die lustige Barbierkomödie, die man gestern Abend gespielt hat. Ein Apotheker rief mich in seinen Laden, unter dem Vorwand, meine Wunde zu salben. Allein statt der Salbe griff er nach dem Prügel, und als ich davon lief, verfolgte mich das ganze Personal der Apotheke mit harten und mit weichen Waffen, wie sie den Schurken die Straße darbot, bis hieher. O wäre nur mein Herr hier! Ich wäre jetzt gerade in der Stimmung, gegen seine satyrische Galle meiner nicht satyrischen Lust zu machen. Der Henker hohle seine Unsterblichkeit, wenn ich ihretwegen mich todt prügeln lassen soll! Aber hier kommt der Kerl des Magisters Schleicher. Wie glucklich ist dieser Schlingel gegen mich! Ich werde krumm und lahm geprügelt und sterbe Hunger im Dienste der Wahrheit, und für ihn werden die Lügen, Schmeichelepen und Kriechereyen seines Herrn zu lauter Rindszungen und Bratwürsten.

Zweyter Auftritt.

Gottfried. Heinrich.

Gottfried. (Er legt sich nieder.) Der Pack hier enthält die Geburten der allerfruchtbarsten Muse, die sich jemals mit einem Gelegenheitspoeten vermählt hat. Ob diese Reimereyen den Buchhändler, zu dem ich sie tragen soll, zum reichen Manne machen, wird die Zeit von dieser Ostermesse bis zur nächsten lehren. Mein Herr hat gegenwärtig noch tollere Gedanken als die poetischen, nämlich Heirathsgedanken im Kopf, und will nicht eher als bis die ganze Welt ihn als Bücherschreiber anstaunt, vor den Altar treten. Läugnen kann man es nicht, daß er der beliebteste Dichter in der Stadt ist. Er reimt keine Zeile, die nicht von dem, der sie bestellte, mit dem größten Wohlgefallen aufgenommen würde. Dafür versteht er sich aber auch auf die Kunst, Heilige zu machen, besser als der Papst zu Rom. Und welch

ein Segen wird ihm für sein Seligsprechen! Man sage ja nicht, daß er Lebende und Todte ohne hinlängliche Ursache lobe! In seinem Leben hat er keine barmherzige Schwester für eine Lucretia, keine Lea für eine Rahel, kein Pferd für einen Richelieu, keinen deutschen Schicksalstragödienschreiber für einen Shakespeare erklärt, ohne daß man ihm gewichtvolle Gründe dazu in die Hand gedrückt hätte.

Heinrich. (Auf der andern Seite.) So wahr ich lebe, der Kerl ist kein Narr! In Einem Athem rühmt er seinen Herrn, und macht sich lustig über ihn.

Gottfried. Der vorige Monat überschüttete uns mit Hochzeiten und Leichenbegängnissen, und also mit Wohlthaten. Hier ist die Liste der Einkünfte meines Herrn, die er seinem künftigen Schwiegervater zeigen will.

Heinrich. Auch ich konnte eine Liste über unsere Einkünfte vom vorigen Monat

verfertigen, die bey mir in Nasenstübern, Ohrfeigen und Stockprügeln, bey meinem Herrn aber in den Schimpfreden, Drohungen und Verleumdungen seiner Feinde bestehen.

Gottfried. (Er setzt die Brille auf, und liest.) Den vierten Februar für ein Hochzeitgedicht, die neue Lucretia, zehn Thaler, und später für eine Glückwünschungsode, als eben diese Lucretia sechs Wochen nach der Hochzeit die Welt mit einem Söhnlein beschenkte, zwölf Thaler.

Heinrich. Ich muß ebenfalls die Brille aufsetzen, wenn ich gleich Nichts zu lesen habe. Den fünften dito das Lustspiel, der jüdische Christ, vollendet, wofür, als es auf die Bühne kam, der christlichste Wechselherr in der Stadt meinem Herrn eine auf seinem Gut stehende Schuld aufkündigte.

Gottfried. Den neunten dito für ein Gedicht im Morgenblatte, die sanftmüthige Frau, sandte Madam Hausdrache, die schon

drey Männer im Grabe liegen hat, meinem Herrn einen selbstgestrickten Beutel mit sechs Dukaten, und ließ ihm zugleich sagen, es sollte dabey nicht bleiben.

Heinrich. Für eine Satyre, die Besessene, im Freymüthigen, gab mir eben diese Madame am zehnten dito eine Maulschelle auf Rechnung meines Herrn, und versicherte mich ebenfalls, daß es dabey nicht bleiben sollte.

Gottfried. Den zwölften dito, als ein gewisser Großer, den man nur die Land, ·ge zu nennen pflegt, einen Orden erhielt, für eine Ode, das belohnte Verdienst, kein Geld, aber den untersten Platz an der Tafel des belohnten und belobten Verdiensts.

Heinrich. Für eine Satyre, der Blutsauger, wurde der Mutter meines Herrn ihr Gnadengehalt entzogen, und von den Bedienten der Landplage mein eigenes unschuldiges Blut vergossen.

Gottfried. Den vierzehnten dito für

ein Sonett, der verjüngte Adler, auf einen siebzigjährigen Graukopf, der ein Mädchen von achtzehn Jahren heirathete, wurde mein Herr zur Hochzeit gebeten, und mit sechs Flaschen Rheinwein beschenkt. Aber es muß hier Jemand seyn, der spricht. (Er sieht sich um.) Ich sehe Niemand. Vielleicht ist ein Echo hier.

Heinrich. Für ein Epigramm auf eben diese Heirath, Amor an Krücken und Hymen mit dem Kahlkopf betitelt, wurde mein Herr weder zur Hochzeit geladen, noch mit Rheinwein beschenkt, wohl aber, als er am Hause des verjüngten Adlers vorbeyging, mit Spühlwasser begossen.

Gottfried. Den zwanzigsten dito, am Jahrstage der Barbierzunft, bewies mein Herr in einer Ode die Würde des Bartscherens, des Schröpfens und des Aderlassens, und rühmte die Verschwiegenheit als die Cardinaltugend der Bartscherer. Seit diesem Tage streiten sich sieben Barbierer um die

Ehre, dem Verfasser den Bart umsonst zu scheren.

Heinrich. An eben diesem Tage wurde das Lustspiel meines Herrn, der geschwätzige Barbier, gespielt, und seither findet er für gut, sich den Bart selbst abzunehmen.

Gottfried. Es ist nicht anders. Es muß hier Jemand neben mir sprechen. Zum Henker! welch ein Kerl ist es, der dort sitzt, und murmelt? Höre, guter Freund! wer bist du?

Heinrich. Nenne das Wort Freund nicht vor einem Menschen, der, seinen Hund ausgenommen, von keinem Freunde etwas weiß.

Gottfried. Sonderbar! Du behauptest, keinen Freund zu haben, und ich kann die meinigen gar nicht zählen. Ohne Zweifel ist es deine eigene Schuld, daß du von Niemand geliebt wirst.

Heinrich. Du hast's errathen. Ich bin der Diener eines abscheulichen Bösewichts, der sich ordentlich ein Geschäft dar-

raus macht, allen Leuten die Wahrheit zu sagen.

Gottfried. Nimmermehr wirst du mich bereden, daß du und dein Herr aus diesem Grunde gehaßt werden. Man hat die Wahrheit von jeher für eine der ersten Tugenden erkannt.

Heinrich. Vor der Sündfluth vielleicht mag ihr diese Ehre widerfahren seyn. Aber in unsern Tagen hat man sie in die Acht erklärt und vogelfrey gemacht.

Gottfried. Du sprichst lauter Lügen von der Wahrheit, guter Freund!

Heinrich. Ich wollte, die Wahrheit belohnte dich für deine Lobrede auf ihre gewöhnliche Art, und dein Rücken wäre statt dem meinigen voll blauer, grüner und gelber Streifen.

Gottfried. Du bekommst also Prügel, wenn du die Wahrheit sagst? Armer Teufel! Wie kann man sich so sehr an dir versündigen?

Heinrich. Laß uns von andern Dingen reden, Kamerad! Bist du nicht im Dienst des Herrn Magisters Schleicher?

Gottfried. Woher weißt du es? Kennst du ihn?

Heinrich. Wie sollte ich den wackern Mann nicht kennen?

Gottfried. Ich danke dir für die gute Meinung, die du von meinem Herrn hast. Ohne Zweifel weißt du auch, daß er im Begriff ist, zu heirathen.

Heinrich. Zum Henker! Er will heirathen? Und welche Sterbliche hat die Kühnheit, ihn zu nehmen?

Gottfried. Seine Braut ist die Tochter des Herrn Silberlings, die er einem gewissen Doktor Richtmann vor der Nase wegfischt.

Heinrich. (Leise.) O treuloser Liebesgott! Was muß ich hören? Richtmann, sagst du?

Gottfried. Dieser war bisher Hahn

im Korbe. Aber Herr Silberling hat heute mit ihm gebrochen, und statt seiner wird mein Herr sein Schwiegersohn.

Heinrich. Abscheulich und abermal abscheulich! Dem König aller elenden Poeten, und dem Ausbund aller mißgestalteten Unholde will er das schöne Mädchen, seine Tochter, geben?

Gottfried. Rede mit mehr Achtung von meinem Herrn, oder du sollst es bereuen.

Heinrich. Willst du mich für das Gesagte büßen lassen, so ist die Wahrheit keine Tugend.

Gottfried. Allerdings ist es keine Tugend, wenn man einen Menschen wegen solcher Gebrechen verspottet, für die er nichts kann.

Heinrich. Daß dein Herr krumm, und daß er dumm ist, für diese beyden Fehler kann er nichts. Aber unbegreiflich bleibt es mir, daß Herr Silberling den feilen

Speichellecker und niederträchtigen Kriecher in seine Familie aufnehmen will.

Gottfried. Verwünschter Kerl! du machst es immer ärger. Willst du schweigen, oder soll ich dir das Maul stopfen?

Heinrich. Kannst du läugnen, daß ich nichts als die lautere Wahrheit gesagt habe? Ist dein Herr nicht jeden Augenblick bereit, den Teufel selbst zu besingen, wenn sich die schwarze Durchlaucht ein Paar Thaler nicht reuen läßt?

Gottfried. Was geht es dich an, ob er die Leute schimpft, oder lobt?

Heinrich. Ich wollte dir nur durch dein eigenes Betragen beweisen, daß die Wahrheit keine Tugend ist.

Gottfried. Die Wahrheit wird dich noch an den Galgen bringen.

Heinrich. Und dein Herr wird noch vorher für sein Lügen und Schmeicheln dem Teufel in die Klauen gerathen. (Gottfried läuft fort.)

Bayerische Sta[illegible]

Dritter Auftritt.

Doctor Richtmann. Heinrich.

Heinrich. Hier kommt mein Herr. Hätte er doch das erbauliche Gespräch mit angehört.

Richtmann. Nun, Heinrich! was bringst du Gutes?

Heinrich. Habe ich je etwas Gutes gebracht?

Richtmann. Was bringst du denn Böses?

Heinrich. Man hat mir eine Menge Aufträge an Sie gegeben. Dieser will, ich soll Ihre Person mit allen möglichen Schimpfwörtern belegen; ein Anderer, ich soll Ihnen zeigen, wie sich Dero Rücken und ein Prügel vertragen; ein Dritter meint, es wäre keine Sünde, wenn man Hochdenselben, statt Sie zu barbieren, die Gurgel abschnitte.

Richtmann. Welche Possen! Ich glaube du bist närrisch geworden.

Heinrich. Es wäre kein Wunder, ein ehrlicher Bedienter verlöre den Verstand, wenn er aus keiner andern Ursache, als weil sein Herr es nicht lassen kann, von den Leuten zu sagen, was ihnen nicht gefällt, sich in der einen Straße wirklich durchprügeln, und in der andern, damit er nicht ganz todtgeschlagen wird, sich halbtodt jagen lassen muß. Kurz, Herr! die ganze Stadt will bloß Ihretwegen die Preßfreyheit abgeschafft wissen, und nicht nur Ihnen, sondern, was das schlimmste ist, auch mir hat jeder Schuhflickerjunge den Tod geschworen.

Richtmann. Und weiter ist es nichts?

Heinrich. Für mich ist es schon zu viel, und für Sie wird es noch besser kommen, wenn sie der Thorheit, sich mit den Thoren abzuwerfen, nicht entsagen.

Richtmann. Also meine Schriften erregen den gewaltigen Lärm, und machen dir so bange? Was meinst du denn, daß ich

schreiben soll? Vielleicht Lobreden und Lobgedichte auf Narren und Schurken?

Heinrich. Meine Meinung ist, Sie möchten den Verstand haben, und gar nichts chreiben. Wer heißt Sie denn nach der verwünschten Feder greifen?

Richtmann. Alle meine Freunde, die sich einmal einbilden, ich wäre geboren, um Narren zu züchtigen, machen es mir zur Gewissenssache, daß ich meinen Beruf nicht versäume.

Heinrich. Ich bin der ganz ergebenste Diener dieser wohlmeinenden Freunde. Aber wenn ich fragen darf, sind die Herren wohl stark genug, den Zuchtmeister der Narren gegen die Wuth der Gezüchtigten zu stützen?

Richtmann. Nur Geduld, mein Freund! Der Sturm ist mehr lächerlich, als furchtbar, und wird bald ausgetobt haben.

Heinrich. Es ist nur zu beklagen, daß

man auch aus dem leichtesten Sturm selten unverletzt davon kommt.

Richtmann. Die Wahrheit hat noch immer uber ihre mächtigsten Verfolger triumphirt.

Heinrich. Die liebe Wahrheit! Sie triumphirt, und ihren Bekennern läßt sie Arme und Beine entzwey schlagen. Versteht sich diese Unheilstifterin etwa auf die Kunst, verstümmelte Glieder zu heilen? Oder höre ich darum auf, ein Krüppel zu seyn, wenn die ganze Welt in mir einen Märtyrer der Wahrheit bewundert? Freuen Sie sich wohl uber das schönste Lob, wenn man Ihnen zuvor die Ohren abschneidet, mit welchen Sie es anhoren sollen? Und was gewinnt ein Schriftsteller, der den Ruhm seiner Schriften mit dem Leben bezahlt?

Richtmann. Ich trachte weder nach Ruhm, noch sonst nach irgend einer Belohnung. Das Bewußtseyn, daß ich Gutes

ziftete, soll mir das Leben erheitern, und mich auch noch in jene Welt begleiten.

Heinrich. Aber hört die Welt auf zu seyn, was sie ist, wenn auch von Ihnen und Ihresgleichen so lange in die Wahrheitsposaune geblasen wird, bis den Blasenden der Athem ausgeht?

Richtmann. Es nicht zu läugnen, die Welt mit ihren Schurken und Narren wird schwerlich durch Satyren und Sittenpredigten gebessert werden. Aber sollen Schurken und Narren deßwegen ungestraft Schurken und Narren seyn dürfen? Und ist die Strafe auch kein Mittel zur Besserung, so dient sie doch als ein Mittel zum Abschrecken. Man lasse nur erst die Satyre und die Sittenlehre verstummen, und man wird es bald genug erleben, daß die Welt statt von vernünftigen Geschöpfen, von lauter wilden Bestien bewohnt wird.

Heinrich. Ich sehe wohl, mein Herr!

daß mein Mutterwitz gegen Ihren Verstand den Kürzern zieht. Aber verhehlen darf ich Ihnen nicht, daß Sie bereits sich rühmen können, vor lauter Eifer für die Wahrheit Ihre Braut eingebüßt zu haben. Noch heute wird sie, zur Ehre der guten Sache, statt in die Arme ihres Geliebten, einem Wolf, der sich Magister Schleicher nennt, in die Klauen geliefert.

Richtmann. Man hat mich bereits durch eine ähnliche Hiobspost erschrecken wollen. Aber ich denke immer, die Sache steht noch nicht so schlimm. Hast du etwa nähere Umstände erfahren?

Heinrich. Ich weiß nichts, als daß der Diener des Magisters mir erzählte, seinem Herrn sey Fräulein Silberling förmlich zugesagt, und er werde über Hals und Kopf Hochzeit machen.

Richtmann. Sollte sich wirklich der Alte eine so schändliche Wortbrüchigkeit zu

Schulden kommen lassen? Doch was kümmert mich die Treulosigkeit des Vaters, wenn ich der Beständigkeit der Tochter gewiß bin?

Heinrich. Ich glaube selbst, Ihre Geliebte wird sich einige Tage, vielleicht auch einige Wochen, widersetzen. Aber am Ende wird sie nicht standhafter seyn, als alle ihres Geschlechts.

Richtmann. Wird sie zur Verrätherin an mir, so zähle darauf, daß ich mich zu Tode gräme.

Heinrich. O unerhörtes Wunder! Ein Mann, der aus dem Spotten ein Handwerk macht, will wie ein Seladon vor Liebe sterben.

Vierter Aufzug.

Neunter Auftritt.

Magister Schleicher. Gottfried.

Magister. Was sagst du zu dieser unerwarteten Begebenheit? Quid tibi videtur, Godofrede?

Gottfried. Ich sage, Herr Magiste! diese Geschichte soll der Teufel hohlen. Der Kopf ist mir ganz toll von ihr, und Sie, Herr Magister! kostet sie nicht weniger, als eine schöne, junge und reiche Braut.

Magister. Beruhige dich, mein Sohn! Noch ehe die Sonne untergeht, soll mich die süßeste Rache trösten.

Gottfried. Ohne Zweifel soll Ihr Nebenbuhler mit den Scorpionen Ihrer Satyre gezüchtigt werden?

Magister. Absit! Meine Muse ist eine lobende, und ich vermag selbst meinen ärgsten Feind nicht zu schelten. Meine Rache soll dem Nebulo die ganze Stadt auf den Hals hetzen. Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo. Es kann gar nicht fehlen. Alle Unschuldige, die der boshafte Mensch in seinen Schriften angetastet hat, werden sich mit mir zu seinem Verderben vereinigen.

Gottfried. Aber was soll die halbe

Stadt mit ihm anfangen? Wollt Ihr, daß man ihn siede, oder brate? Soll man ihm die Hände abhacken, oder mit Mistgabeln und Dreschflegeln auf ihn losgehen?

Magister. Ich will, daß man ihn für seine Lästerschriften zwischen vier Mauern büßen lasse. Sitzen soll der Böfewicht, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheint.

Gottfried. Aber ich denke, Herr Magister! es gehört viel dazu, um zu beweisen, daß der Doctor wegen seiner Schriften Strafe verdient.

Magister. Ey gerro, gerro! Er zeugt gegen sich selbst, und ist unverschämt genug, sich zu allen seinen Schriften zu bekennen. Und wo ist der Stand, wo ist die Fakultät, wo ist die Zunft, die er nicht angegriffen hat? Aber nicht genug. Auch tausend Individuen, oder einzelne Personalitäten schreyen Ach und Wehe über seine Wespenstiche. Verlaß dich auf mein Wort, er ist verloren. Ich

gehe jetzt, um Hand an mein nützliches Werk zu legen, und du bleibst inzwischen hier, um zu lauern, wo er hingeht, wenn er aus Silberlings Hause heraus kommt.

Zehnter Auftritt.

Gottfried. Heinrich.

Gottfried. Fast wünschte ich, in guter Gesellschaft, nämlich neben meinem Herrn, am Galgen zu hängen, bloß um nicht vor einem noch schlimmern Ende zittern zu müssen. Ich fürchte, ich fürchte, der Magister geht selbst in die Schlinge, die er dem Doctor legen will. Bedächte er doch, was er selbst auf seinem Gewissen hat, ehe er Andere anklagt! Doch hier kommt der Mensch wieder, der mir kürzlich eine Menge närrisches Zeug verplauderte.

Heinrich. Sehe ich recht, so ist hier der Diener des Magisters. Ich bin doch neugierig, ob sein Herr von der Schiffbruchs=

geschichte keine Kolik bekommen hat. Sey mir gegrüßt, Herr Famulus! Welch ein glücklicher Stern führt uns schon wieder zusammen? Aber, Freund! Du bist nicht mehr der Vorige. Die Sonne deines Antlitzes ist mit Wolken bedeckt.

Gottfried. Und von dem deinigen sind die Wolken verschwunden. Darf ich wissen, welcher günstige Wind sie vertrieben hat?

Heinrich. Mir ist, seit dem ich dich nicht mehr sah, so viel Gutes begegnet, daß ich beynahe den Himmel um ein Unglück bitten möchte.

Gottfried. Wenn es dich nach Widerwärtigkeiten gelüstet, so kann ich dir die meinigen abtreten. Das Schicksal hat mich und meinen Herrn beynahe ganz zermalmt.

Heinrich. Im Ernst? Was ist denn deinem wackern Herrn und seinem würdigen Diener begegnet, daß du, wie es scheint, allen Muth verloren hast? Ich will nicht

hoffen, daß die Hippokrene zu fließen aufhörte, oder die Leiter auf den Helikon in Stücke brach, oder der Teufel gar die neun Musen hohlte.

Gottfried. Die neun Musen wünsche ich in's Spinnhaus, den Parnaß auf den Blocksberg, und die Hippokrene mag sich in den Höllenfluß ergießen.

Heinrich. Welche Sprache von einem Menschen, der selbst bey einem auserwählten Sohn der Musen im Solde steht, und zuverläßig auch schon verstohlenerweise einen Schluck aus ihrem Bächlein gethan hat! Aber im Ernst! Wie heißen denn die Unfälle, über welche du dich zu beklagen hast? Dein Herr soll ja in wenigen Tagen eins der reichsten und schönsten Mädchen heirathen.

Gottfried. Allerdings war nur noch ein Schritt zwischen ihm und Hymens Tempel. Aber das Fatum, wie er es nennt, schüttelte den Kopf, und er kratzt jezt in dem seinigen.

Heinrich. Was muß ich hören? Aus der Heirath wird also nichts? Vermuthlich hat er böse Träume wegen der schönen Braut bekommen?

Gottfried. Zur Zeit noch nicht. Eine andere verwünschte Geschichte hat sich zugetragen. Vor einer Stunde führte der Teufel einen Matrosen her. Ich möchte wissen, warum die Bestie nicht, wie schon so manche ehrliche Seele, im Meer ersoffen ist.

Heinrich. Versündige dich doch nicht an mir... Ich will sagen, an dem armen Menschen! Was hat er denn gethan, dieser Matrose?

Gottfried. Was er gethan hat? Den Galgen hat er verdient. Er kam zum Herrn Silberling, und brachte ihm die Nachricht, sein Schiff sey zu Grunde gegangen.

Heinrich. Die Post ist freylich schlimm. Aber was konnte der Matrose für das Unglück?

Gottfried. Der Dummkopf verfehlte

das Haus, und brachte dem Herrn Silberling eine Nachricht, die seinen Nachbar anging.

Heinrich. Nun, desto besser, wenn die Nachricht falsch war.

Gottfried. Für den Herrn Silberling wohl, aber nicht für meinen Herrn. Dieser ist viel zu klug, und viel zu sehr Poet, um ein Mädchen zu lieben, dessen Vater ein Bettler ist. Seine Neigung litt also so gut Schiffbruch, als der Reichthum des Herrn Silberling, und zum Unglück machte er aus seinem veränderten Herzenszustand kein Geheimniß. Plötzlich klärte die Sache sich auf, und des Herrn Magisters entschlafene Liebe erwachte von Neuem. Aber statt daß die Braut ihm ihre Hand gab, nahm ihr Bruder ihn beym Arm, und warf ihn zur Thür hinaus. Habe ich nun nicht recht, den Matrosen zum Teufel zu wünschen?

Heinrich. Kein Mensch kann dir weniger recht geben, als ich. Und hat es dir

noch kein Pfarrer gesagt, welche schwere Sünde es ist, seinem Nächsten zu fluchen.

Gottfried. Der Matrose ist nicht mein Nächster. Der Schurke ist ja ein Holländer.

Heinrich. Du sagtest ja aber selbst, es sey ein bloßes Mißverständniß von seiner Seite gewesen.

Gottfried. Wohl. Aber dieses Mißverständniß brachte uns das größte Unheil. Indessen steht der Doctor auch noch nicht am Brautaltar, und Hymens Tempel kann für ihn leicht zum Kerker werden.

Heinrich. Was sagst du? Der Doctor Richtmann soll in's Gefängniß kommen? Wer ist denn so grausam, und will den armen Mann um seine Freyheit bringen?

Gottfried. Mein Herr ist so klug, sich auf diesem Wege seinen Nebenbuhler vom Halse zu schaffen. Er ging so eben weg, um alle Feinde desselben gegen ihn aufzuwieglen, und ich stehe hier, als Schild-

wache, um ihm aufzupassen, wenn er aus Silberlings Hause heraus kommt.

Heinrich. Ich bin dir sehr verbunden, mein Freund! für diese Nachricht, und sage dir im Vertrauen, daß ich die Ehre habe, Herrn Doctor Richtmanns Diener zu seyn. Ich gehe jetzt, um ihm zu melden, daß ein Spion auf ihn wartet. Laß dir inzwischen die Zeit nicht lange werden. Ich komme im Augenblick mit ihm zurück, um dir vor allen Dingen recht freundlich Arme und Beine entzwey zu schlagen, und dich dann an den Galgen zu liefern.

Gottfried. Ich will euch keine Mühe machen. Ohnehin fällt mir gerade ein, daß noch ein nothwendiges Geschäft auf mich wartet. (Er läuft davon.)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Stadtrichter an einem Tisch. Ein Schreiber. Magister Schleicher.

Magister. Ich bin hier, Herr Stadtrichter! um Recht gegen einen gewissen Doctor Richtmann zu verlangen. Der Mensch lernte bloß schreiben, um die Ehre seines Nächsten anzutasten, und Dero ehrwürdige obrigkeitliche Person selbst ist nicht sicher, heute oder morgen in einer seiner Schmähschriften dem Gelächter preis gegeben zu werden.

Stadtrichter. Aber, Herr Magister! getrauen Sie sich auch, Ihre Beschuldigungen zu beweisen?

Magister. Allerdings, Herr Stadtrichter! Der Mensch ist frech genug, sich zu allen seinen Schriften mit Hand und Na-

men zu bekennen, und zum Ueberfluß habe ich mehrere rechtschaffene Leute beyderley Geschlechts hieher gebracht, die alle von dem Stachel dieser giftigen Wespe verwundet worden sind.

Stadtrichter. Von den Klagenden muß Eins nach dem Andern vernommen werden. Zuerst aber führt den Beklagten herein.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Richtmann mit der Wache.

Stadtrichter. Man hat Sie, Herr Doktor Richtmann! als den Verfasser vieler Schmähschriften angeklagt. Sind Sie der Anklage geständig?

Richtmann. Keineswegs, Herr Stadtrichter! Laster und Thorheiten habe ich, wie unzählige Schriftsteller vor mir, in Prosa und Versen nach dem Leben geschildert. Diese allgemeine Schilderung kann aber doch wohl keinem einzelnen Schurken, oder Thoren

das Recht geben, Genugthuung von mir zu verlangen? Oder was würden Sie sagen, Herr Stadtrichter! wenn Jemand zu Ihnen käme, und spräche: Herr! weil ich selbst ein Narr bin, so will ich, daß Sie jeden hängen lassen, der sich über die Narrheit lustig macht. Sieht man doch täglich, daß wenn man mit Steinen unter die Hunde wirft, immer der Getroffene ein Geschrey erhebt.

Magister. Herr Stadtrichter! ich bitte, nicht auf die Spitzfindigkeiten des Menschen zu achten. Mehrere wackere Leute stehen vor Ihrer Thüre, und verlangen, zum Beweise, wie gegründet meine Anklage ist, Gerechtigkeit von Ihnen.

Stadtrichter. Nun, so mag Einer nach dem Andern hereinkommen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Frau v. Mondnacht.

Stadtrichter. Was habt denn Ihr für eine Klage gegen diesen jungen Mann, alte Frau?

Frau v. Mondnacht. Eine alte Frau nennen Sie mich, Herr Stadtrichter? Wie unästhetisch! Und wissen Sie nicht, daß die deutsche Stael vor Ihnen steht?

Stadtrichter. Wenn es bey der Französin nicht immer ganz richtig im Kopfe war, so will ich Sie, Madame! um so lieber für Ihre Schwester erkennen, da ich nicht ganz unbekannt mit Ihren Schriften bin. Aber, Madame! ich frage nicht, wer Sie sind. Ich will wissen, was Sie gegen diesen jungen Mann zu klagen haben.

Frau v. Mondnacht. (Leise.) Dich will ich in meinem befreundeten Schwatz- und Klatschblatt deine Impertinenz büßen lassen! (Laut.) Sie müssen wissen, daß ich in Einem

Jahr mehr Romane und Erzählungen schreibe, als der Leselustigste in zehn Jahren lesen kann und mag. Ich übersetze mich beynahe zur Welt hinaus, und was würde aus einem halben Dutzend Tagblätter werden, wenn Brigitte Mondnacht ihre nimmermüde Hand in den Schoos legte? Ich darf mich zugleich, da mein Vater ein Gelehrter, und mein Mann ein königlicher Kanzleybeysitzer war, unter den Adel zählen, und dennoch spöttete dieser Mensch aus purem Neid über mich, als ob ich die gemeinste bürgerliche Närrin wäre.

Stadtrichter. Aber, meine Ehrwürdige! welche Spöttereyen hat er sich denn gegen Ihre vortreffliche Person zu Schulden kommen lassen?

Frau v. Mondnacht. Ich bin nicht ehrwürdig, mein bürgerlicher Herr Stadtrichter! und verbitte mir alle Anzüglichkeiten. Dieser kalte Afterwitzling schrieb eine Schmähschrift gegen die gelehrten Weiber, und also,

da ich weltkundig die gelehrteste von allen bin, zunächst gegen mich. Darf, ich frage Sie, mein Herr! ein solcher Bösewicht noch einen Augenblick von der Sonne beschienen werden?

Stadtrichter. Vordersamst verzeihen Sie, meine halbgnädige Frau v. Mondnacht! daß ich Sie Ihrer Sprache nach für das Gegentheil von einer gnädigen Frau hielt. Was aber Ihre Klage betrifft, so gebe ich Ihnen zu bedenken, wie unschicklich es für jede Frau ist, sich selbst unter die gelehrten Weiber zu zählen. Um Ihre Klage zu entkräften, braucht der Angeklagte nur zu erklären, er sey weit entfernt, Sie für gelehrt zu halten, und wie kann ich in diesem Falle Ihnen Genugthuung geben?

Frau v. Mondnacht. Sie sprechen Unsinn, mein Herr, auf Ihrem Richterstuhle. Wenn ich keine gelehrte Frau bin, so bin

ich gar keine Frau. Sie sind ein Schwätzer, ein Grobian, ein....

Stadtrichter. Weib! ich rathe dir, halte deine berüchtigte Lästerzunge im Zaum! Bedenke, daß du, wenn ich dich für deine Fischweiberaufführung in's Spinnhaus setzen lasse, nicht einmal spinnen kannst. Sey jetzt so gut, und hebe dich weg, alte Satans-großmutter! Ich will mich über die Genug-thuung, die dir gebührt, bedenken.

Frau v. Mondnacht. (Sie droht dem Stadtrichter mit beyden Fäusten, und streckt die Zunge gegen ihn heraus. Im Abgehen kehrt sie sich noch einmal um, und sagt:) Ich bin die göttliche Grobheit selbst, und hoffe nächstens auch noch rasend zu werden.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Barbier.

Stadtrichter. Habt Ihr eine Klage gegen den Herrn Doctor Richtmann, mein Freund?

Barbier. Tausend für Eine, gestrenger und hochweiser Herr Stadtrichter! Er ist der Satansengel der mich mit Fäusten schlägt. Nicht genug, daß ich der König aller Bartscherer bin, verstehe ich mich auch noch besser, als die politischen Annalen, auf das Gleichgewicht von Europa, und so leicht es mir ist, eine Seifenkugel zu machen, so wenig schwer sollte es mir fallen, die Weltkugel zu regieren.

Stadtrichter. Ich preise mich glücklich, Herr Weltkugelregent, daß ich endlich einmal Gelegenheit habe, mich bey einem ächten Practikus über die Welthändel Raths zu erhohlen. Was haltet Ihr von dem Aufstand der Griechen, mein weitsehender Freund!

Barbier. Nennen Sie doch, mein Herr! ein so edles, heldenmüthiges und gerechtes Unternehmen, dem selbst das dumme Brockhausische Conversationsblatt das Wort redet,

und das von zahllosen Buben und Bübinnen gepriesen wird, keinen Aufstand. Fragen Sie nur Ihro Gnaden, die Frau v. Mondnacht, meine Busen- und Herzensfreundin, die mir so eben unter der Thüre begegnete, in welchem Lichte sie diese große Weltbegebenheit betrachtet. Diese gelehrte und aufgeklärte Frau, die zu ihrer Zeit nichts mehr bedauerte, als daß sie die Bastille nicht stürmen helfen durfte, ist eine der rasendsten Griechinnen, und ich glaube, sie ließe sich selbst in eine Kanone laden, wenn sie hoffen könnte, eine türkische Flotte zu zerstören.

Stadtrichter. Schweigt mir, Herr Barbier, von diesem Weibsbilde! Gut wäre es übrigens, wenn der alte Drache den Griechen in Person zu Hülfe eilte. Das deutsche Vaterland würde sich gern von ihr befreyt sehen, und ihr Medusenanblick könnte die ganze türkische Land- und Seemacht versteinern.

Barbier. Ach, mein weisester Herr Stadtrichter! wenn das verdammte Schreiben nicht wäre! Aber wer weiß es nicht, daß ein Weib, die einen Bund mit den neun Hexen, die man Musen nennt, gemacht hat, wegen ihrer Feder Vater und Mutter, Mann und Kinder verläßt, und wenn Frau v. Mondnacht bis zum jüngsten Tage lebt, so werden kaum seine Posaunen sie von ihrem Schreibpult aufschrecken.

Stadtrichter. Aber, Herr Barbier! ohne Zweifel waret Ihr auch mit den Spaniern befreundet. Wie kommt es, daß diese, trotz der Allianz mit Euch, nicht mit mehr Glück gegen die französischen Waffen gefochten haben?

Barbier. Kann ich dafür, daß die Cortes klüger seyn wollten, als ich? Zur Strafe bin ich jetzt ganz auf Frankreichs Seite getreten, und wenn dieses seine Armeen

noch nicht sobald zurückzieht, so weiß ich am Besten, wessen Politik es befolgt.

Stadtrichter. Wenn aus Euch nicht ein zweyter Herrmann Breme wird, so will ich selbst ein Kannegießer werden. Aber, Herr Kabinetsrath! Ihr habt vergessen, mir zu sagen, auf welche Weise sich dieser Vielbeklagte gegen Euch vergangen hat.

Barbier. Der Hochverräther schrieb eine Satyre, die Politik im Scheerbeutel, in welcher er mich unter erdichtetem Namen so arg verspottete, daß noch jetzt meine sonst so feste Hand zittert, so oft ich einen Bart scheeren, oder eine Ader öffnen soll.

Stadtrichter. Es geht doch nichts über die Tollkühnheit eines Satyrenschreibers. Verschont seine Feder nicht einmal einen politischen Barbier, wie wird es erst einem unpolitischen ergehen? Aber ich gebe Euch mein Wort, seine Strafe soll seinem Verbrechen angemessen seyn.

Barbier. Ich hoffe, sein Blut soll aus allen Adern fließen, und Eure Herrlichkeit soll mir nicht umsonst Recht sprechen. Hochdieselben dürfen nur befehlen, ob ich Ihnen rathen, oder Sie scheeren soll. (Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Meffert, ein Tragödienschreiber.

Stadtrichter. Ihr Mann mit den aufgeblasenen Backen und mit der Stirn, als ob Ihr den Olymp beherrschtet, hat dieser Erdensohn sich ebenfalls an Eurer Götterhoheit vergangen?

Meffert. Zittere, Verruchter, wenn du meiner spottest! Ahnest du nicht, welch eines Anblicks deine Unwürdigkeit gewürdigt wird? Meffert, der Tragödienschreiber des Universums, für den jeder Mund eine Posaune seyn sollte, steht vor deiner Nichtigkeit.

Also auf der Stelle wirf dich zur Erde und bete an!

Stadtrichter. Ich möchte lieber lachen, als anbeten, wenn deine Jämmerlichkeit nicht Mitleiden verdiente. Wie kommt es, daß du noch frey herumgehst? Man sagte mir, dein wahnsinniger Eigendünkel hätte dich längst in's Tollhaus gebracht.

Meffert. O schimpflich untergegangenes, unvergeßliches und vergessenes höllisches Wochenblatt! Warum ließ deutscher Kaltsinn und Undank deinem und meinem Verleger nur die Wahl, ob er verderben, oder dich sterben lassen sollte? Wo habe ich jetzt noch Raum, um, wenn irgend ein tollkühner Zwerg die Davidsschleuder gegen mich, den Goliath der Literatur, ergreift, meinen Gallenstrom abzuleiten!? Bey dem furchtbaren Fatum! Ich muß an meinen eigenen Schmähworten ersticken, wenn nicht die barmherzige Seele eines glücklichern Tagblättlers

meiner Wuth einen Tummelplatz einräumt. Aber bey dem Schatten meines Heiligen, bey dem heiligen Schatten Kotzebues schwöre ich, du tollkühnster aller Stadtrichter! die Furien sollen nicht aufhören, dich zu verfolgen, bis du bloß in der Absicht ein Buch schreibst, damit es von mir recensirt werden kann.

Stadtrichter. Mein guter Freund! es wäre Sünde, wenn ich mich über deine Schmähungen, so pöbelhaft sie auch sind, ereiferte. Ist es denn ein Wunder, daß du toll wurdest? Wo ist der Schriftsteller, der mehr bewundert seyn wollte, als du, und den man ärger verspottet und verachtet hat?

Meffert. Was sprichst du, Elender! Mich hätte man verspottet und verachtet? Nur der Neid hat immer meine neueste Tragödie am ärgsten ausgezischt. Aber ich könnte dir auf der Stelle, wenn nicht drey, doch wenigstens zwey Tagblätterschreiber nen-

nen, die sich noch bis auf diese Stunde mit mir selbst um die Wette beeifern, meine schmachtende Nase mit Weihrauch zu erquicken.

Stadtrichter. Ich wünsche dir Glück zu dem Lob dieser Löblichen, die ich nur zu gut kenne. Aber mein hochgepriesener Liebling der Musen, und noch mehr Liebling der Grazien! wolltest du dich nicht herablassen, mir zu sagen, was mir Unwürdigen die ungeheure Ehre deines Besuchs verschafft?

Meffert. Der Teufel verschafft sie dir. Diese Maus hier hat sich gegen den Löwen empört. Der Wurm hat den Drachen herausgefordert. Die Mücke will es mit dem Elephanten aufnehmen. Statt vor mir zu zittern, lacht der Tollkühne mich aus, und behauptet sogar, ich verstände als Tragödienschreiber nicht einmal Shakespeares oder Calderons Hund vom Ofen zu locken.

Stadtrichter. Entsetzlich, und abermal entsetzlich! Und Jupiters Donnerkeil

hat den Unseligen nicht auf der Stelle zerschmettert?

Meffert. Ich bin der größte aller möglichen Köpfe, und dieser Staub behauptet, ich sey gar keiner, und da er es sich ordentlich zur Ehre schätzt, wenn ich aus Rache jede seiner Schriften — nicht lese, und doch verlästere: so befehle ich dir, dem Stadtrichter, daß du ihn verurtheilst, täglich zwey Stunden lang vor meinem Bildnisse zu knien, und statt des Morgen- und Abendsegens meine beträchtlich weinerlichen Komödien zu lesen.

Richtmann. Mein Herr Stadtrichter! was werden Sie sagen, wenn ich mich bey diesem fatalen Fatumspoeten wirklich zur persönlichen Satyre bekenne? Ich sah, wie ihn alle Welt wegen seiner Anmaßung, wegen seiner nichtswürdigen Schmähsucht und wegen seines schamlosen Eigenlobs haßte und verachtete, und wegen seiner erbärmlichen

Hirngeburten verspottete, und aus wahrer Menschenliebe griff ich zur Feder. Der arme Dichterling, dachte ich, ist vielleicht noch zur Selbstkenntniß zu bringen, und vom Tollhause, das bereits seine Thore gegen ihn aufsperrt, zu retten, und hielt ihm einen Spiegel vor. Allein der Wahnsinnige zerschlug den Spiegel, und hört seit dieser Zeit nicht auf, mich zum Dank für meine christliche Liebe mit Koth zu werfen. Meine Hoffnung, einen Thoren dieses Schlags zu heilen, war freylich selbst eine Thorheit. Ob sie aber Strafe verdient, mag Ihre richterliche Weisheit und Gerechtigkeit entscheiden.

Meffert. (Er packt den Richtmann bey der Gurgel, und schlagt ihn mit Fäusten.) Stirb, Verräther, von der Hand des unsterblichsten aller Poeten!

Stadtrichter. (Er ruft.) Gerichtsdiener herein! Greift diesen Rasenden, und legt ihm Ketten an.

(Meffert wird von den Gerichtsdienern gefesselt, und hinweggeführt.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Agnes und Bärbchen, zwey Schwestern.

Stadtrichter. Ich will nicht hoffen, Ihr guten Kinder! daß Ihr auch als Klägerinnen gegen den Doctor Richtmann kommt. Sein Spott wird doch wenigstens das schöne Geschlecht verschonen.

Agnes und Bärbchen. (Beyde zugleich.) Ach, gnädiger Herr! er verschonte uns junge Mädchen so wenig, als die alte und häßliche Frau Mondnacht, die so eben bey Euch klagte, und wir sind unglücklich, wenn die Obrigkeit ihm noch ferner erlaubt, sich an dem guten Namen rechtschaffener Leute zu versündigen.

Stadtrichter. Liebe Jungfern! wenn Ihr wollt, daß ich Euch verstehe, so muß eine von Euch allein sprechen.

Agnes und Bärbchen. (Beyde zugleich.) Wie wir Ihnen sagten, Herr Stadtrichter!

der Mensch ist schuld, daß die ganze Stadt mit Fingern auf uns weißt.

Stadtrichter. Gott sey mir gnädig! Nicht ein Wort verstehe ich. Habt doch die Barmherzigkeit, und laßt mich Eure Klage nur von Einer Zunge hören!

Agnes und Bärbchen. (Beyde zugleich.) Der gottvergessene Mensch schrieb eine Komödie, die beyden Aelstern, und diese Aelstern, können Sie es glauben, Herr Stadtrichter? sollen wir seyn.

Agnes. Schwester! ich bitte, laß doch mich reden.

Bärbchen. Dich soll ich reden lassen? Einfältiges Ding! du würdest erbauliches Zeug vorbringen.

Stadtrichter. Daß doch wenigstens eine Eurer Zungen lahm würde! Ich will schlechterdings, daß nur Eine von Euch rede. Welche von Euch ist die älteste.

Agnes. Ich, gnädiger Herr Stadtrichter!

Stadtrichter. Nun, mein Kind! so bringen Sie Ihre Klage vor.

Agnes. Der Mensch schrieb eine Komödie, die beyden Aelstern, und seit dieser Zeit sind wir armen Mädchen das Stadtgespräch.

Stadtrichter. Womit könnt Ihr Beyden beweisen, daß Ihr in dieser Komödie gemeint seyd?

Agnes und Bärbchen. (Beyde zugleich.) Wer soll sonst gemeint seyn? Er schildert zwey Schwestern, die unaufhörlich plaudern, und einander selbst nicht zum Worte kommen lassen. Es ist in der That unverantwortlich, daß ein unschuldiges Mädchen den Mund nicht mehr aufthun kann, ohne auf's Theater gebracht zu werden. Soll man denn, der Natur zum Trotz, sich selbst zum Stummseyn verdammen? Stellen sie sich vor, gnädiger Herr! in der Komödie heißt es, wenn man vor unserer Thür stehe, so sollte man

schwören, es wäre ein Jahrmarkt im Zimmer, und wir Beyde sprächen mehr im Schlaf, als zehn andere Mädchen im Wachen. Haben Sie in Ihrem Leben solche gottlose Reden gehört. Heißt es nicht, das Reden hat seine Zeit? Und soll man uns, wenn wir nicht reden, für Gänschen halten, die nichts zu reden wissen? Lassen Sie sich doch einmal unser neuliches Gespräch mit unserer Muhme erzählen, gnädiger Herr! Die gute Frau hat selbst ihre Freude am Reden, und wir...

Stadtrichter. (Er hält sich die Ohren zu.) Um Gotteswillen, es ist genug! Ihr mögt viel oder wenig reden, meine schönen Kinder! so habt Ihr Recht, und ich selbst kann es dem Komödienschreiber am wenigsten verzeihen, daß er Euch nöthigte, bey mir zu klagen. Indessen geht nur für jetzt, und unterhaltet einstweilen die Leute im Vorzimmer. (Beyde Mädchen gehen ab.)

Stadtrichter. Hoffentlich ist jetzt kein Kläger mehr zugegen?

Schreiber. Der Herr Stadtrichter verzeihen. Es sind noch zwey oder drey im Vorzimmer.

Stadtrichter. Ich wollte, sie wären auf dem Blocksberge. Macht, daß sie vollends hereinkommen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Hauptmann Eisenfresser.

Hauptmann. Millionen Teufel! Ist es auch erlaubt, mich eine halbe Stunde im Vorzimmer warten zu lassen? (Zum Schreiber.) Ist Er der Stadtrichter?

Schreiber. (Zitternd.) Nein, hochwohlgeborner Herr! hier sitzt er.

Hauptmann. Daß Ihr's nur wißt, Herr Stadtrichter! der Kerl hier muß an den Galgen. (Zum Doctor.) Lumpenhund! weißt du

nicht, wer ich bin? Hast du nicht gehört und gelesen, daß ich zwey und dreyßig Bataillons aus dem Felde geschlagen habe? Also, Herr Stadtrichter! Ihr wißt, was Ihr zu thun habt. Die Kanaille muß auf der Stelle aufgehenkt werden.

Stadtrichter. Es ist nicht der Brauch, Herr Hauptmann! daß man die Leute ohne Klage und ohne Beweis hängen läßt.

Hauptmann. Was Klage, was Beweis! Bin ich ein Philister, daß Ihr mich mit solchen Schulfüchsereyen abfertigen wollt? Beym schrecklichen Gott der Schlachten! ich mache nicht viel Umstände, und wenn Ihr mir nicht auf der Stelle Recht verschafft, so seht hier meinen Degen. Dieser soll statt Eurer Stadtrichter seyn. (Der Schreiber versteckt sich unter den Tisch.)

Stadtrichter. Geruhen Sie doch, tapferer Herr Hauptmann, Ihrem Heldenzorn einen Zaum anzulegen! Dieselben stehen

hier vor keinem Ihrer zwey und dreyßig Bataillone. Vor allen Dingen wünschte ich zu wissen, was der Mann verbrochen hat, und wenn er schuldig ist, so soll er nicht ungestraft bleiben.

Hauptmann. Einen Vers hat die Bestie auf mich gemacht, in welchem er behauptet, ich sey ein Held, der hinter dem Ofen prahle, und vor dem Feind das Fieber bekomme, und alle meine Großthaten hätte ich mit dem Maule verrichtet. Zwar habe ich den Schandreim nicht selbst gelesen, aber mehrere gute Freunde haben mir davon erzählt.

Magister. Es ist vollkommen wahr, hochverehrter Herr Stadtrichter! der freche Satyrenschreiber hat diesen muthvollen Herrn Hauptmann unter dem erdichteten Namen Bramarbas auf's schnödeste und freventlichste verspottet.

Stadtrichter. Gut. Sie werden sich

wohl so lange gedulden, Herr Hauptmann! bis ich Ihre Klage gehörig überlegt habe.

Hauptmann. Meinetwegen! Eine Viertelstunde sollt Ihr Zeit haben, aber keinen Augenblick länger. (Er geht ab.)

Stadtrichter. Wo ist der Schreiber?

Schreiber. (Er kommt unter dem Tisch hervor.) Meine Feder ist mir vorhin unter den Tisch gefallen.

Stadtrichter. Laßt wieder einen Kläger hereinkommen.

Achter Auftritt.

Frau v. Stern mit einem schlechtgekleideten Pagen, der ihr die Schleppe nachträgt. Die Vorigen.

Stadtrichter. Was haben Sie zu klagen, Madame?

Frau v. Stern. Madame! Madame! So mag Ihre Frau heißen, Monsieur! Sehen Sie mir meine hohe Geburt nicht an? Christoph!

Page. Was befehlen Ihre Excellenz, die gnädige Frau?

Frau v. Stern. Bist du hier? Es ist schon gut.

Stadtrichter. Also Ihre Excellenz, meine gnädige Frau! was haben Sie zu klagen?

Frau v. Stern. Mein guter Freund! ich will, daß dieser gemeine Mensch hier bestraft werde.

Stadtrichter. Darf ich mich erkühnen, gnädige Frau! mich nach seinem Verbrechen zu erkundigen?

Frau v. Stern. Vergessen Sie schon wieder, mein Freund! wer ich bin? Wollen Sie eine adeliche Dame nach dem gemeinen bürgerlichen Recht behandeln? Ich bin nicht hier, um einen Proceß zu führen. Sie sollen den Kerl strafen, weil ich es haben will.

Stadtrichter. Mit schuldigem Respect, gnädige Frau! muß ich zu bedenken

geben, daß selbst Könige und Fürsten ihre Sachen vor Gericht entscheiden lassen.

Frau v. Stern. Was gehen mich Könige und Fürsten an? Soll eine Dame von meinem Rang sich von einem Schreiber ausfragen lassen? Wollen Sie, Magister! dem Manne sagen, was er zu wissen braucht, so will ich es geschehen lassen.

Magister. Wissen Sie also, gestrenger Herr Stadtrichter! diese Dame, die trotz ihrer hohen Geburt so herablassend ist, daß sie so wenig meine geringen Verse, als meine noch geringere Person verachtet, ist nichts desto weniger von diesem schmähsüchtigen Poeten in einer Satyre, der Bettelstolz, auf's gröblichste mißhandelt worden. Zwar hat er ihr in der Schmähschrift den Namen Frau von Hungertuch gegeben; allein diese spöttische Benennung ist offenbar eine neue Beleidigung, und vergrößert also nur sein Verbrechen, statt ihm zur Entschuldigung zu dienen.

Frau v. Stern. Ich glaube im Ernst, der jüngste Tag ist vor der Thür. Jede Bürgerdirne nennt man ein Fräulein, und jeder Tropf, der sich in der Kanzley lahm geschrieben hat, will ein Edelmann seyn. Die Großen lassen sogar die Hochmuthsnarren nicht unerhört, die bey ihnen in einem Bettelbrief um einen Adelsbrief einkommen. Und einer Dame, wie ich, die sich ihren Adel ehrlich und redlich durch ihre Geburt erworben hat, verweigert das gemeinste Gesindel die schuldige Ehrfurcht, und selbst von einem elenden Bettelpoeten muß sie sich verspotten lassen.

Stadtrichter. Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, gnädige Frau! wenn hochdieselben wegen dieser Mißbräuche eine Ungnade auf die ganze Welt werfen. Indessen will ich meines geringen Orts, wenn es sich irgend mit der Gerechtigkeit vereinigen läßt, dieser allgemeinen Ungnade zu entgehen trachten.

Frau v. Stern. Bestrafen Sie nur den elenden Poeten wie er es verdient, Herr Stadtrichter! und mein Wohlwollen ist Ihnen gewiß. Ich werde Ihrer bey Hofe gedenken, und zugleich sollen Sie einen Abdruck von meinem Wappen haben.

Stadtrichter. Wahrlich, gnädige Frau! schon Eine dieser Gnadenbezeugungen könnte die Gerechtigkeit selbst bestechen.

Frau v. Stern. Wie ich Ihnen sagte, ich hoffe, Sie werden bey dem Urtheil, das Sie zu sprechen haben, meinen Stand nicht aus den Augen setzen.

Stadtrichter. Entschuldigen Sie mich jetzt, gnädige Frau! Es sind noch einige Kläger anzuhören.

Frau v. Stern. Adieu, Herr Stadtrichter! (Sie geht ab.)

Stadtrichter. Ist wirklich des Klagens noch kein Ende?

Schreiber. Es ist nur noch ein einziger

armer Mann draußen, der von dem Herrn Doctor beleidigt zu seyn behauptet.

Stadtrichter. Laßt ihn hereinkommen.

Neunter Auftritt.

Wurm, ein Wechsler. Die Vorigen.

Wurm. Herr Stadtrichter! wollen Sie mir nicht sagen, ob ich hier Gerichtssporteln bezahlen muß?

Stadtrichter. Allerdings, wenn Eure Sache nicht gerecht erfunden wird.

Magister. (Leise zu Wurm.) Sorgen Sie doch nur nicht! Sie müssen nothwendig Ihre Sache gewinnen. Und geht sie wider Verhoffen verloren, so ersetze ich Ihnen die Kosten.

Wurm. Wissen Sie also, Herr Stadtrichter! ich habe mir stets das Lob eines guten Wirths zu erwerben getrachtet, und wegen dieser Tugend erfrecht sich der Mensch hier, mich der ganzen Welt als das Muster eines Knickers zu schildern. Er behauptet,

mein Leben sey ein einziger Fasttag, da ich doch täglich Kartoffeln und zwar in der Woche zwey Mal mit Salz esse. In meinem Zimmer, sagt er ferner, verhungerten die Fliegen, und ich balgte mich auf der Straße mit den Hunden um ihre Knochen. Weil ich mit meinem Nachbar gemeinschaftlich einen Rock besitze, den jeder von uns einen Tag um den andern trägt, so weiß er sich über diese weise Sparsamkeit nicht genug lustig zu machen. Meinen erlaubten, und ich möchte fast sagen menschenfreundlichen Kornhandel verschreyt seine gottlose Zunge als den schändlichsten Wucher, und nicht einmal die Zinse gönnt er mir, die mir von meinen Schuldnern aus gutem und dankbarem Herzen bezahlt werden. Wegen diesen schweren Beleidigungen bitte ich, Herr Stadtrichter! daß der Mensch gezwungen werde, auf gute Zinse ein Kapital von mir zu borgen, oder daß man ihn auf seine Kosten aufknüpfe.

Stadtrichter. Wäre es nicht noch besser, mein Freund! man confiscirte sein Vermögen zu Eurem Besten? Doch tretet jetzt nur ein wenig ab. Es kommen in

Eurer Klage einige besondere Umstände vor, über welche ich nicht sogleich mit mir einig werden kann.

Wurm. Ich gehe, und warte mit Sehnsucht auf mein unentgeldliches Recht. (Er geht ab.)

Stadtrichter. Nun, Herr Doctor! Sie haben gehört, wie schwer man Sie angeklagt hat. Was haben Sie dagegen zu sagen?

Richtmann. Nicht Ein Wort, Herr Stadtrichter! Die Beschuldigungen meiner Ankläger widerlegen sich von selbst. Erst, wenn den Thoren und den Lasterhaften ein Recht zugestanden wird, zu verlangen, daß man Thorheiten und Laster ungestraft läßt, erst dann können Schriften, wie die meinigen, ihrem Verfasser zum Verbrechen gemacht werden. Freylich, mein Hauptgegner, der Herr Magister, macht einen ganz andern Gebrauch von seinen Talenten. Er ist ein allzeit fertiger Lobredner, und daß seine Muse im Nothfall auch einer Phryne, und sogar einem todten Hund feil ist, mögen diese beyden Gedichte beweisen.

Stadtrichter. Ich sehe aus dem einen dieser Gedichte, daß die Muse des Herrn

Magisters eben so mitleidig ist, als die von ihr besungene Dame, und was die Verse zur Ehre des Hund's betrifft, so hat unser Herr Poet zuverläßig schon manchen Menschen besungen, der es weniger verdiente, als der todte Hund.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Silberling.

Silberling. Ach, bester Herr Stadtrichter! ich bitte, hören Sie doch nicht auf die Lügen und Verleumdungen dieses abscheulichen Magisters! Sie werden es kaum glauben, wenn ich Ihnen erzähle, wie niederträchtig er an mir gehandelt hat.

Stadtrichter. Ihre Sache, lieber Herr Silberling! kann mit der gegenwärtigen nicht vermischt werden. Ich rede jetzt nur von diesen zwey artigen Gedichten. Sie sind doch wirklich aus Ihrer Feder, Herr Magister?

Magister. Omnino, würdigster Herr Stadtrichter!

Stadtrichter. Laßt jetzt die sämmtlichen Kläger wieder hereinkommen, um das Urtheil zu vernehmen.

Magister. (Zu Silberling.) Nun, Herr Silberling! sollen Sie sehen, welchen Lohn Ihr theurer Herr Schwiegersohn für seine erbaulichen Schriften bekommt.

Silberling. O Himmel! Soll die gerechte Sache unterliegen?

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Die Kläger.

Stadtrichter. (Er erhebt sich von seinem Sitze.) Es ist ein sonderbarer Handel, den ich zu schlichten habe. Ich soll einen Menschen strafen, dessen Verbrechen bloß darin besteht, daß er gegen Laster und Thorheiten eiferte, ohne an die Leute zu denken, die ihre guten Ursachen haben, ihm die Wahrheiten, die er sagt, übel zu nehmen. Müßte ich aber nicht aus demselben Grunde auch den Prediger zur Verantwortung ziehen, der gegen die Sünde spricht, und eine Menge Sünder zu Zuhörern hat? Wisset also, Ihr Kläger! daß ich den Doctor Richtmann wegen seiner Schriften um so mehr von aller Klage freysprechen muß, weil ihr sogar vor Gericht durch Euer Betragen bewiesen habt, daß Ihr die Satyren, die der Beklagte gegen Euch geschrieben haben soll, und nicht geschrieben hat, wohl verdient hättet.

Bemüht Euch, Eure Fehler abzulegen, und Ihr werdet künftig satyrische Schriften nicht nur ohne Verdruß, sondern sogar mit Vergnügen lesen. Sie aber, Herr Magister Schleicher! weil Sie als ein falscher Ankläger und Verleumder vor Gericht gekommen sind, und zugleich Ihre Feder zu den größten Niederträchtigkeiten mißbraucht haben, dürfen noch von Glück sagen, daß ich, da Sie den Pranger verdienten, Sie nur im spanischen Mantel nach Hause führen lasse.

Magister. Ich protestire, Herr Stadtrichter! Ich bin legitime promotus Magister.

Stadtrichter. Sie selbst hätten bedenken sollen, was Sie Ihrer Magisterwürde schuldig sind. Doch in der Hoffnung Ihrer Besserung mögen Sie dieß Mal noch in Ihrem eigenen Mantel nach Hause gehen.

Silberling. Ich danke Ihnen, Herr Stadtrichter! für Ihr eben so gerechtes als weises Urtheil. An der Hochzeit meiner Tochter mit dem Doctor Richtmann soll von allen Gästen auf Ihre Gesundheit getrunken werden.

Schriftsteller
und
Schriftstellerey.

I.

Etwas zur Charakteristik
eines bekannten
Schicksals-Tragödienschreibers.

Zu der Strophe aus dem Goethe'schen Lied, Rechenschaft betitelt:

„Jeder möge so verkünden,
Was ihm heute wohl gelang!
Das ist erst das rechte Zünden,
Daß entbrenne der Gesang.
Keinen Druckser hier zu leiden,
Sey ein ewiges Mandat!
Nur die Lumpe sind bescheiden;
Brave freuen sich der That."

hat im Morgenblatte der durch seine Anmaßung sattsam berüchtigte Weißenfelser Tragödienschreiber, um den einem jungen Dichter von seinem Recensenten vorgeworfenen Mangel an Bescheidenheit zu rechtfertigen, folgende soge-

nannte Fortsetzung, deren Urheber der Derbe genannt wird, geliefert:

„Nur die Lumpe sind bescheiden, (,)
  Brave freuen sich der That.
Ihr Gefühl nicht zu beneiden,
  Ist des Selbstgefühls Mandat.
Bückt Euch vor mir, stolze Kegel!
  Welch Verlangen, dumm und plump!
Solch ein Krittler, ist's kein Flegel,
  Nun (,) so ist's gewiß ein Lump."

Daß diese Strophe poetisch sehr schlecht gerathen ist, und tief, tief unter ihrem Vorbilde steht, sey dem Verfasser, von welchem kein Mensch gute Verse erwarten wird, verziehen. Aber welchen Gewinn verspricht er sich von der herben und derben Reimerey. Glaubt er, unbescheidenes Selbstlob, über dessen unlieblichen Geruch bey allen Leuten, die eine unverdorbene Nase haben, nur Eine Stimme ist, durch das Ansehen irgend eines Poeten in eine wohlriechende Blume verwandeln zu können? Doch das nachgeahmte Gedicht bezieht sich nicht einmal auf poetische

Leistungen. Es ist weder von einer Tragödie, noch von einer Komödie, noch von einem Roman, mit Einem Wort, von keinem Buche, welches Dieser oder Jener geschrieben hat, von Thaten ist die Rede, die gethan worden sind. Einer half einem liebenden Paare zur Erfüllung seiner Wünsche; ein Anderer rettete die Habe eines verwaisten Mädchens aus den Klauen ihres Vormunds; ein Dritter nahm einen Schwächern gegen einen Stärkern in Schutz; ein Vierter schaffte Brod in's Haus; ein Fünfter endlich bestätigte durch sein Beyspiel die Lehre, daß man, wenn Noth an Mann gehe, nicht schwatzen und wimmern, sondern handeln müsse. Es ist doch wohl nicht einerley, ob Jemand in einem fröhlichen Kreise sich einer gelungenen That freut, oder ob er der Welt seine eigenen Gedichte anpreist. Eine That muß erzählt werden, wenn sie nicht Allen, die nicht Zeugen von ihr waren, verborgen blei-

den soll. Aber was gedruckte Gedichte werth sind, erfährt das Publikum durch sie selbst, und in keinem Fall ist es der Verfasser, dem über ihre Vorzüge ein öffentliches Urtheil gebührt. Und vergißt der Goethe'sche Nachtreter den Hauptumstand, der schon durch die Aufschrift des von ihm mißbrauchten Lieds angedeutet wird? Diese Aufschrift heißt Rechenschaft. Jeder in dem Kreise wird aufgefordert, zu sagen, ob er seine Pflicht gethan habe, und wie könnte selbst der Bescheidenste eine Aufforderung wie diese ablehnen? Wer fordert aber den jungen Poeten zum Anpreisen seiner Gedichte auf? Doch nicht genug, daß die Anwendung des Goethe'schen Lieds auf den jungen, sich selbst rühmenden Poeten erbärmlich schielend ist, der Anwendende hat zuletzt ganz seinen Zweck aus dem Gesicht verloren. Er will mit dem Goethe'schen Liede behaupten, daß nur die Lumpe bescheiden sind. Aber ich frage, ob die Reime:

„Bückt euch vor mir stolze, Kegel!
Welch Verlangen, dumm und plump!
Solch ein Krittler, ist's kein Flegel,
Nun, so ist's gewiß ein Lump."

seiner Aufgabe entsprechen? Es ist um die Rechtfertigung eines sich selbst rühmenden Dichters gegen die Rüge seines Recensenten zu thun, und diese Rechtfertigung besteht in dem Ausspruch: Ein Kritiker, der verlange, daß man sich vor ihm bücke, sey entweder ein Flegel, oder ein Lump. Unbegreiflich! Der Kritiker erinnert den jungen Dichter, nicht unbescheiden zu seyn, und die Reime beschuldigen ihn, er verlange, daß dieser sich vor ihm bücke! Und angenommen, die Beschuldigung wäre gegründet, ist Jemand, der in seinen Ansprüchen an fremde Achtung ein wenig zu weit geht, aus dieser Ursache ein Flegel, oder ein Lump? In der That, die Logik, die solche Schlüsse macht, gehört mit der Poesie, die Reime macht, wie die angeführten, in Eine Klasse. Ueberhaupt ist

ein Flegel, oder ein Lump, ein gar seltsames Entweder Oder. Wie kommt ferner der Lump hieher, da nicht von dem Begriff, den Goethe mit dem Wort verbindet, nähmlich von Character=Schlaffheit und Armseligkeit, die kein Selbstgefühl aufkommen lassen, sondern im Gegentheil von Anmaßung und unbescheidenen Ansprüchen die Rede ist? Wenn man endlich das gemeine Schimpfwort Flegel dem Goethe'schen Liede um des Umstands willen verzeiht, daß es gegen einen Menschen gebraucht wird, der sich einer Gewaltthat an einem Schwächern schuldig machte, so artet es dagegen in den Morgenblattsreimen aus dem Grunde in die niedrigste und unausstehlichste Derbheit aus, weil man dem Recensenten, der diesen Ehrentitel erhält, keine gewaltthätige Handlung, sondern nur eine Zumuthung zur Last legen kann, die höchstens belächelt zu werden verdient. Der schülerhafte Sprachschnitzer,

ist's kein Flegel, statt ist er kein Flegel, paßt vollkommen zum Uebrigen.

Was soll man sagen, wenn ein Schriftsteller, der freylich nicht mit entschiedenem Beruf, aber mit desto entscheidenderem Ton das Kunstrichteramt ausübt, der Kritik selbst so arge Blößen gibt?

Es wird eben diesem Schriftsteller bey jeder Gelegenheit zum Vorwurf gemacht, daß er stets die Posaune am Mund habe, um bald unter dieser, bald unter jener Verkappung seinen eigenen Ruhm zu verkündigen. Sollte er dieses allerdings höchst unrühmliche, und von ihm nirgends abgeläugnete Beginnen etwa gar durch den Aussprnch in dem Goethe'schen Liede:

„Nur die Lumpe sind bescheiden"

rechtfertigen wollen: so werden ihm ohne Zweifel seine vielen Gegner den Sinn des ganzen Lieds besser zu studieren anrathen, und ihm zugleich die unläugbare Wahrheit zu

Gemüth führen, daß wer, indem er es selbst ist, der seine Verdienste anpreist, die Welt bereden will, der Lobredner sey ein Fremder, sich nicht nur einer Unbescheidenheit, sondern auch noch einer literarischen Falschmünzerey schuldig macht. Zwar spricht er in seinen Reimen nur von einem jungen Dichter. Aber was er diesem erlaubt, verbietet er gewiß keinem alten. Nicht zu gedenken, daß es einem Manne, wie er, nicht zu viel ist, noch in seinem fünfzigsten Jahr seine Jugend geltend machen zu wollen.

Wer kann übrigens, wenn er den Weißenfelser Morgenblattskritikaster über einen anspruchvollen Recensenten in Eifer gerathen sieht, der von den Beurtheilten verlangt, daß sie sich vor ihm bücken, sich des Aufrufs enthalten: Quis tulerit Gracchos, de seditione querentes?

Diesen Bemerkungen mag sich auch noch die der Redaction des Morgenblatts geltende

Rüge anschließen, daß ihrem Söldling gestattet ist, eine Zeitschrift, die den Schild aushängt: Für gebildete Stände! zu seinen ewigen, eben so ekelhaften, als unbedeutenden Privatzänkereyen zu mißbrauchen. Wo ist der gebildete Mensch, der z. B. den kürzlich mitgetheilten Müllner'schen und Malmsburg'schen Briefwechsel über das Zurücksenden eines geschenkten Buchs mit andern, als mit den Empfindungen des höchsten Unwillens lesen könnte? Man würde sich um den Streitbaren selbst am meisten verdient machen, wenn man ihm, da Anmaßung und Gernwitz keine siegbringenden Waffen sind, das Kriegführen auf jede Weise erschwerte.

II.

Die deutsche Nation als Schuldnerin der Poeten und ihrer Weiber und Kinder.

Unsere Tagblätter, die täglich zwar an Menge und Alter, aber wahrlich nicht an Weisheit zunehmen, machen es sich zu einem besondern Geschäft, dem lieben Vaterland Undank gegen seine lebenden und todten Poeten vorzuwerfen, und erst neuerlich ist wieder in einem derselben der Versuch gemacht worden, für den verstorbenen Schiller ein Denkmal, und nebenher für die noch lebende Frau von Schiller, und die etwaigen jungen Herrn von Schiller und jungen Fräulein von Schiller ein Landgut zu ertrotzen.

Man traut in der That seinen Augen kaum, wenn man liest, was der Uebermuth eines Winkelschreibers, der nicht einmal seinen

Namen kund werden zu lassen wagen darf, und in jeder Zeile verräth, nicht, wessen Geistes Kind, sondern daß er keines Geistes Kind ist, sich erlaubt.

Wenn Deutschland sich nicht beeilt, den Aufforderungen zur Errichtung eines Denkmals für den verstorbenen Schiller Gehör zu geben, so ist es klar, daß es sich entweder zu dieser Art von Dank gegen den Dichter nicht für verpflichtet, oder sie aus andern Gründen nicht für nöthig erachtet, und das Denkmal wird also, es komme über kurz oder lang zu Stande, für den zu Verewigenden nur einen sehr zweydeutigen Werth haben. Ein Denkmal, wenn es seinen Namen verdienen soll, muß das Werk einer freywilligen Entschließung des bessern Theils der Nation seyn, und es darf also weder ertrotzt, noch erbettelt werden.

Fragen wir aber, bedarf ein Dichter überhaupt eines Denkmals, so werden wir uns

bald von selbst erklären, warum die besten und die weisesten Nationen von jeher so sparsam mit dieser Ehrenbezeugung waren. Das einzige ächte und unvergängliche Denkmal eines Dichters, der dieses Namens würdig ist, sind seine Werke, und welch ein unnützes Beginnen ist es also, sein Andenken durch Eisen oder Stein verewigen zu wollen. Eine Gedächtnißsäule würde Schillers Ruhm nicht nur nicht vermehren, sondern ihm sogar schaden, weil sie die Besorgniß ausspricht, er möchte ohne sie untergehen. Die Nachwelt wird die Bildsäule des Dichters, wenn nicht zugleich seine Werke zu ihr gelangen, für unverdient, und im entgegengesetzten Falle für unnütz erklären. Aber auch noch von einer andern Seite ist jedes Denkmal ein ganz und gar unzulängliches Mittel, das Andenken eines Dichters zu erhalten. Errichtet man z. B. das Schiller'sche in einer so mäßigen Stadt, als Weimar ist, so frage ich, wo sein Ruhm

in Wien, in Berlin, in Dresden, in München, in Suttgart, in Hamburg, in Frankfurt, und — in Krähwinkel bleibt? Und ob eben daher die Leute, die so ängstlich für seine Verewigung besorgt sind, nicht besser thäten, sich mit ihrem Anliegen, statt an das Publikum, in jeder deutschen Stadt an den berühmtesten Gastwirth zu wenden, der sich durch die Hoffnung, wenigstens die durchreisenden schönen Geister in seine Herberge zu locken, leicht wird bewegen lassen, die Büste eines der gepriesensten Dichter als Schild auszuhängen?

Nun denn, wenn es mit dem Denkmale nichts ist, so sorgt wenigstens besser für die vielen lebenden Dichterheroen, und wenn der Tod sie Euch raubt, für ihre Weiber und Kinder, höre ich die Bildsäulenwerber sagen, und bin kühn genug, im Namen des Publikums auch diese Forderung zurück zu weisen.

Ich will mich auf die Frage, ob die Welt

überhaupt immer eines neuen Dichternachwuchses, besonders da sie bereits seit Jahrhunderten mit nicht zu übertreffenden poetischen Meisterstücken überflüssig versehen ist, bedarf, nicht einlassen, obgleich ihre Beantwortung sehr zu meinem Zweck dienen würde. Aber auch selbst die Nothwendigkeit der Dichter vorausgesetzt, folgt noch keineswegs eine Verbindlichkeit für das Publikum, die Hände stets für sie in den Taschen zu haben. Des Dichters Lohn ist — Beyfall, und treibt er ein Gewerbe mit seinem Witz, so hat er es nicht mit seinen Lesern, nicht mit dem Publikum, sondern mit seinem Verleger zu thun. Es ist in der That widersinnig, daß Jemand den Geldbeutel seines Nächsten unter dem Vorwand in Anspruch nimmt, er habe sich um das Vergnügen, oder um die Bildung desselben verdient gemacht, ohne daß dieser von ihm vergnügt, oder gebildet zu werden verlangte. Und setzt sich der Dichter nicht durch

ein solches Begehren mit den herumziehenden Geigern und Pfeifern in Eine Klasse, die Hörer und Nichthörer für ihre unbestellte Musik in Anspruch nehmen?

Welchen Antheil haben endlich Weib und Kinder eines Dichters an seiner Poesie, daß diese sogar auch ihnen vergolten werden soll? Wird etwa durch keifende Weiber und schreyende Kinder die schlummernde Begeisterung geweckt? Oder ist Hymen gar ein zweyter Apollo, und wächst dem Dichter, wenn er durch das Band der Ehe gebunden wird, ein Flügelpaar, um auf den Helikon zu fliegen? Oder rauben ihm nicht umgekehrt die Freuden wie die Leiden des Ehestands wenigstens seine Muße, wenn sie auch seine Muse nicht von ihm verscheuchen? Was ist natürlicher, als daß das Zeugen leiblicher Kinder auf Kosten der geistigen geschieht? Und wie können also Poetenweiber und Poetenkinder noch von dem durch sie verkürzten

leselustigen Publikum eine Belohnung fordern? Wenn überhaupt eben dieses Publikum selbst dem verdienstvollsten Dichter höchstens solche Ansprüche zugesteht, mit welchen dem Magen nichts gedient ist, so weiß man nicht, was man sagen soll, wenn Leute auftreten, die für seine Wittwe und seine Kinder sogar Rittergüter ertrotzen wollen. Wäre es, wenn man uns den Genuß der Dichterwerke so unmäßig vertheuern will, ein Wunder, wenn Jeder, um wenigsten keine Poetenwittwen und keine Poetenwaisen versorgen zu müssen, die Zeiten wieder herbeiwünschte, wo die Kunst, Bücher zu schreiben, bloß ein Eigenthum der Mönche war?

Die Wittwe und die Waisen des größten Dichters haben also kein anderes Recht an die öffentliche Milde, als — ihre Armuth, und gehören mit der Wittwe und den Waisen des geringsten Schuhflickers auf Eine Liste.

Ich gestehe es, daß Behauptungen, wie

die bisherigen, der Poeteneitelkeit nicht schmeicheln. Aber ich frage zugleich, ob man will, daß ich dieser schmeichle?

III.

Ernst und Philo.

oder:

die poetischen Preisaufgaben.

Ein Gespräch.

Philo. Höre doch, mein guter Ernst! was einige Leute Dir nachsagen. Du sollst nämlich im Begriff seyn, Dich um einen der Preise zu bewerben, durch welche der Verleger des Urania betitelten Taschenkalenders das arme Waislein, Poesie genannt, von der Schwindsucht, an welcher es schon seit Jahren beynahe hoffnungslos darniederliegt, zu heilen versuchen will.

Ernst. Du würdest also, wie ich merke,

Dich in keinem Falle vor den ehrenvollen Schranken stellen, die der thatenreiche Herr Buchhändler Brockhaus, in Leipzig, den jungen thatendurstigen Dichtern eröffnet, und tadelst eben daher meinen Entschluß zum Voraus, ehe Du mich noch wirklich mit herabgelassenem Visier unter den Kämpfern erblickst.

Philo. Wie viel, wenn ich fragen darf, beträgt der Preis, der dem glücklichsten Sieger zu Theil wird?

Ernst. Zwanzig Friedrichsd'or heißt es in dem Program, und da die Summe nicht mit Zahlen, sondern mit Worten ausgedruckt ist, so halte ich es für zu gewagt, wenn Einige statt Zwanzig Zweyhundert lesen wollen.

Philo. Ist Dir ein Gedicht, das Dich vielleicht zehn Mal zwanzig Tage kostet, und mit welchem Du selbst in dem Grade zufrieden bist, daß Du es des Krönens werth findest, für zwanzig Friedrichsd'or feil?

Ernst. Du wirst doch nicht glauben,

daß Dein Freund des Geldes wegen dichtet? Der Geldpreis, der freylich, zumal in Verbindung mit dem Vorbehalt des fünfjährigen Verlagsrechts, gar sehr nach Knauserey schmeckt, ist eine Nebensache, und die Hauptsache ist — die Ehre des Siegs.

Philo. Kannst Du mir nicht sagen, mein Freund! wer die Leute sind, aus deren Händen Du den Lorbeerkranz, der, wie es scheint, ein so starker Sporn für Dich ist, zu erwarten hast?

Ernst. Weder ich noch Andere kennen diese poetischen Rhadamanten, weil sie es für gut finden, aus ihrem Namen ein Geheimniß zu machen.

Philo. Wenn es aber nun Leute sind, über deren Beyfall man roth zu werden Ursache hat, wo bleibt in diesem Falle die Ehre des Siegs? Oder wirst Du etwa einen Kranz, den der Buchhändler, Herr Brockhaus, im lächerlichen Wahn, ihm gebühre eine Stimme

auf dem Helikon, Dir anbietet, nicht zurückweisen?

Ernst. Du nimmst einen gar nicht denkbaren Fall an. Herr Brockhaus wird doch hoffentlich sich vom Schuster des Apelles warnen lassen? Und auf alle Fälle werden ja die Gründe der ausgesprochenen Urtheile öffentlich bekannt gemacht.

Philo. Es ist wahr, die unbekannten Preisrichter sind verwegen genug gewesen, diesen Grundsatz bey den halbgekrönten Preisgedichten fürs Jahr 1820 zu befolgen. Aber ich frage Dich, mein Freund! haben jene Urtheile selbst, sammt den Gründen, Dein Vertrauen bei den Richtern befestigt?

Ernst. Die Kritik ist freylich weder so gedacht, noch so klar, als man wünschen möchte. Indessen macht auch der Kritisirende, so gut als der Kritisirte, auf Nachsicht Anspruch. Sind wir doch alle Menschen.

Philo. Du verfällst auf einmal in einen

scherzenden Ton, mein Freund! Indessen gestehe ich auch im Scherz, die Rechtswohlthat, Mensch zu seyn, keinem Kritiker zu. Wer sich zum Richter seines Nächsten aufwirft, stellt sich hoch über ihn empor, und herunter mit der Haut des Anmaßenden, wenn er, indem er einen armen Sünder verdammt, zugleich den Beweis liefert, daß er selbst ein zehnmal ärmerer Sünder ist, als der Verdammte! Kurz mein Freund! wenn Du mir Deine poetische Weihe nicht besser zu beurkunden vermagst, als durch das Zeugniß solcher Leute, in deren Augen die bezauberte Rose ein die strengsten und höchsten Forderungen der Kritik erfüllendes, und die Erzählung Saladdin ein trefliches Gedicht ist, so beschwöre ich Dich, ohne je eine Zeile von Dir gelesen zu haben, lieber Seifenblasen, als Verse zu machen.

Ernst. Ich gestehe es Dir, mein Freund! daß ich wenigstens nicht den Muth habe, die

angefochtenen Ausspruche gegen Dich zu vertheidigen. Auch bey der neuesten Preisbewerbung hätte man, wie mich dünkt, die halbgekrönten Gedichte lieber ganz ungekrönt lassen sollen, weil eine halbe Krönung eine ganze Lächerlichkeit ist. Doch wenn wir auch leider nicht zweifeln können, daß weder die zwanzig Friedrichsd'or des Herrn Brockhaus, noch die ganzen und halben Kränze seines poetischen Gerichtshofs jemals die Welt auch nur um ein erträgliches Sonett reicher machen, so wirst Du, Freund Philo! Dich darum doch nicht unbedingt gegen alle Aufmunterungen junger Dichter durch ausgesetzte Preise erklären. Was dem Eigennutz und der Anmaßung eines Buchhändlers mißlang, muß nicht überhaupt mißlingen.

Philo. Was hat Dich, mein Freund! zum Dichter gemacht?

Ernst. Die Liebe zu den Musen, glaube ich mit Ueberzeugung behaupten zu können.

Philo. Aber ohne Zweifel erwachte diese Liebe erst in Dir, als Dir zu Ohren kam, wenn es Dir gelinge, mehr als den Stein der Weisen zu erfinden, nämlich ein Gedicht hervorzubringen, das die strengsten und höchsten Forderungen der Kritik erfüllt, könne einen Preis von zwanzig Friedrichsd'or damit gewinnen?

Ernst. Du scherzest, guter Philo!

Philo. Also war es keine Preisaufgabe, die Dich aufmunterte? Und Du dichtetest wie von Homers Zeiten bis auf die unsrigen alle Dichter, die dieses Namens nur nicht ganz unwerth sind, gedichtet haben, aus einem Beruf von innen heraus, und nicht aus einer Veranlassung von außen herein, und vollends nicht aus einer so elenden, als ein Goldpreis, wäre er auch ein ganz anderer, als ein Brockhausischer ist? Im Ernst, mein Freund! auf einzuliefernde Spatzenköpfe kann man mit Erfolg Preise setzen, aber nicht auf

einzuliefernde Erzeugnisse dichtender Köpfe, weil diese auf ganz andere Aufmunterungen, als auf den Klang eines Geldbeutels warten.

Ernst. Aber ich frage Dich noch einmal, mein Bester! rechnest Du die Ehre des Siegs für gar nichts?

Philo. Ich rechne sie für gar nichts in Vergleichung mit der Ehre, nach welcher jeder Dichter allein streben soll. Kein einzelner Kunstkenner, und wäre es auch ein Lessing, und eben so wenig auch ein Verein von mehreren, die ganze Welt ist der Preisrichter für den Geweihten, der den Musen ein Opfer auf ihren Altar legt. Reicht dieser Richter Dir den Kranz, so bedarfst Du keines andern, und versagt er ihn Dir, so hilft der andere Dich nichts.

Ernst. Also die Brockhausische Taschenbuchs-Urania soll mein Gedicht nicht unter ihre Flügel nehmen?

Philo. Wenn Du gesonnen bist, Dich

und Dein Gedicht wegzuwerfen, so magst Du Dich mit ihm unter die Preisbewerber stellen. Bist Du aber so stolz, wie jeder ächte Jünger der Pindus-Göttinnen seyn soll, so frage keinen namenlosen Winkelrichter, sondern das Publikum, ob Dein Werk, wie der oft besagte Mäcen und Buchhändler sich auszudrücken beliebt, die strengsten und höchsten Forderungen der Kritik erfüllt, oder ob es, wie die halbgekrönte und halb verhöhnte Erzählung, Saladdin, nur schlechtweg ein treffliches, und also ein höchst klägliches Gedicht zu seyn, das Unglück hat.

IV.

Die Schönen auf dem Parnass.

(Brief einer Mutter an eine andere.)

Als ich, liebe Freundinn! das Gedicht Deiner Thusnelda, das Du mir zu senden die Güte hattest, empfing, fragte mich mein

Mann in seinem gewöhnlichen trockenen Ton, wo denn die Näherey von Deinem Hermann bleibe, und trug mir auf, Dir zu schreiben, er wäre begierig, zu vernehmen, welche Fortschritte Deine Tochter schon im Turnen gemacht habe. Im Ernst, fuhr er fort, sobald ein Mädchen nach der Leyer greift, sollte man ihr auf der Stelle auch das Schwert in die Hände geben.

Du bist ungerecht, antwortete ich ihm nicht ohne Empfindlichkeit. Hat denn unser Geschlecht etwa nicht auch eine Seele, daß Du nichts als Geschäfte uns erlauben willst, zu welchen man bloß der Hände bedarf?

Bewahre mich der Himmel, Euch die Seele abzusprechen! erwiederte er. Ihr habt allerdings Seelen, und noch obendrein recht schöne Seelen. Aber ein Weib hat eine Weiberseele und keine Männerseele.

Man lernt doch immer etwas Neues! versetzte ich. Die Seele hat also nach

Deiner Behauptung so gut ein Geschlecht, als der Leib?

Diese alte Wahrheit, war seine Antwort, die Du eine neue nennst, darfst Du auf Treu und Glauben fur so ausgemacht annehmen, als daß zweymal Zwey Vier ist.

Aber, sprach ich, was sollen wir denn mit unsern Seelen anfangen, wenn wir nur zum Nähen, Kochen und Spinnen auf der Welt sind?

Nähen, spinnen und kochen sollt Ihr mit ihnen, erwiederte er. Nenne mir eine sogenannte Handarbeit, die nicht um so besser geräth, wenn sie mit Geist, als wenn sie ohne diesen zu Stande gebracht wird. Ich wenigstens getraue mir es an jeder Wassersuppe zu schmecken, ob eine Frau von Geist, oder eine gemeine Köchin sie gekocht hat.

Mit Einfällen, lieber Mann! sprach ich, kann man den Leuten wohl ein Lächeln, aber keine Ueberzeugung abgewinnen.

Mir ist es leid, antwortete er, wenn Du meinen Ernst für Scherz nimmst. Ich bleibe dabey, es gehört Geist zum Kochen, Spinnen und Nähen, ob man gleich auch ohne Geist ganz erträglich kochen, spinnen und nähen kann. Ich versichere Dich, meine Beste! ich habe schon manchem Frauenzimmerhut die Begeisterung angesehen, mit welcher seine Schöpferin ihn gedichtet hat. Ich will Dir den Plan, nach welchem eine Dame von Geist von Kopf bis zu den Füßen sich kleidet, so gelehrt entwickeln, als der scharfsinnigste Kunstrichter den Plan der Aeneide des unvergleichlichen Virgil. Kurz, mein Kind! es gibt Shakespeare am Herd, Horaze am Nähtisch, Anacreone am Spinnrocken, und Homere, die niemals schlummern, an der Toilette.

Immer die Kunkel, oder die Nadel oder die Küchenschürze! rief ich aus. Taugen wir denn sonst im Ernst zu gar nichts?

Fast, versetzte er, sollte ich ungeduldig

werden uber die Frage. Ein Weib, das auch nur gut kocht, näht und spinnt, taugt schon sehr viel, und hundert Mal mehr, als neun und neunzig von hundert Poeten, wie wir sie jetzt haben. Aber seyd Ihr nicht das Höchste, was man seyn kann, seyd Ihr nicht Mutter? Seyd Ihr nicht die ersten Erzieherinnen und Lehrerinnen Eurer Söhne, und die ersten und letzten Eurer Töchter? Und ein Wesen von so hohem Beruf will sich zum Versmachen herablassen, für das es zu gut wäre, wenn es sich auch darauf verstände, und zu welchem ihm die Natur im Augenblick alle Fähigkeit versagte, als sie ein Weib aus ihm zu schaffen beschloß!

Also nicht einmal die Fähigkeit zur Poesie, sprach ich, gesteht Dein alter Groll gegen jede Beschäftigung unsers Geschlechts, die es mit dem Deinigen theilen will, uns zu? Aber diese Behauptung zu widerlegen, hat mir schon die einzige Sappho erspart.

Es kommen, erwiederte er, zuweilen Mißgeburten auf die Welt, meine Liebe! Allein so lange der Kinder mit zwey Köpfen nicht mehrere sind, als der Kinder mit Einem, so lange wird es keinem Naturforscher in den Sinn kommen, den Menschen als ein zweyköpfiges Thier zu beschreiben. Uebrigens auch angenommen, daß Ihr Verse machen könnt, so folgt daraus noch keineswegs, daß Ihr auch Verse machen sollt.

Und warum, fragte ich, sollen wir nicht?

Habe ich, sprach er, diese Frage nicht schon lang und breit beantwortet? Ihr sollt nicht, weil es nicht Euer Beruf ist, welchem Ihr keinen Augenblick zu entziehen das Recht habt. Aber ich will Dir noch einen Grund sagen, der Dir vielleicht besser einleuchtet. Das Weib ist für's Haus, und nicht für die Welt. Was ist aber mehr für die Welt und weniger für's Haus, als das Bücherschreiben überhaupt, und die Poesie insbesondere? Wie

reimt sich Oeffentlichkeit mit weiblicher Zartheit, und was ist öffentlicher, als die Poesie? Auch ihre Seele soll die züchtige Frau nicht der Beschauung Preis geben.

Gut, erwiederte ich, wenn aber nun Eine unsres Geschlechts ihre Freude im Umgang mit den Musen findet, und ein Geheimniß aus ihrer Poesie macht?

Zeige mir, versetzte er, ehe ich Deine Frage beantworte, erst Eine, die eine glühende Kohle im Busen trägt, bis sie zu Asche verbrannt ist. Verse, mein Kind! müssen an den Tag, wie der Keim des Samenkorns, das der Säemann der Erde anvertraut hat. Ist jemals ein Gedicht unbekannt geblieben, so geschah es gewiß nicht durch die Schuld seines Verfassers, der die ganze Welt lieber zum Zeugen seiner Schöpfung, während sie entstand, gemacht hätte.

Sage was Du willst, sprach ich, gegen das weibliche Dichten, Du mußt mir doch

einräumen, daß auch in unsern Tagen die vortrefflichsten Frauenzimmer reichliche Opfer auf den Altar der Musen gelegt haben.

Du wirst mir zutrauen, war seine Antwort, daß Niemand mehr Achtung für diese Frauenzimmer haben kann, als ich. Man kann eine Verirrung beklagen, indem man voll Bewunderung gegen die Irrende ist, und tadle ich eine Person Deines Geschlechts, die, indem sie Verse macht, ihre wahre Bestimmung verfehlt, so schließt mein Tadel zugleich das Lob ein, daß sie alle die schönen Eigenschaften besitzt, die sie fähig machen, ihre Bestimmung mit Würde zu erfüllen. Kurz, meine Beste! ich will nichts, als was auch die Natur will, der Mann sey Mann, und das Weib sey Weib!

Deine Philosophie, mein guter Mann! sprach ich, wird Dir schwerlich Freundinnen selbst unter denjenigen meines Geschlechts

erwerben, die weder Verse lesen, noch machen, noch drucken lassen.

Will Dein Geschlecht, antwortete er, ungerecht gegen den Mann seyn, der eine höhere Meinung von ihm und seiner Bestimmung hat, als die Unternehmer aller Frauentaschenbücher und Damenkalender, die jemals gewesen sind, und seyn werden, so kann ich nichts, als trauern und schweigen. Aber dieses Unrecht fürchten, wäre eine größere Beleidigung Deines Geschlechts, als wenn ich ihm, wie es schon von einigen Frevlern geschehen ist, die Schönheit ab, und unserem Geschlecht zusprechen wollte. Und in der That, wäre Grund zur Besorgniß vorhanden, die Zahl der Dichterinnen möchte in der Folge zu einer gefährlichen Höhe anwachsen, so wüßte ich kaum ein angemesseneres Mittel gegen das Uebel, als ein Verbot, dessen Uebertretung mit dem Verlust aller weiblichen Ansprüche, die Ansprüche auf Schönheit mit eingeschlossen,

bestraft werden müßte. Zugleich müßte für jede Dichterin, um ihren Abfall von ihrem Geschlecht wenigstens zur Noth zu ersetzen, ein Bruder, oder in dessen Ermanglung der nächste ihrer männlichen Verwandten ihre Stelle namentlich in der Küche vertreten.

Auf diese Art, meine liebste Freundin! endigte sich ein Streit zwischen mir und meinem Mann, in welchem, wie ich fürchte, der Sieg nicht vollkommen auf meiner Seite war. Oder soll ich mich mit der alten Wahrheit trösten, daß der Mann noch geboren werden soll, der Recht gegen seine Frau behält?

Lebe wohl, meine Freundin, und versäume nicht, mir zu melden, ob Deine Thusnelda nicht ihrer poetischen Ader in gerechtem Zorn gegen einen Mann freyen Lauf ließ, der lieber die Wassersuppen eines geistreichen Frauenzimmers essen, als ihre Gedichte lesen will. In der That, eine recht ernste Satyre wäre die bündigste Widerlegung seiner Ketzereyen,

und die angemessenste Bestrafung seiner Lästerungen. Nur müßte freylich das Gedicht nicht selbst eine Wassersuppe seyn.

V.

Bevorstehende Erscheinung einer wichtigen Schrift.

Man hat so selten Gelegenheit, der Welt zu Diesem oder Jenem Glück zu wünschen, daß ich mir es nicht verzeihen könnte, wenn ich nicht die gegenwärtige im Augenblicke, da sie sich zeigt, beym Schopf ergriffe.

Damit aber verzagte Leute nicht unnöthig verzagen, weil sie fürchten, sie hätten sich über die Geburt eines Helden zu freuen, dessen Schädel einer wohlgeübten Gall'schen Hand schon in der Wiege verkündigt, wie viele Schädel dereinst durch ihn werden zerschmettert werden: so erkläre ich vor allen Dingen, daß nicht von einem unfriedlichen Menschen,

sondern von einem friedlichen Buche die Rede ist, das nächstens von einem berühmten Schriftsteller, der nur zu lange, obgleich aus guten Ursachen, die zahlreichen Freunde seiner Muse mit keinem Geschenk von dieser mehr erfreute, an's Licht treten wird.

Daß wir mit diesem Buche ein im strengsten Sinne des Worts klassisches Werk erhalten, dafür ist uns schon der Name des berühmten Verfassers Bürge. Man wird sich vergebens selbst in dem neuesten Meßverzeichnisse, welches doch Werke von dem erztragischen Müllner, und von dem erzkomischen Kotzebue, und von zahllosen andern adelichen und unadelichen, romantischen und unromantischen Dichtern und Dichterinnen enthält, nach einem ähnlichen umsehen. Es wird förmliche Kriege zwischen den Uebersetzern aller gebildeten Völker veranlassen, welcher von ihnen es, wenn nicht am besten, doch am schnellsten in seine Muttersprache zu über-

tragen vermag. Man wird die Stirn anderer Bücher mit Stellen aus ihm wie mit einem Diamant schmücken. Man wird es vom Katheder herab erklären. Man wird Noten auf Noten thürmen, um seinen Text, wenn nicht aufzuhellen, doch zu verdunkeln. Alle Welt, wenigstens alle Welt die Geld hat, wird es kaufen, und man wird aufhören, die Werke verstorbener und lebender schöner Geister Deutschlands nachzudrucken, bloß um Papier und Schwärze für dieses einzige zu ersparen. Ganz verständige Leute werden es, ohne Furcht vor den Bannflüchen des ganzen romantischen Dichtervereins, hoch über das Nibelungenlied hinaufsetzen. Es wird selbst die Prüfung, welcher sich die Buchhändler-Brockhausischen poetischen Wettläufer um einen Preis von zwanzig Fridrichsd'or unterwerfen müssen, nicht zu scheuen haben, und kaum wird das berüchtigte kleinstädtische Großmaul im Morgenblatt, oder in seiner eigenen sattsam

verrufenen Winkel- und Bettelzeitung sich lästernd gegen dasselbe zu öffnen wagen.

Heil uns! höre ich mich jetzt von einigen Lesern unterbrechen, ohne Zweifel hat man ein Sudelbuch des verewigten Schiller aus seinen Schuljahren, und in diesem ein Gedicht aufgefunden, das wir im nächsten Cotta'schen Damenkalender, und zugleich im Cotta'schen Morgenblatt, und nachher in allen Kalendern und Tagblättern des Kalender- und Tagblattersüchtigen Deutschlands lesen werden. Dieses Gedicht des dreyzehnjährigen Knaben wird, sollte es auch nicht über dreyzehn Strophen lang seyn, die Herausgabe eines dreyzehnten Bands der sämmtlichen Werke seines Verfassers veranlassen, da zum Glück ein berühmter und nimmer rastender Kunstentwickler noch unter uns Sterblichen wandelt, der kaum zu wachen braucht, um der Welt auf die Schönheiten einer Schülerarbeit von dreyzehn Strophen, wenn nur ihr Verfasser

später einen gewissen Ruf erhielt, mit einem Aufwand von wenigstens dreyzehnhundert Seiten im eigentlichen Sinne des Worts die Nase zu stoßen.

Es ist mir recht schmerzlich, auf diese Vermuthung erwiedern zu müssen, daß ich solches Heil der Welt mit nichten zu verkündigen habe. Nicht eine Geburt des Schiller'schen Knabengenies ist zum Frommen der Leser, und zu noch größerem Frommen der Buchhändler aus dem Moder hervorgezogen worden, und ich begreife gar nicht, wie sich Jemand einem Irrthum überlassen kann, der sich schon durch den Umstand widerlegt, daß, hätte sich wirklich der vermuthete Glücksfall ereignet, der Verleger des Werks sich in der Pflicht, die Posaune an den Mund zu nehmen, und zu trompeten, als ob er die Todten aus ihren Gräbern hervorzurufen hätte, zuverläßig keinen Dritten hätte zuvorkommen lassen.

Es wird immer ärger! Also, sagt man,

das klassische Werk, das wir nächstens anzustaunen haben, ist nicht von Schiller. Nun, von wem kann es denn sonst seyn, als von dem Generalissimus des deutschen Poetenheers, von dem Vice-Musengott, der den Homer, den Euripides und den Shakespear, so schwer auch diese drey Köpfe unter Einen Hut zu bringen sind, in sich vereinigt, und für welchen in jedem unserer sich wie die Frösche vermehrenden, und wie die Frösche quakenden Tagblätter ein Altar, oder wenigstens eine Glutpfanne raucht?

Hört doch, hätte ich bald gesagt, im Namen des bösen Feinds einmal auf zu rathen, da Ihr Euch doch immer auf einer falschen Spur befindet! Es wäre freylich besser, ich hätte Euch eine aufgefundene Schiller'sche Schulübung, oder ein Paar noch nicht einmal im Gesellschafter, zu dessen nicht geringer Ehre und Empfehlung, abgedruckte Reimlein Eures einzigen Meisters vom Stuhle anzukündigen,

statt daß ich jetzt bloß der Welt zu des weiland hochberühmten römischen Consuls, Marcus Tullius Cicero, verloren geglaubten Büchern von der Republik, und einigen Reden eben dieses vielgelesenen Schriftstellers, die durch den gelehrten Bibliothekar der vatikanischen Bibliothek, Angelo Mai, entdeckt worden sind, und die der glückliche Finder unverzüglich zum Druck befördern wird, Glück zu wünschen habe. Allein ich frage, ist ein Werk Ciceros nicht wenigstens besser, als die beste der deutschen Schicksalstragödien, die sich unter Euch seit einiger Zeit ordentlich von selbst machen, oder als — gar nichts? Ein Buch kann immer noch vortrefflich seyn, wenn auch kein Morgenblatt und keine elegante Zeitung die Ehrlichkeit, oder den Verstand hat, das Publikum auf seinen Werth aufmerksam zu machen, und wenn auch dieser Werth den fleißigsten Lesern und Leserinnen des Taschenbuchs der Liebe und Freundschaft, des Kind-Becker'schen

Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen, des Cotta'schen Damenkalenders und des Fouque'schen Frauentaschenbuchs schlechterdings nicht einleuchten will. Genug, dieser neu aufgefundenen Ciceronianischen Werke wegen lohnte es sich in meinen Augen allein schon der Mühe, die Buchdruckerey zu erfinden, und gewiß werden durch dieselben, so klein ihr Umfang auch ist, die Manen Faust's und Guttenberg's mehr als durch eine ganze Leipziger Messe mit ihrer eigenen, so oft mißbrauchten Erfindung wieder ausgesöhnt.

VI.

Taschenbücher und Almanache.

Die Taschenbücher und Almanache sind durch ihre Kleinheit, durch ihre Menge, durch den Ekel, den die meisten bey zartfühlenden

Personen erregen, und durch ihr kurzes Leben die Insekten der Bücherwelt. Die Aehnlichkeit erstreckt sich öfters sogar auf den Einband, indem die Deckel manches Taschenbuches mit den Flügeldeckeln manches übrigens garstigen Käfers in die Wette glänzen.

Was hat das alte Buch hier zu thun? sprach eine Dame zu ihrer Freundinn, auf deren Tische sie am neuen Jahrstage ein schon mehrere Monate früher erschienenes Taschenbuch liegen sah.

Aergerlich genug, erwiederte die Andere, daß sich mein Mädchen Alles zehn Mal befehlen läßt! Es ist schon länger als sechs Wochen, daß ich sie das abgenutzte Spielzeug in die Rumpelkammer werfen hieß. Dafür soll es aber auch jetzt auf der Stelle weggeschafft werden. Ich will nicht zum zweyten Mal wegen der nachläßigen Dirne mich schämen müssen.

Denke Dir, sprach A. zu B. mein Erstaunen! Ich habe immer geglaubt, Pusillus sey ein großer Einfaltspinsel. Aber auf einmal lese ich in Klingklangs Taschenbuche Gedichte und Erzählungen von ihm.

Denke Dir, Freund! auch mein Erstaunen, antwortete B. Ich habe immer geglaubt, dieser Pusillus sey ein Mensch von ganz erträglichem Verstande. Aber seit ich in Klingklangs Taschenbuche seine Gedichte und Erzählungen gelesen habe, weiß ich, daß er ein großer Einfaltspinsel ist.

Wilhelm Gottlieb Becker! Unsterblicher Name! Der große Mann hat das Taschenbuch zum geselligen Vergnügen gestiftet, und Gott weiß wie manches Jahr herausgegeben.

VII.
Shakespears Lobpreiser.

Shakespeare konnte wirklich der größte aller Dichter seyn, und dennoch vernünftigen Leuten

durch das ekelhafte Gewäsch mancher seiner Lobpreiser verhaßt werden. Wie man behauptet, daß jeder Mensch seine eigene Religion habe, so hat jeder dieser aufgedunsenen und haltungslosen Kunstschwätzer seinen eigenen Shakespeare, und nur in dem einzigen Ausspruch kommen sie mit einander uberein, daß man schlechterdings ihrem Helden keine Gerechtigkeit widerfahren lasse, wenn man nicht vor Bewunderung desselben geradezu — ein Narr werde.

Im Brockhausischen Conversationslexikon ist der vergötterte dramatische Sans Culotte der Engländer, der, wenn er noch lebte, zuverläßig seinen deutschen Anstaunern und Lobposaunern zuerst in's Gesicht lachen würde, vollends gar dem freundlichen Herrn Franz Horn in die Hände gefallen, der des Unsinns so voll von ihm war, daß er sich erst nach angefüllten ein und zwanzig Seiten, deren jede bekanntlich im Conversationslexikon ein halbes Buch ist, erschöpft fand.

Der Aufsatz beginnt mit der veralteten Kraftgeniestirade, daß Shakespears Geist zu gewaltig gewesen sey, um sich vom kümmerlichen Treiben eines Alltagslebens erdrucken zu lassen. Gewisse Leute werden nie vernünftig werden, und daher werden sie auch nie aufhören, rasende Lehren zu predigen. Eine rasende Lehre ist es aber, daß jeder Milchbart, der sich einbildet, er sey von der Natur zu einem poetischen Monstrum geschaffen, dem sogenannten Alltagsleben den Krieg ankündigen müsse. Das Alltagsleben hat noch keinen ausgezeichneten Geist erdruckt, aber der affectirte Haß desselben hat die unselige Folge, daß man bald vor lauter Thoren von dem unerträglichsten Schlag nicht mehr weiß, wo man in der Welt bleiben soll.

Recht Franzhornischpossirlich ist es, daß von ihm noch jetzt, nach mehr als dritthalbhundert Jahren, der Edelmann, Sir Thomas Lucy, zu Charlecote, weil er den jungen

Shakespeare wegen einer Wilddieberey gerichtlich belangte, ein Pedant gescholten wird. Ein vernünftiger Herr, heißt es, würde auf die zum Wildfang so geneigte Persönlichkeit einer frisch in's Leben greifenden Jugend, die sich nun einmal nicht von vornherein in die Bande der Philisterschaft schlagen läßt, Rücksicht genommen haben. Wenn also das siebente Geboth nicht nur dem Alter, sondern auch der frisch in's Leben greifenden Jugend zuruft: Du sollst nicht stehlen! so muß man ihm nach Herrn Franz Horn antworten: Rufe, so lange Du willst, pedantisches Ding! Junge Leute, die sich nun einmal nicht von vornherein in die Bande der Philisterschaft schlagen lassen, werden Dich auslachen, und Dir zum Trotz stehlen, so oft es ihre zum Wildfang geneigte Persönlichkeit so haben will. Man muß im Ernst sich Glück wünschen, daß die Gerichte das Privilegium zu stehlen, das Herr Franz Horn der frisch in's Leben greifenden Jugend ertheilt, nicht anerkennen, sondern die jungen Diebe so gut hängen lassen, als die alten. Zum ersten Mal lernt man auch bey dieser Gelegenheit von Herrn Franz Horn,

daß die Leute, die es übel nehmen, wenn man sie bestiehlt — Pedanten sind. Uebrigens war Shakespeare, als er das Verbrechen beging, wenn gleich erst zwey und zwanzig Jahre alt, doch schon Ehemann und Vater mehrerer Kinder, und es ist also auch von dieser Seite eine große Albernheit, wenn man für ihn bey einer strafbaren Handlung die Nachsicht fodert, auf welche allenfalls ein junger Mensch, der kaum aus den Knabenjahren herausgetreten ist, bey einem verübten Muthwillen Anspruch machen könnte. Ueberhaupt zeigt man sich selbst als den lächerlichsten aller Pedanten, wenn man über eine auf alle Fälle nichtsbedeutende Geschichte, die durch Jahrhunderte den Augen der heutigen Welt entrückt ist, sich jetzt noch in ein Vernünfteln einläßt. Auf diese Art wäre es freylich kein Wunder, wenn Jemand mit einer einzigen Abhandlung, wäre es auch sogar eine über einen deutschen Modekritiker und Karfunkelpoeten, oder über einen Schicksalstragödienschreiber, alle zehn Bände des Conversationslexikons anfüllte. Vermuthlich würde Herr Franz Horn, hätte er der Acten über den

Wilddiebsproceß habhaft werden können, nicht ermangelt haben, sie mit seinen tiefsinnigen Anmerkungen begleitet, seinem Aufsatz ebenfalls einzuverleiben.

Geschimpft wird in diesem Aufsatz von Herrn Franz Horn, den Manen Shakespears zu Ehren, über den Schauspieldichter Ben Jonson, über die lateinische Inschrift zu Shakespears Gedächtniß an der Kanzel in der Kirche zu Stratford, über die Engländer, die gern rechnen und Geldsummen wenigstens im Munde führen, über einen Master Gastrell, der ein grämlicher Filz war, und den Shakespearsbaum abhauen ließ, über die Korrectheit der Dichter, über den König Carl den Zweyten von England, über den Kunstrichter Johnson, einen durch Verstand, Witz, Scharfsinn, Geschmack und Gelehrsamkeit in hohem Grad ausgezeichneten Mann, welchem also der Verfasser der Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands die Schuhriemen nicht aufzulösen werth ist, über das von Lessing angeblich niedergeschmetterte deutsche Alexandrinertheater, über den überaus correcten Pope, von welchem Riesen Herr Franz Horn, der

Zwerg, zu sagen die Stirn hat: Er spreche Manches über Shakespeare in den Tag hinein. Doch wer schreibt gern Franzhornitäten ab, und wer mag sie lesen? Herr Franz Horn hat sich bekanntlich schon mehr als ein Mal vor dem Publikum für einen großen Freund der Polemik erklärt, und Polemik heißt bey ihm über Dinge, die ihm mißfallen, und über Leute, deren Ansichten von der Poesie nicht mit seinen albernen Grillen übereinstimmen, schimpfen. Daß die den unaussprechlichsten Ekel erregenden Franzhorn'schen Lieblingswörter und Blümchen: Betrübt, Andeutung, vornehm, frisches und gesundes Gemüth, Lästerlichkeiten, gesundkräftige, ritterlichruhmbegierige Zeit ꝛc. dem Leser auf jeder Seite, wie Dorn und Disteln auf einem verfluchten Acker, begegnen, von dieser betrübten Wahrheit überzeuge sich zu seiner eigenen Strafe Jeder selbst, der mir nicht auf's Wort glauben will.

Zu melden ist auch noch, daß Herr Franz Horn mit der Inschrift auf Shakespears Bildsäule in der Westmünsterabtey aus dem eigenen Schauspiele des Dichters, der Sturm, nur mittelmäßig zufrieden ist, und einer von ihm ange-

gebenen, zehn Mal weniger passenden den Vorzug gibt. Billig sollte er sich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, und diese nach London schicken, weil es mir sehr leid um die englische Nation wäre, wenn der Name Franz Horn ihr nicht wenigstens eben so viel Ehrfurcht einflößte, als seinen deutschen Landsleuten. Von der eigentlichen Kritik des Herrn Franz Horn in seinem unendlichen Aufsatz sey es genug, zu bemerken, daß er zu fremder Albernheit seine Zuflucht nimmt, sobald er sich von seiner eigenen verlassen sieht.

Wie will es das Conversationslexikon verantworten, daß es die Bearbeitung eines Gegenstands, von welchem die Redaction annehmen mußte, er werde von den meisten Lesern für einen der wichtigsten gehalten, einer so ungeschickten Hand anvertraute?

VIII.

Albernheiten und Lügen
des Conversationslexikons über Schiller.

Wer war Schillers Mutter? Wem ist diese Frage, sey er auch ein noch so begeisterter Verehrer des verstorbenen Dichters, nicht völlig gleichgültig? Wenn man aber, wie das Conversationslexikon, ihrer einmal zu gedenken für nöthig findet, so sollte man wenigstens die Neugierigen nicht durch falsche Nachrichten täuschen. Schillers Mutter war nicht, wie das Conversationslexikon erzählt, aus Kodweis gebürtig, sondern sie war eine geborene Kodweis. Der Himmel mag wissen, ob es überhaupt einen Ort dieses Namens in der Welt gibt. An welchem Orte des vormaligen Herzogthums Würtemberg übrigens die ehrliche Frau, die durch den Ruhm ihres Sohns um kein Haar merkwürdiger wird, als jede andere Mutter, zuerst das Licht der Welt erblickte, diesen Umstand zu erforschen, bleibe den Leuten überlassen, die sich gern — um Kleinigkeiten bekümmern.

Unbegreiflich ist es, wie das nämliche Lexi-

kon behaupten kann, Schiller habe die unter dem Titel Anthologie bekannte Sammlung größtentheils verunglückter, und von ihm später bis auf ein Paar Fragmente verworfener Gedichte in Gemeinschaft mit Stäudlin veranstaltet. Gerade diese Anthologie setzte Schiller dem ungleich bessern Musenalmanach von Stäudlin feindselig entgegen, und mißhandelte ihn nicht nur in der Vorrede, sondern auch in einigen Gedichten der Sammlung auf eine Art, die weder seinem Witz, noch seinem Character zur Ehre gereichte. Schiller war damals viel zu trunken von dem Lärm, den seine Räuber gemacht hatten, als daß er sich an einen Dichter, wie Stäudlin, der freylich neben ihm keinen sonderlichen Glanz zurückwarf, hätte anschließen können.

Wäre die Behauptung des Conversationslexikons richtig, daß die Tochter des Hofkammerraths Schwan, in Mannheim, das von Schiller unter dem Namen Laura besungene Frauenzimmer sey, so müßte er sie besungen haben, ehe er wußte, daß sie in der Welt war. Jene Gedichte entstanden lange vorher, ehe Schiller nach Mannheim kam, und es war damals gar kein Geheimniß in Stuttgart, daß die Besungene die

Wittwe eines Hauptmanns Vischer sey, mit welcher der Dichter in Einem Hause wohnte. Diese neue Laura war übrigens ohne alle persönliche Reitze, und es lief daher die Spottrede in der Stadt umher, Schiller sey bloß in die ausschweifend gelben Haare seiner Laura, und zwar wegen der Aehnlichkeit mit den seinigen, verliebt. Möglich ist es jedoch, daß Schiller, um sich nach allen Theilen als einen Dichter zu beweisen, während er in Mannheim lebte, die Jungfer Schwan zu seiner zweyten Laura erkor.

Daß der Verfasser des Abschnitts im Conversationslexikon behauptet, es habe Schillern auch nicht an dem „recht eigentlichen epigrammatischen Witz" gefehlt, mag er — bey dem Witz selbst verantworten. In keinem Falle aber hätte er, um seine Behauptung zu beweisen, sich auf die berüchtigten Xenien berufen sollen, indem eines Theils kein Mensch weiß, welche dieser Xenien Schillern zu Verfasser haben, und andern Theils bey den meisten derselben gerade der „recht eigentliche epigrammatische Witz" von Kennern vermißt wird.

Komödienwesen.

Der Schauspieler.

Aus den Papieren

eines Eingeweihten der Kunst.

I.

Ist das Schauspielen eine Kunst?

Was hat der Schauspieler zu leisten? Antwort. Er muß die Person, die Handlungen und die Leidenschaften einer andern Person vorstellen. Ein Mensch also stellt einen Menschen vor, und dieses Vorstellen soll eine Kunst seyn? Ein Mensch stellt sich, er begehe diese oder jene Handlung, die ein anderer Mensch wirklich begangen hat, und dieses Scheinthun macht ihn zum Künstler! Es

steht in einem Buche, hier hat Wilhelm Tell dieses, hier hat er jenes gesprochen, hier hat er Demuth, dort Stolz bewiesen, hier hat er sich liebend, dort hassend gezeigt, hier sah man ihn heftig, dort gelassen, hier lachte, dort weinte er. Der Schauspieler Eslair macht es gerade eben so, und alle Welt ruft bey diesem Spiel: Welche Kunst! Seit wenn gehören aber Gemüthsbewegungen und Leidenschaften nicht mehr der Natur, sondern der Kunst, oder wenigstens beyden zugleich an? Ich frage ferner: Kann die Kunst mit der Natur auf einen Zweck hinarbeiten, oder mit andern Worten, kann sie schaffen, was die Natur bereits geschaffen hat? Kunst ist der wahre Gegensatz der Natur, und wenn sie zu leisten sucht, was die Natur allein vermag, so ist ihre eigene Zernichtung die unmittelbare und unvermeidliche Folge. Eben so, wie die Natur weder malt, noch Bilder aus Stein erschafft, noch in Erz gräbt, eben so schafft die Kunst weder lebendige Wesen, noch wirkliche Bäume und Blumen. Was ist aber die Aufgabe des Schauspielers anders, als ein Hervorbringen dessen, was

schon in der Natur vorhanden ist, und was in der Nachahmung gar nicht anders erscheinen kann, als im Urbilde? Ein künstlicher Zorn, und also der Zorn auf der Bühne, ist entweder einerley mit dem natürlichen, oder er ist gar Nichts. Hält man mir entgegen, eben in der Aehnlichkeit eines nicht vorhandenen Zorns mit einem natürlichen liege die Kunst, so bitte ich demüthig, mich zu belehren, erstens an welchen Merkmalen ich bey einer Gemüthsbewegung Kunst und Natur von einander unterscheiden kann, und zweytens, ob es ein unsinnigeres Streben gibt, als das Natürliche selbst in ein Künstliches zu verwandeln, und namentlich Menschen und ihre Leidenschaften als Kunstwerke auf die Bühne zu bringen? Einen Menschen dichten ist Kunst, aber mit meinem Körper einen andern Menschen spielen, ist Gaukeley. Mit Recht kann ich sagen: Schillers Wallenstein, aber mit dem nämlichen Recht, mit welchem ich sage: Flecks Wallenstein, kann ich sagen: Flecks Fleck. Aber, sagen die Verehrer der Bühne, der veredelte Ausdruck der Gemüthsbewegungen und der

Leidenschaften ist doch eine Kunst, und ich antworte wieder: Nichts ist eine Kunst, was ein Werk der Natur ist, und was ist auch der veredelte Ausdruck der Gemüthsbewegungen und der Leidenschaften anders, als die Natur selbst? Nicht zu gedenken, daß es kaum einen schwankendern Begriff gibt, als einen veredelten Ausdruck irgend eines menschlichen Seelenzustands. Eben so verhält es sich mit der Forderung an den Schauspieler, daß er die Leidenschaft, oder die Gemüthsbewegung nach der Eigenthümlichkeit dieser oder jener Person darstelle. Die Worte allein, und also das Werk des Dichters, begründen den Unterschied zwischen dem Zorn des Achill, und dem Zorn eines Thersites. Doch das Brockhausische Conversationslexikon, dessen Weisheit bekanntlich über alle Einwendungen erhaben ist, belehrt uns in dem Abschnitt: Schauspielkunst, ganz anders. Der Schauspieler, sagt der Verfasser, ein bekannter verunglückter Schicksalstragödienschreiber und hirnloser Kritikaster, muß die Person, welche er scheinen will, sich zuvörderst im Geiste vorstellen, und sie sodann durch seine wirkliche

Person, soweit es deren Beschaffenheit zuläßt, versinnlichen, darstellen. So sehr man diese tiefe Weisheit und diese neuen Entdeckungen zu bewundern genöthigt ist, so dringen sich doch dem Nachdenken einige Fragen, Zweifel und sogar Einreden auf. Angenommen, ich stelle mir irgend eine Person mit allen ihren Eigenthümlichkeiten im Geiste vor, bin ich darum im Stande, sie durch meine wirkliche Person zu versinnlichen? Versteht denn das Conversationslexikon unter Person nicht auch die Gestalt, oder die äußere Erscheinung, die kein Mensch in seiner Gewalt hat? Bin ich auch bis auf einen gewissen Grad Herr über meine Geberden, so verleiht mir doch diese Herrschaft noch bey weitem nicht das Vermögen, irgend eine mir vorschwebende Persönlichkeit durch die meinige zu versinnlichen, oder darzustellen, und was also das Conversationslexikon fodert, ist eine reine Unmöglichkeit, die es schon selbst durch die weisliche Klausel: So weit es die Beschaffenheit der Person des Schauspielers zuläßt, angedeutet hat. Oder kann eine durch persönliche Hindernisse beschränkte Darstellung anders als

im höchsten Grade mangelhaft ausfallen? Leiste aber auch der Schauspieler das Unmögliche, was wird er gewinnen? Muß nicht jedes Dargestellte für das, was es seyn soll, erkannt werden? Oder mit andern Worten, muß nicht jedes Kunstwerk sich selbst aussprechen? Wie soll aber der Zuschauer erkennen, einmal, der Schauspieler hat sich die Person, die er scheinen will, richtig gedacht, und dann, gerade so, wie er sie sich dachte, hat er sie dargestellt? Gewiß dachte sich der Dichter z. B. seinen Wilhelm Tell, und dachte sich ihn der Zuschauer ganz anders, als beyde ihn selbst von dem geschicktesten Schauspieler dargestellt sehen. Wie könnt Ihr aber eine Kunst nennen, was, weil es weder nach Gesetzen geübt, noch nach Gesetzen geprüft werden kann, schlechterdings nicht erkennbar ist? Die Rede wird verstanden. Aber wie soll die Persönlichkeit eines Julius Cäsar, die ein zwey tausend Jahre nach ihm lebender Schauspieler darzustellen sich herausnimmt, verstanden werden? Der Komodienzettel und ein guter Theaterschneider, diese sagen uns besser als Garrik: Hier seht Ihr den Hamlet!

Wenn das Lexikon ferner sagt, der Mensch sey bey Ausübung der Schauspielkunst Werkmeister, Stoff und Kunstwerk zugleich, so muß man ihm zugestehen, es hätte sich nicht glücklicher ausdrücken können, um die Absurdität der Behauptung, das Schauspielen sey eine Kunst, in ein recht grelles Licht zu stellen. Welch eine Fieberkrankenidee, ein Kunstwerk, das sein eigener *Künstler*, und ein Künstler der sein eigenes *Kunstwerk* ist! Und dann Kunstwerk und Künstler, die ihr eigener *Stoff* sind! Fühlt man zugleich nicht den Widerspruch schon in der Sprache, wenn man von einem *Werke*, einem Kunstwerke redet, das bloß in Geberden und in *Worten*, die man von jeher den Werken entgegen gesetzt hat, besteht? Wohl klagt ein Dichter: Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze! Aber warum zog er aus dieser trivialen Wahrheit nicht die Folgerung, daß was nicht auf die Nachwelt kommt, sondern mit dem Augenblicke entsteht und vergeht, man nenne es Kunst, oder Fertigkeit, höchstens einen sehr untergeordneten Werth haben kann? Wenn endlich *Selbstständigkeit* die erste Bedingung einer Kunst

ist, wie kann das Spiel auf der Bühne, das nicht mehr als das Organ der dramatischen Dichtkunst ist, und welchem noch eine Menge anderer Künste zu seiner Hülfe unentbehrlich sind, sich dieses Namens anmaßen?

II.

Verträgt sich das Geschäft des Schauspielers mit der Würde des Menschen?

Kann jemals die Frage entstehen, ob man sich irgend einer Kunst, oder selbst des gemeinsten Handwerks zu schämen Ursache hat? Zweifelte man aber nicht von jeher, und zweifelt man nicht noch täglich, ob man ein Schauspieler seyn könne, ohne seiner Würde zu nahe zu treten? Und woher rührt dieser Zweifel? Sollte er wirklich, wie die Schauspieler und ihre Freunde behaupten, ein bloßes Vorurtheil des Pöbels seyn? Es lohnt sich der Mühe, dieser Frage eine besondere Untersuchung zu widmen. Der Lastträger und der Schauspieler, beyde werden zu körperlichen Diensten gedungen. Aber der Lastträger verdingt nur seine körperliche Kraft, mit

dem Schauspieler hingegen schließt das Publikum einen förmlichen Vertrag um seine Person, und nicht etwa ein Werk von uns, sondern unser eigenes Selbst müssen wir einer Menge, die von der Bühne herab sinnlich angeregt seyn will, zum Opfer bringen. Wir malen nicht, gleich dem Maler, ein Bild auf Bestellung, wir machen uns selbst zum Bilde, oder eigentlich zur Marionette, und das Erniedrigende dieses körperlichen Dienst's kann durch die geistige Kraft, die allenfalls dabey wirksam ist, keineswegs aufgehoben werden. Mag das Geschäft des Schauspielers auch die Weisheit eines Salomo, und das Genie eines Shakespeare erfordern, der Gebrauch, den er von seiner Persönlichkeit macht, und der Beruf, zur Unterhaltung und Belustigung Anderer öffentlich zu spielen, seine Geberden zu verstellen, und was man Einem in den Mund legt, Weisheit und Thorheit, Erhabenes und Gemeines vorzubringen, wird ewig mit der Würde des Menschen unverträglich bleiben. Ob ich für Andere spiele, oder von ihnen mit mir spielen lasse, wo liegt der Unterschied?

Offenbar läßt sich auf dem einen Wege so wenig Ehre erwerben, als auf dem andern. Und haben wir etwa stolz zu seyn Ursache, wenn wir auf den Bretern erscheinen mussen, nicht weil Kunstliebe, sondern weil die Stunde uns ruft, in welcher unser Despot, die schaulustige Menge, sich von uns ergetzen zu lassen gewohnt ist? Umsonst beruft man sich auf andere Künste, die ebenfalls nach Brod gehen, und der Laune ihrer Gönner und Beschützer unterthan sind. Es ist doch wohl ein wesentlicher Unterschied zwischen ihrer Abhängigkeit und unserer Knechtschaft. Daß das Komödienwesen der Götze unserer Tage ist, dieser Umstand muß, weit entfernt, unsern Beruf in unsern Augen zu adeln, uns vielmehr um so mißtrauischer gegen denselben machen. Man hört freylich nicht auf, von den Verdiensten der Bühne um sittliche Veredlung und geistige Bildung zu sprechen. Allein man kann sogar diese Wirkungen, so schwer sie auch zu beweisen seyn möchten, zugeben, ohne daß die Schauspielerwürde dabey gewinnt. Ein Werkzeug mag noch so nützliche Dienste leisten, und noch weit nachdrücklicher und un-

mittelbarer, als es die Schauspieler vermögen, Menschenbesserung befördern, es ist und bleibt doch immer nur ein Werkzeug.

Setzt Jemand diesen Betrachtungen den Einwurf entgegen, daß sie zu viel beweisen, weil aus ihnen folgen würde, es dürfe gar keine Bühne bestehen: so gebe ich, weit entfernt, in Verlegenheit zu kommen, die Folgerung zu, und sage: Also weg mit dem Theater! Kein Gut in der Welt, viel weniger ein bloßes Vergnügen, darf um den Preis erkauft werden, daß ein Mensch sich einem zweydeutigen Beruf hingibt. Mag es immerhin nicht an Leuten fehlen, die mit gleicher Begierde Schauspiele als Brod fordern, ihrem Verlangen darf höchstens durch ein Marionettentheater entsprochen werden. Jeder Mensch ist zu gut für ein Gewerbe, das ihn zur Puppe und zum Spielzeug macht.

Möchte aber auch das Schauspielen die erste aller Künste, und der körperliche Dienst auf den Bretern nicht erniedrigend seyn, wo bleibt dem ungeachtet die Würde unsers Berufs, so lange die Bühne selbst noch in einem zweydeutigen Lichte erscheint? Ist ihr Einfluß für

die Sitten und die Bildung nützlich, oder schädlich? Diese Frage ist bis auf die jetzige Stunde noch unentschieden, desto gewisser ist aber, daß sittliche und geistige Vervollkommnung auf andern Wegen und durch andere Mittel leichter, schneller und mit minderer Gefahr bewirkt werden können.

Ich will nicht hoffen, daß Jemand unsere Bühne durch die Bühne der Alten vertheidigen will. Wie kann man sich einfallen lassen, griechische Nationalfeste, bey welchem dem ganzen Volke, nicht zur Lust, und nicht zur Unterhaltung, sondern um es zum Gefühl seiner eigenen Größe und Würde zu erheben, seine Götter und seine götterähnlichen Helden in Handlung gezeigt wurden, und für welche Aristophanes so gut, als Sophokles und Euripides dichtete, mit einem Spiele zu vergleichen, durch welches Menschenhaß und Reue, Kabale und Liebe, Verbrechen aus Ehrsucht, die Räuber, die Sonnenjungfrau, die Hussiten vor Naumburg und ähnliche Herrlichkeiten, der ganz elenden Müllner'schen Stücke nicht zu gedenken, vor die Augen der Zuschauer gebracht werden? Nicht, wie Schiller

meint, bloß die Ifland'schen Hofräthe und Secretäre, seine eigenen Helden sind ein Misere, wenn man sie mit den Heroen der alten Schauspiele vergleicht. Mit der Geschichte und mit dem ganzen Leben und Weben eines Volks muß seine Bühne in Eins zusammenfallen, wenn sie nicht ein Gaukelspiel ohne Zweck und ohne Würde seyn soll. Diese Forderung ist aber nur bey einem Volke denkbar, dessen Geschichte bereits Jahrtausende zählt, und dessen Größe alle spätern Geschlechter mit Staunen und mit Ehrfurcht erfüllt. Ein Theater in Krähwinkel ist ein Unding. Und welche Stadt in unsern Tagen ist nicht ein Krähwinkel gegen das alte Rom und gegen das alte Athen? Kurz, mit den Göttern und den Helden des Alterthums ist auch die Zeit der ächten und einzigen Bühne verschwunden, und was wir unter diesem Namen besitzen, verdient nicht einmal ein Schatten, und kaum ein Zerrbild von ihr zu heißen.

Fragt man, um noch einmal auf die Schauspieler zurückzukommen, welchen Rang die Alten den ihrigen einräumten: so ist kein Zweifel, daß sie die bessern vor den schlechtern

auszeichneten. Aber alles Lob, das die Römer ihrem Roscius ertheilten, beweist noch keineswegs, daß sie ihn mit ihren Malern, mit ihren Bildhauern, oder gar mit ihren Dichtern in Eine Klasse setzten. Nicht zu gedenken, daß man wohl zu der Frage berechtigt ist, ob die damals schon entarteten Römer einer Kunst, die ihren Sinnen schmeichelte, nicht mehr Werth beylegten, als sie verdiente?

Ich habe Wahrheiten gesagt, die man in keinem unserer Tagblätter liest, selten hört, und mit welchen ich mir ohne Zweifel schlechten Dank bey der Menge erwerbe. Allein eine der ältesten Wahrheiten ist, daß wer gefallen will — keine Wahrheiten sagen muß.

Aufsätze
vermischten Inhalts.

1.

Willibalds Frauenlob und Frauentadel.

Wenn es eine Frau gibt, die ein Geheimniß bewahrt, so ist zwey Mal zwey nicht vier.

*

Es gibt Weiberfeinde, aber keine Männerfeindinnen.

*

Die meisten Frauen bilden sich ein, durch ein einziges Ja das Recht erworben zu haben, ewig Nein zu sagen.

*

Das Loos der Frauen ist, die Männer zu beglücken, ohne von ihnen beglückt zu werden.

*

Wäre es Sitte, daß die Frau sich den Mann wählte, die Ehen würden zuverläßig glücklicher ausfallen.

*

Weg mit den Frauen, die es nach den

Geschäften der Männer gelüstet! Es mag hingehen, wenn Herkules sich an den Spinnrocken seiner Omphale setzt. Aber wer mag diese in der Löwenhaut ihres Gemahls und mit seiner Keule ertragen?

•

Gott schuf nur den ersten Mann. Den ersten Menschen hat Eva aus dem Adam geschaffen.

•

Nichts ist verletzender, als weiblicher Spott, und gleich manchen wilden Völkern schießen die Frauen nur mit vergifteten Pfeilen.

•

Eine Frau, die zu gefallen sucht, wird ihren Zweck weniger verfehlen, wenn sie nach dem Schminkpinsel, als nach der Feder greift.

•

Jede schöne Frau ist in den Augen der Männer eine legitime Königin. Aber mit ihrer Schönheit verliert sie auch ihren Thron.

•

Durch die leidige weibliche Schreibsucht wird die Zahl der elenden Bücher vermehrt, und die Zahl der liebenswürdigen Frauen vermindert.

•

Unseliges Streben der Weiber nach männlichen Eigenschaften! Eine Frau sollte sich lieber in ein Krokodill, als in einen Mann verwandeln wollen.

•

In der Ehe kann zwar der Mann Gewalt üben, aber herrschen kann nur die Frau.

•

Ohne Zweifel könnte man eine Frau nicht härter strafen, als wenn man sie verurtheilte unter lauter Blinden zu leben.

•

Wenn ich bedenke, daß es auch stumme Mädchen gibt, so kann ich mich nicht enthalten, auszurufen: Bey Gott ist kein Ding unmöglich!

•

Manche Frau läßt ihren Mann eiserne Ketten tragen, damit er ihr goldene kaufen muß.

•

Schönes Mädchen! sey nicht zu stolz auf Deine Reitze, und bedenke, daß eine Zeit kommt, wo Dir Dein Spiegel für ein Gebetbuch feil ist.

•

II.

Theodors Gedanken, Einfälle und Meinungen.

Geldgeitz und Geldstolz im Verein bilden den hassenswürdigsten Character.

*

Der Geitzhals hat an seinem Geld einen Gott, der ihn in die Hölle bringt.

*

Ein Geitziger ist ein Armer, der kein Mitleid verdient.

*

Unsere Modephantasten suchen eine Ehre in der Tollheit, und Manchen von ihnen würde man als einen ziemlich vernünftigen Menschen kennen lernen, wenn man ihm bey Kopfabhauen verböte, ein Narr zu seyn.

*

Ein Vielfraß an einer Wirthstafel ist der nützlichste Gast für den Wirth. Ißt er für Vier, so entleidet er dagegen Zwölfen das Essen.

*

Das Glück macht viele Unglückliche.

*

Nichts ist weniger tragisch, als die Liebe.

*

Der Haß ist so gut ein Bedürfniß, als die Liebe.

*

Die Deutschen werden nicht müde, mit ihren Helden und Dichtern aus ältern und neuern Zeiten zu prahlen. O kleine Nation, mit Deinen großen Männern!

*

In der Kunst viel fordern, und mit Wenigem zufrieden seyn, ist ächt deutsch, und ächt abderitisch.

*

Ein Tollhaus kann der ärmste Staat erhalten, aber für ein Narrenhaus wäre der reichste zu arm.

*

Ich will nicht wissen, was Ihr gethan habt, und noch weniger, was Ihr thun wollt, sondern was Ihr thut.

*

Gottlob, daß Furius, der reiche Filz, kein Brunnen ist! Er würde jeden Wanderer Durst sterben lassen.

Man darf keine Beleidigung ungeahndet lassen. Oder mit andern Worten: Ehrenschulden müssen bezahlt werden.

*

Die Liebe gleicht der Nahrung. Man kann nicht ohne sie leben. Aber sie ist ihr unähnlich, weil man nicht von ihr leben kann.

*

Der Reichthum macht Tausende schlecht, aber nicht einen Einzigen gut.

*

Der Geitz ist das dummste Laster.

*

Ich vermag durch kein Nachdenken herauszugrübeln, wozu die Traurigkeit gut ist.

*

Ein Verdienst, das sich nicht selbst belohnt, ist keins.

*

Lobt nicht den Mann, der seine Schulden bezahlt, sondern den, der keine macht.

*

Verbrannte Kinder, sagt man, fürchten das Feuer. Der Spruch gilt aber nicht von den großen Kindern.

*

In den Zeitungen sind mir die Lügen lieber, als die Wahrheiten.

•

Nichts gibt der Eitelkeit mehr Nahrung, als die Poesie, und darf man sich daher noch wundern, daß die Frauen sich ihr so gern ergeben?

•

Der Glaube versetzt Berge, aber die Leyer des Orpheus zwingt sie, sich von selbst zu bewegen.

•

Schlagt einem Geizhals lieber ein Loch in den Kopf, als daß Ihr ihm eins in sein Kleid reißt.

•

Gewisse Leute hören um so weniger, je länger ihre Ohren sind.

•

Wer von seinem Reichthum den rechten Gebrauch macht, ist nicht reicher als andere Leute, aber glücklicher, als sie.

•

Niemand taugt weniger zum Herrschen, als Gelehrte. Man hat wohl schon Könige vom Pflug weggenommen, aber keinen vom Schreibtisch.

•

Niemand hat mehr Feinde, und Niemand braucht weniger Feinde zu furchten, als die Vernunft.

•

Legt einen Narren an die Kette, und solltet Ihr sie auch einem Verbrecher abnehmen müssen.

•

Ich ehre die Adelichen, aber ich meide so sehr ich kann die Geadelten.

•

Wie es für Ammen und Kinder ein Schlaraffenland gibt, so ist das Mittelalter die Schlaraffenzeit poetischer Modephantasten.

•

Wir Deutschen sind ein gar genügsames Volk. Wir jubeln beym Apfelmost, wenn wir keinen Champagner haben, und sind uns die Kupferstiche zu theuer, so behelfen wir uns mit — dem Steindruck.

•

Ich verlange keine andere Revolution, als die, welche der jungste Tag bringt, und denke selbst bey dieser mich ganz leidend zu verhalten.

•

Der Deutsche ist der ewige Lobpreiser frem-

der Vorzüge. Bluhten in Italien statt der Citronen die Holzäpfel, so würde er diese besingen.

*

Unsere neuesten Wunderthäter erfahren zu ihrem Befremden, daß, troß dem Sprichwort, die Welt — nicht betrogen seyn will.

*

Die meisten Tagblätter könnte man füglich Blätter für Tagdiebe nennen.

*

Ein Schwärmer ist ein Mensch, der den Verstand verloren hat, und über den Verlust frohlockt.

*

In einer Stadt, wo nicht ein einziger berühmter Mann lebt, suche man die meisten vernünftigen, ruhigen und anspruchslosen Menschen.

*

Wer einen guten, aber schlechtgesagten fremden Gedanken besser sagt, errettet einen Ertrunkenen.

III.

Vorrede

zu einer

noch ungedruckten Gedichtesammlung des Verfassers.

Die gegenwärtigen, in einem Zeitraume von vier und vierzig Jahren entstandenen Gedichte, von welchen ein nicht unbeträchtlicher Theil hier zum ersten Mal gedruckt erscheint, sind im eigentlichen Sinne des Worts eine Ausgabe der letzten Hand.

Möge das bessere, dem Verfasser wohlwollende Publikum wenigstens seinem guten Willen, den Erzeugnissen seiner Muse den ihm möglichen Grad der Vollendung zu geben, und zugleich seiner mit der höchsten Sorgfalt getroffenen Auswahl Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Bey dieser Gelegenheit wird man es ihm wohl verzeihen, wenn er ein letztes Wort über die kritische Verwilderung verliert, die in unsern Tagen mit der poetischen Hand in Hand geht.

Wehe dem Dichter, der Unsinn, Gemeinheit und Rohheit bey ihrem rechten Namen nennt, und die Musen und Grazien nicht mit Bacchantinnen verwechselt! Die jämmerlichen Handlanger in gewissen Unterhaltungsblättern haben längst alle Schranken des Anstands niedergerissen, und schämen sich nur noch — der Scham. Schimpfworte und Schmähungen müssen die Stelle des Tadels und der Gründe vertreten, und der gassenkehrende Pöbel sieht sich von dem schreibenden verdunkelt.

Auch ich, meines geringen Orts, bin von der Rachsucht, der Bosheit und der Partheienwuth einiger dem Wink eines vielbemittelten, und weniggeachteten Brodherrn sclavisch gehorchenden Tagwerker nicht verschont geblieben. Aber da auch dieses Gewürm, weil es einmal da ist, leben muß, so denke ich christlich genug, ihm auch noch ferner das Mitleid, auf welches Hunger und Kummer gerechten Anspruch machen, nicht zu versagen, und von dieser meiner Verzeihung sey sogar der berüchtigte Kritikaster nicht ausgenommen, an dessen eigenen Schriften, die von Niemand gelobt werden, als von ihm selbst, sich keine Kritik zu versündigen vermag.

IV.
Das achtzehnte Jahrhundert.

Eine Standrede.

Es wäre ungerecht, Dir, dem entschlafenen Jahrhundert, so viele Vergehen Dir auch zur Last fallen, ganz alle Verdienste absprechen zu wollen. Es hatte, um gleich eines der wichtigsten zu nennen, vor Dir kaum einen erträglichen Schulmeister gegeben. Wer zählt dagegen die Elementarwerke, die Lehrbücher für die Lehrenden und Lernenden, und die neuen Fibeln, die Du hervorbrachtest? Wurdest Du jemals müde, Philantropine, Akademien, Kunstschulen und Handwerksschulen und Söhne- und Töchterschulen zu stiften? Machtest Du ferner Dich nicht hochverdient um die Künste der Musen, und führtest Du nicht namentlich die Barden in die ausgelichteten deutschen Wälder zurück? Lehrtest Du nicht unsere Poeten, die vorher gleich dem Gewürm nur im Staub gekrochen waren, gleich dem Adler zur Sonne, und einige derselben sogar noch über diese hinauffliegen?

Sind Gellert und Rabener, sind Hagedorn und Uz, sind Haller und Klopstock, sind Kleist und Lessing nicht Deine Söhne? Welcher Deutsche verstand Deutsch, ehe Du, nicht ohne die größte Mühe, es uns lehrtest? Sprachen wir, ehe Du herrschtest, nicht mit dem Munde der Franzmänner, der Hellenisten und der Abkömmlinge des Romulus, indem wir Deutsch zu sprechen uns einbildeten? Ist nicht Adelungs Wörterbuch ein Geschenk, das wir kaum zuvor noch ganz Unmündigen einzig und allein Deinem mächtig wallenden Geist verdanken? Wo ist die Philosophie, die Du nicht erfunden, und der Philosoph, den Du nicht hervorgebracht hast? Dein ist Kant und seine Kritik der reinen Vernunft, und Dein sind die zahllosen Kritiken eben dieser Kritik. Du warst der ungemeinste Beförderer und Beschützer der Schaubühne. Deine Vorgänger waren geschmacklos genug, einen Hanswurst auf's Theater zu bringen, aber Dir gebührt der hohe Ruhm, den unfeinen Spaßmacher verjagt, und ihn genöthigt zu haben, nie anders, als in der Tracht anderer ehrlicher Leute eine Rolle zu übernehmen. Die

Shakespeare!, die Du auf dem spröden deutschen Boden entstehen hießest, kann man leichter vergessen, als zählen, und klagten wir nicht zu gleicher Zeit mehr über Ueberfluß als Mangel an ächten, wenn gleich nicht griechischen, sondern bloß deutschen Aeschilussen, Euripidessen und Sophoklessen? Ein günstiges, wenn gleich von Vielen verwünschtes Schicksal beschenkte uns eine Zeit lang mit nichts als Schicksalstragödien, und selbst in deutschen Scheuern war der majestätische Chor zu hören, der einst die Beherrscher und Beherrschten des mächtigen Athens mit künstlichem Grauen und Entsetzen, und mit natürlicher Lust erfüllte.

Nicht unwichtig sind diese und einige andere Verdienste, welche die Kürze mir mit Stillschweigen zu übergehen gebietet. Aber wie hoch wird ihre Wagschale emporgeschnellt, wenn man ihr das Verzeichniß der Thorheiten, die Du begingst, und des Unheils, das Du anrichtetest, zum Gegengewicht gibt.

Zwar pflegtest Du gewöhnlich Dich selbst nur den Philosophen zu nennen. Aber was soll man von einem Philosophen halten, der

die Quadratur des Zirkels, das Perpetuum mobile und die Goldmacherkunst zu seinen Lieblingsbeschäftigungen wählte, und dem Spruche: Coelum ipsum petimus stultitia, getreu, bald die Luft zu beschiffen, und bald gar mit selbst gemachten Flügeln sich über die Wolken zu erheben trachtete? Lasest Du den Leuten nicht ihre Gelehrsamkeit und ihren Witz auf — ihrer Nase? Und schlossest Du nicht aus unserem Mund, ob wir gern Whist spielen, aus unsern Augen, ob wir Anlage zum Geigen haben, aus unserem Kinn, ob wir unsern Weibern, und aus unserer Stirn, ob sie uns getreu seyen? Sah man Dich nicht Jahre lang als Kraftgenie rasen, und die jungen Leute, die sich invita venere verliebt hatten, aufmuntern, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen? Ließest Du Dich je von einer Tollheit heilen, ohne daß Du sie mit einer andern vertauscht hättest? Wurde nicht aus dem jungen Werther ein Sigwart, und folgte nicht auf den Blitz und Donner der Feuerköpfe die Thränensündfluth der Empfindsamkeit? Können wir noch bis auf die jetzige Stunde zum Mond emporschauen, ohne uns

des Unsinns zu schämen, welchen der unschuldige Planet, den wir auf einmal zum Ziel unserer Liebeswuth machten, von uns anhören mußte? Wer war ein ärgerer Gaukelspieler, als Du? Wollte man Dir glauben, so war es für manche ausgemachte Narren eine Kleinigkeit, nach Belieben die Geister der Abgeschiedenen um sich her zu versammeln. Welch einen ärgerlichen Spuck ließest Du die Cagliostros, die Mesmer, die Puysegür, die Lavater und ihre Jünger mit ihrer heillosen Streichelkunst treiben! Logst Du nicht Weissagungen und andere unglaubliche Wunder, welche eine Menge betrogener und betriegender Tropfe als Wirkungen dieser Kunst der Welt im Triumph verkündigten? Und was half es, daß vernünftige Leute die Charlatane entlarvten, und sie mit den Harnpropheten, den Dorfbadern und den die Heilkunst treibenden Scharfrichtern in Eine Klasse setzten?

Wer, laß mich Dich fragen, vermochte Deinen Character zu enträthseln? Fand man nicht die größten Widersprüche bey Dir vereinigt? Jetzt läugnetest Du Gott und Unsterblichkeit, und jetzt spieltest Du den Apostel des

Aberglaubens, und kämpftest für das Daseyn der Hexen und Gespenster. Wohl beschlossest Du in einer empfindsamen Aufwallung die Abschaffung der Tortur. Aber konnte die vereinigte Stimme aller Menschen von Gefühl Dich bewegen, dem Negerhandel zu entsagen? Welch ein Wort führtest Du öfter im Munde, als das Wort Humanität? Und was war Dir fremder, als die Sache? Alle Welt nannte die Grausamkeit als einen Hauptzug Deines Characters, und wenn hast Du aufgehört, Plane zu unserem Untergang auszubrüten? Von Rechts wegen hätte Dir die Erfindung des Pulvers vorbehalten bleiben sollen. Da Dir aber in diesem Verdienst einer Deiner Vorgänger zuvorgekommen ist, so muß man Dir wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß du die Kunst, von der Erfindung Gebrauch zu machen, auf's höchste getrieben hast. Denke nur an die letzten zehn Jahre Deines Lebens. Nachdem die Philosophen lange genug von dem ewigen Frieden geträumt hatten, schienst Du den ewigen Krieg begonnen zu haben. Es gab beynahe keinen Winkel mehr, wohin sich die geängstigte Unschuld vor

Deinem Flinten = und Kartätschenfeuer hätte flüchten können. Die verzweifelnden Völker hielten Rath zu Rastatt und zu Campo Formio, wie Dein Grimm zu besänftigen seyn möchte. Umsonst! Du ließest Dich weder durch Vernunft überzeugen, noch durch Bitten bewegen. Die Wörter Freyheit und Gleichheit hatten Dich völlig toll gemacht, und wer kennt nicht das Trauerspiel, zu welchem diese Zauberformeln in dem unglücklichsten aller Länder den Stoff hergaben? Du prangtest mit einer rothen Mütze, und wurdest der Stifter einer Räuber = und Mörderbande, die sich den Namen des Jakobinerklubs gab. Wer kennt nicht Deine Bürgerdirectoren, Deine Bürgerminister und Deine Bürgergenerale, und die Furchtbare, die diese und alle andere Bürger im Zaum halten mußte, die Bürgerin Guillotine? Doch ich höre auf, Dir Deine Thaten vorzuhalten. Mag die Geschichte, diese parteylose Richterin, vor der Nachwelt Dein Urtheil sprechen.

V.
Launen und Phantasien.

Vom Wein und vom Trinken.

Das Trinken kann schon aus der Ursache kein Laster seyn, weil der Hang zu ihm, statt zuzunehmen, von Tag zu Tag mehr abnimmt.

Es ist ungereimt, kann ein Weintrinker sagen, von einem ehrlichen Mann zu verlangen, daß er seinen Gaumen mit keiner andern Feuchtigkeit erfrische, als mit welcher er seine Hände wäscht.

Daß der Wein die Leute um ihre Vernunft bringt, sollten ihm wenigstens die frommen Seelen nicht zum Vorwurf machen, die dieser in unsern Tagen auf's Neue den Krieg ankündigen.

Ich wollte lieber das Wasser beym Weinglas, als, wie unsere meisten Poeten, den Wein beym Wasserglas besingen.

Es muß doch etwas an der Sache seyn, daß man beym Wein gern die Wahrheit spricht, weil den Trunkenen die Zunge so leicht lahm wird.

Nicht mit der umgestürzten Fackel, mit einer umgestürzten Bouteille hätten die Alten den Tod bilden sollen. Dieses Zeichen gebührt dem schönen Jüngling, der zwar nicht den Knoten eines langweiligen Trauerspiels zerhaut, und einen prahlenden Helden zu Boden streckt, aber dafür mit sinnig zögernder Kunst das Lustspiel des fröhlichen Zechers entwickelt.

Der Landpfarrer.

Von einem Landpfarrer, der undeutlich in seiner Sprache, und langsam in seinem Thun war, pflegte man spottend zu sagen: Es sey bey ihm leichter, Thäter des Worts, als Hörer zu seyn, und ehe er seine Tobackspfeife ausgeraucht habe, könne der Teufel die Seelen seiner halben Gemeinde holen. Er sey geitziger mit seinen Worten, als der ärgste Filz mit seinem Geld, und habere mit dem Himmel, weil dieser die Ehen blos zu schließen pflege, und ihm die Mühe der Trauung überlasse.

Kaffeemangel.

Darf man sich wundern, wenn es die ernsthaftesten Folgen hat, sobald der Nektar

Arabiens im Preise steigt, oder unser Welttheil gar von einem Mangel desselben bedroht wird? Alles, was Odem hat, klagt, Alles, was Arme hat, rührt sie, Alles, was einen Kopf hat, strengt ihn an, sobald das Vaterland in Gefahr ist, nämlich, sobald — die Kaffeetöpfe leer sind. Man greift zu den Waffen und zu der Feder. Man hört auf, den Stein der Weisen, das Viereck des Zirkels, oder einen neuen Stern zu suchen, und sucht einen stellvertretenden Trank für den Kaffee. Nicht der Lorber, sondern die gelbe Rübe begeistert den Dichter. Es werden mehr Processe in den chemischen Werkstätten, als vor den Gerichtsschranken gewonnen und verloren. Wenn kaum Einer sich um einen Stellvertreter der heilenden Fieberrinde bekümmert, so verschwenden Tausende die größten Fähigkeiten, um herauszubringen, welche Frucht, oder welche Pflanze dem Kaffee am nächsten verwandt ist. Aber er, wie spottet er, sich des Adels seiner Abkunft bewußt, wie spottet er der Vielen, die mit ihm, dem Einzigen, die Herrschaft über die Zungen theilen, oder sie ihm gar entreißen wollen! Wie verachtet

er, der Zögling einer kräftigen Sonne und einer paradiesischen Zone, das Rüben-Erbsen- und Bohnengesindel des nördlichen Himmels, und mit welcher Schmach überschüttet er die verwegenen Sudelköche, die als ächte Kaffeeküper mit ihrem höllischen Gemisch seinem Namen einen Schandfleck anzuhängen suchen! Wer, kann er auftreten und fragen, wer darf so kühn seyn, unter irgend einer Larve meine Rolle spielen zu wollen? Kein nachäffender Pöbel muß einen König, er bekleide die Würde unter den Menschen, oder unter den Getränken, darstellen können, ohne daß die ganze Welt sogleich zur Ehre des Urbilds den Betrug entdeckt. Welche Staude gibt einen Balsam, wie den meinigen? Aber mein höchster Triumph ist die unerschütterliche Anhänglichkeit, die unverbrüchliche Treue meiner Priesterinnen, wenn die entsetzlichste aller Land- und Frauenplagen, wenn eine Kaffeehungersnoth hereinbricht. Wie verzieht das jämmerlichste Bettelweib den Mund und verstellt ihre Geberden, wenn jenem ein Getränk zu nahe kommt, das mit nicht mehr Recht Kaffee genannt wird, als die Sternschnuppe eine Sonne!

Welcher Undank, daß nicht dem Manne, der zuerst mit der grossen Absicht das Meer beschiffte, den in einer Bohne schlummernden Nectar irdischer Gottheiten aus dem glücklichen Arabien in das unglückliche Europa zu bringen, wenigstens in jedem Visitenzimmer ein Altar errichtet, und nicht jede Kaffeetasse mit seinem Schattenrisse geziert ist! Und könnte ihm nicht eine Bildsäule so hoch als weiland der Thurm von Babylon errichtet werden, wenn nur jede Dame sich täglich eine Bohne von ihrem Morgentrank entzöge?

Von der Ehrlichkeit.

Die Ehrlichkeit pflegt gar seltsame Forderungen an die Leute zu machen. Man soll seine Schulden bezahlen, wenn man auch noch so viele Ahnen zählt. Man soll das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams nicht bloß ablegen, sondern auch halten. Man soll immer die Wahrheit reden. Man soll sich nicht vom Schweiß seines Nächsten, sondern von der Arbeit seiner Hände nähren. Falsche Würfel und falsche Eide sind dieser altväter'schen Matrone ein Gräuel. Oft steckt sie sogar ihre Nase in die Vormundschafts-

rechnungen, und schüttelt ihren wackelnden Kopf über die angesehensten Minister. Sollte man bey diesen Ansprüchen nicht glauben, die stolze stets im categorischen Imperativ sprechende Dame habe dem Ueberfluß sein Horn, und der Fortuna ihr Glücksrad gestohlen, statt daß sie nichts ist, als eine Bettelprinzessin vom Berg Libanon, die ihre Sclaven, wenn's hoch kommt, mit einem guten Gewissen belohnt?

Aus einer Hofzeitung.

Der Einzug unsers neuen Regenten wurde sehr feyerlich begangen. Man streute ihm wirkliche und poetische Blumen, oder natürliche und unnatürliche in den Weg. Ihm zu Ehren weinte man im Trauerspiele und lachte im Lustspiele. Man kitzelte seine Ohren mit der schmelzenden Harmonika, erschütterte sie mit der donnernden Pauke, und selbst von krächzenden Fideln ländlicher Orpheuse wurden sie zerrissen. Auf unzähligen Bällen tanzte man in der allertiefsten Ehrfurcht. Kurz, alle sieben freyen Künste mit ihren Magistern wurden für Seine Durchlaucht in Bewegung gesetzt, und man will wissen, daß selbst die

drey Grazien bey dem Feste sich Einiges zu schaffen gemacht haben.

Die Mode und das schöne Geschlecht.

Finstere Sittenprediger können sich nicht genug ereifern, daß die Mode die höchste Gesetzgeberin des schönen Geschlechts ist, und bedenken nicht, wie viel Gutes von dieser Unheilstifterin gestiftet wird. Die Damen stillen ihre Kinder selbst, wenn die Mode sie ihnen an die Brust legt; sie besuchen Spitäler und Krankenhäuser, wenn es — Mode ist; sie lieben ihre Männer, wenn es — Mode ist; sie sind gute Hausfrauen und gute Wirthinnen, wenn es — Mode ist; sie meiden Schauspiele und Bälle, wenn es — Mode ist; sie sind eifrige Kirchengängerinnen, wenn es — Mode ist, und endlich gehen sie sogar in der Tracht ihrer Urgroßmütter, wenn es — Mode ist.

Spätes Heirathen.

Niemand sollte auf Krucken zu Hymens Altar hinken, und nichts ist lächerlicher, als auf Freyersfüßen gehen, wenn man bereits mit Einem Fuße im Grabe steht. Und hat die Braut nicht recht, die einen Mann

ausschlägt, durch den sie Frau und Wittwe an Einem Tage zu werden fürchten muß?

Das edle Werkzeug.

Gibt es ein edleres Werkzeug in schönen Händen, als die Nähnadel? Ist sie nicht der Talismann, der Frauen und Mädchen gegen den Zauber der bösen Feen, Eitelkeit und Ruhmsucht, beschützt, und verdient sie nicht, daß selbst die stolze Feder sie hoch über sich selbst erhebt?

Der Neider des Bauernglücks.

Wie sehr verkennen die meisten Bauern das Glück ihres Standes! Kann man sich auf eine poetischere Art beschäftigen, als mit Säen und Pflügen? Ist es etwa kein Vergnügen, wenn man vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Lerche singen hört? Wahrlich, der Bauer, der bey dieser Musik noch nach Trank und Speise fragt, ist ein verächtlicher Sclave der Sinnlichkeit, und verdient mit Recht zu hungern. Was ist ferner wohlthätiger, als die reine Luft, die von diesen Allzuglücklichen eingeathmet wird, während die Könige in ihren Pallästen vergebens

nach ihr schnappen? Haben sie endlich nicht täglich das prachtvolle Schauspiel des Sonnen-Auf- und Untergangs, ohne ein Abonnement zu bezahlen, und ohne daß die Schauspielerin ihnen die Köpfe verrückt, wenn sie ihnen gleich dieselben ein wenig verbrennt? Und diese Beneidenswürdigsten unter den Sterblichen murren noch über die allzuvielen verbotenen Bäume in ihrem Paradies, und verkennen ihr Glück, bloß weil nach ihrer Meinung nicht genug Schüsseln auf ihre Tafel kommen.

Die Arbeit des Essens.

Daß man manchen Leuten erst sagen muß, was eigentlich essen heißt, ist ein großer Beweis ihrer Unwissenheit und ihres Mangels an Nachdenken. Es gibt nämlich zweyerley Arten der Verrichtung, die man mit diesem Namen zu bezeichnen pflegt. Die erste Art hat keinen andern Zweck, als die Befriedigung eines thierischen Bedürfnisses, und wird daher auch bloß von Leuten getrieben, die durch ihren Stand und durch ihre Gesinnungen zu dem großen Haufen gehören. Eine ganz andere Beschaffenheit hingegen hat es

mit der zweyten Art. Diese ist im eigentlichen Sinne eine Arbeit, und zwar nichts weniger, als eine leichte, und eben daher ist sie ein Vorrecht der Edlern im Volke, die sich wie billig auch an ihrer Tafel von dem Bauern und dem Oechslein und dem Eselein an der Krippe unterscheiden wollen. Es wundert mich gar nicht, wenn Ihr Euch uber meine Behauptung wundert. Aber wenn Ihr sie auch schlechterdings läugnet, so bleibt sie doch nichts desteweniger wahr. Ich weiß wohl, daß die Meisten sich von dem Vorurtheil beherrschen lassen, man könne bloß mit den Händen arbeiten, und namentlich sey die Thätigkeit der Zähne für nichts zu achten. Aber man überlege einmal unbefangen, was leichter ist, bey einer Mahlzeit mehr als zwanzig verschiedene Körper mit den Zähnen zermalmen, oder einige Stunden das Grabscheit, oder gar nur die Nähnadel führen. Oder macht doch nur, Ihr armen, ungeubten und schwächlichen Schlucker! selbst den Versuch, und laßt Euch sechs ewige Stunden an die mit Speisen besetzte Ruderbank der Reichen, die sie ihre Tafel nennen, schmieden. Ich

wette, Ihr werdet, selbst wenn Ihr zur Holzhackerzunft gehört, mit Freuden zu Eurem gewohnten Tagewerk zurückkehren. Und sind denn nicht auch die Hände bey dem Essen beschäftigt? Daß endlich auch die Arbeit der Zähne nicht nur beschwerlicher, sondern auch gefahrvoller ist, als die Arbeit der Hände, könnt Ihr schon aus der Thatsache abnehmen, daß sich mit jenen weit mehr Menschen zu Tode arbeiten, als mit diesen. In der That ist der Tod der geschworne Feind der Unglücklichen, die sich der Pflicht zu arbeiten nur mit den Zähnen entledigen können, und gewöhnlich pflegt er sie schon in der Hälfte ihrer Tage hinwegzuraffen. Oder vielmehr, es scheint, ihr trauriger Zustand jammert ihn, und darum eilt er so sehr er kann, sie zur Ruhe zu bringen, die ihnen so nöthig ist.

Armensuppen.

Nichts zeugt so sehr von der leidigen Verzärtelung der Menschen, als ihr Betragen, wenn sich ihrer Meinung nach nicht Schüsseln genug auf ihrer Tafel finden. Nicht bloß Leute von Stande, selbst Leute vom geringsten Pöbel begehren sich satt zu essen, und

kaum hat dieser oder jener Bengel einige Stunden gegraben, oder sonst eine plumpe Arbeit verrichtet, so fordert er Brod, und zwar mit einer Miene, als ob sich gegen die Forderung nicht das geringste einwenden ließe. Da man aber nicht immer weiß, wo man Brod für die Unzahl von Hungernden, die sich schlechterdings nicht mit guten Worten abspeisen lassen wollen, hernehmen soll: so hat man von Zeit zu Zeit auf Mittel gedacht, den Zudringlichen das Maul in doppeltem Betracht zu stopfen, und endlich ist auch wirklich einem Großen aus dem Reiche Großbrittannien die Erfindung einer Suppe gelungen, die so einfach ist, und so wenig Aufwand erfordert, daß man bedauern muß, den philosophischen Bettler Diogenes nicht auf dieselbe zu Gast bitten zu können.

Zwar findet der Suppenkoch nicht nur seine Lober, sondern auch seine Tadler, und Manche nennen seine Speise sogar eine Hexensuppe. Aber diesen Unzufriedenen rathe ich, die Geschichte irgend einer belagerten Festung zu lesen, um sich zu überzeugen, daß eine Sparsuppe, wie die ihrige, ein köstliches

Gericht gegen die Kost zu nennen ist, mit welcher sich schon unzählige Mal die größten Helden begnügen mußten. Und wo steht es denn geschrieben, daß man die Speisen für arme Leute aus dem Leckermäulerkalender entlehnen muß? Oder will man etwa gar, daß man dieses Jammerthal in ein Schlaraffenland für die Bettler umzaubere? Und was kann unverschämter seyn, als wenn Leute, bey welchen man noch fragen muß, ob sie uberhaupt zu essen berechtigt sind, sogar gut zu essen begehren?

Vom Gewissen.

Wer verdient mehr gehaßt zu werden, als der Tyrann, den man das Gewissen nennt? Hat es sich nicht von jeher das Richteramt uber die menschlichen Handlungen angemaßt? Und wie oft pflegt es nicht die Leute, die sich mit ihm abwerfen, so lange zu quälen und zu ängstigen, bis sie hingehen und sich aufknüpfen!

Euch ist eine That gelungen, die Euch, wenn nicht gerade viel Ehre, doch desto mehr Nutzen bringt. Aber beynahe im Augenblick des Vollbringens schildert Euch der verwünschte

Richter Euer Unrecht mit so schwarzen Farben, daß der ärgste Rechthaber gar nicht daran denkt, ihm zu widersprechen.

Die schlimmste Eigenschaft des Gewissens ist, daß es zuweilen boshafter Weise den Todten spielt. Denkt nun irgend ein Ehrenmann sich endlich einmal seiner natürlichen Freyheit ganz unbefangen zu überlassen, so lebt zu seiner größten Bestürzung der Scheintodte unvermuthet und plötzlich wieder auf, und je ruhiger er zuvor sich verhielt, desto unbändiger tobt er nachher.

Wehe dem Unglücklichen, der es einmal zur Unzufriedenheit mit seinen Handlungen gereitzt hat! Es hört nimmer auf, ihn zu martern. Gleich der atra cura des Horaz verfolgt es ihn bey jedem seiner Schritte. Es steigt mit ihm wie diese in den Wagen, und setzt sich auch wie diese mit ihm zu Pferd, und da es selbst nicht schläft, so läßt es auch ihn nicht schlafen.

Und wenn es die traurigen Opfer seiner unersättlichen Rachsucht nur wenigstens ruhig sterben ließe! Aber ohne Erbarmen erinnert es in dem entscheidenden Augenblick den bekla-

genswürdigen Kranken auf seinem Schmerzenslager an die kleinste seiner Sünden, und der Teufel kann die Hölle unmöglich heißer schüren, als es ihm dieselbe zu schildern pflegt.

Nicht sonderlich oft, aber doch oft genug verleitet es die armen Sünder zu Handlungen, die in den Augen kluger Leute eine völlige Verstandeszerrüttung besorgen lassen. Dieser entschließt sich ein Gut, das er mit Unrecht zu besitzen glaubt, dem rechtmäßigen Herrn, der den Verlust doch längst verschmerzt hat, zurückzugeben. Ein Anderer hat einen Rechtshandel, und es fehlt zu seinem Sieg nur die Kleinigkeit, die Lüge, die er längst gesagt hat, auch noch zu beschwören. Bereits hat er auch die Hand aufgehoben, und der Richter außer ihm spricht selbst ihm Muth ein. Aber der innere Richter erhebt seine Stimme, und der ängstliche Tropf, der statt Alles zu gewinnen, Alles verliert, macht sich sogar in den Augen seines Gegners lächerlich. Ein Dritter, dem sich das schönste Ehelos anbietet, verscherzt sein Glück, weil das Gewissen ihn die Wehklagen einer unbedeutenden Dirne zu beherzigen zwingt, die, ehe sie

ihn kannte, zwar die Unschuld selbst, aber zugleich auch die Armuth selbst war, und jetzt nur noch das letzte ist.

Die Geistesarmen.

Die leiblich Armen, oder die Stiefkinder des Glücks, so wenig sie auch der Menschenliebe eine Lobrede zu halten Ursache haben, sind zuverläßig unendlich weniger zu bedauern, als die Geistesarmen, oder die Stiefkinder der Natur, von welchen noch obendrein die Meisten auch noch Stiefkinder des Glücks sind!

Ein leiblich Armer müßte sehr unglücklich seyn, wenn ihn der Zufall nicht zuweilen einem Phönix von einem Reichen, der ihm einen Pfennig zuwirft, oder gar einem Samariter, der noch größere Barmherzigkeit an ihm verübt, in den Weg führte. Aber den Geistesarmen können die Geistreichen nicht einmal geben, was ihnen fehlt, wenn sie auch nicht zu hartherzig dazu wären.

Wie oft ereignet es sich, daß wer gestern ein Bettler war, heute den Crösus selbst herausfordert! Aber welcher Gott, oder welche Göttin vermag dem Unglücklichen zu helfen, der dem Geist nach ein armer Teufel ist?

Glück der schlechten Poeten.

Die Musen sind so huldreiche Göttinnen, daß sie selbst die Zudringlichen nicht unbelohnt lassen, die sich ohne den geringsten Beruf ihrem Dienste widmen. Es ist nicht zu läugnen, die Schmach der armen Leute, die man gewöhnlich mit dem Titel schlechter Poeten zu belegen pflegt, ist nicht klein. Aber man vergesse über derselben auch den Ruhm nicht, der ihnen zugleich zu Theil wird. In vollem Ernst, den Ruhm! Gibt es doch in unsern Tagen eine Menge Zeitschriften, die sich das Lob der elenden Schriftsteller in einem ganz andern Sinne, als weiland Liscov, zu ihrem besondern und ausschließenden Geschäft gemacht zu haben scheinen. Und hätte auch Jemand das seltene Unglück, den öffentlichen Ruhm ganz entbehren zu müssen, wie leicht kann er sich mit der Ehre trösten, die seiner in dem Kreise wartet, der ihn zunächst umgibt! Wer auch nur schlechte Verse zu machen versteht, versteht immer etwas, das die meisten seiner Mitbürger nicht verstehen, oder wenigstens nicht zu verstehen glauben, und darf also sicher alle diese unter seine Be-

wunderer, oder was noch besser ist, unter seine Neider zählen. Zu diesen allgemeinen Vortheilen kommen noch bey einigen Dichtern die Vortheile des Standes, und bey Frauenzimmern die Vortheile des Geschlechts. Ein Besenbinder, oder eine Pfarrjungfer erregen mehr Erstaunen durch schlechte Gedichte, als ein Mann aus dem gelehrten Stande durch vortreffliche. Betrachten wir die Sache von der Seite des Erwerbs, so ergibt sich, daß auch hier die schlechten Poeten die bessern kaum zu beneiden Ursache haben. Wie oft werden elende Werke reichlicher bezahlt, als gute! Und ist der Lohn des Stümpers mitunter auch gering, so bleibt ihm immer der heimliche Trost, daß er für seine Arbeit, die ihn meistens nicht die geringste Anstrengung kostete, und sogar mit unsäglicher Wonne verbunden war, immer noch viel zu gut bezahlt ist. Kein Wunder also, daß unter diesen Umständen, trotz der Züchtigungen der bessern Geschmacksrichter, die Zahl der erbärmlichen Erzeugnisse aus dem Fache der Poesie sich mit jeder Messe vermehrt, und daß zweyte und dritte Auflagen von Büchern erscheinen, von

welchen man glauben sollte, daß ihr Unwerth auch der stumpfsinnigsten Lesergattung fühlbar seyn mußte. So lange das Hervorbringen schlechter Verse noch mit irgend einer Art von Ehre und Auszeichnung und mit baarem Gewinn verbunden ist, so lange werden Vernunft und Geschmack vergebens ihre Stimmen dagegen erheben.

Die Jahrzahl.

Wer spielt, kann eine Jahrzahl voll stolzen Selbstgefühls fragen, wenigstens dreyhundert fünf und sechzig Tage lang eine wichtigere Rolle, als ich? Schreibt die Justiz, oder die Arzneykunde ein Todesurtheil ohne mich? Muß ich nicht selbst auf den Urkunden der Arglist und des Betrugs eine Stelle einnehmen, wenn sie gültig seyn sollen? Darf ich dem Aberwitz und dem Wahnsinn meine Dienste versagen? Gibt es irgend ein nichtswürdiges Tagblatt, es heiße Hekate, oder Conversationsblatt, auf welchem man mich vermißt? Ist ein Wechsel gültig, der meiner entbehrt? Lassen mich nicht Buchhändler lügnerischerweise auf die Titel von Büchern drucken, die schon zehn Jahre zuvor, ehe ich

kam, Schmuzpapier waren? Wie viele gedruckte und geschriebene Schriften gibt es, in welchen nichts wahr ist, als ich? Werde ich in der Regel in einem Brief, wenn er nicht der Liebesbrief einer Dame ist, vergessen? Werde ich nicht an neugebaute und erneuerte Häuser sowohl, als auf Bierschilde und Kornsäcke geschrieben? Bin ich nicht dabey, wenn man heirathet, eine Klagschrift, oder eine Dankschrift verfaßt, ein wahres, oder ein falsches Zeugniß ausstellt? Kann irgend ein König ein allergnädigstes Rescript an seine lieben und getreuen Unterthanen erlassen, ohne mich? Gebe ich nicht, ich berufe mich auf die größten Weinkenner und auf die besten Weintrinker, dem Wein im Fasse seinen Namen? Bin ich im Handel und Wandel nicht eben so unentbehrlich, als die Seele desselben, das Geld? Kurz, wem als mir, Ihr Leute! habt Ihr es zu danken, wenn Eure Geschäfte nicht in die größte Verwirrung gerathen? Denkt Euch einmal ein Jahr ohne mich. Was ist ein Jahr, das man nicht zählt? Ein Nichts, eine schrecklich leere Pause in der Zeit.

Die Kindheit.

Der Gedanke an die Kindheit, welche Schätze kann er nicht einem Armen ersetzen, und welche Leiden nicht einem Unglücklichen versüßen! Machte uns nicht die Wiege einst dem König gleich, und wird nicht das Grab uns diesem wieder gleich machen? Mit Einem Wort. Die Kindheit ist ein Glück in der Nähe und in der Ferne, in der Gegenwart und in der Zukunft, für den Armen wie für den Reichen. Von ihrem Beginnen ist sie ein süßer Traum, der zwar später von seiner Lebhaftigkeit verliert, aus welchem wir aber durch unser ganzes Leben nicht erwachen.

Gewährt uns aber die Kindheit sogar in der Erinnerung mehr Glückseligkeit, als das spätere Leben in der Gegenwart, was kann uns entschuldigen, daß wir diesen Wink der Natur nicht achten, und an Einfalt, Unschuld, Liebe und Herzlichkeit ewige Kinder bleiben?

Deutsche Alterthümer nach tausend Jahren.

Sollte irgend eine deutsche Stadt das Schicksal der Städte Pompeji und Herkulanum haben, so wünscht man mit Recht, daß

die Folgezeit ihre Trümmer nicht wieder an das Tageslicht befördere. Sollen die längst begrabenen Werke der Bave und Mäve unserer Tage, nachdem so lange Gras über ihnen gewachsen war, ihren unschuldigen Zeitgenossen auf's Neue Schande machen? Soll Manches, was die Geschichte weislich und vielleicht aus Barmherzigkeit verschwieg, durch verrätherische Schaufeln an die Nachkommenschaft verrathen werden? Sollen Tausende, von welchen die Welt das Beste, nämlich nichts wußte, noch an den Pranger gestellt werden, wenn ihr Staub längst in alle vier Winde zerstreut ist? Sollen wir noch der Spott künftiger Geschlechter werden, wenn kein Spott uns mehr bessern kann? Soll manche schöne Lüge von der hellen Aufklärungssonne, die uns leuchtete, und uns beynahe blind gemacht hätte, an den Tag kommen, nachdem sie und uns längst die tiefste Nacht bedeckt hat? Soll dieses oder jenes deutsche Athen durch ausgegrabene verzweifelte Urkunden als ein deutsches Abdera wieder aufleben? Sollen wir nicht hoffen dürfen, daß unsere Streichelkunst und unser Glauben

an magnetisches Schlafweissagen und Todesverkündigen den hoffentlich klügern Enkeln ein Geheimniß bleiben?

Wohl uns also, daß keiner unserer Berge in eine solche Wuth und Hitze zu bringen ist, daß er — Feuer speyt, und daß kein deutsches Erdbeben sich mehr herausnimmt, als daß es uns die Trinkgläser von den Schränken wirft, oder die Suppe auf dem Tisch ein wenig verschüttet!

Ein Ungeheuer von einem Kusse.

Wer erinnert sich nicht in Schillers höchst verunglücktem Lied an die Freude des Kusses, den der Dichter der ganzen Welt anbietet? Eine ärgere Hyperbel ist wohl kaum in der schwulstvollen deutschen Poesie anzutreffen, und der gute Dichter hat von Glück zu sagen, daß die ganze Welt nach seinem Kusse nicht lüstern genug war, um ihn beym Worte zu nehmen. Im Ernst, ich möchte nicht einmal dem tausendsten Theil der schönen Welt, vielweniger der ganzen Welt, und also auch dem grundhäßlichen Theil derselben meine Liebe durch diese Probe beweisen.

Menschenliebe und Menschenhaß.

Man sollte weder von Menschenliebe, noch von Menschenhaß so viel Aufhebens machen. Es ist doch wohl in hohem Grade lächerlich, wenn dieser oder jener Pinsel sich hinstellt, und der ganzen Menschheit, vom König bis zum Kohlenbrenner herab, allen hohen und niedern Häuptern, allen Prinzen und Prinzessinnen, den Nonnen in den Klöstern und den Pariser Fischweibern, dem allerchristlichsten König und dem allerunchristlichsten türkischen Kaiser, dem Papst und dem Dey von Algier, mit Einem Worte, dem Henker und seiner Großmutter eine Liebeserklärung macht. Was ist der Menschheit überhaupt mit der Menschenliebe gedient? Der arme Mensch hat genug zu thun, die Leute zu lieben, die er mit der Hand erreichen kann, und ich fürchte, Eure meisten Menschenfreunde sind bloß darum so voll guten Willens, **die** Menschen zu lieben, damit sie **dem** Menschen desto weniger Liebe erzeigen dürfen, und man setze also ohne Bedenken die Menschenliebe mit ihrem Gegensatz dem Menschenhaß in das Verzeichniß der leeren Redensarten. In der That ist

auch dieser beynahe noch mehr zu belachen, als jene, und ich kann unmöglich eine gute Meinung von dem Verstand der Poeten und gewisser Sittenrichter haben, die mit großem Ernst und Eifer gegen dieses in ihren Augen höchst furchtbare Gespenst zu predigen pflegen. Macht die Mucke dem Elephanten bange? Und ist es nicht noch tausend Mal lächerlicher, wenn man ein ernsthaftes Wort an einen armen Tropf verliert, der, wenn er vielleicht einmal nicht gut verdaut, oder ein Mädchen ihm ihre Schwüre nicht gehalten, oder eine Base ihn enterbt hat, dem ganzen menschlichen Geschlecht seinen ohnmächtigen Haß ankündigt?

Erstlingsversuche berühmter Schriftsteller.

Nichts verdient mehr gezüchtigt zu werden, als die Unverschämtheit gewisser Sammler, mit welcher sie die Schulübungen verstorbener Autoren in die Welt schicken, und das Publikum nöthigen wollen, die Kinderschuhe ihrer oft noch obendrein sehr zweydeutigen Helden zu küssen.

Wege zur Unsterblichkeit.

Um sich unsterblich zu machen, muß man

entweder die Menschen todtschlagen, oder etwas für sie schreiben, oder mit andern Worten, man muß entweder ein Held, oder ein Schriftsteller seyn.

Weibliche Verschwendung.

Wir dürfen uns Glück wünschen, daß unser Jahrhundert keine solche verschwenderinnen zählt, als Marion de Lormes, die im siebzehnten lebte, und in einem Jahr für Handschuhe, Fächer, Pomaden und Wohlgerüche fünfzigtausend Thaler ausgab. Wollten unsere heutigen Damen mit dieser Verschwenderin wetteifern, kaum würden noch Kaiser und Könige es wagen dürfen, eine Frau zu nehmen.

Erziehungsneuerungen.

Kindische Alte und altkluge Kinder wollen in unsern Tagen im Fache der Erziehung mit nervenlosem Arm umstürzen, was ihre Väter mit Kraft und Weisheit aufgebaut haben. Die Ungezogenheit wirft sich zur Erzieherin, und die Unwissenheit zur Lehrerin auf. Der freche Wahnsinn will, daß die Vernunft ihn zum Hofmeister bestelle. Mancher vertauscht den Pflug mit dem Lehrstuhl, ohne

den Bauernkittel und die Bauernnatur anzuziehen, und plumpe ungeschliffene Bären, die selbst lieber auf vier Füßen, als auf zwey gehen möchten, werden berufen, nicht um ihre eigenen Jungen, sondern um die Kinder anderer Menschen zu bilden.

Sterblichkeit der Schriftsteller.

Seit der bekannten ärgerlichen Geschichte im Paradiese zwischen Eva und der Schlange auf der einen, und Eva und Adam auf der andern Seite ist es unter den Menschen, den ewigen Juden und den Grafen Cagliostro etwa ausgenommen, allgemeine Sitte geworden, früher oder später sich hinzulegen, die Augen nicht mehr aufzuschlagen, weder Speise noch Trank zu sich zu nehmen, sich von den Umstehenden in die Ohren schreyen zu lassen, ohne sie einer Antwort zu würdigen, mit Einem Worte, sich so zu betragen, als wenn man nie da gewesen wäre, und nie Augen und Ohren, und Hände und Füße gehabt hätte. Täglich sieht man, daß der Landmann den Pflug stehen läßt, der Mahler den Pinsel aus der Hand legt, und selbst der tapferste Krieger sein Gewehr von sich wirft. Leute,

die keinen Augenblick müßig seyn konnten, versinken, ehe man sich's versieht, in die größte Unthätigkeit, und selbst manche Schöne rührt ihre Hände noch weniger, als sonst, und läßt sogar ihre Zunge ruhen.

Möchte aber immer der große Haufe von dieser seltsamen Laune befallen werden, wenn nur nicht selbst die unsterblichsten Schriftsteller sich der Nothwendigkeit zu sterben, wie man es zu nennen pflegt, unterwerfen mußten. Allein, sollte man es glauben? auch ihnen ist am Ende ihr Dachstübchen nicht mehr klein genug. Die Armen beziehen eine noch engere Kammer unter der Erde, und entsagen zuletzt auch noch dem armseligen Gut, wovon sie beynahe allein lebten — der Luft. Täglich sehen wir uns auf diese Weise durch die Lusternheit unserer guten Aeltermutter um die besten Schriftsteller gebracht. Der unselige Apfelbiß hat das gelehrte Griechenland und das gelehrte Rom entvölkert, und so jugendlich auch das gelehrte Deutschland überhaupt noch ist, so zählt doch das verstorbene bereits ungleich mehr Namen, als das lebendige.

Der Sündenfall ist also, wenn es sich gleich nicht läugnen läßt, daß wir mit ihm auch Miltons verlorenes Paradies und Klopstocks Messias, so wie die Entwickelung der meisten Trauerspiele und der Leiden des jungen Werthers entbehren müßten, für die Literatur immer sehr zu beklagen. Wie viel wäre nicht darum zu geben, wenn wir vom Homer selbst erfahren könnten, ob er jemals gewesen ist, oder wenn er uns Vorlesungen über die Aesthetik hielte, oder wenn er, wie es sich noch besser für ihn schickte, so lange Vorlesungen über dieselbe von uns hörte, bis er, trotz dem jüngsten, und also besten deutschen Poeten Sonette machen lernte.

Von der Langeweile.

Die Langeweile hat schon aus der Ursache die erste Ansprache an unsere Hochachtung, weil sie nirgends so häufig angetroffen wird, als in den vornehmsten Gesellschaften. Welche Dame besitzt ein so verjährtes Recht, bey Hofe zu erscheinen, als sie? Und wer hat sie dagegen jemals hinter dem Pflug hergehen sehen, oder wer kann behaupten, daß sie einen Künstler, oder gar einen gemeinen Hand=

werker in seiner Werkstätte besucht hätte? Nennt man sie eine beschwerliche Gesellschafterin, so sollte man auch bedenken, daß ohne das kleine Mißvergnügen, das sie uns verursacht, wir manches große Vergnügen gar nicht kennen würden. Darf ein Eßlustiger den Hunger, ein Trinker den Durst, und ein Jäger das Wildbret verwünschen? Und mit welchem Recht kann also die nämliche Dame sich über die Langeweile beklagen, die ihre Gegengifte, die Bälle, die Spazierfahrten und die Theegesellschaften über Alles liebt? Man setzt sich zu Pferd, und wirft sich in den Wagen, bloß um ihr zu entfliehen. Gehört aber das Reiten und das Fahren unter die unlustigen Dinge, und kann man eine Krankheit hassen, deren Heilung die angenehmsten Empfindungen erregt? Sitzt man etwa mit Verdruß am Spieltische? Und doch schreyt man Ach und Wehe über die Langeweile, ohne welche wir weder Würfel noch Karten kennen würden! Will man denn, daß die schönen Künste sowohl, als die zierlichen und artigen untergehen? Im Ernst, ohne die Langeweile würde die beste Welt im Augenblick zur

schlimmsten werden. Die Kartenfabrikanten würden mit den Romanenfabrikanten, und die Tonkünstler mit den Gauklern und Poeten sich unter dem grabenden und bettelnden Pöbel verlieren. Der schönen Natur würden ihre eifrigsten Anbeter ungetreu werden. Man würde weder Fluren noch Wälder durchstreifen, und der Prater und der Augarten zu Wien, und selbst die Ziegelhüttengärten zu Paris würden sich von menschlicher Gesellschaft verlassen sehen.

Aber nicht bloß zum Vergnügen, auch zur Arbeit pflegt diese gähnende Göttin zu ermuntern. Wer gibt mancher Dame die Nadel in die Hand, als sie? Und würden nicht von dem männlichen Geschlecht Tausende, die jetzt zum Besten der Menschheit philosophiren und Acten lesen, lehren und predigen, Kranke gesund machen und Feinde tödten, Bücher und Bildsäulen hervorbringen, würden diese nicht die Hände in den Schoos legen, wenn die Furcht vor der Langenweile, die mächtiger wirkt als Ruhm, Hunger und Menschenliebe, nicht ihre Thätigkeit anspornte?

Die meisten Reisen durch Deutschland und

durch Frankreich, durch England, oder durch Italien, durch Europa, oder um die Welt, werden bloß unternommen, um ihr zu entfliehen.

Wem dankt die Welt die wichtigsten Erfindungen, als ihr? Und es ist noch keineswegs ausgemacht, ob sie nicht sogar das Pulver und das wenige, was wir von der Luftschiffahrt verstehen, erfunden hat. Kurz, durch sie blühen Künste und Wissenschaften noch mehr, als durch die eitle Geldbegierde und die noch eitlere Ruhmbegierde. Sie ist die zehnte Muse, die zweyte Minerva und eine wahre Heldenmutter. Sie nöthigt die Schriftsteller zum Schreiben und die halbe Welt zum Lesen. Ihr danken unsere politischen und eleganten Zeitungen, unsere Morgen- und Abendblätter ihre meisten Abnehmer, obgleich eben diese Blätter, statt sie zu verscheuchen, sie nur gar zu oft herbeyrufen. Ohne sie hätten Thalia und Melpomene schwerlich einen Tempel, oder wenigstens einen leerstehenden, und wer weiß, ob ohne sie Namen wie Kotzebue und Müllner jemals der Welt bekannt geworden wären.

Von der Sünde.

Man sollte von Rechtswegen der Sünde den Namen eines weiblichen Titus beylegen, weil sie noch unendlich mehr als dieser vergötterte Kaiser die Lust des menschlichen Geschlechts ist. Wächst nicht die Zahl der Anbeter dieses ächten Freudenmädchens mit jedem Tage, und ist sie nicht für Jeden, der sich ihr einmal ergibt, ein wahres Blümchen Jelängerjelieber? Aspasia, Lais und Phryne, und überhaupt die berühmtesten und schönsten Verführerinnen aller Zeiten hatten den Verdruß, mit den Rosen ihrer Wangen auch ihre getreuesten Liebhaber verschwinden zu sehen. Aber sie, wenn sie gleich beynahe so alt als die Welt ist, hört nicht auf, Greise und Jünglinge, Väter und Söhne zu bezaubern, und mit ihr kann höchstens die berühmte Ninon Lenclos verglichen werden, die noch in ihrem achtzigsten Jahr sogar ihrem eigenen Sohne zärtliche Regungen einflößte. Was aber das Seltsamste ist, so sind die Weiber eben so rasend in sie verliebt, als die Männer, und da, wie man behauptet, jeder Sterbliche die Neigung zu ihr mit auf die Welt bringt, so darf

man sich nicht wundern, daß die Gewalt ihrer Reitze sich sogar an lallenden Säuglingen offenbart. Müssen endlich nicht selbst ihre Feinde gestehen, daß wenn man sonst ihr nur heimliche Opfer brachte, man ihr jetzt öffentlich huldigt? Jemehr man ihr abgeneigt scheinen will, um so lächerlicher macht man sich, und täglich werden die empfindlichen Strafen, die sonst ihre allzueifrigen Anhänger zu treffen pflegten, seltener und gelinder.

Vom Tode.

So verhaßt der Tod ist, so viel Wahres läßt sich zu seiner Vertheidigung, so viel Schönes zu seinem Lobe sagen. Muß man auch eingestehen, daß er der wahre englische Killmann, oder Menschenmörder ist, was kann man antworten, wenn man fragt, wer dem Menschen mehr nach dem Leben trachtet, der Mensch selbst, oder das Wesen, welches mit dem ernsten Amt, die Sterblichen sterben zu heißen, bekleidet ist? Hat er doch weder das Pulver erfunden, noch die Kochkunst zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit gebracht. Daß er jemals die Arzneykunst studirt hätte, davon ist ebenfalls nichts bekannt. Er ist weder

ein Branntweinschenker, noch ein Weinküper. Wurde jemals eine Kriegsankündigung unter seinem Namen ausgefertigt? Oder ist er etwa gar einer der jacobinischen Kopfabschneider, oder der Septembermörder, die von der heillosen französischen Staatsumwälzung ausgebrütet wurden? Hat er dem jungen Werther und manchem ähnlichen Helden die Mordpistole in die Hand gegeben, und sind überhaupt die traurig-lächerlichen Komödien, welche von der deutschen Phantasterey im neunzehnten Jahrhundert, zum Aergerniß des ganzen vernünftigen Europa so häufig aufgeführt werden, sein Werk?

Millionen Menschen fallen also durch seine Sense ganz gegen seinen Willen, und er würde es zuverläßig vollkommen zufrieden seyn, wenn er sein Amt nie anders als auf ausdrücklichen Befehl der guten Mutter Natur vollziehen dürfte, und wenn man also weder von Kriegen, noch von gewaltsamen Staatsumkehrungen, noch von den zahllosen Ausschweifungen und Thorheiten einen Begriff hätte, durch welche die Menschen ihn gegen sich zu reitzen pflegen.

Aber trotz seiner Verdienste, wer ist mehr der Gegenstand des allgemeinen Abscheus, als er? Wenn ein Socrates den Giftbecher lächelnd auf seine Gesundheit ausleert, so zählt man dafür Tausende, deren letztes Wort eine Verwunschung gegen ihn ist. Nur die Neger sagen: Der Tod ist besser, als alles Andere! weil bey diesen armen Hautschwarzen, Dank sey's den Herzschwarzen! das Leben schlimmer ist, als alles Andere. Bey uns aber sieht man täglich, daß bloß um seine Rechte an ihre Person zu kränken, neunzigjährige Greise Teufelsdreck verschlucken, Andere sich ganze Glieder absägen lassen, und wieder Andere Tage und Wochen lang sogar der Gemeinschaft mit seiner Mutter, der Sünde, wenn nicht ganz, doch wenigstens in solchen Dingen entsagen, durch welche sie ihm sich zu nähern besorgen.

Noch empfindlicher müßte es, wenn er nicht der unempfindlichste Stoiker wäre, ihm fallen, daß lachende Erben, daß Männer, die beym Verlust ihrer Frauen, und Frauen, die beym Verlust ihrer Männer sich heimlich vor Freude gar nicht zu lassen wissen, daß

diese Undankbaren, wie man täglich in allen Zeitungen und andern Flugschriften lesen kann, ihn nicht nur in Prosa und Versen den unerbittlichsten Tyrannen schimpfen, sondern auch, bloß um ihn vor den Leuten recht schwarz zu machen, sich in Trauermäntel einhüllen, und schluchzen und heulen, daß es einen Stein erbarmen möchte.

Schreiben eines Ehemanns an seine spielsüchtige Frau.

Noch einmal, Wilhelmine! laß es mich versuchen, eine Frau, die aufgehört hat, Gattin und Mutter zu seyn, und eine Spielerin geworden ist, von dem Abgrunde zurückzuziehen, in welchen sie sich und Alle, die ihr lieb seyn sollten, zu stürzen im Begriff ist.

Du willst, daß ich Dir in der Woche nur noch zwey Spielgesellschaften erlaube. Aber Du mußt gar nicht mehr spielen, oder Du bist verloren. Bey wem das Spiel einmal Leidenschaft geworden ist, bey dem kann es nie wieder ein schuldloses Vergnügen werden. Leidenschaftliche Spieler, die nicht Alles einbüßen, was die Menschen zu Ansprüchen auf

Achtung und Liebe berechtigt, sind so selten, als die Wesen, die im Feuer nicht verbrennen.

Kannst Du vergessen, welches Unheil das Spiel seit wenigen Jahren nur in unserer mittelmäßigen Stadt angerichtet hat? Wer war liebenswürdiger, als unsere Nachbarin Amalie, und was ist sie jetzt, und wodurch ist sie es? Wurden nicht ein Paar Männer als offenbare Betrüger landflüchtig, die ich ehemals sogar nicht ohne Stolz meine Freunde nannte? Ein Dritter entging, wie Du weißt, der kleinern Schmach nur durch eine größere, den Selbstmord.

Du fragtest mich gestern, ob Du eine Andere seyst, ob Du mich weniger liebest, als sonst, und ob Dein Spiel mich zu Grunde richte, und hier lies meine Antwort. Wer war eine zärtlichere Mutter, als Du? Unzertrennlich von Deinen Kindern, erlaubtest Du Dir kaum, ihnen wenige Augenblicke zu entziehen, um auch noch andere, nicht minder heilige Pflichten zu erfüllen. Und jetzt! Durchwachtest Du nicht kürzlich außer Deinem Hause den größten Theil der Nacht am Spieltische, und am Bette Deiner tödtlich kranken

Caroline durchwachte sie — eine bezahlte Wärterin. Fast sollte ich Dich fragen, ob Du mich je geliebt hast, wenn Du im Ernst fragst, ob Du mich weniger liebest, als sonst. Das Spiel duldet bloß andere Laster neben sich, aber keine Tugend, keine Pflicht, und keine wohlwollende, nicht einmal eine menschliche Regung. Ich habe es bereits gesagt, Dein Hang zu ihm hat den Kindern die Mutter, dem Vater die Gattin entrissen, kann es mich noch kümmern, ob zuletzt auch noch Armuth und Verachtung mein Loos sind? Laß mich also von der Zerruttung unsers Hauswesens, die Du hoffentlich nicht mir zur Last legen wirst, kein Wort sagen. O es ist traurig, wenn die Wuth zu spielen den Mann ergreift, aber unendlich furchterlicher sind die Folgen, wenn die Frau sich von ihr hinreißen laßt.

Ich habe Dir nie gesagt, daß ich selbst einst dem Spiele bis zum Wahnsinn ergeben war. Urtheile also, mit welchem Gefuhl ich diese unselige Leidenschaft bey Dir wahrnahm, als ich von meiner letzten Geschaftsreise nach einer halbjahrigen Abwesenheit wieder in Deine Arme flog. Ist es doch, als ob die

Nemesis es wäre, die mich schlechterdings durch die Karten verderben will. Einst spielte ich; jetzt spielst Du. Nun fehlt nichts mehr, als ein Sohn, oder eine Tochter, die künftig in unsere Fußstapfen treten, und wenn es wahr ist, daß die Neigungen der Mutter den Kindern sich vor der Geburt mittheilen, was wird aus dem werden, zu welchem Du mir Hoffnung machst! Ein Wunder, wenn es nicht eine Spielkarte als Muttermahl mit auf die Welt bringt. Doch ich muß Dir erzählen, wie das Spiel mir lohnte. Mein Vater gab mir den Fluch, und starb. Eine Mutter kann nicht fluchen. Die meinige weinte sich blind, und starb. Eine eben so redliche, als strenge Tante enterbte mich, weil, als ich sie am Morgen eines Festtags nach durchgespielter Nacht besuchte, eine Handvoll Karten, die zufällig einer meiner Mitspieler in meinen neben ihm liegenden Hut geworfen hatte, ihr, da sie sich eben dem heiligen Tag zu Ehren durch das Lesen einer Predigt erbaute, vor die Füße geflogen waren. Ich wurde zum Bettler, und alle Welt hielt den Bettler zugleich für einen

Schurken. Ich hatte viel gelernt, und wollte arbeiten. Aber dem Kopf eines Spielers traut man so wenig, als seinem Herzen. Man gab mir deutlich zu verstehen, man wundere sich, daß ein Mensch meiner Art einen Augenblick säumen könne, sich die Kehle abzuschneiden. Das tiefste Elend weckte meinen Stolz. Ich verschmähte es, ein schimpfliches Leben durch einen noch schimpflichern Tod zu enden. Man muß ein Cato seyn, wenn man einen Selbstmord begehen will, ohne sein Andenken zu brandmarken. Ich verließ, da auch meine Freunde mich nach vergeblichen Warnungen längst verlassen hatten, mein Vaterland, und ging als gemeiner Soldat in fremde Kriegsdienste. In wenigen Jahren war ich Hauptmann, und jetzt besuchte ich alle öffentlichen Orte und alle häuslichen Gesellschaften, wo gespielt wurde, ohne je wieder eine Karte zu berühren. Meine Kenntnisse und das Vertrauen in meine Redlichkeit öffneten mir eine neue Laufbahn. In dieser gründete ich mein Glück so fest, als das Glück sich gründen läßt, und kurz, es wurde der Mann aus mir, der es wagen durfte, einem Mädchen

von Deinen Vorzügen seine Hand anzubieten.

Wenn Du diesen Brief liesest, bin ich bereits weit von Dir. Ich verlasse Dich auf drey Monate, und soll ich vergebens hoffen, bey meiner Rückkehr meine vorige geliebte und liebenswürdige, und mich unaussprechlich beglückende Wilhelmine wieder zu finden?

Peter Wunderlichs Klagen über seine verschwenderische Frau.

Hymen, der Gott der Ehe, und nicht Merkur ist der Gott der Diebe, und zugleich der Gott der Bettler. Ein Mann, der eine Frau nach der Mode besitzt, und wer will eine andere finden, wenn er nicht seine Großmutter heirathet? ein solcher Mann muß unerträglich faul seyn, wenn er in wenigen Jahren nicht bettelt, oder stiehlt. Beym Herkules! ich werde bis auf's Hemd ausgezogen, bloß damit meine Frau sich angezogen nennen kann. Statt meiner trägt sie, mein zweytes Ich, alles das Meinige bey sich. Ihre kostbare Uhr hat mir sehr trübe Stunden gemacht, und mein eigener Hut macht mir den Kopf nicht so warm, als der

ihrige. Ich hange nicht an ihrem Hals, aber mein Hab und Gut, und das Feuer ihrer Brillanten hat mir Haus und Hof verzehrt. Perlen bedeuten Thränen, sagt Emilia Galotti, und der Mann muß kein Weib haben, der ihr nicht Recht gibt, und hinzusetzt: Auch umgekehrt. Thränen bedeuten Perlen, nämlich diejenigen, welche die weinende Frau von dem weigernden Manne erpreßt. Man irrt sich aber, wenn man glaubt, meine Frau pflege immer nur zu nehmen, und gäbe mir nie etwas. Alle Jahre beschenkt sie mich punktlich mit einer Tochter, keineswegs aber mit einem Sohne, vermuthlich weil sie furchtet, ein Sohn möchte mich zu wenig kosten. Ich frage alle Männer, ob es nicht zum Rasen ist, daß man nicht selten aus Einem Weibe ein ganzes Dutzend Weiber entstehen sieht. Ich bin bereits mit drey Mädchen gesegnet, und kann man sich vorstellen, keine dieser leichtsinnigen Dirnen macht sich ein Gewissen daraus, mit jedem Tage größer zu werden. Es ist ordentlich, als ob man Leinwand und Stoffe, Spitzen und Bänder, und Alles, was man mit der Elle

ausmißt, umsonst bekäme, und als ob Schneider und Putzmacherin, wie gewisse Poeten, bloß für die Ehre arbeiteten. Wahrlich, keine Frau sollte in diesen schweren Zeiten über drey Fuß hoch werden, und die Natur sollte, wenn sie die Weiber nicht klüger machen kann, sie wenigstens kleiner machen.

Antwort im Namen der Frauen.

Abermal ein Murrkopf, der den Weibern zumuthet, nicht nur von der Luft zu leben, sondern sich auch in Luft zu kleiden. Warum, frage ich, schleifen unsere ewigen Sittenprediger immer nur Frauenspiegel, und nicht auch einmal einen Männerspiegel? Ich wette, man würde in demselben sehr drollige, und zum Theil recht häßliche Gesichter zu sehen bekommen.

Ist die Verschwendung der Weiber eine Thorheit, so ist der Geitz der Männer ein Laster. Die meisten wollen für die himmlischen Rosen, welche ihnen nach dem Liede des Dichters von den Frauen in's irdische Leben gewoben werden, diesen holdseligen Geschöpfen nicht einmal einen Strauß von seidenen bezahlen, und sie würden der guten

Eva gern einen doppelten Sündenfall verzeihen, wenn er nur keine Schneiderrechnungen ihrer weiblichen Nachkommenschaft zur betrübten Folge gehabt hätte. Das Liebste und Beste soll ihnen zugleich das Wohlfeilste seyn, und jeder will seine Madonna anbeten, ohne sie zu kleiden. Sie versagen der Krone der Schöpfung eine Haube, und verlangen, daß die Grazien sich ihre Strümpfe eigenhändig stricken. Sie ziehen lieber das Schwert für ihre Schönen, als den Beutel, und Niemand soll weniger von ihren Schätzen genießen, als — ihr Schatz. Sie glauben genug gethan zu haben, wenn sie es ihren Frauen nicht an der Nahrung fehlen lassen, und gestehen doch selbst, daß die Weiber nie um Nahrung und Kleider, sondern allein um die letzten bitten, weil Kleider zugleich ihre eigentliche Nahrung sind.

Uebrigens sollte man Satyren gegen den Putz auch aus dem Grunde verbieten, weil schon jede Frau ihn an der andern hinlänglich bestraft, und weil es unmenschlich ist, das harmloseste aller Schooßkinder, die Eitelkeit, mit doppelten satyrischen Ruthen zu züchtigen.

Und sollte man diese Ruthen nicht gegen die Spötter selbst kehren, die den Hang des schönen Geschlechts, sich durch den Putz zu verschönern, nur in einem ungünstigen, und nicht in seinem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen sich bemühen?

Was spornt mehr zu unsterblichen Thaten und zu unsterblichen Werken, als die Noth, und welche Noth ist größer, als die häusliche? Und ist es also nicht wenigstens von manchem großen Geist ein schnöder Undank, wenn er sich Klagen über den Aufwand seiner Frau erlaubt, da er eben diesem Aufwand seinen ganzen Ruhm schuldig ist? Wer weiß, ob nicht diese oder jene Epopee bloß darum an's Licht kam, weil die Frau des Dichters durchaus einen neuen Spitzenanzug haben wollte? Der Mann reitet auf dem Flügelroß, damit die Frau mit ungeflügelten fahren kann, und mit dem Diadem auf ihrem Haupt erwarb er zugleich den Lorbeerkranz auf dem seinigen. In der That, so widersinnig es auch klingt, so liegt doch die wahre Ursache, warum es mancher Mann in der Welt zu Nichts bringt, bloß in dem Umstand, daß seine Frau eine

zu gute Wirthin ist, und namentlich nicht genug auf kostbare Kleider verwendet, und eben so unwidersprechlich ist es, daß ein Anderer zum reichen Manne wird, bloß weil seine Frau Alles aufbietet, ihn zu einem armen zu machen.

Das Bücherdrucken.

Es ist in der That sonderbar, daß man das Bücherdrucken gerade zu der Zeit noch nicht verstand, wo man die besten Bücher schrieb. Julius Cäsar und Cicero, Virgil und Horaz, Tacitus und Livius, Sophocles und Euripides, Aristoteles und Plato hatten die Freude verdient, ihre unsterblichen Werke aus Unsterblichkeit verleihenden Druckpressen hervorgehen zu sehen.

Der Wirth und seine Gäste.

Eine Scherzrede bey einem freundschaftlichen Schmause.

Schon seit mehrern Stunden sieht unser Wirth seine nie eroberte Wohnung von raubgierigen Völkern besetzt. Aber daß er seine Sieger besser zu bewirthen, als ihn bekriegenden Feinden Widerstand zu leisten versteht, davon liegt der Beweis am Tage, wenn es

gleich in diesem Augenblick Nacht ist. Sagten wir nicht, wie Napoleon aller Welt, ihm den Tag voraus, an welchem die feindliche Hauptstadt unser Hauptquartier seyn würde? Aber ich frage, welche Anstalten traf er zu seiner Sicherheit? Wo sind die Laufgräben, die er gegen uns öffnete? Wo sind seine Sechszehnpfünder, seine Granaten und seine Haubitzen? Wurde je eine Festung schlechter vertheidigt, als diejenige, deren Herr und Befehlshaber er zugleich ist? Hätte er nicht wenigstens die Treppe abbrechen, oder die Thür seines Speisesaals verrammeln sollen? Und noch jetzt? Sieht er nicht gelassen zu, wie wir sein Vieh nicht aus dem Stalle, sondern aus der Schüssel holen? Sind seine Hühner und Gänse, seine Kapaunen und Rebhühner vor uns sicher? Und ist es nicht bloße Großmuth von uns, wenn wir nicht nach seinen Geldkisten fragen, und nichts mit Gewalt im Hause öffnen, als — seine Champagnerflaschen? Ich wage Nichts, wenn ich bekenne, daß unser Leben noch immer in seiner Gewalt steht. Eines Heldenentschlusses ist er schlechterdings unfähig, und ich will nicht ehrlich

seyn, wenn sich eine einzige Mine unter seinem Hause befindet, um uns in die Luft zu sprengen. Kein Wunder also, daß Einer aus unserer Schaar, den sie keineswegs unter ihre Tapfersten zählt, an seiner Seite nicht nur ruhig ißt und trinkt, sondern auch — ruhig schläft. Kurz, theure Freunde! wir haben es mit einem Feinde zu thun, der stets bereit ist, jedes Gewehr zu strecken, nur — das Messer und die Gabel nicht.

Du sollst — stehlen!

„Du sollst nicht stehlen!“ Warum nicht gar! Ich denke, es wäre einmal Zeit, daß man den Henker zum Henker schickte. Ist man denn gleich des Teufels, wenn man nicht ehrlich ist? Und geht die Welt in Trümmer, wenn man den Leuten, die lange Finger haben, ein wenig durch die Finger sieht? Wollt Ihr aber ja einem Dieb es schlechterdings nicht verzeihen, daß er stiehlt, so seyd wenigstens so billig, zu gestehen, daß er bey diesem Fehler ein ganzer Kerl ist. Oder darf man etwa eine Memme, oder eine Schlafhaube seyn, wenn man in der stockfinstersten Nacht, während Alles, was schlafen kann,

längst in träge Ruhe versenkt ist, troß aller Nachtwächter und Kettenhunde, Thüren einschlagen, Schlösser und Riegel sprengen, und Alles, was einem unter die Hände kommt, wegtragen will? Nehmt es mir nicht übel, aber Eure verächtlichen Urtheile über das Stehlen beweisen unwidersprechlich, daß Ihr selbst in Eurem Leben noch nicht gestohlen habt. Ars non habet osorem, nisi ignorantem. Versucht es einmal, von Hundertausenden, die irgend ein Filz in seinem Hause verwahrt, ihm nur den hundertsten Theil mit List oder mit Gewalt abzunehmen, und was gilts, Ihr werdet bekennen müssen, das Gold stehlen nicht viel leichter ist, als Gold machen, und auf alle Fälle schwerer, als eine peinliche Anklage gegen einen Dieb, oder einen Beytrag für Herrn Friedrich Kinds Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, oder für dessen zahllose Monatschriften ausarbeiten.

Thierische Todesanzeigen.

So oft ich eine Todesanzeige in den Zeitungen lese, fühle ich mich geneigt, einigen vernachläßigten Geschöpfen das Wort zu reden, die, wenn sie gleich keine Menschen sind,

doch so gut als diese zu sterben wissen. Wie viele der artigsten Schooßhündchen, Lieblingskätzchen, Papageyen, Gimpel und Canarienvögel sehen wir nämlich nach dem schwarzen Acheron wandern, ohne daß irgend eine Zeitung den Gönnern und Freunden ihrer tiefgebeugten Gebieterinnen, deren einziger Trost sie waren, den schmerzlichen Verlust ankündigt! Darf man denn durchaus nicht mehr als zwey Füße, und schlechterdings weder Federn, Flügel, noch Schnabel haben, um eine Zeitung zur Heroldin seines Todes und seiner Tugenden zu erhalten? Und muß man, um das Absterben eines Gimpels öffentlich zu beklagen, nothwendig mit ihm verheirathet gewesen seyn? Oder werden die gefiederten Trillerschläger und Plauderer, die zottigen und vierfüßigen Schmeichler und Speichellecker etwa weniger geliebt, als die federlosen, glatten und zweyfüßigen? Man fordert diese angenehmen Hausfreunde in allen Zeitungen zur Rückkehr auf, wenn sie sich verlaufen haben, aus ihrem Käfich entflogen, oder entführt worden sind, und wenn der Allerweltsräuber und Entführer, der sein Handwerk

schon seit dem Sündenfalle Tag und Nacht forttreibt, wenn der Tod sich ihrer bemächtigt, so läßt man auch nicht einen Seufzer über den schmerzlichen Verlust drucken. Wie soll man sich diesen Widerspruch aus dem sonst so durchaus mit sich selbst einigen weiblichen Character erklären? Doch ich hoffe, es wird von nun an auch bey diesen Todesfällen jeder politische Götterbothe, oder Postreiter mit der Trauerheroldswürde bekleidet werden, und es versteht sich von selbst, daß bey einer solchen Veranlassung, bey welcher die Hinterbliebenen des Trosts nicht zu viel haben können, sich die Beyleidsbezeugung — nicht verbeten wird.

Pfeffel.

Unter die Schriftsteller, die mehr nützen, als glänzen, die vergnügen, ohne zu entzücken, unterhalten, ohne zu überraschen, erwärmen, ohne zu entflammen, die man liebt, ohne sie zu bewundern, die gelesen, aber nicht verschlungen werden, die dem Manne willkommener, als dem Jüngling, der Matrone willkommener, als der Jungfrau, den Vätern willkommener, als den

Söhnen, den Müttern willkommener, als den Töchtern sind, behauptet Pfeffel eine der ersten Stellen. Er ist, wie es sich von selbst versteht, frey von allen Fratzen und Abenteuerlichkeiten des Tags, die hoffentlich das nächste Jahrzehend nicht überleben werden. Aber es läßt sich auch zugleich nicht läugnen, daß er an Kraft und Fülle, an Neuheit und Eigenthümlichkeit, an Kühnheit der Gedanken, und an Lebhaftigkeit des Ausdrucks zum Theil solchen Schriftstellern nachsteht, die er an Würde und Zierlichkeit, und an allen Eigenschaften, wozu Geschmack und Urtheilskraft erfordert werden, weit hinter sich zurückläßt.

Schubarts Fürstengruft.

In Schubarts Fürstengruft findet man schlummernde, mit Staub und Würmern zugedeckte Gerippe, die jauchzen. Eben diese Gerippe sollen aufstehen, um — zu lächeln. Von Gott wird behauptet, er habe schlimme Fürsten im Grimm geschaffen, und sie zur Nationenruthe — zusammengebunden. Es wird von geilem Blute gesprochen, das schäumendes Gift der Unschuld in die Seele, wie

in den Körper gegossen habe. Mit Einem Wort, das Ganze ist ein Inbegriff von falschen, unschicklichen, widrigen und ekelhaften Bildern, und von schielenden Gedanken, und schwulstigen, geschmacklosen Ausdrücken. Und doch fehlt es noch immer nicht an seyn wollenden Kunstrichtern, die mit Bewunderung von diesem Erzeugniß sprechen, in welchem das unbefangene Urtheil Nichts als einen Dichter wahrnimmt, der nach dem Kühnen, Neuen und Außerordentlichen strebte, und weil ihm die Kraft, sein Ziel zu erreichen fehlte, auf die größten Abwege gerieth. Man weiß, daß Schiller in der Zeit seiner jugendlichen Rohheit die Fürstengruft bewunderte. Aber er hat selbst die schlimmen Monarchen, die man aus seinen frühern Gedichten kennt, und die weit mehr poetischen Werth haben, von den spätern Sammlungen seiner Gedichte ausgeschlossen. Ob die Fürstengruft eine Nachahmung der schlimmen Monarchen ist, oder ob diese jener nachgeahmt sind, über diesen Punct sind die Meinungen getheilt.

VI.
Die Gesellschaft vom neuesten Ton.

Nach dem Leben geschildert von Willibald.

Kein Mensch ist doch in der That klüger, als ein Einsiedler, und keiner thörichter, als einer, der sich in eine Gesellschaft bitten läßt, dachte ich, als ich mich heute aus einer nach Hause begab, an welcher ich mich jetzt für den Unmuth, den sie mich empfinden ließ, dadurch rächen will, daß ich ein wenig aus ihrer Schule schwatze.

Kaum hatte ich von dem mir angewiesenen Stuhle Besitz genommen, so hatten meine Ohren eine Folter zu erdulden, die der Unbarmherzige, der sie vollzog, declamiren nannte. Ich schrie um Gnade, ich versprach Alles zu bekennen, ob ich gleich nichts zu bekennen hatte. Es half nichts. Ich mußte zehn Sonette lesen hören, und hätte wahrscheinlich noch zehn Mal zehn hören, oder vielmehr am eilften den Geist aufgeben müssen, wäre nicht zum Glücke die ganze Gesellschaft in dem Ausspruch überein-

gekommen, daß der Teufel selbst die Quak nicht mehr aushalten konne.

Gottlob, sprach jetzt mein nächster Nachbar, daß aus dem Schreyer ein Stummer geworden ist! Die Herren und Damen sollen jetzt Wunder hören. Und in der That, was die Herren und Damen hörten, waren gar Nichts als Wunder. Eine Hellseherin hatte es so weit gebracht, daß sie die Todtenliste der Stadt für ein ganzes Jahr schon am ersten Tage desselben vollständig liefern konnte. Trug es sich ja zuweilen zu, daß ein von ihr zu Tode Prophezeyter am Leben blieb, oder einer ohne Prophezeyhung starb, so machten ihre Anhänger geradezu dem ersten sein Leben, und dem andern seinen Tod streitig. Das so heilige Postgeheimniß war bey Niemand weniger sicher, als bey ihr, sobald nur ein Brief ihrem Magen zu nahe kam. Mit Einem Worte, um Alles, was in der Welt vorgeht, auf's Deutlichste zu sehen, brauchte sie nur — zu schlafen. In eben diesem Zustande sympathisirte sie in einem so hohen Grade mit ihren Freunden, daß diese sich nur zu stechen nöthig hatten, um — ihr

eine Wunde beyzubringen. Alle diese Wunder, die sich vor den Augen vieler tausend in der Stadt lebender Zeugen, von welchen aber unglucklicher Weise sich nicht ein einziger in der Gesellschaft befand, zugetragen haben sollten, wurden von den Zuhörern mit desto großerer Andacht vernommen, und desto fester geglaubt, da es weniger gefährlich war, einen Glaubens-Artikel der römischen Kirche vor den Ohren des Großinquisitors in Spanien zu läugnen, als hier den Zweifler zu spielen.

Der Wunderverkundiger fand endlich, wenn gleich nicht seine Wunder erschöpft, doch seine Lunge ermudet, und vergonnte der Gesellschaft Zeit, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, und ihren Glauben an dem ihr gegebenen Stoff zu versuchen.

Allein zum Unglück, wenigstens fur mich, hatte der fast nie verschlossene Tempel der Thalia auch am vorigen Abend offen gestanden, und jetzt stand eben daher jeder Mund offen, um den abwesenden Breterhelden und Breterheldinnen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mit der Kritik

selbst verschone ich die Leser um so mehr, da das Morgenblatt, welches sich nicht selten den Spaß macht, seine Leser schon beym Erwachen wieder einzuschlafern, sie — nicht damit verschonen wird.

Ein Glück war dieses Gespräch für einen leider lebendigen Anecdotenalmanach, weil sich jetzt ordentlich bey seinen abgedroschenen Erzählungen erholte, und zehn Mal weniger gähnte, als sonst.

Daß der Weissenfelser Trauerspielfabrikant dem Shakespeare wenig, und dem Schiller gar nichts schenke, bewies jetzt, wenn gleich nicht mit vieler Klarheit, doch mit desto mehr Tiefsinn ein Recensent, der, wenn er gleich nicht mit der Feder, sondern nur mit dem Munde sein Geschäft trieb, doch ungenannt bleiben will. Uebrigens war der Lobredner weder der Professor Krug, noch der Professor Clodius, in Leipzig, noch der dortige Buchhändler Brockhaus.

Den Manen der Frau von Stael wurden einige reichliche Thränenopfer aus weiblichen Augen gebracht. Wahrlich, hieß es, die Wanderfrau hätte schon darum nicht sterben

sollen, weil die Französin über die deutsche Literatur beynahe mit noch tieferer Einsicht urtheilte, als ein bekannter erzdeutscher, und erzunsterblicher, obgleich ziemlich verworrener und unklarer Aristarch. Daß sie, fuhr man fort, die Geheimnisse der Weltweisheit und der Staatsweisheit wie nicht Jeder, und noch mehr wie nicht Jede erforscht hatte, wer kann diese Wahrheit und — den Tag läugnen? Und was soll man von ihrer Delphine und von ihrer Corinna sagen? Ich sage, erwiederte einer der anwesenden Männer, ich sage kein Wort von ihren Werken, die von sich selbst sagen mögen, was von ihnen zu sagen ist. Aber ich kann mich, so oft ich von ihrem Tode sprechen höre, des Ausrufs nicht enthalten: Hätte ich doch von der berühmten Dame, nicht ihr Werk über die französische Revolution, sondern — ihr Nadelbüchschen und ihren Fingerhut geerbt! Napoleon hatte in seiner Verbannung, trotz der weiten Reise zu ihm, bey einigen der anwesenden Damen einen harten Stand, weil er in den Zeiten seines Glücks diesen Koloß eines weiblichen Schöngeists, statt vor ihm

niederzufallen und ihn anzubeten, im eigentlichen Sinne des Wort — weggeworfen hatte.

Jetzt wurde bey verschlossenen Thüren wichtiger Geheimerath gehalten, auf welche Weise, ohne gegen irgend ein Gesetz der neuen Aesthetik anzustoßen, die Geburtsfeyer eines bekannten großen, und die Todtenfeyer eines unbekannten kleinen Dichters zu begehen seyn mochte.

Diplome als Dichter der ersten Klasse erhielten durch Kuglung der verstorbene Theodor Körner, und einige noch lebende, wenn gleich nicht sonderlich leuchtende, doch nicht viel schwächer als Johanniswürmchen schimmernde Sternlein des Helikons, deren Namen der scharfsinnige Leser in der Urania des Herrn Brockhaus, in dem Frauentaschenbuche des Herrn Barons de la Motte Fouque, im Taschenbuche der Liebe und Freundschaft des Herrn Stephan Schütze, und im Becker-Kindschen Taschenbuche zum geselligen Vergnügen selbst ausforschen mag. Man konnte übrigens nicht merken, daß bey einer oder der getroffenen Wahlen von irgend einer Muse ein Zeichen des Beyfalls gegeben worden wäre. Von einem bekannten erzfrommen Karfun-

kelpoeten, Romanendichter, und Kunstbeurtheiler wurde zwar mit aller seinem Geist gebührenden Achtung gesprochen. Allein man nahm aus den beyden Gründen Anstand, die bisher ihm widerfahrenen Auszeichnungen mit einer neuen zu vermehren, weil man fürchtete, einem Manne wie er, der selbst am besten weiß, was die Welt ihm schuldig ist, kein Genüge leisten zu können, und weil die ganze Gesellschaft sich in dem Ausspruch vereinigte, daß sein Haupt einer allzustarken Tracht von Lorbeern nicht gewachsen sey.

Nicht weniger als die ganztodte Frau von Stael wurde der halbtodte deutsche Handel beklagt, und dem Merkur ein Sohnopfer von köstlichem Gewürz, jedoch nicht anders als nach dem genauesten Maß und Gewicht dargebracht.

Der Nachdruck wird doch hoffentlich einmal verboten werden, sagte ein Schriftsteller, ohne Zweifel weil er dachte, nach dem Verbot brauche er sich der Kränkung nicht mehr zu schämen, daß alle Nachdrucker vor seinen Schriften das Kreuz machten. Hat man doch, sprach ein Zweyter, sogar die Stunden der

Andacht nachgedruckt. Nun laufen ja ordentlich die andächtigsten Beter, wenn sie aus dem Nachdruck beten, Gefahr, daß sie um des Gebetbuchs willen zum Teufel fahren. Der Tod des Herrn von Kotzebue bemerkte ein Dritter, ist auch in dieser Hinsicht ein höchst empfindlicher Verlust, weil der Schriftsteller noch geboren werden soll, der mit so viel Scharfsinn, so viel Gründlichkeit und mit so viel feinem Witz, als es von ihm geschehen ist, die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks darzuthun vermag. Man denke nur, anderer Beyspiele nicht zu gedenken, an das von ihm zur gänzlichen Niederlage der Nachdrucker mit so außerordentlichem Glück benutzte Reimlein:

„Was du nicht willt, das Dir geschicht,
Das thu auch einem Andern nicht!"

Möchte immer, fiel ein Dritter ein, der Goliath Nachdruck ein Davidchen weniger haben, das Steine nach seiner Stirn schleudert, wenn wir nur wieder einen Kopf hätten, durch welchen das literarische Wochenblatt nicht ganz zur Ilias post Homerum würde! Aber wahrlich, ein literarisches Wochenblatt, wie das jetzige, ist noch schlimmer, als gar keins.

Haben Sie doch des herrlichen Fouque herrliches Frauentaschenbuch auf's Jahr 1820 schon gelesen, fragte jetzt eine der Damen mit einem so dichterischen Entzücken, daß es das größte Unrecht ist, wenn ihr Bildniß nicht an der Spitze des Jahrgangs 1821 in altdeutscher Tracht erscheint. Wenn nur nicht manche Verse nicht gar zu altdeutsch-rauh-holpernd und stolpernd, und manche Liedlein weniger fromm und herzbrechend, und dafür etwas vernünftiger wären! bemerkte jetzt ein gar liebliches Mädchen von sechszehn Jahren. Das gute Kind machte sich aber durch diese freylich von seiner Jugend zeugende Kritik alle Männer und Weiber in der Gesellschaft, und sogar ihren heimlichen Anbeter selbst, zu Feinden. Alle, mich ausgenommen, schrieen: Wer wird die größte Schönheit dieser Gedichte für einen Fehler erklären? Mögen die Reime Eurer spießburger'schen Alltagspoeten ordentlich nach dem Tact tanzen und hüpfen, ein ächter altdeutscher Reim muß den Leser in beständiger Furcht erhalten, er möchte den Hals brechen.

Jetzt riefen ein Paar Damen, die sich über

den Sinn einer Stelle des Nibelungslieds stritten, mich zum Schiedsrichter auf. Vermaledeyte Hexenversammlung, schrie ich im höchsten Grimm, am Ende schlägst Du mich vollends gar an's Kreuz, wenn ich nicht noch schneller die Flucht ergreife, als weiland Yorik, da ihm der Tod auf den Fersen folgte! Und in der That würde ich nicht einen Augenblick länger Stand gehalten haben, wenn ich auch, um zu entkommen, gerade in's Fegfeuer, oder gar in die Hölle hätte springen müssen.

VII.

Die Lebensverlängerung.

Man ist allgemein über den Satz einig, daß kein Mensch das Recht hat, sein Leben zu verkürzen. Aber die Frage: Darf man sein Leben verlängern, hat meines Wissens noch Niemand, und wahrscheinlich aus dem Grunde nicht aufgeworfen, weil im Ganzen die Lebensverlängerungskunst bey der Welt in

einem nicht viel bessern Rufe steht, als die Goldmacherkunst, und daher in der Regel auch wie diese nur von Leuten getrieben wird, von deren Verstand ihre Nebenmenschen nicht die beste Meinung haben.

Indessen angenommen, daß es wirklich, wie Viele glauben, in der Gewalt jedes Sterblichen steht, sich halb und halb zu einem Unsterblichen zu machen, und die Natur, diese sonst wenig nachsichtige Gläubigerin zu zwingen, ihm seine Schuld noch einmal so lang, als sie geneigt ist, zu borgen, so möchte doch jedem Sterblichen zu rathen seyn, sich dieser Gewalt mit einiger Mäßigung und Vorsicht zu bedienen.

Der Lebensgeitz ist eben so gut ein Laster, als der Geldgeitz, und macht die ihm Ergebenen nicht minder unglücklich, als dieser. Man hört auf zu leben, sobald man das Leben selbst zum Hauptgegenstand seiner Sorgen macht. Wer Speise und Trank zu Arzneyen macht, und jene auf der Goldwage abwiegt, und diesen sich im Fingerhut zumißt, kann weder behaupten, er esse, noch er trinke, und man frage einmal die vornehmsten und

die reichsten, und also die weisesten Menschen, was sie lieber aufopfern wollen, zehn Jahre ihres übrigens nichts weniger als gleichgültigen Lebens, oder eine einzige ihrer Mahlzeiten. Ist aber diese Entsagung etwa die einzige, zu welcher sich der alberne Mensch bequemen muß, der sich nicht zum Sterben bequemen will? Und gesellen sich nicht zu den zahllosen Entsagungen noch Martern, die besser dazu taugten, eine freywillige Abkürzung des Lebens zu entschuldigen, als zum Behuf einer Verlängerung desselben ertragen zu werden? Soll man lachen, oder weinen, wenn man einen Menschen vor einem Lüftchen zittern, und sich in einer Stunde zehn Mal vor der Sonne in den Schatten, und vor dem Schatten in die Sonne retten sieht? Heute verzweifelt er, weil der Regen ihm den Kopf benetzt hat, und morgen hält er seinen Tod für gewiß, weil ihm zehn Tropfen Wasser in den Schuh liefen. Die Magd ist seine Mörderin, die den Ofen um einen halben Grad zu wenig, oder zu viel heitzt, und kann er funfzig Jahre alt werden, wenn ihn im vierzigsten der unvermuthete Anblick einer

Spinne erschreckt? Gegen jede Jahrszeit trifft er besondere Vertheidigungsanstalten, weil Sommer, Herbst und Winter, und am meisten der holde Frühling sich zu seinem Verderben verschworen haben. Dem Sommer trotzt er mit der Kälte des Winters, und dem Winter mit der Hitze des Sommers. Eine Hauptbedingung der Lebensverlängerung in seinen Augen ist, sich viel im Freyen zu bewegen, und nichts ist ihr zugleich mehr hinderlich, als sich viel den Einflüssen der Luft aussetzen. Das Gehen, Stehen und Liegen ist eben so nützlich — als schädlich. Er ist gewiß, eine gar zu heitere Stunde würde ihn in's Grab stürzen, und wie soll er es anfangen, daß er sich nicht betrübt, da es keine ärgere Giftmischerin gibt, als die Betrübniß? Verdammt sey die allzureitzende Hexe, deren Anblick ihm das verschrieene Fieber an den Hals zaubert, das keiner Chinarinde weicht! Indem er auf's sorgfältigste für die Gesundheit seines Magens sorgt, schadet er seiner Brust. Hat er Hunger, so trinkt er, und der brennendste Durst kann ihm eine Aufforderung seyn, ein Stück wohlge-

salzenen Schinken zu essen. Der Himmel bewahre ihn, daß er ausruhen sollte, wenn er müde ist! Sagt ihm, die Luft in Grönland sey die gesundeste, und er geht wenigstens einen halben Tag mit um, sich dort niederzulassen. Gegen das gelbe Fieber in Cadix braucht er alle möglichen Verwahrungsmittel — in Petersburg. Das Glück mag ihn ja mit seiner Gunst verschonen, weil er nicht aus dem Gleichgewicht seiner Gemüthsbewegungen gebracht werden darf. Er hütet sich wohl, ein Lotterieloos zu kaufen, weil er leicht das Beste gewinnen, und — sterben könnte. Sein Ehrgeitz trachtet nach einer hohen Stelle im Staat. Aber erhält er sie, so denkt er sogleich, sie vertrage sich nicht mit seiner Gesundheit, und der Todtengräber möge ohne weiters die Schaufel nehmen, um dem schwindelnden Minister sein Grab zu bereiten. So viele Lebensfeinde, von welchen er sich umringt sieht, reitzen unaufhörlich seinen Zorn, und doch ist in seinen eigenen Augen der Zorn selbst der größte aller Lebensfeinde. Sein Leben ist nichts, als eine ewige Todesfurcht, und über diese Furcht selbst möchte er ver-

zweifeln, weil er wohl weiß, daß sie keine Lebenverlängerin, sondern die ärgste Lebensabkürzerin ist.

Mit der Sorge, er möchte zu viel schlafen, legt er sich nieder, und mit der Angst, er habe zu wenig geschlafen, steht er auf. Ueberhaupt ist ihm nichts so verhaßt, als Bett und Schlaf, weil jenes ihn zu sehr an das Grab, und dieser ihn gar an den Tod erinnert.

Ich schließe mit der Frage, ob einem Thoren dieser Art ein größeres Unglück widerfahren kann, als daß er wirklich seinen Zweck erreicht, und doppelt so alt wird, als andere Menschen?

VIII.

Ist es ein Betrug, wenn ein Verleger ein Buch unter einem andern, als dem Namen des wahren Verfassers verkauft?

Niemand wird die Wahrheit bestreiten, daß der Werth eines jeden Buchs ein absoluter ist, und also mit dem Namen des

Verfassers gar Nichts zu thun hat. Gibt man aber diesen Satz zu, so räumt man auch ein, daß man schlechterdings nicht über Betrug klagen kann, wenn ein Buch, das Titius geschrieben hat, von dem Verleger unter dem Namen des Cajus verkauft wird. Das Buch liegt offen vor den Augen des Käufers, und wenn es ihm an einem Merkmal gebricht, an welchem er ein Werk seines Lieblingsschriftstellers von einem andern zu unterscheiden vermag, so gibt er schon durch dieses Unvermögen dem Buchhändler gewonnenes Spiel. Du mußt, wird ihm dieser sagen, als Du das Buch kauftest, nothwendig mit seinem Inhalt zufrieden gewesen seyn, und jetzt fängst Du bloß aus dem seltsamen Grunde an, über Betrug zu schreyen, weil nicht Titius, der es schrieb, sondern Cajus, der es nicht schrieb, auf dem Titel steht. Streiche den falschen Namen weg, und setze den wahren dafür, und ich frage Dich, ist das Buch jetzt schlechter, als zuvor? Oder wenn Du etwa das Buch gekauft hast, ohne Dich zuvor wenigstens oberflächlich mit seinem Geist bekannt zu machen, wem fällt

diese Unterlassung zur Last, Dir oder mir? Wer vergoldetes Silber für ächtes Gold ausgibt, macht sich eines Betrugs schuldig, weil der Käufer ein geringeres Metall, statt eines edlern bekommt. Aber die Waare des Buchhändlers wird weder besser, noch schlechter, welchem Verfertiger er sie auch zuschreibt.

Aber, sagt man, der Buchhändler, der sich eine Titeltäuschung erlaubt, hat doch wenigstens die Absicht, zu betriegen, und ich antworte: Er kann sie haben, aber es ist nicht nothwendig, daß er sie hat, und so lange er also ihrer nicht geständig ist, oder Ihr sie ihm nicht beweisen könnt, so lange habt Ihr auch kein Recht, ihn des Betrugs anzuklagen. Niemand, kann er sagen, und also auch kein Schriftsteller, hat selbst im bürgerlichen Leben ein Monopol auf seinen Namen, und wenn Friedrich Schiller, der Dichter, keinem Menschen wehren kann, auch Friedrich Schiller zu heißen, wo ist sein Recht, mir zu wehren, diese beyden Namen auf das Titelblatt eines Buchs zu setzen? Bin ich aber im Besitz dieses Rechts, wer wagt es, seine Ausübung einen Betrug zu nennen? Kann ich mir nicht aus bloßer Laune, oder aus Vorliebe einen

Namen für den Titel meines Verlagswerks zueignen? Ich halte die Bücherkäufer sammt und sonders für mündige und selbst prüfende Leute, und mir sollte es einfallen, sie mit einem bloßen Titel täuschen zu wollen? Lassen sich aber ja einige wenige auf diese Art anlocken, so habe ich wenigstens ihren unlogischen Schluß: Weil auf dem Titel dieses Buchs Friedrich Schiller als Verfasser angegeben ist, so muß es auch nothwendig von dem berühmten Trauerspieldichter dieses Namens herrühren, nicht zu verantworten.

Eine andere, nach meiner Ansicht zu verneinende Frage ist jedoch, ob ein Buchhändler wohl thut, der sich der Freyheit, von welcher die Rede ist, bedient. Auch den bösen Schein soll man meiden, und selbst gleichgültige Handlungen sollen immer durch bessere Gründe, als durch bloße Laune vor der Welt gerechtfertigt werden können.

Auswahl

aus den

Mährchen der Scheherazade.

Il Bondocani,
oder:
Der Räuberhauptmann.

Der ruhmvolle Kalif von Bagdad, Harun Alraschid, sah an dem Feste Haraphat die Veziere, die Großen, den Adel, und selbst nicht wenige der Gewalthaber, deren Gewalt der seinigen unterworfen war, um sich her versammelt. Man hatte es an nichts fehlen lassen, um dieses große Fest auf eine Art zu begehen, die dem Himmel und der Erde einen würdigen Begriff von der Andacht und der Gottesfurcht des größten Fürsten der letzten, der zugleich nicht umsonst Beherrscher der Gläubigen heißen wollte, beyzubringen vermochte. Blumen dufteten, Menschen opferten, und Thiere wurden geopfert, wie es die Religion gebot, und mit dem Wohlgeruch der Altäre stiegen die Harmonien von tausend

Kehlen und Saiten zum Himmel empor. Aber was dauert den Großen nicht zu lange? Auch der Kalif Harun Alraschid empfing am Ende gähnend die zahllosen Huldigungen, die ihm dargebracht wurden, und gähnend brachte er die seinigen dem Himmel. Freund! sprach er zuletzt zu seinem bey Seite gerufenen Großvezier Giafar, dem Oberhaupte des edlen Geschlechts der Barmeziden, denke von meiner Andacht was Du willst, aber ich kann die heutige Langeweile keinen Augenblick länger ertragen. Und sollte es nicht eine kleinere Sunde seyn, wenn ich weggehe, um mich ein wenig zu zerstreuen, als wenn ich hier nicht aufhöre, dem heitern Himmel das verdrießlichste aller Gesichter zu zeigen? Von selbst versteht es sich jedoch, daß heute auch eine sogenannte Zerstreuung der Heiligkeit des Tags angemessen seyn muß, und ist es nicht so gut, als das beste Gebet, wenn ich die Armen durch Almosen erfreue, und andere Leidende mit Rath und That unterstütze? Kann ich endlich meinen Unterthanen überhaupt eine größere Wohlthat erweisen, als wenn ich mich mit eigenen Augen überzeuge, ob die Leute,

welchen ich die Handhabung des Rechts und der Ordnung in der Stadt anvertraut habe, schlafen oder wachen, und ob nicht die Wachenden ihr Amt so verwalten, daß man wünschen möchte, sie schliefen?

Der Großvezier Giafar folgte seinem Herrn in ein geheimes Zimmer, um sich umzukleiden, und nach dem Jeder tausend Goldstücke zu sich gesteckt hatte, verließen sie den Pallast.

Schon hatten die Wanderer mehrere Straßen und öffentliche Plätze besucht, und überall Tropfen ihres goldenen Regens in gierige Hände fallen lassen, als ein Frauenzimmer, das mitten in der Straße auf dem Pflaster seinen Sitz gewählt hatte, dem Kalifen ihre Hand entgegen streckte, während sie ihn mit lieblicher Stimme um ein Almosen ansprach. Der ausgestreckten Hand gereichte ihre Schönheit und der Umstand, daß sie zu einem Arme gehörte, dessen Weiße den Alabaster, und dessen Form die Kunst aller Bildhauer herausforderte, zu keiner geringen Empfehlung, und mit außerordentlicher Schnelle reichte daher der Kalif dem Großvezier ein Goldstück, um es ihr in seinem Namen zu geben.

Das Frauenzimmer empfing die Gabe, und zog die Hand zurück. Allein da die Schwere der Münze sie vermuthen ließ, es sey ein Goldstück, was sie empfangen habe, und da der Augenschein diese Vermuthung bestätigte, so rief sie den Geber mit lauter Stimme zurück.

Schöner junger Mann! sprach sie, sobald er sie hören konnte, Du gabst mir mehr als ein gewöhnliches Almosen, und ich will also wissen, wie ich diese außerordentliche Freygebigkeit verstehen soll.

Nicht mir, erwiederte der Großvezier, sondern meinem Gefährten bist Du für die Wohlthat verbunden, die Dir so ungewöhnlich scheint.

Sey also so gut, versetzte das Frauenzimmer, Deinem Gefährten zu melden, was ich zu wissen begehre, und mir Antwort zu bringen.

Der Großvezier richtete dem Kalifen seine Botschaft aus, und dieser befahl ihm, der Fragenden zu antworten, ein Almosen habe sie von ihm begehrt, und ein Almosen habe er ihr in keiner andern Absicht gegeben, als

um die Pflicht der Menschenliebe und der Wohlthätigkeit zu erfüllen.

Diese Versicherung, sprach die Dame, ist mir genug zu meiner Beruhigung. Melde also, mein edler Herr! meinem Wohlthäter, sein Goldstück sey in dankbaren Händen, die sich täglich um Verlängerung seiner Tage gen Himmel erheben wurden.

Der Kalif war ungemein zufrieden mit dem Betragen der Unbekannten und ihrer Dankbarkeit, und wie eine Eingebung vom Himmel kam ihm der Gedanke, die Bettlerin zur Sultanin zu erheben. Eile, sprach er zum Großvezier, und melde dem Frauenzimmer, ich sey entschlossen, sie zu heirathen, wenn sie anders es nicht bereits sey.

Ich nehme, antwortete die Unbekannte, den Antrag unter der Bedingung an, daß der Freyer nicht zu arm ist, mir ein anständiges Heirathgut zu geben.

Ein sonderbares Wesen, diese Dame! setzte der Großvezier hinzu, als er dem Kalifen ihre Antwort hinterbrachte. Der Beherrscher der Gläubigen ist es selbst, der ihr die Ehre erzeigt, um sie zu werben, und sie zweifelt

noch, ob er der Mann sey, ihr einen Brautschatz anzuweisen!

Du bedenkst nicht, antwortete der Kalif, daß sie mich nicht kennt. Ihre Vorsicht gefällt mir, und ich finde es billig, ihre Bedingung zu erfüllen. Frage sie also, wie reich ich seyn muß, um ihr zu gefallen.

Wer mich zur Frau will, antwortete die Unbekannte dem wiederkehrenden Großvezier, muß mir einen Brautschatz geben, der so viel beträgt, als die Einkünfte der beyden Städte Hispahan und Kerazin von einem ganzen Jahre.

Beym Propheten! dachte der Großvezier, und konnte nicht umhin, das Haupt ein wenig zu schütteln, diese Prinzessin am Zaune wetteifert mit ihren Forderungen mit einer, die auf dem Throne geboren ist. Er folgte dem Kalifen, der ein wenig vorausgegangen war, und meldete ihm, wie hoch das Frauenzimmer ihre Hand anschlage.

Der Kalif fand nichts gegen die Forderung einzuwenden, und der Großvezier ging abermal, um der Unbekannten die Antwort seines Herrn zu hinterbringen.

Wer ist der Mann, fragte die überraschte

Dame, der die Einkünfte zweyer Städte, wie Hispahan und Korazin, zum Brautschatze geben kann und will?

Der Mann, mein schönes Frauenzimmer! erwiederte Giafar, der Deinen Besitz für diesen Preis zu erkaufen Lust hat, ist mit Einem Worte Harun Alraschid, der Beherrscher der Gläubigen.

Wenn der Mann, erwiederte die Unbekannte, indem sie von ihrem Sitz aufstand, und sich sittsam in ihre Gewänder verhüllte, wenn der Mann, der um mich wirbt, der Kalif von Bagdad ist, so habe ich Ursache, dem Himmel für mein Glück zu danken, und Du kannst ihm sagen, daß ich bereit bin, das seinige zu machen.

Der Kalif vernahm von dem Großvezier, indem dieser ihm zugleich den Anstand, den Ton und das Benehmen des Frauenzimmers schilderte, ihre Antwort, und kaum war er wieder in seinem Pallast, als er eine der ehrwürdigsten Aufseherinnen des Harems mit einer Menge Sclaven nach der Straße, wo die Unbekannte die Vorübergehenden um ein Almosen anrief, mit dem Auftrage sandte, sie

abzuholen, und sogleich in eines der Bäder des Pallasts zu bringen.

Nach dem Bade wurde die reizende Bettlerin durch das unfehlbare Mittel einer kostbaren Kleidung und eines reichen Schmucks von Diamanten und Juwelen in eine Königin verwandelt. Man führte sie in eines der prunkvollsten Zimmer des Pallasts, das für sie bestimmt war, und der Kalif ließ, als ihm der Oberste der Verschnittenen meldete, daß seine Befehle vollzogen seyen, sogleich durch den Großvezier den Kadi rufen, um den Heirathsvertrag aufzusetzen.

Sobald es Abend geworden war, begab sich der Kalif in das Zimmer der neuen Sultanin, die sich vor ihm niederwarf, und ihm ihre Dankbarkeit in den rührendsten Ausdrücken bezeugte. Der Kalif ließ sie an seiner Seite sitzen. Meine Schöne! fing er an, Du wirst mir die Neugierde verzeihen, daß ich zu wissen wünsche, von wem das Frauenzimmer abstammt, die einen Brautschatz von mir verlangen durfte, der eine sehr edle Abkunft voraussetzt.

Beherrscher der Gläubigen! antwortete die

Neuvermählte mit sittsam niedergeschlagenen Augen, ich bin eine Enkelin des Kasseron-Aposcheroan, und ein trauriges Verhängniß ließ mich in den Zustand gerathen, in welchem Deine Hoheit mich gefunden hat.

Gute Prinzessin! sprach der Kalif, Dein Großvater hat sich durch unerhörte Grausamkeiten, die er sich während seiner Regierung zu Schulden kommen ließ, einen unseligen Ruf erworben. Man nannte ihn, und zwar mit dem größten Recht, die Zuchtruthe seines Volks.

Darum, versetzte die Prinzessin, zwingt auch das rächende Schicksal seine Nachkömmlinge, ihr Brot auf der Straße von fremder Mildthätigkeit zu erbitten.

Aber, fuhr der Kalif fort, wenn das Gerücht wahr ist, so verwandelte sich gegen das Ende seiner Tage der Würtherich in ein Muster der Mäßigung, der Gerechtigkeit und der Billigkeit, und ließ seinen Hang zum Wohlthun selbst die Thiere der Erde und die Vögel des Himmels erfahren.

Darum, antwortete die Prinzessin, ließ der Himmel sich versöhnen, und erhebt eine

der Enkelinnen des Reuigen von der tiefsten Erniedrigung zur erhabensten Würde, von der verachteten Bettlerin zur angebeteten Gemahlin des größten Monarchen der Erde.

Diese Antwort, die eben soviel Geist als Gefühl verrieth, rührte den Monarchen bis zu Thränen. Er schloß die Braut in seine Arme und betheuerte ihr mit den zärtlichsten Worten, daß er sie als ein Geschenk des Himmels betrachte, auf welches er nicht stolz genug seyn könne. Aber eine traurige Erinnerung hemmte plötzlich sein Entzücken. Verzeihe mir, Prinzessin, rief er, verzeihe dem Unglücklichen, dem ein Gelübde die kaum zu erfüllende Pflicht auflegt, sich einem Zauber zu entreißen, dessen süße Gewalt er in diesem Augenblicke zum ersten Mal empfindet. O warum, warum konnte ich nicht voraussehen, daß ich meine heutige Andacht, noch ehe die Sonne sich neigt, auf's schmerzlichste zu bereuen Ursache haben würde? Ohne zu ahnen, welch ein Kleinod ein zu günstiges Geschick mich schon heute finden lassen würde, schwor ich zur Ehre des großen Propheten, daß eine in diesem Jahr von mir geheirathete Gemahlin

ein ganzes Jahr lang mir fremd bleiben sollte. Es ist geschehen, und das Schicksal, indem es mir ein allzugroßes Glück verleiht, unterwirft mich zugleich der schwersten aller Prüfungen. Aber wohl mir, Prinzessin! daß Deine eigene Gottesfurcht, indem sie die Heiligkeit meines Gelübdes erkennt, mich hoffen läßt, Du werdest Dich mit mir vereinigen, um mich vor einer Verletzung desselben, die mit der Ruhe meines Gewissens meine ganze Glückseligkeit untergraben würde, zu bewahren.

Die reizende Neuvermählte schlug die glanzvollen Augen nieder, und neigte das schöne Haupt, um sich die Verwirrung zu ersparen, die der wörtliche Ausdruck ihrer liebevollen Ergebung ihr gekostet haben würde, und der Kalif floh vor der allzu mächtigen Versuchung mit dem festen Vorsatz, die neue Gemahlin, an welcher er eben soviel Schönheit der Seele als des Körpers entdeckte, solange nicht wieder zu sehen, bis kein Schwur mehr ihre Nähe für ihn gefährlich machte.

Das Jahr des strengen Gelübdes, während dessen die Prinzessin von dem Kalifen aus seiner freywilligen Verbannung tägliche

Beweise, wie zärtlich er ihrer gedenke, empfing, war mit der Wiederkunft des großen Festes Haraphat vorüber, und der Kalif trat auch heute, wie das vorige Mal, in Begleitung des Großveziers Giafar, und Mesrur, des Obersten der Verschnittenen, seine gewohnte geheime Wanderung durch Bagdad an, bey welcher sich, da in allen Straßen Ruhe und Ordnung herrschte, nichts Merkwürdiges ereignete, außer daß beym Vorübergehen an einem Bäckerladen die ungewöhnliche Reinlichkeit desselben den Kalifen veranlaßte, das vorräthige Backwerk in der Nähe zu betrachten, das er auch in der That eben so einladend für das Auge, als für den Geruch fand.

Mit diesem angenehmen Eindruck kam der Kalif in seinen Pallast zurück, und schickte sogleich einen Sclaven mit dem Befehl nach dem Bäckerladen, hundert der kleinen Torten, die man Kataifs nennt, zu bestellen. Der Abgesandte ließ das Backwerk in seiner Gegenwart verfertigen und nach dem Pallaste tragen, und der Kalif steckte in jede Torte ein Goldstück, das er unter Pistazien verbarg.

und schickte die Schüssel, nachdem er das Backwerk noch reichlich mit Zucker bestreut hatte, der persischen Prinzessin, seiner Gemahlin, mit der Nachricht, daß, da das Jahr des Gelübdes nun verflossen sey, der Beherrscher der Gläubigen noch diesen Abend seine geliebte Sultanin besuchen werde.

Der Verschnittene, der diese Botschaft überbrachte, hatte zugleich Befehl, der Prinzessin zu melden, der Kalif werde mit Vergnügen ihre Wünsche vernehmen.

Melde dem Kalifen, antwortete die Enkelin des Kassera, daß alle meine Wünsche erfüllt sind, sobald der Beherrscher der Gläubigen mich des Glücks würdigt, ihn wieder zu sehen.

Je bescheidener diese Antwort war, desto mehr lag es dem Kalifen am Herzen, die Uneigennützigkeit der Geliebten durch ein Zeichen seiner Freygebigkeit und Großmuth zu belohnen, und er ließ daher durch Mesrur noch einmal in sie dringen, daß sie sich eine Gnade ausbitten möchte.

Der Kalif, antwortete die Prinzessin, will also durchaus, daß ich meine Verbind-

lichkeiten gegen ihn noch vermehre? Wohl! ich habe nicht vergessen, welche Pflichten mir gegen die Armen obliegen, deren Anzahl ich vor einem Jahr noch selbst vermehrte. Ich will tausend Goldstücke unter sie austheilen, und um diese bitte in meinem Namen den Beherrscher der Gläubigen, und zugleich bitte ihn, daß er mir eine Matrone von bewährter Treue zu meiner Begleitung durch die Straßen von Bagdad, wenn ich meine Almosen vertheile, sendet.

Der Kalif hörte diese Bitte mit Lächeln, und gewährte sie mit Vergnügen, und die Prinzessin, die sogleich mit ihrer Begleiterin ihre Wallfahrt antrat, hörte nicht eher zu geben auf, als bis der rein ausgeleerte Beutel ihrer Wohlthätigkeit ein unwillkommenes Ziel setzte.

Die Hitze des Tags war ausserordentlich, und die schöne Pilgerin fühlte sich auf ihrem Rückwege nach dem Pallast von einem heftigen Durst gequält, den sie ihrer Begleiterin klagte. Diese wollte einen der auf der Straße feil habenden Wasserverkäufer rufen. Nicht doch, sprach die Prinzessin. Willst Du, daß

ich aus dem Gefäß trinke, das Jedem ohne Ausnahme zu Gebote steht? Lieber will ich Durst leiden.

Bey diesen Worten klopfte die Matrone an einen in der Nähe befindlichen Pallast, nachdem sie zuvor durch ein offenes Fenster die Verzierungen des Vorzimmers, nämlich einen goldenen, an einem Drath von gleichem Metall hängenden Kronleuchter, eine aufgezogene, reich gestickte Gardine, welche der Thür zum Vorhange diente, und zwey Sophas vom schönsten Marmor, zur rechten und zur linken Seite der Thür, gemustert hatte.

Ein wohlgebildeter, prächtig gekleideter junger Mann trat heraus, und fragte, womit er den beyden Damen dienen könne.

Herr! antwortete die Alte, ich bitte Dich um ein Glas Wasser für diese meine Tochter, die bey der außerordentlichen Hitze beynahe verschmachtet. Du wirst uns beyde durch diese Gefälligkeit unendlich verpflichten.

Auf der Stelle," ehrwürdige Frau! sollst Du haben, was Du wünschest, antwortete der junge Mann, und in wenigen Augenblicken brachte er Wasser in einem goldenen

Becher, den er der Matrone überreichte. Diese gab ihn der Prinzessin, die sich, um zu trinken, ohne von dem jungen Mann gesehen zu werden, gegen die Mauer kehrte. Die Matrone gab dem jungen Mann, indem sie ihm im Namen ihrer angeblichen Tochter auf's freundlichste für seine Gefälligkeit dankte, seinen Becher wieder, und beyde Frauenzimmer kehrten nach dem Pallaste zurück.

Der Kalif hatte dem Obersten der Verschnittenen, durch welchen er der Prinzessin die Schüssel mit dem Backwerke überbringen ließ, zugleich seiner Gemahlin zu melden befohlen, er sende ihr ein Pfand zum Zeichen des Friedens. Allein dieser glaubte, besonders da er von dem vorzüglichen Werth, den der Kalif der Schüssel durch die verborgenen Goldstücke gegeben hatte, Nichts wußte, sich wohl eine Abkürzung des Kompliments, wenn er nur das Wesentliche, nämlich den Besuch des Kalifen, nicht vergäße, erlauben zu dürfen, und die Prinzessin, welche ihres Orts das Geschenk als eine bloße Galanterie betrachtete, ließ die Schüssel, ohne weiter auf

sie zu achten, auf einen Tisch in ihrem Zimmer setzen.

Als sie aber von ihrer wohlthätigen Wanderung zurück kehrte, kam sie bey dem Anblick des Backwerks auf den Einfall, die Schüssel dem jungen Manne, der sie mit einem Glas Wasser erquickt hatte, zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit zu senden. Eile, sprach sie zu ihrer Begleiterin, und bringe, jedoch in Deinem Namen, diese Schüssel mit Kataifs dem Manne, bey dem ich meinen Durst löschte. Er hat mir die kleine Gefälligkeit mit einer so guten Art erzeigt, daß ich es nicht gern bey dem bloßen Dank, den Du dafür ihm sagtest, bewenden lassen möchte.

Herr! redete die Matrone den jungen Mann an, den sie auf einem der beyden Sophas seines Vorzimmers sitzend fand, meine Tochter und ich sind heute Deine Schuldnerin geworden, und ich für meine Person bitte Dich, diese Schüssel mit Backwerk als eine Erwiederung Deiner Artigkeit zu betrachten.

Ihr Beyde, Du und Deine Tochter, antwortete der junge Mann, Ihr beschämt mich, daß Ihr mir den kleinen Dienst so hoch an-

rechnet, der sich schon durch das Vergnügen, mit welchem ich ihn Euch leistete, belohnt hat, und fürchtete ich nicht, Euch zu beleidigen, nimmermehr würde ich eine Erkenntlichkeit dafür annehmen.

Kaum hatte die Matrone den jungen Mann verlassen, als der Wächter seines Stadtviertels hereintrat, um aus Gelegenheit des Haraphatfests seinen Glückswunsch bey ihm anzubringen, und das gewöhnliche Festgeschenk zu empfangen.

Nimm diese Schüssel mit Kataifs! sprach der junge Mann zu dem Glückwünschenden, und dieser, nachdem er sie von der Stelle, wo sie stand, genommen, und die Hand des Gebers dankbar geküßt hatte, trug das reiche Geschenk freudig nach Hause.

Mann! rief dem Wächter seine Frau entgegen, als sie ihn mit der kostbaren und ungeheuren Schüssel hereintreten sah, wie kommst Du zu der Schüssel? Ich will doch nicht hoffen, daß Du mich zur Frau eines Diebs machst?

Ich habe in meinem Leben nichts gestohlen, erwiederte der Wächter, und mit der

Schüssel hat mir der oberste Kämmerer des Kalifen ein Geschenk gemacht. Gottlob, jetzt können wir uns doch einmal recht satt Kataifs essen!

Satt Kataifs essen? rief die Frau, Du Schlemmer! ein Wächter, ein Bettler, der keinen Pfennig im Hause hat, läßt sich gelüsten, Kataifs zu essen, die, wenn er sie nebst der Schüssel zu Gelde macht, ihn und Frau und Kinder einen Monat und länger ernähren können!

Frau! antwortete der Wächter, sey doch nur vernünftig! Mit Kataifs hat uns Gott gesegnet, und Kataifs will ich essen.

Kleyenbrod magst Du essen, schrie die Frau, und keine Kataifs! Betrachte Deine Lumpen, betrachte die meinigen, und von Deinem Jungen, der weder Mütze noch Schuhe hat, will ich nicht einmal reden. Fort also, sage ich Dir zum letzten Mal, fort mit der Schüssel, und zwar ohne sie anzurühren! Und daß Du Dich bey dem Handel nicht übertölpeln lassest, und mir jeden Pfennig nach Hause bringst!

Alle Menschen, Große und Kleine, Reiche und Arme sind sterblich! Diese Wahrheit, sprach

der Wächter bey sich selbst, halten die meisten Leute fur die ausgemachteste von allen. Aber ich weiß eine noch unumstoßlichere, und diese heißt: Alle Männer, große und kleine, in Pallästen und in Hutten, Kalifen, Veziere und Viertelswächter sind ihren Weibern unterthan! Mit dieser erbaulichen Betrachtung ging der gute Mann auf den Markt, und bald war seine Schussel durch den offentlichen Ausrufer verkauft.

Der jetzige Besitzer derselben, der sie um einen wohlfeilen Preis erhalten hatte, fing an, sie auf dem Weg nach seinem Hause etwas genauer zu betrachten. Aber wer vermag seinen Schrecken zu schildern, als er auf dem Rande den Namen Harun Alraschid eingegraben fand? Athemlos eilte er nach dem Markte zuruck, um den Ausrufer aufzusuchen. Mensch! sprach er, willst Du mich in's Unglück sturzen? Soll man glauben, ich habe an das Eigenthum des Kalifen ungetreue Hände gelegt? Auf der Stelle nimm die Schussel wieder zuruck!

Der Ausrufer, der uber die Entdeckung noch besturzter war, als der Kaufmann, lief

nicht, er flog nach dem Pallaste, und verlangte selbst mit dem Kalifen zu sprechen.

Der Kalif erkannte sogleich die Schüssel, die mit dem von ihm selbst zurecht gelegten Backwerke eines der Gerichte bey dem kleinen Zwischenmahl ausmachen sollte, bey welchem er sich diesen Abend mit der Prinzessin zu vergnügen beschlossen hatte.

Dieser große Mann hatte den kleinen Fehler, daß er auf Alles, was von ihm gethan und gegeben wurde, einen außerordentlich hohen Werth legte. Mit den Kataifs hatte er, wie man weiß, sich eigenhändig beschäftigt. Er hoffte zugleich, seine Gemahlin mit dem Geschenk nicht nur auf eine angenehme Art zu überraschen, sondern auch sie zu einer edlen Freygebigkeit gegen ihre Leute in den Stand zu setzen, indem sie bloße Kataifs unter sie auszutheilen schien. Diesen kleinen Plan seiner Galanterie sah er zerstört, und was noch schlimmer war, man hatte ein Geschenk, das unmittelbar aus seinen Händen kam, des dem Verschnittenen aufgetragenen Kompliments ungeachtet, es in seinem Namen als ein Zeichen des Friedens zu übergeben, ver-

nachläßigt. Kein Wunder, daß sein Zorn auf's heftigste gegen die arme Prinzessin entbrannte. Rede! rief er in einem Ton dem Ausrufer zu, der nur zu sehr von seinem Unwillen zeugte, von wem hast Du die Schüssel empfangen?

Der Ausrufer nannte den Wächter, und sogleich ertheilte er Befehl, den Menschen gebunden und mit bloßem Haupt und mit bloßen Füßen vor ihn zu führen.

Der Befehl wurde mit der größten Strenge vollzogen, und der arme Wächter, der wegen der Schüssel mit Kataifs, die er ohne irgend einen Genuß hatte verkaufen müssen, das Schwert über seinem Haupte schweben sah, ließ sich durch seinen Unstern zu Verwünschungen gegen das ganze schöne Geschlecht hinreißen. Wie heißt der Teufel des Manns? murmelte er halb laut. Nicht Satan, nicht Belial, nicht Belzebub, Weib heißt er! Der erste Mann mußte der erste Sünder werden, aus dem Paradiese mußte er mit feurigem Schwert sich jagen lassen, sterben mußte er um eines Weibs willen! Und der letzte, was wird diesem geschehen? O vermaledeytes

Geschlecht! Selbst das Gute, das Du dem Scheine nach dem Manne erzeigen willst, wird zum Unheil für ihn. Das Muster der Sanftmuth, zum Beyspiel, deren Joch das Schicksal auf meinen Nacken gelegt hat, was wollte sie anders, als die Tugend der Sparsamkeit ausüben? Und doch wird wenig fehlen, diese schöne Eigenschaft einer guten Hausfrau kostet mich, ihren Mann, seinen Hals. Und gut, daß sie nicht hier ist, um mir zu rathen, wie ich ihn aus der Schlinge ziehe. Verdammt will ich seyn, wenn ihr Rath mich nicht statt an den Galgen, auf den Scheiterhaufen, oder an den Spieß brächte.

In diesen Betrachtungen sah sich der arme Wächter durch die Anrede des erzürnten Monarchen gestört. Wurm! rief er ihm zu, wie kam die Schüssel mit Kataifs in Deine Hände? Bekenne die Wahrheit, wenn der Henker sie Dir nicht auspressen soll.

Der zitternde Wächter war einige Augenblicke sprachlos. Endlich aber gelang es ihm doch, die geforderte Antwort hervorzustammeln. Barmherzigkeit, rief er, schrecklichster, aber auch gerechtester der Fürsten! Laß

einen armen Viertelswächter Deinen Zorn nicht empfinden, weil man ihm eine Schüssel mit Kataifs zum Geschenk machte, die sein böses Weib ihm nicht zu essen erlaubte! Yemaleddin, der oberste Kämmerer Deiner Majestät ist es, der sie mir zum Festgeschenke gab.

Yemaleddin! welcher Name für das Ohr des Kalifen! Er, einer seiner ersten Bedienten, dem er Thron und Leben anvertraut hätte, der von ihm aus dem Staube hervorgezogen, und noch täglich mit neuen Wohlthaten überhäuft wurde, sollte der Verräther seyn! Schleppt ihn her, den Nichtswürdigen, rief er, schleppt ihn her mit entblößtem Haupte, mit gebundenen Händen und mit dem Tuch seines Turbans um den Hals! Man schleife sein Haus, ohne einen Stein auf dem andern zu lassen, und nichts von Allem, was er besitzt, nenne er mehr seyn!

In wenigen Augenblicken war das Haus des armen Yemaleddin mit Wachen umzingelt. Zwanzig Fäuste auf einmal schlugen an die Thür, und als der erstaunte Bewohner herausstrat, verkündigte ihm sogleich einer

der Offiziere, welche Befehle ihm der Kalif zu seinem Verderben gegeben hatte, ohne ihm jedoch die Ursache zu entdecken.

Gelassene Ergebung in ein unverdientes Schicksal war der muthvolle Entschluß des sich keiner Schuld bewußten treuen Dieners seines Monarchen. Ich unterwerfe mich der Fügung, sprach er, die Gott zuläßt, und den Prüfungen, die sein Stellvertreter, der Beherrscher der Gläubigen, über mich verhängt. Einer der Offiziere nahm ihm seinen Turban, und schlang ihm den Musselin desselben um den Hals. Ist auch dieses Verfahren von meinem Herrn befohlen? fragte der Yemaleddin. Leider, antwortete der Offizier, sind mir so strenge Befehle gegeben. Der Kalif will, daß ich Dein Vermögen einziehe, Dein Haus schleife, und Dich selbst gefesselt und an Haupt und Füßen entblößt vor seinen Thron führe. Aber ich werde mit dem Gehorsam gegen meinen Herrn die Pflichten der Menschlichkeit zu vereinigen suchen. Welch ein Schmerz für mich, dem Manne Uebels thun zu müssen, der Allen Gutes that!

O, rief Yemaleddin, bester, gütigster

Herr! laß Dein edles Wohlwollen meine aufblühende Schwester, laß es meine Mutter, die unter der Last ihrer Jahre erliegt, erfahren! Zerstöre mein Haus nicht, ohne wenigstens irgend einen Winkel zu verschonen, der den Verlassenen zum Obdach dient!

Jemaleddin wurde vor den Kalifen gebracht, und warf sich vor dem Throne nieder. Gott erhalte, sprach er, den Vollzieher seines Willens auf Erden! Gerechtester der Monarchen, vor welchem nur der Schuldige zittern darf, womit, o womit hat der unterwürfigste Deiner Sclaven den Zorn Deiner Majestät gereitzt, der ihn gleich den Blitzen des Ungewitters zu zerschmettern droht?

Kennst Du, erwiederte der Kalif, kennst Du den Menschen, der hier gefesselt neben Dir steht?

Er ist der Wächter meines Stadtviertels, war die Antwort des Kämmerers.

Kennst Du die Schüssel? fuhr der Kalif fort. Von wem erhieltst Du sie? Und wie konntest Du die frevelnde Geringschätzung so weit treiben, sie an einen Nichtswürdigen,

an diesen niedrigsten meiner Sclaven zu verschenken?

O mein erhabener Gebieter, sprach Yemaleddin, sey so gnädig, mich anzuhören! Man klopfte an meine Thür. Ich ging selbst hinaus, und fand eine bejahrte Matrone mit einem andern Frauenzimmer. Freund! fing die ältere an, meine Tochter stirbt beynahe vor Durst. Habe doch die Gefälligkeit, ihr einen frischen Trunk zu reichen. Ihr ekelt vor dem Gefäße des Wasserverkäufers. Ich füllte einen Becher und gab ihn der Matrone. Ihre Tochter trank, und beyde begaben sich sogleich wieder hinweg. Nicht lange nachher, als ich noch immer im Vorsaale meines Hauses auf dem Sopha saß, kam die Matrone abermal, und brachte die Schüssel mit Kataifs, die ich hier sehe. Herr! sprach sie, die Dame, die Du auf eine so verbindliche Weise mit einem Trunke labtest, bittet Dich, zum Dank dieses kleine Geschenk anzunehmen. Mit diesen Worten setzte sie die Schüssel auf den mir gegenüber stehenden Sopha, und ging weg. Gleich nachher machte mir der Viertelswächter seinen Besuch, bey welchem

ich mich für seinen Glückwunsch wegen des Festes Haraphat mit dieser Schüssel, die ich nicht angerührt hatte, bedankte. Auf diese Weise, gnädigster Herr! verhält sich die ganze Sache, und jede Strafe treffe mich, wenn Du auch nur ein Wort meiner Aussage unwahr befindest.

Dieß Erzählung des Nemaleddin hatte verschiedene nicht angenehme Betrachtungen bey dem Kalifen erweckt. Ein Weib, dachte er, gibt einem Unbekannten ein Geschenk, das sie von mir empfing, und das ich noch obendrein mit eigner Hand geziert hatte. In der That, die freygebige Dame hätte billig statt zweyer Provinzen ein Paar Königreiche zum Brautschatz verlangen sollen. Noch mehr. Das Geschenk ist zugleich ein Zeichen der Liebe, ein Unterpfand des Friedens, und doch wurde sie es ohne ihren Ekel eben so gut dem Wasserverkäufer gegeben haben. Diesen Werth haben also, Kalif, Harun Alraschid, mächtiger Beherrscher der Gläubigen, Deine Geschenke in den Augen der stolzen Enkelin des Kassera! Und weiß ich schon Alles? Wir

werden gleich hören, daß sich die Dame noch weit mehr vergessen hat.

Nach diesem stummen Selbstgespräche wandte er sich mit einer Stimme gegen den Oberkämmerer, die nur zu deutlich verrieth, daß die Flamme seines Zorns noch stärker aufloderte. Elender! sprach er, ohne Zweifel hast Du auch das Gesicht des Weibs gesehen, dem Du zu trinken gabst?

Ohne zu wissen, was er sagte, bejahete der bestürzte Yemaleddin die Frage, und dieses eben so falsche, als unwillkührliche Geständniß verdoppelte die Wuth des Kalifen, indem sich auch noch die Eifersucht seiner bemächtigte. Er gab Befehl, die Perserin augenblicklich zu holen, um ihr und dem Oberkämmerer zugleich den Kopf abzuschlagen.

Verworfene! sprach der Kalif, als die Enkelin des Kassera gebracht wurde, mußt Du Dich eines so heiligen Vorwands, als die Wohlthätigkeit gegen die Armen ist, bedienen, um in der Stadt herumzulaufen, und jungen Leuten, wie diesem Elenden hier, Dein Gesicht zu zeigen?

Die Prinzessin warf einen Blick auf den

Yemaleddin. Hast Du, fragte sie, je mein Gesicht gesehen, und wer ist der schändliche Urheber einer Lüge, die Dir und mir den Kopf kosten wird?

O verzeihe, edle Prinzessin! antwortete der Oberkämmerer, ich selbst bin der Unglückliche, dessen Lippen die Unwahrheit aussprachen, an welcher seine Seele keinen Theil hat. Die Sterne, die Dich und mich zu hassen scheinen, sind es, die mich nöthigten, zu unserem Verderben ein lügnerisches Ja, statt des wahrhaftigen Nein auszusprechen, und meine Rechtfertigung in eine Anklage zu verwandeln, die mir mein Gewissen zu widerrufen befiehlt.

Der Beklagte widerrief das Bekenntniß, aber der Richter, oder vielmehr der Rächer nicht die Strafe. Der Henker erhielt Befehl, sein Amt zu thun, und verband den beyden Schlachtopfern die Augen. Beherrscher der Gläubigen! sprach er, gebeut, soll meine Hand den tödtlichen Streich vollbringen?

Vollbringe ihn! antwortete der Kalif, und der Mann des strafenden Todes ging ein Mal, er ging zum zweyten Mal um die

Verurtheilten herum, und wiederholte jedes Mal dieselbe Frage, und erhielt jedes Mal dieselbe Antwort. Beym dritten Mal endlich redete er den Yemaleddin an. Hast Du, sprach er, dem Kalifen noch etwas zu sagen, so rede, ehe der Tod Dir den Mund auf ewig verschließt. Dein letzter Augenblick ist nahe, und jede Hoffnung zum Leben ist eitel.

Nimm mir die Binde von den Augen, sprach der Unglückliche, daß ich noch einmal meine Verwandten und Freunde sehe. Aber welch ein trauriger Anblick erwartete ihn! Die Furcht vor dem Zorn des Kalifen hatte die tröstende Theilname, die er in den Gesichtern der Anwesenden zu lesen hoffte, verbannt, und auch nicht Eine Spur der menschlichen Regung, die sich oft selbst bey der Strafe des Schuldigen äußert, war zu bemerken.

Eine Todtenstille herrschte in der ganzen zahlreichen Versammlung. Der Verurtheilte benutzte sie, und rief: Ich verlange den Beherrscher der Gläubigen zu sprechen. Man erlaubte ihm, sich dem Kalifen zu nähern. Mächtiger! redete er ihn an, der Du belohnst und strafst, wie es Dir wohl gefällt,

willst Du Wunder erfahren, die an Größe Deiner Macht gleichen, und deren Werth, wenn Du sie kennst, Deine Krone aufwiegt, so setze Deiner Rache Schranken, und laß mich erst nach einem Monat sterben. Die drey letzten Tage dieser Frist werden Dich überzeugen, daß Du Wahrheit aus meinem Munde vernimmst, und dann wird Deine Gnade gern meines Lebens schonen.

Der Prophetenton des Verurtheilten überraschte den Kalifen, und da er zugleich der neugierigste Monarch der Erde war, wie hätte er nicht die Befriedigung der schwächern Leidenschaft um der stärkern willen verschieben sollen? Blieb ihm doch auf alle Fälle seine Rache gewiß, wenn die Prophezeyungen nicht eintrafen. Die blutige Scene fand also nicht Statt, und Yemaleddin und die Enkelin des Kassera wurden einstweilen in den für todeswürdige Verbrecher bestimmten Kerker gebracht.

Jahre eilen, Monate schwinden, aber was gleicht dem Fluge der Tage? Drey waren nur noch von dem Monat übrig, in welchem der von der ungeduldigsten Neugierde gefolterte Kalif jede Minute gezählt hatte. Der

Augenblick, in welchem nach der Verheißung des Yemateddin sich erstaunungswürdige Dinge ereignen sollten, war also erschienen, und noch ging Alles seinen alltäglichen Gang. Es scheint, sprach endlich der Kalif bey sich selbst, die Wunder wollen mich nicht in meinem Pallast aufsuchen. Auf also, nach der Stadt, und zwar ohne alle Begleitung! Auf, und ihnen entgegen!

So abenteuerlich die Grille des Beherrschers der Gläubigen war, seine ungeheure Hauptstadt allein zu durchstreichen, so außerordentlich war der Anzug, unter welchem er die Strahlen seiner Hoheit verbarg. Er kleidete sich nämlich in einen kurzen Rock von dem schlechtesten Tuche, den zum Theil ein Koller von Buffelleder bedeckte. Ueber diesem Koller war wieder ein beynahe gleich breiter lederner Gürtel befestigt. Sein Turban war von dem gröbsten Stoff, und seine Halbstiefeln schienen von Horn statt von Leder gemacht zu seyn. An seiner Seite hing ein breiter Säbel mit einem schlechten Griffe von Buchsbaume, und an seinem Gurtel ein Beutel mit Goldstucken. In der Hand trug er

Bogen und Pfeile, und um sich völlig das fürchterliche Ansehen eines der Wüste entlaufenen Arabers zu geben, hatte er Haare und Bart absichtlich in Unordnung gebracht, und sich das Gesicht gelbschwarz gefärbt.

Kaum hatte der seltsame Wanderer die zweyte Straße erreicht, als er einen Mann aus einem Khan kommen sah, der mit lauter Stimme ausrief: Beym Propheten! Ein größeres Wunder gibt es nicht unter der Sonne.

Der Kalif näherte sich dem Rufenden. Von welchem größten aller Wunder sprichst Du denn, mein Freund? fragte er ihn.

Eine alte Frau, antwortete der Unbekannte, liest den ganzen Morgen neben der Moschee den Koran, und zwar so geläufig und mit einem so richtigen Ausdruck, als ob Mahomet selbst ihr seinen Mund geliehen hätte. Aber man läßt sie lesen, und Niemand gibt ihr ein Almosen, ungeachtet sie und ihre Lumpen gleich dringend darum bitten. Und wo sieht man dieses Beyspiel der Hartherzigkeit? Wo sonst, als in einem Lande, das von lauter Gläubigen bewohnt ist? Also

noch ein Mal! Wunder, Wunder! O größtes Wunder unter der Sonne!

Der Kalif ging nach dem Khan, und sah die Alte, die gerade beym letzten Kapitel des Korans war, und deren Vorlesekunst wirklich das Lob, das ihr der Unbekannte ertheilt hatte, verdiente, auf einer steinernen Bank sitzen. Er mischte sich unter die Menge Neugieriger, von welchem sie umringt war, und die ihr alle mit großer Aufmerksamkeit zuhörten, ohne daß es einem einfiel, sie seine Milde erfahren zu lassen.

Als die Vorlesung geendigt war, machte die Matrone ihr Buch zu, und begab sich hinweg. Der Kalif, der ihr folgte, sah sie, da ein Gedränge von Menschen ihn von ihr trennte, in den Laden eines Kaufmanns gehen, ehe er sie einholen konnte. Er brannte vor Begierde, die seltsame Frau kennen zu lernen, und besonders zu erfahren, welch ein Geschäft sie in die Bude führe, da ihr ganzes Ansehen deutlich genug verrieth, daß kaum eine Waare so wohlfeil seyn konne, um an ihr eine Käuferin zu finden. Er näherte sich ihr also, so sehr es ohne

Aufmerksamkeit zu erregen möglich war, und hörte deutlich ihre Anrede an den Herrn der Bude. Mein schöner junger Mann! sprach sie, Dir fehlt eine schöne junge Frau. Trägst Du Verlangen nach einer, so vertraue mir.

Die Antwort auf eine solche Frage, erwiederte der Kaufmann, kann eine kluge Frau, wie Du, sich selbst geben.

Nun, sprach die Alte, wenn Du es so gut mit Dir meinst, so folge mir auf der Stelle. Du sollst kein Mädchen, ein wahres Wunder der Natur sollst Du sehen.

O Du heilige Koranleserin! sprach der Kalif bey sich selbst. Der Himmel erbarm sich der armen Väter, nach deren Söhnen diese Fischerin ihr Netz auswirft! Und wie froh bin ich, daß das reiche Almosen noch in meinem Beutel ist, das ich der kuppelnden Betschwester zu geben im Begriff war! Aber sehen muß ich, was die Hexe mit dem Gimpel von Kaufmann beginnt. Ohnehin sprach sie von einem Wunder, und Wunder sind es ja, die ich heute suchen und finden soll.

Während dieses Selbstgesprächs folgte der Kalif dem Kaufmann und der Alten auf dem

Füße nach. Endlich öffnete die Matrone die Thür eines einsam gelegenen Hauses, und nachdem sie schnell mit ihrem Begleiter hineingegangen war, verschloß sie dieselbe wieder eben so schnell.

Bloß der Größe des Schlüssellochs hatte der Kalif es zu danken, daß er nicht umsonst lauschte. Einige Augenblicke sah er den Kaufmann allein in der Stube. Endlich aber öffnete sich die Thür eines Kabinets, und Himmel! in welchen Himmel blickte jetzt der allzuglückliche Seher durch sein Schlüsselloch! Die Alte trat heraus, und schien die Göttin der Schönheit selbst in Gestalt eines Mädchens von sechszehn Jahren an der Hand zu führen. Die Pappel hörte auf schlank zu seyn, wenn man den Wuchs dieser ihrer beseelten Nebenbuhlerin betrachtete. Ihre Augen schienen ein Paar dem Firmament entwendete Sterne zu seyn. Und wohl und wehe dem Sterblichen, welchen die Blitze trafen, die sie umherschleuderten! Bewußtseyn und Leben verließen ihn auf der Stelle. Aber wie süß war der Tod, den er starb! Ihr Mund zauberte mit den Augen in die Wette, und

seine Korallenlippen küßten, ohne daß sie berührten. Ihre Zähne hätten nicht weniger den Hals einer Königin statt der schönsten Perlen geschmückt, als den Mund, in welchem sie prangten. Sie sprach einige Worte, und süßer war der Honig von Palästina nicht, als ihre Rede. Ihr Athem, indem er einen Busen hob, neben welchem die schneeweiße Lilie schwarz, und Alles, was rund und fest ist, eckig und schlaff erschien, dieser Athem verwandelte den Dunstkreis um sie her in eine Gewürzinsel. Kein Dichter, und wenn drey Mal neun Musen seinem Rufe gehorcht hätten, war so kühn, sie zu besingen. Mit Einem Worte, die Natur hatte endlich ihr Meisterstück vollendet, und konnte nun zu schaffen aufhören. Aber, wird man es glauben? Diese Huldgöttin, deren unendliche Reitze durch den sprechenden Ausdruck himmlischer Milde und Bescheidenheit ihre höchste Vollendung erhielten, diese Huldgöttin war beynahe so nackt, als ihre drey Schwestern im Olymp, und leider — aus Armuth.

Kaum hatte die Wundervolle den fremden Mann im Zimmer erblickt, als die Rosenglut

der holdesten Scham ihre Wangen übergoß. Mutter, sprach sie, indem sie in's Kabinett zurückflog, Mutter, es ist unrecht, daß Du mich den Blicken einer Mannsperson Preis gibst. Du weißt doch, daß das Gesetz unserem Geschlecht verboten hat, sich den Männern zu zeigen.

Gib Dich zufrieden, meine Liebe! sprach die Alte. Es ist zu viel gefordert, daß ein junger Mann sich mit einer Braut verloben soll, ohne sie zu sehen. Und welche Gefahr ist denn zu fürchten, wenn man in diesem Falle eine Ausnahme von der Regel macht? Wird aus den jungen Leuten ein Paar, so ist ohnehin Alles in der Ordnung. Stehen sie aber einander nicht an, so bleibt es bey dem ersten Sehen, und die ganze Sache wird vergessen.

Der Kalif hatte, als das Mädchen sich entfernte, und also im Zimmer fur ihn mehr zu horen, als zu sehen war, statt des Auges das Ohr an das Schlüsselloch gelegt, und da er also das Gespräch zwischen Mutter und Tochter vernahm, so uberzeugte er sich zu seinem Vergnugen, daß die Alte kein so

schlimmes Handwerk trieb, als er vermuthet hatte, und setzte sie im Herzen wieder in ihre vorigen Ehren ein. Die gute Frau! dachte er, das schönste Mädchen der Erde ist ihre Tochter, und zugleich ihr einziger Reichthum, und welche Mutter wirft also den ersten Stein auf sie, wenn sie sich bey Zeiten nach einem Käufer für dieses vergängliche Kleinod umsieht?

Die Alte hatte sich indessen bereits mit dem jungen Kaufmann in Unterhandlung eingelassen. Nun, sprach sie, habe ich nicht Wort gehalten? Oder zeigte ich Dir etwa statt dem versprochenen Wunder der Natur eine erträgliche Alltäglichkeit? Kurz, laß mich wissen, wie Dir das Mädchen gefällt.

Ich bin kein Mann von vielen Worten, erwiederte der Kaufmann, und ich sage Dir also, es kommt bloß auf die Summe an, die Du für den Ehevertrag und den Brautschatz verlangst, um zu entscheiden, ob Deine Tochter mein seyn soll, oder nicht.

Ich verlange achttausend Zechinen für Beydes, antwortete die Mutter.

Achttausend Zechinen, antwortete der Kaufmann, sind gerade doppelt so viel, als

mein Vermögen, und Du begreifst selbst, daß es schon nicht ganz nach Kaufmannssitte gehandelt ist, wenn ich davon die Hälfte für eine Frau ausgebe.

Kaufe Dir fur Deine zweytausend Zechinen, versetzte die Alte unmuthig, das nächste beste Affengesicht, aber ich schwöre Dir bey allen Schätzen und bey allen Heiligen, fehlt an den achttausend Zechinen nur eine einzige, so bekommst Du von meiner Tochter nicht ein Strumpfband.

Was Du von mir forderst, versetzte der Kaufmann, ist eine Unmöglichkeit, und ich entsage also dem Besitz Deiner Tochter, obgleich dieses Entsagen, nachdem ich sie gesehen habe, mich zum unglücklichsten aller Menschen macht.

Der Kaufmann entfernte sich mit einer Verbeugung und einem Seufzer, und ihm folgte auf dem Fuße der zweyte Freyer in der Person des Kalifen.

Nichts konnte ihn hindern, eine neue Verbindung einzugehen, da die Prinzessin von Persien, nicht zu gedenken, daß sie neben der Göttin dieses Hauses der Nacht neben

Tage glich, nach dem Gesetze nicht einmal seine Gemahlin war, und sogar ihr Kopf auf dem Spiele stand, wenn die Prophezeyungen des Yemaleddin unerfüllt blieben.

Ohne sich also lange zu bedenken, pochte er an die Thür, und trat, als die Alte ihm öffnete, in das Haus.

Was ist Dein Begehren, mein Freund? fragte ihn die Alte.

Ich komme, antwortete er, im Namen des jungen Kaufmanns, dem Du Deine Tochter anbotest, um Dir zu sagen, daß Du nicht mehr auf ihn rechnen möchtest.

Wer hat ihm denn, rief die Alte aufgebracht, gesagt, daß ich noch auf ihn rechne? Er weiß meinen Willen, und hat also keine Ursache wieder zu kommen.

Du hast Recht, antwortete der Kalif. Ein Mensch, wie dieser Kaufmann, ist in keinem Falle ein Mann für Deine Tochter. Mir, meine gute Alte! mir mußt Du sie zur Frau geben. Ich zahle Dir nicht nur die achttausend Zechinen, sondern auch noch eine zweyte Summe, die Du selbst bestimmen

sollst, zu Deiner Einrichtung und zu andern kleinen Nebenausgaben.

Die Alte maß den neuen Brautwerber mit seinem Buffelwams, seinen Halbstiefeln und seinen morderischen Waffen von Kopf bis zu den Füßen. Herr Straßenräuber! fing sie endlich an, oder verräth nicht Dein ganzes Aussehen, daß Dir dieser und kein anderer Titel gebührt? Hast Du vielleicht Hoffnung, die Karavane von Mekka zu plündern, daß Du von Zechinen wie von Datteln sprichst? Mir willst Du Geld zu Kleidern geben, und Alles, was Du auf dem Leibe trägst, ist nicht den zwanzigsten Theil einer Zechine werth. Sey so gut, Herr Spitzbube! und befreye mein ehrliches Haus von Deiner unehrlichen Gegenwart, oder ich schreye um Hülfe, daß die halbe Stadt zusammenläuft.

Einfältige Alte! sprach der Kalif, was kümmert dich der Straßenräuber! Genug, daß ich mich erbiete, Dir achttausend Zechinen baar zu bezahlen, und Dir noch obendrein ein Geschenk zu machen, das Du gewiß nicht zu klein finden wirst.

Willst Du mich noch zum Besten haben?

unterbrach ihn die erbitterte Alte. Aber Gottlob! es gibt noch Gerechtigkeit, einen Kadi und einen Galgen in Bagdad, an dem Du noch vor Abend zappeln sollst, wenn Du Dich von mir als einen Lügner finden lässest. Du hast versprochen, meine Tochter zu heirathen, und ich habe also das Recht, Dich beym Wort zu nehmen.

Beym Wort will ich eben genommen seyn, antwortete der Kalif, und Du sollst sehen, daß ich Alles halte, was ich versprach, und noch mehr dazu. Ich heirathe Deine Tochter; ich zahle; ich schenke, und will mein Versprechen auf der Stelle unterzeichnen.

Die Alte ließ endlich den vermeinten Räuber in's Zimmer treten, und sich niedersetzen. Jetzt, gute Mutter! sprach der Kalif, begib Dich zum Kadi, der in der Nähe wohnt, und sage ihm, daß er augenblicklich komme. Ein Mann, Il Bondocani genannt, verlange ihn zu sprechen. Trägst Du Bedenken, mich allein in Deinem Hause zu lassen, so gebrauche alle Vorsicht, die Du für nötig findest.

Den Kadi soll ich holen? versetzte die Alte. Glaubst Du denn, er werde auf den Ruf eines

Landstreichers, wie Du, nur vom Stuhle aufstehen? Wer bist Du denn? An Gelde scheint Dir's nicht zu fehlen. Aber desto schlimmer, wenn Du reich bist. Um so gewisser bist Du ein Gauner, und um so weniger wird sich der Kadi Deinetwegen bemühen.

Der Kalif lächelte über die Bedenklichkeiten der Alten. Zögere doch nicht länger, gutes Mütterchen! sprach er. Richte nur dem Kadi Alles, was ich Dir auftrage, ordentlich aus, und sage ihm auch, daß er Papier und und Feder mitbringe.

Die Alte entschloß sich endlich zu gehen. Kommt der Kadi, dachte sie, auf das Geheiß des Menschen, so ist mein künftiger Schwiegersohn desto gewisser ein Spitzbube. Weigert er sich aber zu gehen, so muß er mir wenigstens den gefährlichen Menschen vom Halse schaffen. Unter diesem Selbstgespräch betrat sie das Haus des Kadi. Aber in diesem Augenblick verließ sie zugleich den Muth, den sie brauchte, um vor dem gefürchteten Richter zu erscheinen. Lange stand sie unentschlossen vor dem Zimmer, wo er sich mit mehreren Großen der Stadt befand, und

betrachtete ihre Lumpen, um noch mehr Herzhaftigkeit — zu verlieren. Der Mann, dachte sie, ist gar zu vornehm, und ich bin gar zu gering. Und doch, gehe ich nicht hinein, wer soll dann meine Sache entscheiden? Wie soll ich erfahren, wer der Mensch ist, der mein Eidam werden will? Und ist er, wofür ich ihn halte, wie soll ich ihn los werden? Also, es muß gewagt seyn!

Diesem muthvollen Entschlusse gemäß öffnete sie die Thür ein wenig, steckte den Kopf durch die Oeffnung, und zog ihn wieder zurück, steckte ihn wieder hindurch, und zog ihn abermal zurück, und wiederholte noch fünf bis sechs Mal dieselbe Bewegung.

Der Kadi bemerkte endlich den Kopf, der immer die Thür aus- und einfuhr, sich zeigte und wieder verschwand, und befahl einem seiner Unterbeamten, sich nach dem Anliegen der Person zu erkundigen, die sich auf eine so seltsame Art zum Gehör meldete.

Der Unterbeamte brachte die Alte in den Saal, und der Kadi fragte sie, was ihr Begehren sey.

Herr! war ihre Antwort, in meinem

Hause ist ein Mensch, der Dir befehlen läßt, sogleich zu ihm zu kommen.

Befehlen? schrie der aufgebrachte Kadi, befehlen läßt man mir, durch Dich befehlen, lumpige Bettlerin? Greift Ihr Leute! greift die Verrückte, greift sie, und führt sie in's Tollhaus!

Barmherzigkeit! schrie die Alte, ich bin nicht toll. Ich bin eine arme betrogene Frau. O der verwünschte Galgenstrick, von dem ich mich beschwatzen ließ, hieher zu gehen! Ich bitte Dich, gestrenger Herr Kadi, höre mich an! In meinem Hause ist ein Erzräuber, ein Spitzbube. Dieser nöthigte mich zu dem Wagstück, von dem ich voraussah, es würde schlimm für mich ablaufen. Aber ich bin ein armes Weib, und allein, und er spielt den Meister in meinem Hause, und will durchaus meine Tochter heirathen. Er behauptet sogar, Du kenntest ihn, und trug mir auf, wenn Du nicht kommen wolltest, Dir nur zu sagen, er heiße Il Bondocani.

Il Bondocani! Der Kalif war gewohnt, sich bey seinen Wanderungen bald diesen, bald jenen erdichteten Namen beyzulegen, um

sich durch ihn im Nothfalle seinen Vezieren und Justizbeamten, welchen er unter dem Siegel des Geheimnisses anvertraut war, zu erkennen zu geben, und kaum hörte daher der Kadi den Namen Il Bondocani, der gerade jetzt zur Losung diente, aussprechen, als er bestürzt aufsprang. Bringt mir meinen Faragi! rief er, und begegnet dieser Frau mit Achtung. Ich nehme meinen Befehl zurück. Meine gute, liebe Frau! fuhr er mit der größten Freundlichkeit fort, habe ich Dich auch recht verstanden. Wie sagtest Du, daß der Mann heißt, der Dich zu mir schickte?

O ums Himmelswillen, gestrenger Herr! rief die Alte, muß ich den verhaßten Namen noch einmal wiederholen? Ich denke gleich an Mord und Todtschlag, wenn er mir einfällt. Der Mensch mit diesem Namen, dieser Il Bondocani, ist sicher das Oberhaupt einer Räuberbande.

Der Kadi, welcher jetzt seiner Sache gewiß war, konnte sich nicht schnell genug seinen Faragi, oder sein Amtskleid umwerfen. Ehrwürdige Dame! sprach er, tausend Mal bitte ich Dich um Verzeihung, daß ich vorhin den

dem kleinen Mißverständnisse, und ehe ich die Ehre hatte, Dich genauer zu kennen, nicht ganz freundlich mit Dir sprach.

Die Anwesenden waren erstaunt, den Kadi plötzlich so umgestimmt zu sehen, bloß weil ein Mann Il Bondocani hieß. Herr! fragten sie, wohin willst Du so eilig? Ich habe dringende Geschäfte, war seine Antwort, aber fragt mich nicht weiter. In Deinem Hause also, fuhr er fort, indem er sich wieder gegen die Alte wandte, erwartet man mich? Ja, Herr! antwortete sie. Nun, sprach er, so habe die Güte, mir den Weg zu zeigen.

Der Alten war ein großer Stein vom Herzen, der sie bey ihrem Hingang zum Kadi gedrückt hatte. Und war man nicht im Begriff, bloß weil sie durch ihr Wagstück ihre Klugheit ein wenig verdächtig machte, sie mit höchst thörichten Leuten über Einen Kamm zu scheren? Aber jetzt hieß die Närrin Dame und wieder Dame, und das saure Kadigesicht wußte nicht, wie es sie hold und freundlich genug anlächeln sollte. Beym Propheten! sprach sie bey sich selbst, der bloße Name

meines künftigen Eidams muß die Kadis bezaubern, oder dieser hier hat den Räuberhauptmann von einer so schrecklichen Seite kennen gelernt, daß die Furcht ihm den Kopf verrückt. Lief er nicht wie ein Unsinniger, sobald ich das Wort Il Bondocani aussprach? Und hat er nicht in der Eile sogar die Bambuschen zurückgelassen? Wahrlich, ich weiß jetzt, wer dahin gehörte, wohin er vorhin mich bringen lassen wollte.

Der Kadi, als er mit der Alten in's Haus trat, wollte sich vor dem Beherrscher der Gläubigen, den er sogleich erkannte, niederwerfen. Aber der Kalif, der unerkannt bleiben wollte, verhinderte es durch einen Wink. Nach einer ganz gewöhnlichen Begrüßung also ließ der Kadi sich ohne Umstände neben Il Bondocani nieder.

Gestrenger Herr Kadi, fing dieser an, ich ließ Dich rufen, weil ich die Tochter dieser guten Alten zur Frau zu nehmen entschlossen bin. Mutter und Tochter erschienen, und nachdem sie die Frage des Kadi, ob sie mit den Heirathsbedingungen des Il Bondocani zufrieden wären, bejaht hatten, fragte dieser

weiter, wie viel sie für den Heirathsvertrag und für den Brautschatz forderten.

Achttausend Zechinen für Beydes, antwortete die Mutter.

Il Bondecani! fragte der Kadi, machst Du Dich verbindlich, diese achttausend Zechinen zu bezahlen?

Allerdings, gestrenger Herr! antwortete der Kalif, setze nur den Heirathsvertrag auf.

Aber der Kadi hatte in der Eile vergessen, Papier mitzunehmen, und es blieb ihm daher nichts übrig, als den Vertrag auf den Saum seines Faragis zu schreiben.

Als die Eingangsformeln des Vertrags niedergeschrieben waren, wendete sich der Kadi gegen die Alte. Ehrwürdige Dame! sprach er, darf ich Dich um den Namen des Vaters und des Großvaters Deiner Tochter bitten?

Lebten der Vater und der Großvater meiner Tochter noch, rief die Alte ärgerlich, so würdest Du schwerlich wegen eines Bräutigams von diesem Schlag in meinem Hause Dich zu bemühen haben.

Ob sie leben, oder nicht, gute Dame! erwiederte der Kadi, ich muß ihre Namen wissen.

Meine Tochter, sprach die Alte, heißt Zurulde, und ich heiße Lelamain. Mehrere Namen sollst Du nicht erfahren. Oder muß man etwa von fürstlicher Abkunft seyn, um einen Räuberhauptmann zu heirathen?

Der Ingrimm der Alten, und die Verlegenheit des Kadi waren für den Kalifen ein Schauspiel, an welchem er sich nicht genug ergetzen konnte. Der Kadi schnitt endlich den fertigen Heirathsvertrag von seinem Feyerkleide ab, und händigte ihn der schönen Zurulde ein. Den verstümmelten Rock selbst, in welchem er mit Anstand nicht mehr über die Straße gehen konnte, gab er der Alten zu einem Almosen für die Armen.

Wahrlich, fing die Alte an, als der Kadi sich entfernt hatte, man sieht schon an dem Betragen des Kadi, daß Du ein Räuber bist, der sich Achtung zu verschaffen weiß. Ohne Bambuschen an den Füßen rannte der Kadi mit mir hieher, sobald ich ihm nur Deinen Namen nannte. Und jetzt geht er gar ohne Oberkleid weg, und was noch unbegreiflicher ist, fodert nicht einmal seine Bezahlung. Und Dir selbst fällt es nicht ein, ihm weder

für seine Mühe, noch für den zerfetzten Faragi einen Pfennig zu geben. Doch es ist kein Wunder, wenn ein Mensch, der vom Nehmen lebt, sich nicht auf's Geben versteht.

Bekümmere Dich doch um andere Dinge, sprach der Kalif lachend, als um den Rock des Kadi und seine Bezahlung. Die Hauptsache ist jetzt der Brautschatz, den ich Dir schuldig bin. Ich gehe, um ihn zu holen, und Deiner Tochter will ich Stoff und Zeuge schicken, so viel eine wohlgeschmückte Braut nur immer nöthig hat. Aber dann will ich mir auch ausbitten, daß Du aufhörst, auf den Geiz Deines Eidams zu schelten.

Der Himmel, rief die Alte, mag dem armen Manne gnädig seyn, dem Du seine Geldkasten und Vorrathsgewölbe aufzusperren im Begriff bist! Aber hüte Dich nur, daß Dein Hals nicht in eine Schlinge geräth, die den Leuten Deines Gelichters von jeher höchst gefährlich gewesen ist.

Der Kalif ging nach seinem Pallast, und sobald er sich umgekleidet hatte, befahl er dem Oberaufseher seiner Bauanstalten, das Haus der Alten ohne Verzug in einen Pallast zu

verwandeln. Du kannst, setzte er hinzu, der Arbeiter so viele nehmen, als Du für nöthig findest, und der Großvezier hat Befehl, Dich bey Deinem Geschäft auf jede mögliche Weise zu unterstützen. Dein Kopf ist mir Bürge, daß noch vor Sonnenuntergang Alles nach meiner Vorschrift vollendet ist. Fragt die Alte, auf wessen Befehl ihr Haus so sehr verschönert werde, so antworte, es geschehe im Namen ihres Eidams. Ohne Zweifel wird ihre Neugier auch die Handthierung des Schwiegersohns von Dir zu erforschen suchen. In diesem Falle entschuldige Dich mit der Unwissenheit, und sage ihr bloß, es sey Dir von ihrem Eidam nichts bekannt, als daß er sich Il Bondocani nenne. Es liegt Alles daran, daß sie nicht erfährt, wer ich bin, und daher wähle auch Deine Leute um so vorsichtiger, da Du selbst für ihre Verschwiegenheit haften mußt.

Ich werde den Befehlen des Beherrschers der Gläubigen gehorchen, antwortete der Oberaufseher, und die Zauberey der Gewalt hatte in wenigen Augenblicken ein Heer von Bauleuten vor dem Hause und in dem Hause

der alten Lelamain versammelt. Leitern wurden an alle Wände gelegt. Man zimmerte, mauerte und hobelte. Tapeten wurden fest genagelt, Teppiche ausgebreitet, und Sophas, Schränke, Spiegel und Tische in die Zimmer geschafft.

Was wollt Ihr Leute hier, und wer schickt Euch? fragte die erstaunte Alte.

Dein Haus, ehrwürdige Dame! wollen wir ein wenig aufputzen, war die Antwort. Mit diesem Aloeholz wollen wir es täfeln. Dieser Marmortisch muß in jenes, jene Gemählde müssen in dieses Zimmer. Sogleich werden Vorhänge aufgemacht, und noch hundert andere nöthige Arbeiten vorgenommen werden. Aber hindere uns ja nicht! Der Mann, dem Du Deine Tochter zur Frau gegeben hast, befiehlt uns zu eilen.

Mein Eidam schickt Euch also? sprach die Alte. Nun, so kennt Ihr ohne Zweifel den Menschen besser, als ich. Sagt mir doch nun, ich bitte Euch, von welchem Stande ist er, und was treibt er für ein Gewerbe? Ist er ein Kaufmann, oder ein Soldat, ein Ge-

lehrter, ein Richter, oder ein Arzt? und wie heißt er?

Ob Dein Eidam ein Mufti, oder ein Lastträger, ein Beutelfeger, oder ein Schornsteinfeger ist, antworteten die Arbeiter, können wir Dir nicht sagen. Wir wissen nichts von ihm, als daß er Il Bondocani heißt.

Unbegreiflich! dachte die gute Lelamain. Daß die armen Leute auf dem Lande, die weder Wachen noch Mauern haben, vor dem Oberhaupt einer Räuberbande zittern, geht ganz natürlich zu. Aber wie soll ich mir diese Furcht in der Stadt, in der Residenz des Kalifen erklären? Und doch, wer wagt es, diesen ausgemachten Gauner bey seinem rechten Namen zu nennen?

Mitten in diesen Betrachtungen wurde die Alte durch die Ankunft eines reichgekleideten Mannes von vornehmem Ansehen und zweyer ihn begleitenden Lastträger unterbrochen, die ein mit Gold ausgelegtes Kästchen von hell polirtem Stahl vor ihr niedersetzten.

Wieder etwas Neues! rief Lelamain. Was bringt Ihr denn hier?

Was wir bringen? antwortete der Vor-

nehme. Was sonst, als das Heirathgut Deiner Tochter? Du wirst in diesem Kästchen achttausend Zechinen in Golde, und noch zweytausend, die für Deine Nebenausgaben bestimmt sind, finden. Erlaube mir, Dir den Schlüssel zu überreichen.

In der That, rief Lelamain, was mein Eidam auch sonst seyn mag, ein Mann von Wort ist er auf alle Fälle. Aber wo nimmt er in aller Welt diese schönen Sachen her? Und was ist sein Beruf?

Du mußt den Mann Deiner Tochter besser kennen, als ich, erwiederte der Unbekannte. Ich kann nichts von ihm sagen, als daß er Il Bondocani heißt.

Die Arbeiter hatten indessen, noch ehe die Sonne unterging, ihr Werk, das seine Meister lobte, vollendet. Ein Paar Zimmer, in welchen zwey auf Steine gelegte Bretter, ein Paar hölzerne Schemel, und eben so viel zerfetzte Matten die ganze Geräthschaft ausmachten, wetteiferten jetzt mit jedem Prunksale in dem Pallast des Kalifen. Die Alte musterte ein Stück nach dem andern, und so wenig Erfolg ihre bisherige Neugierde auch

gehabt hatte, so konnte sie sich doch nicht enthalten, die Verschwiegenheit der Arbeitsleute auf eine nochmalige Probe zu setzen. Läugnet es nur nicht länger, sprach sie. Ihr wißt gewiß, wer mein Eidam ist, und wollt es mir nur nicht sagen.

Wir haben es Dir schon gesagt, was wir von ihm wissen, war die Antwort. Er heißt Il Bondocani.

Was sagst Du, sprach Lesamaln zu ihrer Tochter, als sie sich wieder mit ihr allein sah, was sagst Du zu Deinem Bräutigam? Bringt er nicht Dinge in Einem Tage zu Stande, wozu andere Leute Jahre nöthig haben? Wahrlich, nur der Kalif, oder das Haupt einer Räuberbande kann über ein solches Heer von Arbeitern gebieten. Und wie blindlings die Leute seinen Befehlen gehorchen. Und wie Scham und Furcht ihnen die Zunge bindet, wenn man wissen will, wer er ist! Ich wandte mich, fuhr sie fort, um das Geheimniß herauszulocken, an den jüngsten unter Ihnen, weil ich hoffte, er würde seine Zunge weniger als die übrigen im Zaume zu halten wissen. Aber was war seine Antwort?

Wer Lust hat, sprach er, seinen Kopf sich vor die Füße legen zu lassen, mag Dir sagen, meine gute Frau! wer Dein Eidam ist. Urtheile also selbst, meine Tochter! ob der Mensch, den Du geheirathet hast, der Groß und Klein in Furcht und Schrecken setzt, etwas anders seyn kann, als das Oberhaupt einer Räuberbande. Gott und sein Prophet mögen Dir und mir gnädig seyn!

Der Oberbauaufseher hatte inzwischen dem Kalifen von der genauen Vollziehung seiner Befehle Bericht erstattet, und von ihm eine reiche Belohnung für sich und die Arbeitsleute empfangen. Da aber das Haus bis jetzt nur noch mit den Geräthschaften versehen war, die man brauchte, so befahl er dem Großvezier, auch die überflüssigen hinschaffen zu lassen, und auf der Stelle wurde eine Menge Träger mit Allem beladen, womit jemals die ausschweifendste Prachtliebe die Palläste der Großen angefüllt hat.

Die gute Lelamain brach bey jedem neuen Stück, das gebracht wurde, in neue Ausrufungen des Erstaunens aus, und wiederholte abermal ihre Versuche, den Stand des Un-

begreiflichen zu erfahren, von welchem diese seltenen Kostbarkeiten herkamen. Wir können Dir nichts sagen, antworteten die Träger, indem sie die mitgebrachten Sachen an ihren Ort stellten, als daß der Mann Deiner Tochter es ist, der uns selbst befohlen hat, Dir diese Geschenke zu bringen, und daß dieser Mann Il Bondocani heißt.

Die ersten Träger hatten sich kaum entfernt, als auf's Neue an die Thür gepocht wurde. Die Alte öffnete, und neue Träger brachten ganze Ballen der schönsten Stoffe, die sie vor ihr ausbreiteten. Was wollt Ihr mit diesen Stoffen, und warum legt Ihr sie auseinander? fragte Lelamain die Träger, die sie für Kaufleute hielt. Du sollst sie beschauen, war die Antwort. Ich danke Euch, erwiederte die Alte. Tragt Eure kostbaren Waaren in die Häuser der Reichen, die sie bezahlen können. Meine Tochter und ich sind viel zu arm, um sie zu kaufen. Ist hier nicht das Haus, das man heute ausgebessert hat? fragten die Träger, und als Lelamain es bejahte, fuhren sie fort: Du brauchst also nicht zu sorgen, wie Du die Sachen bezahlst. Es

sind Geschenke des Mannes, der Deine Tochter heirathete. Kleide Dich und die Braut und Deine ganze Verwandtschaft, und laß es an gar nichts fehlen. Für Deinen Eidam, der Dir sagen läßt, daß er Dich diese Nacht um eilf Uhr besuchen wird, ist jeder Aufwand den Du machen kannst, eine Kleinigkeit.

Um eilf Uhr Nachts will er kommen! rief Lelamain, nachdem die Träger sich entfernt hatten. O Du wahres Kind der Finsterniß! Freylich haben Leute Deines Handwerks Ursache das Licht zu scheuen, und die Nacht war immer der Tag der Diebe.

Lelamain sah jetzt eine große Verwirrung in ihren Zimmern, weil man ihr Haus mit zu vielen Sachen überschwemmt hatte, als daß jedes Ding sogleich an seinen Ort hätte gestellt werden können, und um also mit ihrer neuen Pracht auch Ordnung zu verbinden, bat sie einige herbeygerufene Nachbarn, ihr bey dem Werk hülfreiche Hand zu leisten. Die guten Leute versteinerte beynahe der Anblick der Verwandlung in dem Hause der armen Nachbarin. Träumen wir, gute Lelamain! sprachen einige, oder hast Du Verkehr mit

bösen und guten Geistern, mit Hexen und Zauberern, durch welche die Wunder, die wir hier wahrnehmen, zu Stande gebracht wurden?

Wunderbar, aber doch ganz natürlich, antwortete die Alte, ging es bey der Verwandlung zu, über die Ihr mit Recht erstaunt seyd. Diesen Morgen kam ein Mann, und meldete sich als den Freyer meiner Tochter. Er ließ den Kadi rufen, und kaum hatte dieser den Heirathsvertrag aufgesetzt, als alle Handwerksleute von Bagdad in meinem Hause erschienen, um ihm seine jetzige Gestalt zu geben, während ich die Träger gar nicht zählen konnte, die mit den kostbarsten Sachen beladen kamen.

Du bist ein glückliches Weib, sprachen die Nachbarn. Gewiß ist dein Eidam ein Prinz, oder gar der reichste Kaufmann im Lande.

Ach! antwortete Lelamain, ich fürchte immer, er hat kein anderes, als das Räuberhandwerk gelernt. Mir wenigstens will es gar nicht gefallen, daß sich die Leute, die ihm dienen, so sehr vor ihm fürchten, als ob er der Teufel selber wäre.

Die Nachbarn zitterten und bebten bey dieser offenherzigen Rede. Beste Frau Nachbarin! sprachen sie, vergiß wenigstens nicht, Deinen Herrn Eidam an die alte Räuberregel zu erinnern, daß er die Nachbarschaft schont.

Seyd ruhig! erwiederte Lelamain. Nicht eine Nadel soll Euch durch meinen Eidam entwendet werden, dafür bin ich Euch Bürge.

Diese Versicherung beruhigte die guten Leute wieder ein wenig. Die Männer brachten die Geräthschaften im Hause vollends an Ort und Stelle, und die Weiber halfen der Mutter die Neuvermählte schmücken, die jedoch den prächtigsten Kleidern und selbst den Juwelen mehr Glanz verlieh, als sie von ihnen empfing.

Die Geschäftigkeit im Hause wurde durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen. Es kamen Träger, die eine Menge der herrlichsten Gerichte brachten, die sich je auf der Tafel eines Königs beysammen fanden. Ihnen entsprach der aus den schönsten und seltensten Früchten und dem köstlichsten Konfect bestehende Nachtisch, und dem Ganzen setzte Wein von allen Zonen, wo die glühende Sonne

Trauben zur Reife bringt, die Krone auf. Das Tafelgeschirr war theils von gediegenem Golde, theils von solchem Porzellan, das mit dem Golde beynahe gleichen Werth hatte. Wir bringen hier, sprachen die Träger zu der Alten, eine Mahlzeit, damit Du Dich diesen Abend mit Deinen Freunden und Nachbarn vergnügen kannst.

Nicht wahr, erwiederte Lelamaln, Ihr seyd von meinem Eidam geschickt? Aber um des Propheten willen bitte ich Euch, Ihr guten Leute! habt die Liebe, habt die Barmherzigkeit für mich, und sagt mir, wer ist dieser mein Eidam, und was treibt er?

Ehrwürdige Dame! erwiederte einer der Träger, wir wissen von Deinem Eidam nicht mehr, als Du. Alles, was wir Dir von ihm sagen können, ist sein Name.

Schweigt nur ganz, antwortete die Alte, wenn Ihr nicht mehr sagen könnt. Ich will mir den verwünschten Namen nicht noch tausend Mal wiederholen lassen.

Die Träger gingen, und die Nachbarn schüttelten die Köpfe, und sahen einander an. Nichts war nun ihrer Meinung nach gewisser,

als daß der Bräutigam der schönen Zutulbe ein Räuberhauptmann sey. Aber Räuber hin, Räuber her! Man ließ seine Schüsseln, von welchen jedoch die Alte die besten für Braut und Bräutigam absonderte, die schlimme Meinung, die man von dem Geber hatte, keineswegs entgelten.

Die wohlgesättigten Gäste beurlaubten sich endlich unter tausend Glückwünschen wegen der Gegenwart, und unter eben so vielen Segenswünschen wegen der Zukunft von Mutter und Tochter, und wie konnten sie für die empfangenen Wohlthaten sich dankbarer erweisen, als daß sie dieselben der ganzen Stadt anrühmten? Freylich konnten der Stadt bey dieser Gelegenheit auch einige andere Umstände nicht verschwiegen werden, und bald war es also allgemein bekannt, daß die schöne Tochter der alten Lelamain ihre Hand dem Oberhaupt einer Räuberbande aus der Wüste gegeben habe, daß die Verbindung ohne viele Umstände und ganz öffentlich zu Stande gekommen sey, und daß wer Lust habe das Haus der Wittwe in die Niederlage eines Reichthums verwandelt sehen könne, den die Tapferkeit des

Bräutigams wenigstens von zehn Karavanen erbeutet haben müsse.

Diese Nachrichten vernahm Niemand mit größerem Antheil, als der junge Kaufmann, dem die schöne Zutulbe von ihrer Mutter angetragen worden war. Soll, dachte er, ein Mädchen einem Räuber zu Theil werden, für die ich bloß darum keine achttausend Zechinen bezahlte, weil ich nur halb so viel im Vermögen hatte, und auf der Stelle faßte er den Entschluß, den Polizeyrichter auf seinen Nebenbuhler aufmerksam zu machen. Um einen Menschen im Büffelwamms aufzuknüpfen, bedurfte es, wie er meinte, kaum einiger Zeugen, die leicht zu bekommen waren. Der Proceß konnte also unmöglich lange dauern, und er zögerte um so weniger mit der Anklage, da sie sich ihm zugleich in dem glänzenden Licht einer Gewinn versprechenden Unternehmung darstellte, durch die er nicht nur die Hand der schönsten aller Schönen, sondern auch, als der Angeber, die Theilung der Reichthümer des Bräutigams mit der Gerechtigkeit zu erlangen hoffte.

Der Polizeyrichter, welchem der von Goldliebe und Weiberliebe gleich heftig entbrannte

Kaufmann sein Anliegen vortrug, lieh ihm, da von unermeßlichen Schätzen und Reichthümern, welche die Gerechtigkeit einem unrechtmäßigen Besitzer rechtmäßig abnehmen sollte, die Rede war, erst das eine, und als er vollends ihm gewichtvolle und klingende Gründe in die Hand drückte, das andere günstige Ohr. Es ist gut! sprach er nach einigem Nachdenken mit angenommener Gleichgültigkeit. Begib Dich jetzt nach Hause. Es ist erst acht Uhr, und also wenigstens zwey Stunden zu früh, um Räuber zu überrumpeln. Nach zehn Uhr erwarte ich Dich, um mich nach dem Hause führen zu lassen. Der Räuber soll den Strick, Du sollst die Braut, und die Alte soll die Bastonade dafür haben, daß sie einem Manne von Deinem Ansehen einen Buschklepper vorzog.

Zur bestimmten Stunde zog der Richter mit nicht weniger als dreyhundert Häschern, unter Anführung des jungen Kaufmanns, nach dem Hause der Alten, das er, da um diese Zeit die Straßen bereits von Menschen leer waren, ohne von Jemand gesehen zu werden, erreichte, und sogleich von seinem Schergenkorps umzingeln ließ.

Die gute Lelamain, die ruhig mit ihrer Tochter beym Schimmer einer Menge auf goldenen Leuchtern brennenden Kerzen der Ankunft des Bräutigams harrte, sah, als sie das Getöse hörte, durch ein Fenster des Hofs, und erblickte nichts als Fackeln, Polizeyrichter, Anführer und Untergebene, Offiziere und Häscher. Die Leute fingen an, ungestüm an die Thür zu schlagen, aber die Alte hüthete sich wohl, sie zu öffnen. Die Schläge verwandelten sich in ein Donnern, und zwar durch die Faust eines Menschen, an welchem der Polizeyrichter den würdigsten Diener gehabt hätte, wenn er auch für seine eigene Person noch zehn Mal nichtswürdiger gewesen wäre, als er wirklich war. Dieses Ungeheuer, der sich Schamama nannte, besaß einen höchst gerechten Adelstolz, indem er selbst seine Abkunft in gerader Linie vom Teufel ableitete, und seiner erlauchten Familie keinen Augenblick Ursache gab, sich seiner zu schämen. Im Namen meines Großvaters und meiner Großmutter, schlagt endlich einmal die Thür ein! schrie der Höllensprößling. Habt Ihr denn vergessen, daß hier Schätze zu holen sind, und wollt Ihr dem Gesindel im Hause Zeit lassen, sie unter die

Erde zu verscharren? Oder wollt Ihr zaudern, bis eine andere Runde kommt, die mehr zu bedeuten hat, als die unsrige, und uns zwingt, den Fang mit ihr zu theilen? Auf der Stelle schafft Hebebäume herbey, um die starke Thür des Schlupfwinkels in Stücke zu schlagen!

Nichts stimmte so sehr mit den Gesinnungen des Polizeyrichters überein, als der Eifer seines Handlangers. Aber ganz anders dachte sein gerechtigkeitsliebender Lieutenant, der auch hier, wie gewöhnlich, sich der Unschuldigen gegen die Gewaltthätigkeit seines Vorgesetzten annahm. Mich dünkt, sprach er, wir haben Ursache, uns vor jeder Uebereilung zu hüten. Nie ist dieses Haus in dem Rufe gestanden, ein Schlupfwinkel für Räuber zu seyn. Und wer ist denn der Ankläger? Ein eifersüchtiger junger Mensch! Und auf sein Wort sollten wir die Sicherheit eines Hauses verletzen, das noch überdieß ein Zufluchtsort für Frauenzimmer ist, und also unter dem besondern Schutze der Gesetze steht?

Die Alte hörte alle diese Reden an ihrem Fenster. Der Himmel! sey uns gnädig! sprach sie zu ihrer Tochter. Die Leute vor der Thür sprechen von nichts, als von einem Räuber, den

sie fangen wollen. Dein Bräutigam ist verloren, und wird es Dir und mir besser gehen?

Oeffne nur um's Himmelswillen das Haus nicht, gute Mutter! sprach die zitternde Schöne. Sollte Gott, der uns noch nie ganz verließ, uns in dieser Noth seine Hülfe zum ersten Mal versagen?

Indessen begann das Pochen an der Thür mit neuer Gewalt. Wer schlägt so ungestüm an die Thür? rief endlich die Alte.

Der Polizeyrichter! schrie Schamama mit fürchterlicher Stimme. Wirst Du also auf der Stelle aufmachen, verdammte Hexe? Es ist aus mit Dir. Man wird Dich lehren, junge Leute verführen, und Räuber beherbergen!

Hier ist Niemand, als zwey Frauenzimmer, ich und meine Tochter, erwiederte die Alte. Beobachtet Ihr so das Gesetz, das unserem Geschlecht Schutz verleiht? Ihr habt hier Nichts zu schaffen, und bildet Euch nur nicht ein, daß wir Euch hereinlassen.

Weib, Hexe, Vettel, Kupplerin! schrie Schamama und schäumte vor Wuth, auf der Stelle öffne die Thür Deiner Räuberhöhle, oder sie soll in Splitter zerschmettert werden.

und Dich wollen wir auf dem Roste braten, und Deine Tochter in Oel sieden.

Lelamain ließ den Tollen schelten und drohen, und ging wieder zu ihrer Tochter in's Zimmer. Siehst Du jetzt, sprach sie, daß meine Besorgnisse nur zu gegründet waren? Oder kannst Du noch zweifeln, daß Du die Gemahlin eines Räuberhauptmanns bist? Sein guter Geist mag ihn bewahren, daß er seinen Vorsatz, Dich diesen Abend noch zu besuchen, nicht ausführt! Der Polizeyrichter und seine Leute würden wenig Umstände mit ihm machen. Ach, Tochter! lebte Dein Vater noch, oder wäre Dein Bruder nicht in's Unglück gerathen, nie hättest Du die unselige Verbindung eingehen dürfen, die uns jetzt der Schmach aussetzt, unsere Thür von dem Polizeyrichter und seiner ganzen höllischen Rotte belagert zu sehen.

Theure Mutter! antwortete die Tochter, unterwirf Dich doch ohne Murren der Schickung des Himmels, ohne dessen Willen Nichts geschieht! Haben Sorgen, Kummer und Verzweiflung jemals das kleinste Unglück abgewendet, das in den Sternen geschrieben stand? Muth und Ergebung sind die Tugenden, die

dem Leidenden geziemen, und ihn allein der Hülfe des Himmels und der Theilnahme der Menschen würdig machen.

Während der gewaltthätigen Auftritte vor dem Hause der Alten hatte der Kalif sich wieder mit seinem Brautwerberanzug bekleidet, und sich aus dem Pallaste begeben, um die Rechte seiner Ehe geltend zu machen. Der Schein der Fackeln, die bewaffneten Leute und das Getümmel vor dem Hause der Alten verkündigten ihm irgend ein außerordentliches Ereigniß. Er schlich sich etwas näher hinzu, und da er neben dem Anführer des Haufens den jungen Kaufmann erblickte, so war es ihm leicht, die Wahrheit zu errathen.

Schamama fuhr fort, an die Thür zu schlagen, und mit seinen Fäusten donnerte seine Stimme um die Wette. Es war kein Fluch, den er nicht ausstieß, und keine Marter, mit welcher er die Bewohnerinnen des Hauses nicht bedrohte, und zum Beschlusse schrie er abermal nach Werkzeugen, um die Thür einzurennen.

Einige Häscher schickten sich an, dieses letzte Mittel zu ergreifen. Aber der menschen-

freundliche Lieutenant hielt sie zurück. Kameraden, sprach er, bedenkt, was Ihr thut! Erlaubt Euch keine Gewaltthätigkeit gegen ein Haus, das von Frauenzimmern bewohnt ist, die vor Schrecken auf der Stelle des Todes seyn konnten! Und wenn vollends der Mann, den wir suchen, nicht einmal ein Räuber wäre? Wahrlich, wir Alle konnten, wenn uns bey dieser Sache die kleinste Ungerechtigkeit zur Last fiele, leicht unsere Köpfe verlieren.

Ein herrlicher Diener der Polizey, der von Gerechtigkeit spricht, während wir Gefahr laufen, daß die Verbrecher Reißaus nehmen! brüllte Schamama. Daß wir doch ja die ehrwürdige Mutter, die ihre Tochter an einen Räuberhauptmann verkuppelt, nicht erschrecken! Ich frage, kann ein solches Weib noch Anspruch auf die Vorrechte ihres Geschlechts machen? Und der Kerl, den wir suchen? Wie kann man noch zweifeln, daß er ein Gauner von Handwerk ist, da die Nachbarn des Hauses es bezeugen?

Schurke! murmelte der Kalif zwischen den Zähnen. Ich werde Dich für Dein

Betragen und Deine Rathschläge zu finden wissen.

Seine nächste Sorge war jetzt, ungesehen in das Haus der Alten zu kommen, und er beschloß daher in den Pallast zu gehen, an dessen Gärten es gränzte, und dessen Eingang sich glücklicherweise in der Nebenstraße befand. Aber der Zutritt in diesen Pallast, der dem wegen seiner Grausamkeit allgemein gefürchteten Haupte der Emirn und des Adels von Bagdad, Namens Yumis, gehörte, wurde ihm gegen alle Erwartung streitig gemacht. Kaum hatte nämlich der Verschnittene, der den von einer Menge Lampen beleuchteten Eingang bewachte, die Fußtritte des Eintretenden gehört, als er von seinem marmornen Sopha aufsprang und mit aufgehobenem Säbel auf ihn losging.

Nichtswürdiger Halbmensch! rief ihm der Kalif entgegen, indem er ihm seinen eigenen Säbel an die Gurgel hielt, darfst Du Blut vergießen, ohne nur einmal ein warnendes Wort von Dir hören zu lassen?

Der Sclave eilte zitternd und bebend davon, und konnte vor Schrecken kaum seinem

Herrn erzählen, was ihm begegnet war. Herr! sprach er, ich saß an der Thür Deines Pallasts, und hielt Wache, als ein Mann, dessen bloßer Anblick den Kühnsten in die Flucht jagen würde, hereintrat. Ich faßte mir ein Herz, und ging mit dem Säbel auf ihn los. Aber plötzlich ließ er mir den seinigen um die Augen blitzen, und donnerte so gewaltig mit seiner Stimme dazwischen, daß ich noch jetzt kaum weiß, ob er mich nicht wirklich zerschmettert hat.

Elende Memme! schrie der Emir, darf ein Mensch sich fürchten, der das Amt hat, mein Haus zu bewachen? Doch hinaus, daß ich den Tollkühnen sehe, der die Ehrerbiethung gegen meinen Sclaven vergißt! Hinaus, daß mein Kolben ihn lehre, wie man sich gegen Leute beträgt, die mir dienen!

Der Kalif stand noch am Eingange des Pallasts, als er das Haupt der Emirs mit seinem ungeheuren Streitkolben auf sich zukommen sah. Yamis! redete er ihn an, ist hier Dein Pallast? Der Emir erkannte die Stimme des Kalifen. Er ließ den Streit-

kolben seinem Arm entsinken, und warf sich mit dem Gesicht auf die Erde.

Beherrscher der Gläubigen! rief er endlich, Der Sclave liegt zu Deinen Füßen, und erwartet die Befehle Deiner Majestät.

Vernichtung solltest Du von mir erwarten, unwürdiger, pflichtvergessener Diener! sprach der Kalif. Du bist das Haupt der Emirs, Du bist der Statthalter dieses Viertels, aber wie verwaltest Du Dein Amt! Ein armes Weib, Deine nächste Nachbarin, wird beschimpft und in Angst und Schrecken gesetzt, und der Polizeymeister selbst ist es, der seine Gewalt auf diese unverantwortliche Weise mißbraucht, ohne daß das Haupt der Emirn einen Finger zum Schutze der Unschuld rührt. Aber freylich der hohe Richter hat angenehmere Geschäfte bey seinen Flaschen und seinen Weibern. Wahrlich, Du bist unter der Wache Deiner Verschnittenen nur ein Weib mehr in Deinem Hause. Und wie willst Du vollends den Frevel verantworten, daß dieser schändlichste aller Sclaven die Eintretenden unter Deiner Thür mißhandeln darf?

Beherrscher der Gläubigen! antwortete

Yumis, nicht ein Wort habe ich von dem Unfug des Polizeybeamten erfahren. Ohne Schonung hätte ich dem Frevel gesteuert, wäre er mir zu Ohren gekommen, und auf der Stelle will ich hingehen, um den armen Weibern die strengste Gerechtigkeit zu verschaffen.

Jetzt kommt Dein Eifer zu spät, niederträchtiger Augendiener! sprach der Kalif. Schweig, und führe mich in Deinen Garten, an welchen das beschimpfte Haus stößt, und laß mir zwey Leitern bringen. Ich will selbst ungesehen in das Haus steigen, und diese bedrängten Weiber unter meinen eigenen Schutz nehmen.

Beyde gingen in den Garten, und als man die Leitern brachte, hielt Yumis den Fuß der ersten, und mit Hülfe der zweyten gelangte der Kalif glücklich auf die Terrasse des Hauses, in welchem die schöne Zutulbe mit ihrer Mutter sich belagert sah.

Warte hier, bis ich Dich rufe, sprach der Kalif zu dem Emir. Er trat an die Fenster, und der erste Blick durch dieselben ließ ihn mit vielem Vergnügen bemerken, welche feenartige Verwandlung der Eifer seines Ober-

baumeisters in den Zimmern dieses Hauses zu Stande gebracht hatte. Der Glanz der Kronleuchter und Girandolen verdunkelte, indem er die Nacht erhellte, zugleich den Tag. Doch was ist der Glanz von tausend Fackeln und Lichtern neben einer Sonne, wie die schöne Zutulbe? Der liebetrunkene Harun Alraschid sah die Unvergleichbare, und war nicht mehr auf der kalten freudenarmen Erde. Er war im Paradiese, und umsäuselt von Himmelsluft, schwamm er in einem Meer von unaussprechlicher Wonne. Wolken beschatteten die Rosenstirn der himmlischen Jungfrau, und Perlen, die, wenn sie von Sterblichen vergossen werden, Thränen heißen, entfielen den schönsten Augen, die jemals geweint haben. Aber der Kummer lieh ihr neue Reitze, und der Zauber ihres Anblicks raubte ihr das Mitleid, über welches ohnehin himmlische Wesen erhaben sind.

Die Entzückung des dem Uebermaß der Liebe und Bewunderung erliegenden Kalifen dauerte noch immerfort, als ein Geschrey der Alten ihn wieder zu sich selbst brachte. Ach Tochter! rief sie, das Toben der Wuthriche

wird immer ärger. Man wird uns die Thür einschlagen, und wie wird es uns bejammernswürdigen Weibern, die keine andere Hülfe, als Gott und ihre Unschuld haben, wie wird es uns ergehen, wenn wir diesen Tiegern in die Klauen gerathen, die weder an Gott noch Unschuld glauben! Wahrlich, nur die Verbindung mit diesem Räuber fehlte noch, um uns mit dem höchsten Unglück auch noch die höchste Schmach erfahren zu lassen.

Mutter! Mutter! erwiederte Zulaide — kränke mich, ich bitte Dich, kränke mich nicht durch einen Namen, den, mein Herz sagt es mir, mein Mann gewiß nicht verdient! Durch Deine Vermittlung und mit Deiner Einwilligung empfing ich ihn aus Gottes Hand. Sein Schicksal ist von nun an das meinige. Ich ehre und liebe ihn, und kein Verwurf kann ihn treffen, ohne zugleich auch mich zu verwunden.

Tausend Küsse gab der Kalif in Gedanken dem Rosenmunde, der diese seinen Ohren so liebliche Musik ertönen ließ.

O theures Kind! rief die Alte, welch ein Trost für mich bey allem Unglück, wenn Du

wenigstens mit Deiner Wahl zufrieden bist! Ich gestehe, fuhr sie fort, ich selbst kann dem Manne nicht gram seyn, so verdächtig er mir auch immer noch ist. Wäre ich doch ein Vogel, um ihn warnen zu können, daß er den Schnapphähnen entgeht, die ihm auflauern! Ach! liebe Tochter, kein Glied bleibt ganz an ihm, wenn die Ungeheuer seiner habhaft werden. Und vollends wir! Was werden wir anders seyn, als die Tauben in den Krallen des Habichts, oder die Lämmer in den Klauen der Wölfe?

Der Kalif, um die Alte in ihren Wehklagen zu unterbrechen, nahm ein kleines Steinchen, und warf es nach der nächsten Kerze, die neben ihr stand, daß sie erlosch. Lelamain zündete sie sogleich wieder an, ohne der Ursache des Erlöschens nachzuspüren. Jetzt löschte ein zweyter Wurf die Kerze aus, die zum Anzünden der ersten gedient hatte, und um diese wieder anzuzünden, griff die Alte nach der dritten. Bläst der Wind so heftig hier im Zimmer, sprach sie, oder ist es ein Kobold, der sich den Spaß macht, ein Licht nach dem andern auszublasen? Gott sey mir gnädig!

rief sie plötzlich, als sie von einem Steinchen, das der Kalif nach ihrer Hand geworfen hatte, sich getroffen fühlte. Aber als sie die Augen nach dem Fenster richtete, wurde sie den neckenden Urheber gewahr. Dein Bräutigam, Dein Bräutigam! rief sie der Tochter zu. Aber behaupte mir noch, er sey kein Räuber! Sogar zu seiner Braut kommt er nicht auf dem ordentlichen Wege, sondern steigt durch's Fenster ein. Doch Gottlob, daß es ihm für dieß Mal noch gelang, dem lauernden Polizeyrichter und seinen Schergen zu entgehen! Aber, fuhr sie fort, indem sie sich gegen den Kalifen wandte, mache Dich nur aus dem Staube! Hörst Du nicht das Poltern und Toben an der Thür? Andere Räuber, die nicht von Deiner Bande sind, haben sich eingefunden, und wahrlich nicht, um Barmherzigkeit an dem fremden Zunftgenossen zu üben.

Der Kalif hatte inzwischen Stiefel, Mantel und Gürtel abgelegt, und sie mit Pfeil und Bogen in ein Bündel gewickelt. Ein Sprung, und er war im Zimmer, und grüßte die Mutter, und küßte die Tochter, ohne ein Wort zu sprechen.

Herr Räuberhauptmann! fing die Alte an, jetzt ist es nicht Zeit, den Verliebten zu spielen. Deine Haut sollst Du in Sicherheit bringen, wie ich Dir schon gesagt habe. Wenigstens beyde Hände hacken sie Dir ab, wenn Du Dich fangen lässest. Eine andere Gnade darf sich Deinesgleichen nicht versprechen. Ich bitte Dich, zitterst Du denn gar nicht vor diesem wüthenden Heer?

Keineswegs, meine gute Mutter, antwortete der Kalif. Ich habe ganz andere Helden vor mir zittern sehen, und ein zehn Mal größerer Tumult, als dieser, ist mir nichts Neues. Die Leute mögen sich hier die Zeit mit Poltern vertreiben. Weder ihre Mahlzeit, die schon vorüber ist, noch so angenehme Geschäfte, als hier die meinigen sind, rufen sie nach Hause. Erlaube mir also immer, gute Mutter! mich mit meiner schönen Braut zu Tische zu setzen, und trage uns einige von den Gerichten auf, die ich Dir sandte. Du wirst zwar mit Deinen Nachbarn des Guten nicht geschont haben, aber gewiß blieb doch auch noch etwas für uns übrig.

Die Alte deckte den Tisch, und trug die

Schüsseln auf. Der Mensch ist doch ein wahrer Teufel! murmelte sie für sich. Er fürchtet sich vor dreyhundert Schergen so wenig, als ich mich vor einer Fliege. Aber, fuhr sie fort, wahr bleibt wahr. Man sage noch so viel Böses von dem Handwerke, die Frau eines solchen Räubers kann unmöglich einem Manne abhold seyn, der flink wie eine Gemse, und beherzt wie ein Löwe ist.

Der Kalif und die schöne Zutulbe setzten sich zu Tische, und die gegenüberstehende Lelamain sah ihren Eidam essen und trinken, und zugleich der Braut mit den Augen die zärtlichsten Dinge sagen. Zuweilen unterbrach auch ein schmeichelndes Wort, eine feine Artigkeit die stumme Scene.

Seele meiner Seele! sprach der Wonnetrunkene, diesen Bissen, den Deine Rosenlippen berührten, o reiche mir ihn, daß ich erfahre, wie Nectar und Ambrosia den Gaumen der Götter entzückt!

Der Schwarzkünstler mit seinen Zauberworten! murmelte die Alte. Ach! meine Tochter wird ihn morgen mit allen Thränen ihrer Augen beweinen, so ganz mit Liebe hat er sie behext.

Unsere gute Mutter spricht mit sich selbst, sprach der Kalif. Dürfen wir nicht wissen, was sie spricht?

Ich spreche, antwortete die Alte, daß es Dir wohl anstände, wenn Du auch ein wenig artig gegen Deine Schwiegermutter wärest. Aber, wie es scheint, bin ich in Deinen Augen der Aufmerksamkeit eines Mannes von Deiner Gattung nicht würdig.

Im Gegentheil, erwiederte der Kalif, man kann unmöglich mehr Achtung vor einem wohlgefurchten Antlitz haben, als ich vor dem Deinigen.

Geh zum Henker mit Deiner Achtung! fuhr die Alte auf. Es war eine Zeit, wo ich wohl verdiente, daß man mir schönere Sachen vorsagte.

Freylich, versetzte der Kalif, war eine solche Zeit, wie konntest Du sonst die Schönheit und die Anmuth selbst zur Welt geboren haben? Aber diese Zeit ist nicht mehr, und jetzt umarme ich Dich in einer Tochter, auf die Du nicht stolz genug seyn kannst.

Mit diesen Worten schloß der Kalif die reitzende Jungfrau wirklich in seine Arme.

Aber erschrocken fuhr diese zusammen, weil die brüllende Stimme des abscheulichen Schamama sich fürchterlicher, als jemals, hören ließ. Wirst Du noch nicht aufmachen, Muster aller Hexen? schrie er, und es war, als ob er mit eisernen Armen an die Thür schlüge. Laß ihn toben, meine Holde! sprach der Kalif zu seiner zitternden Braut. Die Unruhe, die er uns macht, würzt unsere Liebe. Oder ist nicht eine erschwerte Freude die süßeste? Danken muß ich Dir, toller Schamama! Du zwingst die schüchterne Turteltaube Schutz in meinen Armen zu suchen, ach! und vielleicht findet ihre Seele den Weg zu meinen Lippen, um sich in meinem Herzen zu verbergen.

Räuber und Hexenmeister! schrie die Alte, wird Dein Plaudern noch nicht aufhören? Sorge dafür, daß Du Deinen Hals in Sicherheit bringst, statt hier die Zeit mit Albernheiten zu verlieren. Oder soll man um Deinetwillen uns das Haus über dem Kopf anstecken? Ich bin ohnehin schon, seit das Unglück Dich herführte, um zehn Jahre älter geworden.

Fort soll ich, sagst Du, meine gute Mutter?

Unmöglich kann es Dein Ernst seyn, daß ich das Haus verlasse, wo mein Leben und meine Seele wohnt. Aber Du hast Recht. Es ist Zeit, uns zu Bette zu begeben, und da ich der Hochzeitmusik vor dem Hause überdrüßig bin, so wollen wir die Musikanten verabschieden. Nimm diesen Ring, und rufe den Leuten durch's Schlüsselloch zu, der Gemahl Deiner Tochter, der hier sey, habe Dir aufgetragen, ihn in des Polizeyrichters Hände zu geben, damit er sehe, was er zu thun habe.

Ein schöner Auftrag! antwortete die Alte. Der Ring wird unerhörte Wunder thun! Er wird dem Polizeymeister und seinen Schergen eben so den Kopf verrücken, wie Du ihn meiner Tochter verrückst, indem Du sie so mit Deinen Armen umschlingst. Den Kadi hast Du diesen Morgen, der Himmel weiß wie! bezaubert. Aber hast Du eben so viele Gewalt über die Leute hier? Beym Propheten! Wenn Dir auch dieser Streich gelingt, so trage ich noch heute ein Büffelwamms und einen Gurt, wie Du, und gehe in Deine Spitzbubenschule, bloß damit ich mir den Spaß machen kann, meinen Nachbarinnen,

ohne daß sie es merken, die Pantoffeln von den Füßen wegzustehlen.

Ich freue mich, Mütterchen! erwiederte der Kalif, Dich in so guter Laune zu sehen. Desto besser wirst Du meinen Auftrag ausrichten. Also geschwind! Hier ist der Ring. Oeffne die Thür ein wenig, und gib ihn dem Polizeymeister selbst mit den Worten in die Hand: Hier ist der Ring meines Eidams. Er heißt Il Bondocani! Aber daß Du den Namen ja mit Nachdruck aussprichst!

Mit dem nachdrücklichsten Nachdruck soll er ausgesprochen werden, versetzte die Alte. Ich weiß ja längst, daß ein Talisman in diesem Namen steckt, der die Leute, wenn sie eben den Säbel auf Dich zucken, plötzlich versteinert.

Während Frau Lelamain ging, um ihr Geschäft auszurichten, hatte der Kalif einen Tisch an's Fenster geschoben, und war wieder auf die Terrasse gestiegen. Nimm meinen Säbel, sprach er zu dem Emir Yumis, der hier noch immer seine Befehle erwartete, und steige hurtig auf der Leiter in die Straße hinab. Sorge dafür, daß keine Gewaltthätigkeit geschieht, und schone selbst keine Köpfe, wenn

es darauf ankommt, Unordnungen zu verhüten. Sobald Du merkst, daß mein Ring dem Gesindel die gehörige Ehrfurcht eingeflößt hat, so laß sowohl den Polizeymeister, wenn Du zuvor seine Stelle dem Lieutenant übertragen hast, als den Schamama und alle Diejenigen von der Bande, die hier ihre Gewalt mißbrauchten, wohlgefesselt und unter einer starken Wache in Deinen Hof führen, und mit anbrechendem Tage Jeden nach der Größe seines Vergehens bestrafen.

Der Kalif kehrte nach dem Zimmer zurück, und das Oberhaupt der Emirs schickte sich an, seine Befehle zu vollziehen. Er blieb hinter dem Haufen, indem er den entblößten Säbel unter seinem Mantel verbarg.

Lelamain hatte inzwischen sich unter die Thür begeben, um mit dem Schamama zu sprechen. Unsinniger! rief sie ihm zu, höre auf zu toben, und mache dem Herrn Polizeyrichter Platz. Ich habe mit ihm im Namen meines Eidams zu sprechen, und muß ihm seinen Ring geben.

Mir gib den Ring! schrie Schamama. Der gestrenge Herr Polizeyrichter sitzt zu Pferde, und Deinetwegen wird er nicht absteigen.

Er mag absteigen, oder nicht, erwiederte die Alte, ich gebe den Ring in keine andern Hände, als in die seinigen, und haben muß er ihn. Was darauf geschrieben steht, wird er wohl lesen können.

Herr Richter! schrie Schamama, wofür haben wir eine tüchtige Axt, wenn wir noch unsere Zeit verlieren, um das Geschwätz der alten Hexe anzuhören, und Buchstaben zu entziffern? Ein Paar Schläge an die Thür, und sie, und ihre der Mutter würdige Tochter, und der Räuber mit seinen Schätzen sind in unserer Gewalt.

Gewiß, Herr Polizeyrichter! unterbrach der Lieutenant das Toben des Schamama, findet Deine Klugheit es rathsamer, erst zu sehen, welche Beschaffenheit es mit dem Ringe hat, ehe Du Gewalt zu brauchen erlaubst. Die Sache hat sich ohnehin jetzt verändert. Der Mann, den wir suchen, ist im Hause, wie man uns sagt, ungeachtet wir nicht begreifen können, wie er hineinkam. Das Haus ist also keine Freystätte für Weiber mehr, die wir zu schonen haben, und ich selbst will der Erste seyn, der die Axt an die Thür legt, wenn Du den Ring gesehen hast, und das

Einbrechen noch für gut findest. Aber zuvor erlaube mir, mit dem Weibe selbst zu sprechen, und die Wache ein wenig zurücktreten zu lassen.

Dieser Vorschlag war zu vernünftig, als daß der Richter sich ihm hätte widersetzen dürfen. Schamama mußte sich also entfernen, und gehorchte dem Befehl unter den entsetzlichsten Flüchen.

Der Lieutenant trat unter die Thür. Mache auf, gute Frau! sprach er, und sey unbesorgt. Gib mir den Ring, und laß mich wissen, von wem Du ihn hast.

Der Ring, antwortete Lelamain, indem sie ihn dem Lieutenant, dessen freundliche Anrede ihr wieder ein wenig Muth machte, in die Hände gab, der Ring gehört meinem Eidam, der sich Il Bondocani nennt.

Der Lieutenant überlieferte den Ring getreulich dem Polizeyrichter, und wiederholte zugleich Wort für Wort, was die Alte mit ihm gesprochen hatte.

Der Name Il Bondocani machte keinen Eindruck auf den tollen Schamama, da er so wenig als der Lieutenant dessen geheime Bedeutung kannte. Wer ist dieser Il Bondocani, schrie er, der uns seinen Ring schickt? Ich

will ihn an meinen Finger stecken, und mit der nämlichen Hand dem Eigenthumer hundert Prügel geben, damit er sieht, welche Ehrfurcht ich vor ihm, seinem Ring und seinem großen Namen habe. Und welche Lust für mich, ein altes Weib in Stücke zu hauen, und zu Pulver zu verbrennen! Auf der Stelle sperrt die Thür angelweit auf, wenn ich nicht zur Axt greifen soll!

Unseliger, schweig! rief ihm der bestürzte Richter in's Ohr, als er den Namen Il Bondocani hörte, und den Ring erkannte. Deine Tollheit, Deine teuflische Wuth bringt uns alle in's Unglück. Nur leise wagte der zitternde Richter den Namen des Kalifen auszusprechen. Aber der furchtbare Laut ertönte bald von allen Lippen, bis es endlich auch in den Ohren des Bösewichts donnerte: Es ist der Kalif!

Als ob der Blitz des Himmels ihn getroffen hätte, stürzte der Freche zu Boden. Er wälzte sich; er biß in die Steine; er verfluchte sich und Andere. Endlich fiel er in Zuckungen, und in diesem Zustande trafen ihn die Leute, die ihn auf Befehl des Emirs Yumis in Ketten und Banden legten, und hinwegschleppten.

Die Wunderkraft des Rings und des Namens Il Bondocani, die sich auch bey der Polizeywache nicht verläugnete, gereichte zwar der guten Lelamain zur großen Beruhigung, versetzte sie aber zugleich in neues Erstaunen. Es ist richtig, sprach sie, als sie zurückkam, vor dem Zauberwort Deines Namens, und vor dem Talisman Deines Rings vermag ein Polizeyrichter so wenig, als ein Kadi zu bestehen. Wahrlich, ich möchte selbst Il Bondocani heißen. Doch, der Himmel behüte mich! Die Haut schauert mir, wenn ich den Schreckensnamen nur ausspreche. O hättest Du nur den Bösewicht Schamama gesehen! Er jammerte mich beynahe, so ein arger Teufel er auch ist. Den Uebrigen ging es nicht viel besser, und die Beherztesten waren wenigstens versteinert. Gewiß, Du mußt von jeher ein Satansengel der Polizeybedienten gewesen seyn, daß Dein bloßer Name die reißenden Tieger in schüchterne Schafe verwandelt. Ist nicht die ganze Straße wie ausgestorben? Aber ich möchte doch die Leute nicht so in Angst setzen wie Du, besonders wenn ich an ein künftiges Leben denke, in welchem von Allem Rechenschaft gegeben werden muß.

Freylich, freylich, erwiederte der Kalif, müssen wir einst Alle Rechenschaft geben, und sogar fromme Frauen von dem Gebrauch ihrer Zungen. Hüte Dich also immer, daß Du wegen der Deinigen wenigstens nicht gar zu viel zu verantworten bekommst.

Zugleich wendete er sich gegen seine Braut. Ist mein zweytes Leben, ist mein schüchternes Täubchen nun ruhig? sprach er.

Ach! Die Taube, antwortete die Schöne, zitterte nur für den geliebten Gatten.

O Ihr Worte des Lebens! rief der Kalif, ich fühle, Ihr werdet zu Flammen, die nie in diesem Busen erlöschen. Aber Zutulbe, unvergleichliche Zutulbe! ist es auch ganz ruhig, dieses Herz, in welchem die Liebe selbst ihren Thron aufgeschlagen hat?

Ach! erwiederte die Schöne, wie könnte es ruhig seyn? Aber es ist eine seltsame Unruhe die ich empfinde. Fast wünsche ich, sie möchte noch stärker seyn, und doch will eine gewisse Beängstigung mich nicht verlassen.

Hat jemals, meine Theure! fragte der Kalif, die erwachende Morgensonne Dich unter den Blumen eines Gartens gefunden?

Die schönste aller Blumen lispelte ein leises Ja.

Dein entzücktes Auge, fuhr der Kalif fort, sah also auch die mit den Perlen des Thaus geschmückte Rose, die dem glühenden Kusse des Phöbus fürchtend entgegen schmachtet. Diese Rose hat eine schönere Schwester, die Zutulbe heißt, und in diesem Augenblicke den glücklichsten aller Sterblichen unter die Götter versetzt.

Ein diebischer Gott! unterbrach ihn die Alte, indem sie die Liebenden mit kreuzweis verschlungenen Armen betrachtete. Erst raubt er hundert Geitzigen ihre Seelen, ihren Schatz, und nun auch mir das kostbarste Kleinod, das ich besitze. Der Mutter stiehlt er das Kind, und dem Kinde gar das Herz! Sollt ich ihn nicht verwünschen, den Räuber? Verwünschen? Vor allen Dingen will ich Gott und seinen Propheten bitten, Eure Verbindung zu segnen. Aber ich vergesse, daß die gute Mutter hier überflussig ist. Laßt mich nur die Kerzen ausblasen, und ich will mich selbst zur Ruhe begeben.

Der Auftrag des Beherrschers der Gläubigen wurde inzwischen von dem Emir Yumis

mit der größten Genauigkeit vollzogen. Den Lieutenant, den er selbst mit dem Rock und der Würde des abgesetzten Polizeyrichters, dessen Pferd er ihm zugleich gab, bekleidete, ließ er mit dem Theil der Wache, dem keine Gewaltthat zur Last fiel, sich nach Hause begeben, während der Richter mit dem Schamama und vier Spießgesellen gefesselt in seinen Hof gebracht wurde, um dort den Tag zu erwarten. Mit dem anbrechenden Morgen schickte er den Richter in ein Gefängniß, aus welchem er sobald keine Erlösung hoffen durfte. Schamama büßte seine Frevel mit einem schmählichen Tode, und seine vier Mitschuldigen erlitten eine ihrem minder großen Verbrechen angemessene Strafe. Endlich wurden die Gestraften der Stadt durch einen Anschlag bekannt gemacht, auf welchem die Worte zu lesen waren: Ungerechte und gewaltthätige Diener der Gerechtigkeit.

Mehrere Stunden waren seit der Vollziehung dieses Urtheils verflossen, als der glückliche Harun Alraschid und die schöne Zutulbe von ihrem Schlaf erwachten. Der Kalif, ob er gleich überzeugt war, der Emir werde dafür gesorgt haben, dem Großvezier

und dem Obersten der Verschnittenen jede Unruhe wegen seines Ausbleibens zu ersparen, verließ doch, weil die Geschäfte des Divans ihn riefen, sogleich sein Lager. Die redselige Schwiegermutter trug inzwischen für das neue Ehepaar ein nicht unwillkommenes Frühstück auf, und bemühte sich zugleich mit gewohntem Eifer, das Gespräch im Gange zu erhalten.

Nie, fing sie an, werde ich die heutige Schreckensnacht vergessen. Gewiß, schon um ihretwillen verdienten meine Tochter und ich, daß das Unglück uns einmal zu verfolgen aufhörte. O es ist ein doppelt schreckliches Verhängniß, wenn der äußersten Noth der glänzendste Wohlstand voranging, und die mitleidenswürdigsten Armen sind die, welche einst reich waren.

Reich wäret Ihr also einst gewesen? sprach der Kalif, und was hat denn Euren Wohlstand zerstört?

Unglück und Ungerechtigkeit, erwiederte die Alte.

Ungerechtigkeit? rief der betroffene Kalif, und diese hättest Du in Bagdad erfahren?

Allerdings in Bagdad, antwortete die Alte.

Haben wir doch die Mauern dieser Stadt nie verlassen.

Aber doch zuverläßig nicht unter der Regierung Harun Alraschids? fuhr der Kalif fort.

Wer regierte denn vor einem Monat, als er? antwortete die Alte.

Aber, sprach der Kalif, Harun steht allgemein in dem Rufe, daß er Ungerechtigkeiten auf's strengste zu rügen pflege.

Freylich, erwiederte die Alte, er beweist wenig Schonung gegen die Ungerechtigkeiten Anderer, aber gegen seine eigenen ist er desto nachsichtiger. Oder soll man gar annehmen, er wisse zuweilen nicht, was er thut?

Du setzest mich in Erstaunen, gute Mutter! erwiederte der Kalif. Erzähle mir doch Deine Geschichte! Zuverläßig hat man den Namen des Kalifen mißbraucht.

Er selbst hat seine Gewalt mißbraucht, erwiederte die Alte. Er, der weise Harun, der Spiegel der Fürsten, ist es, der uns alles Uebel, das uns traf, zugefügt hat. Und verzeihen wollte ich es ihm noch, wenn er sich begnügt hätte, Leute von unserer Geburt und unserem Range des Ihrigen zu berauben, und mich sogar, indem er uns in das tiefste

Elend stürzte, zu nöthigen, daß ich, um nicht Hungers zu sterben, die Taube mit dem Geyer paarte, und ein Kleinod, wie meine Tochter, einem Menschen Deines Gelichters überließ. dieses Unrecht, sage ich, wollte ich ihm noch verzeihen. Aber soll ihm die Mutter nicht zürnen, daß er sie sogar des Sohns beraubt? O dieser Sohn! Du hast seine Schwester zur Frau, und doch sage ich Dir, ein so vollkommenes Wesen hast Du nie mit Augen gesehen. Was ist das Schilf des Nils, was sind die himmelanstrebenden Zedern des Libanons, zu welchen die Andacht wallfahrtet, wenn man den schlanken Wuchs von jenem, wenn man die Herrlichkeit, den prachtvollen Schmuck von diesen mit seiner Gestalt vergleicht? Das Lamm ist nicht sanftmüthiger, die Taube hat keine truglosere Seele, als er. In Geschäften war ihm der Scharfblick des Adlers eigen, und auch die Wachsamkeit war ihm mit dem König der Vögel gemein. Er bekleidete das Amt des obersten Kämmerers, und Liebe, Treue und Eifer dienten dem Kalifen in eigener Person. Billig sollte man denken, ein solcher Diener laufe nie Gefahr, die Gunst seines Herrn zu verlieren. Aber die Mächtigen

werden dankbar seyn, wenn die Tieger barmherzig sind. Zum Lohn für seine Verdienste hat ihn der Grausame zum Tode verurtheilt, und die unschuldige Mutter und die unschuldige Schwester sind zu Grunde gerichtet. Armer, armer Yemaleddin! fuhr sie mit Schluchzen fort, um eines Trunk Wassers willen spricht ein Tyrann Dein Todesurtheil, der sicher in dem Augenblicke dreyßig Gläser Wein zu viel getrunken hatte.

Solltest Du Dich wirklich übereilt haben, Harun Alraschid? dachte der Kalif am Schlusse dieser Erzählung. Manche heilsame Wahrheit hatte er in seinem Leben schon sich selbst gesagt, aber gleich den meisten Großen nie eine aus fremdem Munde gehört. Aber um so mehr sträubte sich auch seine Eigenliebe gegen die Anklage der Alten, und er wollte durchaus vor sich selber und vor ihr gerechtfertigt erscheinen.

Ich erinnere mich, sprach er, von der Geschichte des Großkämmerers Yemaleddin gehört zu haben. Aber, wenn ich nicht irre, so war von etwas mehr, als von einem Glas Wasser die Rede.

Meinst Du vielleicht, erwiederte die Alte,

die Schüssel mit Kataifs, und ist diese Ursache etwa wichtiger? Mein Sohn hatte des Guten genug auf seinem eigenen Tische. Was konnte er also von einer Speise, von welcher er nicht einmal wußte, woher sie kam, für einen Gebrauch machen, als daß er sie einem Menschen, wie der Wächter des Stadtviertels, zum Almosen gab?

Aber, fuhr der Kalif fort, was konnte strafwürdiger seyn, als daß er seinen Augen erlaubte, das Frauenzimmer anzuschauen, welchem er das Glas Wasser reichte? Wer weiß nicht, daß dieses Anschauen im Gesetz ausdrücklich verboten ist?

Was sprichst Du vom Gesetz? unterbrach ihn die Alte. Ich glaube gar, Du willst dem Kalifen und seinem Gesetz das Wort reden, und wahrlich, lustiger kann nichts seyn, als wenn ein Mensch, der alle Gesetze mit Füßen tritt, sich zu ihrem Ausleger aufwirft. Es ist nicht wahr, daß mein Sohn, der so wenig Arges im Sinne hatte, als ein Lamm, das Frauenzimmer gesehen hat. Und ist er denn, wenn je die Beschuldigung Grund hätte, ist er denn ein Basilisk, der Männer und Weiber mit den Augen tödtet? Gewiß,

wenn der Kalif Jedem, der nicht die Hand vor's Gesicht hält, wenn ihm von ungefähr eine Weibsperson in den Weg läuft, die Augen ausstechen lassen will, so wird der Beherrscher der Gläubigen bald zugleich auch der Beherrscher der Blinden seyn. — Aber die Dame gehörte dem Kalifen, und ein Frauenzimmer des Kalifen ansehen, heißt eben so viel, als einen Menschen durchbohren. — Aber warum gestattet denn der Kalif, daß diese seine Weiber, die keines Menschen Auge sehen soll, sich öffentlich sehen lassen? Eine warnende Tafel sollte er ihnen an die Stirn befestigen, so oft sie ausgehen, und dann kann er sich darauf verlassen, daß sie auf ihrem Wege weder eine Mannsperson, noch ein Glas Wasser finden, um ihren Durst zu löschen. Du bist, wie ich je länger je weniger zweifle, ein Räuber von Handwerk, und die Barmherzigkeit gehört also gewiß nicht unter Deine Tugenden. Aber sprich selbst, wärest Du der unmenschlichen Handlung fähig, die dem Beherrscher der Gläubigen, die dem Statthalter Gottes auf Erden, von mir, von einer armen Wittwe, mit Recht vorgeworfen wird? Räuber, wie Du, nehmen freylich den Leuten ihr Geld,

aber doch keinem Wehrlosen das Leben. Ihr laßt ihnen die Füße, um Euch zu entlaufen, und selbst die Hände, die sie zum Himmel um Eure Bestrafung erheben. Und vollends einem treuen Diener den Dolch in die Brust stoßen! Welcher Räuber sagt nicht pfuy zu einem solchen Frevel? Und doch will dieser Harun Alraschid der vollkommenste aller Gewalthaber seyn.

Es war Zeit, daß endlich die Zunge der guten Frau Lelamain ermüdete. Die Wahrheiten, welche der Kalif aus dem Munde der eben so rührend als drolligklagenden Enfalt vernahm, drückten ihn mit ihrem ganzen Gewicht zu Boden, und er hatte Mühe, nicht zu verrathen, daß die Tyrannenrolle in dieser Tragödie die seinige sey.

Ich fühle, gute Mutter! fing er nach einer Pause an, daß Du vollkommen Recht hast. Der Kalif, er, dessen Leidenschaften von Allen geschmeichelt wird, hat sich von Rache und Eifersucht hinreißen lassen, weil Niemand ihm widersprach, weil kein Diener, kein Freund der Pflicht eingedenk war, ihn auf sein Unrecht aufmerksam zu machen. Ich tadle ihn. Aber indem ich ihn tadle, muß

ich ihn zugleich auch beklagen. Doch Gott sey gelobt! Es ist nicht Alles verloren. Dein Sohn lebt noch, und hat ein Augenblick Deinen ganzen Wohlstand zu Grunde gerichtet, so kann ein Augenblick ihn auch wieder herstellen. Ich habe Einfluß, ich habe Bekanntschaften, ich habe Verbindungen im Pallast, und Du sollst mir nie mehr trauen, oder Deinen Sohn noch heute in Deine Arme zurückkehren sehen.

Guter Eidam! antwortete die Alte, Du versprichst in der Hitze Dinge, die Du nimmermehr halten kannst. Der Kalif ist keiner von den Helden, die Dir, gleich dem Kadi, ohne Pantoffeln nachlaufen. Und den Ring, der den Polizeyrichter mit seiner ganzen Häscherarmee versteinerte, hast Du auch nicht mehr. Ich rathe Dir also, laß Deine Hände aus dem Spiel, wo der große Harun Alraschid die seinigen hat. Wer will sich gegen den Gewaltigen auflehnen, der die Erde und das Meer seine Unterthanen nennt, und vor dem, als dem Stellvertreter unsers Propheten, die Sterne sogar sich neigen? Wahrlich, dem Großvezier Giafar selbst, so gewaltig sein Ansehen, und so unerschutterlich sein Muth ist,

würde es doch an der Kühnheit fehlen, die zu einem Wagstück wie das Deinige gehört. Bleibe in Ruhe, weil man Dich in Ruhe läßt, und versöhne Dich durch reichliche Almosen und vorzüglich durch eine andere Lebensart mit dem Himmel. Seine Langmuth wird Dir das Vergangene verzeihen, wenn er sieht, daß es Dir mit der Reue Ernst ist. Wagst Du Dich in diesem gefahrvollen Augenblicke aus dem Hause, so wird die Angst mich, sie wird Dein Weib tödten. O sieh nur die arme Zutulbe, wie sie erblaßt, wie ihre thränenvollen Augen bey Dir selbst für Dich um Schonung bitten! Bedenke doch, daß weder Gold, noch Silber, und selbst alle Reichthümer der Welt uns nicht ersetzen können, was wir mit Dir verlieren würden. Mein Sohn ist unschuldig. Er steht unter Gottes Gewalt, und ist er gleich diesem Mutterherzen tausend Mal theurer, als Du, so zittere ich doch tausend Mal mehr für Dich, als für ihn.

Bis zu Thränen rührte den Kalifen die eben so herzliche, als fromme Rede der guten Frau. In heftiger Bewegung stand er auf, um sich zu entfernen. Aber Zutulbe und ihre

Mutter ergriffen ihn beym Mantel, um ihn zurückzuhalten. Bey Allem, was heilig ist, riefen sie, bey dem Namen Gottes, der auf dem goldenen Stirnbande des hohen Priesters der Juden flammte, beschwören wir Dich, uns nicht zu verlassen!

Der Kalif vermochte nicht mehr zu verbergen, wie sehr sein Gemüth erschüttert war. Voll Zärtlichkeit und Ehrfurcht nahm er beyde Hände der Schwiegermutter. Meine gute Mutter! sprach er, Alles bin ich Dir schuldig. Ich danke Dir dieses Weib, eine Himmlische, die mich zum Seligen macht. Ich danke Dir eine nicht kleinere Wohlthat, ich danke Dir Lehren und Ermahnungen, von welchen Du bald erfahren sollst, wie unschätzbar ihr Werth für mich ist. Ewig, ewig werde ich Dich ehren und lieben, und ausgezeichnet sollen die Beweise seyn, durch die ich Dich von der Wahrheit meiner Gesinnungen überzeugen will. Aber jetzt hindere mich nicht, zu gehen, wohin dringende Geschäfte mich rufen, und laß Dir an meinem Wort genügen, daß ich die Pflicht, mich für Dich und Deine Tochter zu erhalten, keinen Augenblick vergessen werde. Lebe wohl, gute Mutter! Lebe

wohl, theure Zutulbe! Bald, bald seht Ihr mich wieder. Mit diesen Worten riß er sich los, und eilte durch geheime Gänge nach seinem Zimmer im Pallast.

Mit allen Herrlichkeiten seines hohen Rangs bekleidet, wie man ihn nur bey den feyerlichsten Gelegenheiten zu sehen gewohnt war, bestieg er seinen Thron, und ließ alle Veziere, seine Emirs und die übrigen Großen seines Hofs um sich her versammeln. Während jeder der Berufenen sich an seinen Platz begab, saß der Monarch unbeweglich, und stützte den Kopf mit trübem Ernst auf den Arm.

Grausamer Kalif! sprach er zu sich selbst. Du bist es, der das Glück eines edlen Geschlechts, dem Rang und Verdienste gleichen Anspruch auf Achtung gaben, zertrümmerte. Du bist es, der im Begriff war, sich mit dem Blute des treuesten seiner Diener zu beflecken! Und schmachtet er nicht noch im Kerker? Und muß nicht eine durch ihre Tugend und durch ihre Unglücksfälle gleich ausgezeichnete Prinzessin sein schmachvolles Schicksal mit ihm theilen? Die That eines Wütherichs drückt Dein Gewissen. Harun, der Gerechte, ist der Name, mit welchem leichtgläubige,

bethörte Völker Dich grüßen. O huldige der Wahrheit und der Gerechtigkeit zugleich, und laß Dich Harun, den Ungerechten nennen!

Während der Kalif auf diese Weise von seinem Gewissen die Strafe für das dem armen Yemaleddin zugefügte Unrecht empfing, hatten sich seine Großen vor ihm niedergeworfen. Aber mit empörtem Gefühl, mit dem Unmuth des edelsten Stolzes, sah der Monarch Menschen ihm ihre Ehrfurcht bezeugen, von welchen auch nicht Einer den Mund geöffnet hatte, um ihn von einer Handlung abzuhalten, deren Bewußtseyn ihn jetzt beynahe zu Boden drückte.

O weg mit Eurer Unterwürfigkeit! rief er ihnen zu, ich weiß sie zu würdigen. Steht auf, ich befehle es Euch! Man hole den edlen Yemaleddin, meinen obersten Kämmerer, aus seinem Gefängnisse, man hole ihn, und bringe ihn mit Feyerkleidern, den Zeichen meiner Gnade, geschmückt, vor meinen Thron! Er ist unschuldig. Ich selbst untersuchte den unseligen Vorfall, der mich unglücklicher macht, als ihn. Ach! er verdient Belohnung, und ich strafte ihn. Und wird es in meiner Macht stehen, ihn für die

unverschuldeten Leiden zu entschädigen? Ihr Großen meines Reichs! Ihr seht Euren Monarchen auf der Folter der peinlichsten Gefühle, Ihr seht ihn in Verzweiflung, und diese Verzweiflung, ist sie weniger Euer Werk, als das meinige? Habe ich je Euren Vorstellungen mein Ohr verschlossen? Und Ihr bleibt stumm, wenn blinde Leidenschaft mich reizt, die Unschuld zu verdammen! Habt Ihr nicht das Opfer meines Zorns besser als ich gekannt? Und doch waret Ihr pflichtvergessen genug, nicht ein Wort zu seiner Vertheidigung zu sprechen!

Größter der Monarchen! antworteten die Höflinge, die Ehrfurcht war es, die uns den Mund verschloß.

Verbrecherische Ehrfurcht, rief der Kalif mit ernstem Unwillen, welche die Wahrheit von meinem Ohr entfernt, und zum Henker an der Unschuld wird! Wehe dem Elenden, der mir noch einmal seine Unterwürfigkeit auf eine Art bezeigt, durch die er mich für einen Tyrannen, für einen Wütherich erklärt!

Die Höflinge küßten bey dieser Rede die Erde, und verstummten.

Jemaleddin erschien, und warf sich vor

dem Throne nieder. Der Kalif stieg herab, und indem er den treuen Diener umarmte, warf er den prächtigsten Kaftan, der sich in der Kleiderkammer des Pallasts befand, ihm mit eigener Hand um die Schultern.

Gott verlängere die Tage des größten seiner Stellvertreter auf Erden, und sey gnädig gegen ihn, wie er es gegen mich ist! stammelte der Befreyte im Taumel des höchsten Entzückens.

Du bist von heute an der Erste unter den Fürsten meines Reichs, und das Haupt der Emire, sprach der Kalif. Jetzt eile, um Deiner Mutter ihr Theuerstes wieder zu geben.

Willkommenster aller Befehle, für einen Sohn, wie Yemaleddin! Ohne Aufsehen dachte er Mutter und Schwester in der ihm unbekannten Hütte zu überraschen, die seit seinem Unglück ihnen zur Wohnung gedient hatte. Aber an der Pforte des Pallasts fand er ein auf's prächtigste ausgerüstetes Pferd, das seiner wartete. Die Veziere schlossen sich, dem ausdrücklichen Willen des Kalifen gemäß, an, um den Zug zu verherrlichen, und die Mutter mußten vier vorangesprengte Reiter auf die erschütternde Freudenscene vorbereiten.

Noch hatte der Kalif eine Pflicht gegen die schwer beleidigte Enkelin des Kassera zu erfüllen? Sollte er sie sehen? Das beschämende Gefühl des Unrechts, und noch mehr seine neue Liebe geboten ihm das Gegentheil. Aber sie war seine Gemahlin und sollte es bleiben, wenn sie wollte, so leicht sich auch der mancher Förmlichkeit entbehrende Heirathsvertrag aufheben ließ. Giafar und Mesrur wurden also mit dem Befehl an die Prinzessin abgeordnet, ihr mit der Ankündigung ihrer Freyheit zugleich zu eröffnen, daß es bloß von ihrer Wahl abhänge, entweder als Gemahlin, oder als Tochter des Monarchen in dem Pallast zu leben, und alle mit diesem oder jenem Range verbundenen Auszeichnungen zu genießen.

Die schöne Enkelin des Kassera hatte wie eine Prinzessin geheirathet, und wie eine Prinzessin geliebt, und was sie während ihrer kurzen Verbindung mit dem Gewaltigen erfuhr, war gleichfalls von der Art, daß ihr die gegebene Wahl unmöglich schwer fallen konnte. Bezeugt, sprach sie zu den beyden Abgeordneten, bezeugt dem Beherrscher der Gläubigen, dem großen, dem gerechten Harun, wie sehr seine Gnade das Herz seiner treuen,

dankbaren und ehrfurchtsvollen Tochter gerührt habe.

Dem Himmel sey Dank! dachte der Kalif, als er die Botschaft vernahm, und vermählte im Herzen die wunderbarer Weise in seine Tochter verwandelte Gemahlin mit dem neuen Oberhaupt der Fürsten und der Emirs seines Reichs.

Yemaleddin genoß in den Umarmungen der wonneberauschten Mutter und der frohlockenden Schwester, die beyde ihm entgegen geeilt waren, das Entzücken des Wiedersehens und des höchsten und schnellsten Glückswechsels. Immer erneuerten sich die Ausbrüche gegenseitiger Zärtlichkeit, und mit jauchzendem Ungestüm trugen die beyden Frauen ihn gleichsam nach ihrer Wohnung.

In welchem Hause finde ich Euch, Ihr Theuren, Ihr Geliebten! sprach er beym ersten Tritt in dasselbe. Ach! diese Stelle ist es, von welcher man mich vor einem Monat hinwegriß, aber nicht mehr das vorige Haus, welches der Zorn des Monarchen zu schleifen befahl. Und doch zeigt diese unscheinbare Hütte in ihrem Innern noch mehr Pracht, als der verschwundene Pallast.

Leidiger Reichthum! antwortete Lelamain. Er erinnert uns nur an unser Elend, und ist zugleich ein Zeuge, wie tief dieses uns fallen ließ. Als man Dich, mein Sohn! von hier wegschleppte, welche Gräuel der Zerstörung mußten wir mit ansehen! Man zerschlug und vernichtete Alles, was wir unser nannten, und ließ uns nicht einen Krug, um Wasser zu holen. Kaum blieben uns einige Lumpen statt der Kleider. Aller Mittel zu unserem Unterhalt sahen wir uns beraubt, und Niemand war, der unsere Arbeit begehrte. Kurz, manche Bettlerin war reich gegen uns, und beynahe glaube ich, daß man sich von Thränen sättigen kann, weil der Hunger mich und Deine Schwester nicht aufrieb. Gestern kam ein Mann zu uns, der Zutulbe zur Frau begehrte, und sich erbot, acht tausend Zechinen Heirathgut zu bezahlen. Er ist groß und hat ein majestätisches Ansehen. Aber leider ist er einer der räuberischen Araber aus der Wüste. Ich kannte den Vogel gleich an den Federn. Aber er bot achttausend Zechinen in einem Augenblicke, in welchem der letzte Bissen Brod im Hause aufgezehrt war. Er trieb mich, den Kadi zu holen, um den Heirathsvertrag auf-

zusetzen, und wenn gleich dieser, als ich ihm nach der Anweisung des Räubers zu kommen befahl, mich in's Narrenhaus sperren lassen wollte, so wurde er doch plötzlich die Höflichkeit selbst, und eilte so sehr, mir zu folgen, daß er sich nicht einmal Zeit nahm, in die Bambuschen zu schlupfen. Da es an Papier fehlte, so riß er ein Stück von seinem Faragi ab, um den Vertrag darauf zu schreiben, den Du, so wie den zerfetzten Amtsrock, noch hier sehen kannst. Wie er kam, so ging er, ohne sich nur einmal umzusehen, und auch mein neuer Eidam begab sich hinweg. Einen Augenblick nachher wimmelte das Haus von Mahlern, Vergoldern, Tapezierern und andern Arbeitern, die uns von einer Ecke in die andere trieben. Ich erkundigte mich bey Jedem nach dem Gewerbe meines Eidams, aber sie konnten, wollten, oder durften mir nicht sagen, was ich zu wissen verlangte. Man brachte ein kostbares Kästchen mit dem Brautschatze, das prächtige Hausgeräth, das Du siehst, Stoffe und Brokate im Ueberfluß, und endlich eine Mahlzeit, die kein König verschmäht haben würde. Wer war glücklicher, als ich? Aber um zehn Uhr kam der Polizeyrichter mit

dreyßig Fackeln und einer Wache von dreyhundert Mann, um den Räuber aufzuheben, und uns als Diebshehlerinnen zu behandeln. Wir wurden mit Schmähungen überhäuft, und erwarteten jeden Augenblick, daß die Rotte in das Haus eindrängen würde. Plötzlich, als ob die Räuber vom Himmel fielen, erschien mein Eidam auf der Terrasse des Hauses. Er stieg zum Fenster herein, aß, und trank, und küßte, und war so wohlgemuth, als ob die Leute vor der Thür, die ihn in Stücke zu hauen drohten, nur gekommen wären, um ihm ein Ständchen zu bringen. Als er sich zu Bette legen wollte, schien er des Lärms überdrüßig zu seyn, und trug mir auf, seinen Ring, auf welchem verschiedene Zeichen eingegraben waren, dem Polizeyrichter zu überliefern. Kaum hatte dieser den Talisman in den Händen, als es war, als ob ein Sturm die ganze Schaar gleich den dürren Blättern eines Baums verwehe. In wenigen Augenblicken war die Straße wie ausgestorben, und wir legten uns so ruhig nieder, als ob alles Vorhergegangene nur ein Kinderspiel gewesen wäre.

Diesen Morgen, als mein Eidam aufge-

standen war, und wir von dieser und jener Sache sprachen, erzählte ich ihm unser Unglück. Aber man weiß ja, daß diese Araber sich in Alles mischen, und daher wollte er anfänglich den Kalifen vertheidigen, und nachdem er sich von mir mit seiner eingebildeten Weisheit in die Enge getrieben sah, rannte er in der ausdrucklichen Absicht davon, den Kalifen eben so von seinem Unrecht zu überzeugen, wie er von mir davon überzeugt worden war. Und sogar verwenden will er sich bey ihm für uns. Was sagst Du, mein Sohn! zu einem solchen Beschutzer und Fursprecher? Indessen ganz schlecht ist der Mensch doch nicht, und ich habe mehr als einen Grund zu hoffen, daß wenn ihm der Himmel Zeit läßt, er sich noch bessert. Allein wenn er auch heute aufhört, ein Räuber zu seyn, so werde ich mich doch in meinem Leben nicht trösten können, daß Noth und Elend mich zwangen, einen Menschen von diesem Schlag in unsere Familie aufzunehmen.

Yemaleddin glaubte zu träumen, als er seine Mutter in vollem Ernst und ohne eine Spur von Geistesabwesenheit die abenteuerlichste Geschichte von der Welt erzählen hörte. Ein Räuber, der öffentlich und ungestört mitten

in Bagdad die außerordentlichsten Dinge von der Welt zu Stande bringt, auf dessen Ruf der Kadi barfuß erscheint, um einen Heirathsvertrag auf ein Stück seines zerfetzten Faragi zu schreiben, der eine Bettlerhütte in einigen Stunden in einen Feenpallast verwandelt, und endlich mit einem Ringe das wüthende Heer einer Polizeywache entwaffnet, gewiß, er mußte bey dieser Erzählung an Zauberey glauben, oder die mütterliche Wahrhaftigkeit in Zweifel ziehen. Indessen war die Verfolgung der Justiz, die mit einem so ganz ungewöhnlichen Nachdruck Statt fand, in seinen Augen immer ein höchst verdächtiges Zeichen gegen die Rechtlichkeit des räthselhaften Schwagers.

Mutter! sprach er endlich, was soll ich von Deiner Erzählung denken, in welcher Wahrheit und Unwahrscheinlichkeit einander wechselseitig bestätigen und entkräften? Und was dachtest Du, meine Schwester einem Räuber zu geben?

Du hast es schon gehört, erwiederte die Mutter, daß das mächtigste aller Zwangsmittel, die Noth, mir keinen andern Ausweg übrig ließ.

Der Nichtswürdige, fuhr Yemaleddin fort, machte sich Euer Elend zu Nutz. Aber dem Himmel sey Dank, daß das Glück es uns möglich

macht, unsere alte Ehre auch von dieser Seite wieder herzustellen. Nichts ist so nichtig, als diese Heirath. Ich bin das Haupt der Familie, ohne dessen Einwilligung die Hand meiner Schwester nicht vergeben werden konnte, und bey der heiligen Kaaba, worin man den großen Propheten anbetet, schwöre ich, diesem verworfenen Räuber, wenn er frech genug ist, mir unter die Augen zu treten, den Namen meiner Schwester für immer aus dem Gedächtniß zu löschen.

Yemaleddin begleitete diese Drohung mit so funkelnden Augen, und legte die Hand mit so wilder Entschlossenheit an den Griff seines Säbels, daß die zärtliche Zutulbe noch mehr als bey dem Drohen der Häscher für das Leben des ihr so theuren Gemahls zitterte, und einer Ohnmacht nahe war.

Wahrlich, schrie die Alte, es gibt doch nichts Tückischeres, als das Glück. Heute läßt es den Kalifen Gerechtigkeit gegen Dich üben, und gestern führt es mir diesen Räuber, diesen Il Bondocani in's Haus, damit ich ihm in der Noth noch geschwind meine Tochter zur Frau gebe.

Ums Himmelswillen! rief Yemaleddin bestürzt, welchen Namen nanntest Du, Mutter?

Den Namen meines Eidams, erwiederte sie. Il Bondocani heißt er, Il Bondocani! Klingt Dir dieser Name so fremd?

Und Er, dieser nämliche Mann, fuhr Yemaleddin fort, Er hat meine Schwester geheirathet?

Du hast es schon gehört, antwortete Lelamain, kein Anderer, als er, ist Dein Schwager, und wenn Du meinen Worten nicht glaubst, so glaube der Schrift hier auf dem abgerissenen Fetzen von dem Faragi des Kadi's. Steht hier nicht deutlich: Heirathsvertrag zwischen Zurulbe, Tochter der Wittwe Lelamain und dem Il Bondocani.

Yemaleddin las, und wie von einer höhern Macht ergriffen, stürzte er sich mit dem Gesicht auf den Boden. Lelamain brach in ein lautes Gelächter aus. O, rief sie, der Tapferste aller Helden, der Ritter, der gar nicht weiß, was Furcht ist, hier liegt er, und küßt den Staub! Unüberwindlicher! warum ziehst Du nicht den Säbel, um Deinen Schwager in die andere Welt zu schicken? O welch ein Mann ist mein Eidam! Sein Name selbst ist ein Held, der Alles niederschmettert. Wohl mir, wohl mir, daß ich ihn weiß! Laßt nur die längst erwartete Kara-

vane von Mekka kommen, und Ihr sollt sehen, ob nicht Indien, Armenien, Aegypten und Rumelien vor der alten, schwachen Lelamain die Knie beugen, und ihr Alles, was sie haben, ohne ein Kamehl zu behalten, zum Opfer bringen. Aber Du, zahm gemachter Löwe! liegst Du noch immer auf der Erde? Erhebe Dich, mein Sohn! weine und lache, zerraufe Dir Haare und Bart, zerfetze Deinen Rock, kurz, beginne alle möglichen Thorheiten! Kein Mensch kann es Dir übel nehmen, wenn Du närrisch bist, weil ich einen Namen nannte, bey welchem Niemand seiner Sinne mächtig bleibt. Und hätte ich vollends den Ring, der noch weit mehr Heulen und Zähnklappern und Hautschauern verursacht! Aber stehe endlich einmal auf, Oberhaupt der Fürsten und der Emirs! Ich befehle es Dir im Namen des Il Bondocani.

Ich gehorche, sprach Yemaleddin, ich gehorche dem Namen, dem die Erde gehorcht, und den alle Völker anbeten. Aber zugleich laß mich nicht vergessen, die wunderbare Fügung des Himmels zu preisen, der meine Schwester vom Staube auf den Thron erhebt, indem er ihr den König der Könige, den größten aller Regenten, den weisen und großmüthigen

Harun Alraschid zum Gemahl gibt. Du erstaunst, meine gute Mutter! Aber wisse, Il Bondocani und der Kalif sind Eine Person.

Und Deine Mutter, unterbrach ihn Lelamain, ist das unseligste Weib unter der Sonne! O in welchem Fluß soll ich mich ersäufen? Und gibt es keine Kluft mehr, wohin sich eine arme, alte verlorene Frau verkriechen kann? Abscheuliche Lästerungen gegen den Kalifen habe ich bey dem Il Bondocani ausgestoßen. Beschuldigte ich ihn nicht, um nur Ein Beyspiel anzuführen, mit dürren Worten der Tyranney und der Ungerechtigkeit?

Mutter! unterbrach sie Yemaleddin, war es durchaus Wahrheit, was Du dem Kalifen sagtest? Er ist zwar über alle Menschen erhaben, aber er bleibt doch ein Mensch, von dem sich, wie von allen, Böses sagen läßt.

Ach! nur zu wahr ist, was ich ihm sagte, erwiederte die Mutter. Ich erzählte ihm nämlich unsere Geschichte, und schilderte ihm mit den lebhaftesten Farben das uns widerfahrene Unrecht.

Du kannst also, sprach der Sohn, aus meinem Schicksal Dir das Deinige prophezeyen. Oder was kann es anders als eine Folge der

Wahrheiten seyn, die er von Dir hörte, daß er mich aus meinem Kerker entlassen, und mich zum Ersten der Fursten, und zum Oberhaupt der Emirs ernannt hat? Diese Rache nimmt sich der große Mann fur eine harte, aber heilsame Lehre.

In diesem Augenblicke erschien Mesrur, um den Kalifen anzumelden, und die gute Lelamain sah sich zitternd nach einem Schlupfwinkel um. Aber Sohn und Tochter hielten sie zuruck. Fasse Dich, Mutter! sprach der neue Prinz. Vertrauen ist der erste Tribut, den man der Tugend schuldig ist, und Harun Alraschid ist weit uber die gewohnlichen Menschen erhaben.

Der Kalif trat herein ohne Gefolge, aber mit dem glanzvollen Prunk, der, wenn er gleich keine Wurde verleiht, doch ihre Wirkung unendlich erhoht. Lelamain, Yemaleddin und Zutulbe beruhrten mit ihren Stirnen den Boden, aber mit huldvoller Herablassung hob der Monarch selbst sie auf.

Gute Mutter! sprach er zu Lelamain, hier siehst Du den Mann wieder, der Dir so viele Sorgen machte, und eben daher sich fur doppelt schuldig erkennt, Dein ganzes Leben, das der

Himmel noch lange friste! von Allem, was man Sorge nennt, zu befreyen. Was bin ich der Mutter meiner Herzensgebieterin, der Mutter der unvergleichlichen Zutulbe, und des treuesten meiner Vertrauten, was bin ich endlich der weisen Lehrerin nicht schuldig, die mir über Fehler die Augen öffnete, deren Ablegung von nun an ein sehr ernstes Geschäft für mich seyn wird! Meine Besserung, fuhr er lächelnd fort, wird mir zugleich Verzeihung bey Dir für das Unrecht auswirken, das Dein Sohn durch meine Uebereilung erlitten hat. Sein zerstörter Pallast steige mit einer der jetzigen Würde des Besitzers angemessenern Pracht aus seinen Trümmern empor, und um den edlen Diener gleichsam durch die Bande des Bluts an mich zu fesseln, werde die liebenswürdige Enkelin des Kassera-Apyscheroan, die ich heute statt zur Gemahlin zur Tochter annahm, die Gefährtin seines Lebens.

Du, meine theure Zutulbe! schloß er, indem er sich gegen seine Gemahlin wandte, Du liebtest den Araber aus der Wüste mit einer Zärtlichkeit, die selbst dem Unglück, das ihn von allen Seiten zu bestürmen schien, Trotz bot. Mein Loos, wie es auch ausfalle, mit mir zu

theilen, war Dein fester Entschluß. Du kennst es nun, dieses Loos, und möchte nur ich des Glücks so würdig seyn, daß ich von Dir empfange, als Du des Thrones bist, den ich von nun an mit Dir theile!

Das höchste Entzücken ist sprachlos, und in welchem Grade sich diese Erfahrung an der neuen Familie des Kalifen bewährte, kann man am sichersten aus dem Umstand abnehmen, daß selbst der guten Zelamain ihre Zunge den Dienst versagte.

Der Kalif ließ die beyden Frauen in eine Sänfte steigen, und begleitete sie, indem er zwischen dem Großvezier und Yemaleddin ritt, in seinen Pallast. Noch der nämliche Abend sah den neuen Günstling als den glücklichen Gemahl der schönen Prinzessin von Persien, und Volksfeste und Armenspenden theilten die Freuden, die im Pallast herrschten, der ganzen Stadt mit. Bald bezog Yemaleddin mit seiner Gemahlin seine neue Prachtwohnung, und die gute Zelamain hatte jetzt kein anderes Geschäft, als sich in ihrer Sänfte von der Tochter zum Sohn, und von dem Sohne zur Tochter tragen zu lassen, um unter den glücklichsten Kindern die glück-

lichste Mutter zu seyn. Hätte, als sie unter dem Thor der Moschee den Koran vorlas, und die Hartherzigkeit ihrer Zuhörer vergebens um ein Almosen anrief, hätte nur ein Einziger von ihrer Noth sich rühren lassen, Niemand hätte Wunder gerufen, und doch wäre ohne dieses Wunderrufen der Kalif nicht neugierig geworden. Ohne seine Neugierde hätte er das anmuthigste aller Wunder, seine angebetete Zutulbe, nie gesehen, und der arme Yemaleddin wäre als ein Lugenprophet um seinen Kopf gekommen. Aber eine höhere Hand lenkt über den Sternen die Ereignisse des Sandkorns, das wir Erde nennen, an Fäden, die zu fein sind, als daß das Auge des Staubbewohners sie gewahr werden könnte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Friedrich Weisser's

neue

Sammlung

auserlesener prosaischer

Schriften.

Zweyter Theil.

Augsburg und Leipzig,
in der v. Jenisch- und Stage'schen Buchhandlung.
1827.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite.

Biographische Aufsätze.

Goldoni, der italienische Lustspieldichter 3

Dramatische Dichtungen.

I. Scenen aus einem neu bearbeiteten Holberg'schen Lustspiele: Der Geschäftige 65
II. Scenen aus dem ungedruckten Lustspiele: Ulisses von Ithaka 85

Schriftsteller und Schriftstellerey.

I. Der Staat und der Schriftsteller 114
II. Schriftstellerische Nachlässigkeiten und schriftstellerische Ignoranz 124
III. Die Dichterdenkmahle 132
IV. Mannigfaltigkeiten 133
V. August von Kotzebue über sich selbst 148

Aufsätze vermischten Inhalts.

I. Sprachneuerungen 170
II. Bruchstück einer Vorrede zu den gesammelten ältern Schriften des Verfassers 181

Seite.

III. Furius. Eine Schilderung nach dem Leben . . 188
IV. Gedenkbuchblätter 190
V. Blumenlese aus dem neu bearbeiteten altdeutschen Roman Simplicissimus. Erste Abtheilung . . . 204

Auswahl aus den Mährchen der Scheherazade.

I. Die drey ausgesetzten Königskinder 261
II. Das Gastmahl 344

Biographische Aufsätze.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Goldoni,

der italienische Lustspiel-Dichter.

Vorwort.

Der fruchtbarste und glücklichste Schauspiel-Dichter der Italiener, Goldoni, hat Denkwürdigkeiten von seinem Leben in französischer Sprache geschrieben, die durch ihren Reichthum an Theilnahme erregenden Begebenheiten und an Erfahrungen, Beobachtungen, Schilderungen und Bemerkungen es vorzüglich werth sind, durch einen Auszug allgemeiner bekannt zu werden. Schon der Umstand, daß das Schriftstellerleben des Mannes einen Zeitraum von zwey und siebzig Jahren umfaßt, macht ihn merkwürdig, und wenn gleich seine aus Trauerspielen, Lustspielen, Tragikomödien, ernsten und komischen Opern und sogenannten Intermezzos bestehenden Werke noch sehr von der Vollkommenheit entfernt sind, so gebührt ihm doch der Ruhm, die meisten seiner Vorgänger eben so weit hinter sich zurückgelassen zu haben, als er

selbst hinter dem Ideal eines dramatischen Dichters zurückbleibt. Er hat übrigens die Bühne seiner Nation im Ganzen um zweyhundert Stücke bereichert.

Von seinen Denkwürdigkeiten hat man eine deutsche Uebersetzung des verstorbenen Dichters und Kritikers Schaz, in Gotha, die im Jahr 1788 unter dem Titel: Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters erschienen ist.

Goldoni wurde im Jahr 1707 zu Venedig geboren. Sein Großvater gab Opern und Komödien in seinem Hause, und hatte die besten Schauspieler und die berühmtesten Tonkünstler in seinem Solde. In diesem Geräusch, in diesem Ueberfluß, sagt der Enkel, wurde ich geboren. Wie hätte ich die Schauspieler verachten, und ein Feind der Fröhlichkeit werden können?

Seine Mutter gebar ihn ohne Schmerzen, und liebte ihn aus eben diesem Grunde desto mehr. Er selbst begrüßte die Welt, als er zum erstenMal in sie hineinschaute, nicht mit Schreyen, und behauptet, dieses bescheidene Betragen bey einem Ereigniß, durch welches sich gewöhnlich der Mensch zu einem Andern sehr beschwerlichen Lärm berechtigt glaubt, habe bereits den

friedfertigen Charakter angekündigt, den er in der Folge niemals verläugnete.

In seinem vierten Jahr ergetzte er sich mit einem Marionettentheater, mit welchem er von seinem Vater beschenkt worden war.

Nach dem Tode des Großvaters, der Alles, nur kein guter Wirth war, sank die Familie Goldoni von einem hohen Grade des Wohlstands zur unbehaglichsten Mittelmäßigkeit herab. Der Vater unsers Dichters, der bei vielen Talenten in der Erziehung vernachläßigt war, vermochte das vom Großvater bekleidete Amt nicht zu behaupten, und ging, um sich zu zerstreuen, nach Rom. Die Mutter, die inzwischen einen zweyten Sohn geboren hatte, und mit ihrer Schwester an der Spitze des Hauses in Venedig blieb, gab den jüngern Sohn in eine Erziehungsanstalt, und beschäftigte sich allein mit dem ältern, der im vierten Jahre bereits lesen und schreiben konnte, seinen Catechismus auswendig wußte, und einen Hauslehrer bekam. Er lernte Grammatik, Rechenkunst und die Anfangsgründe der Geometrie mit Leichtigkeit. Komische Schriften, nämlich Komödien, zog der Knabe, der überhaupt die Bücher ungemein liebte, allen andern vor, und schrieb sogar die Stucke ab, die ihm am meisten Vergnügen machten. Schon im achten Jahre wurde

er Schriftsteller, und man wird von selbst errathen, daß die frühzeitige Geburt eine Komödie war. Höchst drollig ist es, daß er das Geheimniß seiner geistigen Entbindung zuerst seiner Wartfrau entdeckte, die auch natürlich das Werk für ein Meisterstück erkannte. Die Mutter des kühnen achtjährigen Poeten verwies ihm sein Beginnen, und — umarmte ihn. Die einzige Person in der Familie, die den jugendlichen Schriftsteller auslachte, war seine Tante. Es versteht sich übrigens, daß das Werk bei allen Freunden und Bekannten des Hauses umherlief, und daß man auch nicht vergaß, eine Abschrift davon an den Vater des den Pegasus statt des Steckenpferds reitenden Verfassers zu senden. Einen Titel seiner Komödie zu geben, hatte der junge Dichter vergessen. Oder vielleicht wußte er keinen schicklichen für sie zu finden, und es schien ihm besser, sie ganz ohne Namen zu lassen, als ihr, wie so viele unserer neuesten, nichts weniger als bartlosen Komödienschreiber mit ihren Geburten zu thun pflegen, einen abgeschmackten zu geben.

Vielleicht gibt der junge Goldoni manchem deutschen Leser zu der Frage Anlaß, ob es besser sey, im achten, oder im acht und dreißigsten Jahre von einem Trauerspiel oder Lustspiele entbunden zu werden, und ohne Zweifel vereinigen

sich die meisten Stimmen gegen die spätere Geburt für die frühere.

Der Vater des Dichters, der sich nur auf ein Paar Monate nach Rom begeben hatte, blieb vier Jahre daselbst, und studierte nach dem Rath des ersten päpstlichen Leibarzts die Arzneykunst. Wer lächelt nicht, wenn er vernimmt, daß während der achtjährige Sohn in Venedig sich in die Reihe der Schriftsteller drängt, der Vater in Rom sich unter die Studenten aufnehmen läßt? Indessen erwarb der alte Student nach vier Jahren sich die Doktorwürde, und begann seine Laufbahn in der Kunst, Kirchhöfe zu bevölkern, in Perugia. Da es sich wirklich zuweilen ereignete, daß ein von ihm besorgter Kranker mit dem Leben davon kam, und da er zugleich als ein Mann von angenehmem Umgang sich die Gunst der edelsten und reichsten Familien in Perugia zu erwerben gewußt hatte: so wurde der fremde Neuling in Kurzem der Modedoktor der Stadt, und dankte dem Tod seiner Kunden das angenehmste Leben.

In dieser glücklichen Lage wurde er von der ersten Geistesfrucht seines Sohns überrascht, und da er als ein guter Rechenmeister herausbrachte, daß wenn acht Jahre vier Quentchen Witz geben, man sich von achtzehn wohl zwölf versprechen könne, und daß längere Fortschritte

nach gleichem Verhältniß endlich nothwendig zur Vollkommenheit führen müßten: so wurde die väterliche Eigenliebe durch die kindische Komödie in einem so hohen Grade gereitzt, daß er den viel versprechenden Sohn schlechterdings bey sich zu haben verlangte.

Der erste Auftritt des jungen Komödienschreibers in der Schule zu Perugia war nichts weniger als glänzend. Allein gerade der Hohn, den er von seinen Mitschülern wegen seiner Unwissenheit erfuhr, spornte seinen Ehrgeitz so mächtig, daß er bey der nächsten Prüfung der Erste unter den Aufgerufenen in die obere Klasse war.

Um den Sohn für die unverhoffte Freude, die sein Schultriumph ihm gemacht hatte, zu belohnen, brachte der Vater eine Gesellschaft junger Leute zusammen, um während der Schulferien Komodie zu spielen, und Goldoni, den man nicht häßlich fand, hatte die Ehre, als erste Liebhaberin zu glänzen. Bei der ersten Vorstellung machte der von ihm hergesagte lächerlich schwülstige Prolog einen so günstigen Eindruck auf die Zuhörer, daß der junge Schauspieler mit einem ganzen Scheffel voll Bisquit und Zuckerwerk beinahe zu Tode geworfen wurde. Uebrigens fällte bei dieser seiner ersten Probe in der darstellenden Kunst sein Vater, trotz des

eingeärnteten Beyfalls, das nachher bestätigte Urtheil über ihn, daß er, so richtig er auch Alles, was er sagte, gefaßt hatte, doch in seinem Leben kein guter Schauspieler werden würde.

In der obern Schulklasse vollendete er seine Laufbahn so sehr zur Zufriedenheit der Jesuiten, daß sie ihm, obgleich vergebens, eine Stelle in ihrem Orden anboten.

Später begab sich unser junger Dichter, den sein Vater für seine Wissenschaft bestimmt hatte, während dieser sich in Modena, und die Mutter in Chiozza niederließ, nach Rimini, um sich die Philosophie der dortigen Dominikaner zu eigen zu machen.

Die Philosophie, wie sie der weltberühmte Professor Candini vortrug, hatte jedoch nichts weniger als das Glück, ihrem neuen Zögling zu gefallen, und statt also zu Hause seine übrigens fleißig niedergeschriebenen Hefte zu wiederholen, nährte er seinen Geist mit der freylich anmuthigern Philosophie des Plautus, des Terenz, des Aristophanes und des Menander.

Seine Lieblingsunterhaltung war zugleich der Besuch des Theaters, das sich gerade in Rimini befand, und das ihn um so mehr anzog, weil die Frauenzimmerrollen auch durch Frauenzimmer, und nicht, wie in dem übrigen Ita-

lien, durch halbbärtige Mannspersonen gespielt wurden.

Erst, da er sah, daß junge Leute seines Gleichen Zutritt in den Coulissen hatten, wagte er, sich dieses angenehmen Vorrechts ebenfalls zu bedienen. Von den Schauspielerinnen lernte der verschämte Zögling der Weisheit bald — nicht verschämt zu seyn. Bei ihnen wurde der ehrwürdige Professor Candini völlig vergessen, und da sie hörten, er sey ein Venetianer, und also ihr Landsmann, so verdoppelten sie ihr Wohlwollen gegen ihn.

Da die Schauspieler Rimini verließen, um nach Chiozza zu reisen, entschloß er sich, trotz aller Vorstellungen, sie zu begleiten.

Das Fahrzeug, in welches er sich mit seinen Freunden einschiffte, hätte eigentlich seiner mannigfaltigen Bevölkerung wegen, die in einem Dutzend Schauspieler und Schauspielerinnen, einem Soufleur, einem Theatermeister, einem Garderobeaufseher, acht Bedienten, vier Kammermädchen, zwey Ammen, Kindern von jedem Alter, Hunden, Katzen, Affen, Papogeyen, Singvögeln, Tauben und einem Lamm bestand, eine Noahsarche zu heißen verdient.

In einem hohen Grade charakteristisch und nicht weniger belustigend ist, was der Selbst-

biograph von der Lebensart dieser edlen Gesellschaft während ihrer Fahrt erzählt.

Man gab das Zeichen zum Frühstück mit einer kleinen Glocke, und plötzlich versammelte sich Alles, was einen Magen hatte, in einem kleinen Saal, den man mitten im Fahrzeuge den Kasten, Ballen und Bündeln, die den übrigen Raum behaupteten, abgewonnen hatte. Kaffee, Thee, Milch, Braten, Wein und Wasser waren auf der Tafel aufgesetzt.

Die erste Liebhaberin verlangte Fleischbrühe, und ihre Wuth, als keine vorhanden war, konnte erst spät durch eine Tasse Chokolade gedämpft werden. Diese Bühnenprinzessinn war von allen die häßlichste, und ohne Zweifel aus dem nämlichen Grund auch die eigensinnigste.

Nach dem Frühstück wurde in Erwartung des Mittagessens Piket und Trisett gespielt, bis eine auf dem Verdeck errichtete Pharobank, bei welcher jedoch nie hoch gespielt werden durfte, alle Spieler an sich lockte. Doch die ernste Stunde schlug, für welche die Küche raucht und die Köche schwitzen, und die Karten in den Händen der Hungrigen mußten den Löffeln, Messern und Gabeln weichen. In wenigen Augenblicken waren drey Suppennäpfe ausgeleert, und der Rostboeuf, das kalte Geflügel, ein Kalbsrücken und der köstliche Nachtisch sahen

sich eben so wenig verachtet. Die Güte des Weins wetteiferte mit der Trinklust der Zechenden, und nach vier Stunden dauerte die Mahlzeit unter dem Spiel der Instrumente und dem bezaubernden Gesang der Subrette noch fort, als ein höchst tragischer Zufall die allgemeine Freude in allgemeine Unruhe, und am Ende in allgemeine Trauer verwandelte. Die Katze der Prima Donna war aus ihrem Käfich entsprungen, und die Gebieterinn der Entflohenen rief alle Welt zu Hülfe, um ihren Liebling wieder einzufangen. Allein die Katze, die in der Wildheit und im Eigensinn mit ihrer Herrin wetteiferte, spottete der sie Verfolgenden. Wie der Blitz fuhr sie bald hiehin, bald dorthin. Jetzt entschlupfte sie dem gewandtesten Jäger, der sie eben zu haschen glaubte; jetzt rettete sie sich in einen unzugänglichen Winkel, und zuletzt erkletterte sie in der Angst sogar den Mastbaum. Ein Matrose stieg ihr nach, um sie herabzuholen. Allein sie sprang in's Meer, und das Element, das schon so manchen tapfern Helden verschlungen hat, wurde auch das Grab dieser merkwürdigen vierfüßigen Seefahrerin. Aber, welche Feder vermag die Wuth der verwaisten Prima Donna zu schildern? Kein Thier, das ihr in den Weg kam, war seines Lebens sicher. Ohne Barmherzigkeit

sollte das Kammerkätzchen dem Schooßkätzchen in das nasse Grab nachfolgen, und da man Anstand nahm, diesem grausamen Verlangen zu entsprechen, so erhob sich ein so fürchterlicher Zank, als jemals einer in einem Heldengedicht besungen worden ist. Zum Glück gelang es noch dem dazu gekommenen Direkteur, die wüthende Medea, indem er sie auslachte, zu besänftigen. Die Leidtragende fing jetzt selbst an zu lachen, und die arme Katze war vergessen.

Bei der Ankunft in Chiozza wurde der junge Flüchtling auf sein Bitten von dem Direkteur nach dem Hause seiner Mutter begleitet, und während er im Vorzimmer blieb, wußte der gewandte Bühnenheld der guten Frau durch einen Theaterstreich Verzeihung für den Jugendstreich des vierzehnjährigen Sohns abzulocken. Auch sein Vater, der wenige Tage nach dem Sohn in Chiozza eingetroffen war, ließ sich, obgleich, wie man denken kann, nicht ganz so leicht als die Mutter, versöhnen.

Während seines Aufenthalts in Chiozza, wo es an guten Lehranstalten gänzlich gebrach, war der junge Mensch, die Zeit abgerechnet, die er in der Komodie zubrachte, müßig, und daher kam sein Vater, der auch in dieser Stadt mit gutem Erfolg, wenn nicht für seine Kranken, doch für sich, den Arzt zu spielen anfing,

auf den lustigen Einfall, sich von dem fünfzehnjährigen Knaben, bis es Zeit würde, ihn nach Pavia in das Collegium zu senden, bey seinen Krankenbesuchen begleiten zu lassen. Es schade nichts, meinte er, wenn der Theorie ein wenig Praxis, besonders bei der Arzneykunst, die ja nur zu oft ohne Theorie sogar von Scharfrichtern getrieben wird, vorangehe. Allein zum Unglück fand der junge Mensch an seinem Practiciren ungefähr eben so viel Geschmack, als wenn man ihn gezwungen hätte, die Arzneyen, die er seinen Vater verschreiben sah, selbst zu verschlucken. Das unfreiwillige practische Studium machte ihn in kurzer Zeit, trotz seiner Jugend, zum Hypochondristen, und er erholte sich von dem Uebel, bey welchem er sichtbar abzehrte, nicht eher, als bis sein Vater auf das Zureden der Mutter halbgezwungen einwilligte, daß der Sohn nicht nur für den Augenblick, sondern für sein ganzes Leben, der ihm so verhaßten Kunst, Kranke gesund zu machen, entsagte. Er verlangte, weil er es weniger bedenklich fand, die Leute um's Geld, als um's Leben zu bringen, durchaus ein Advokat zu werden, und um so schnell als möglich zu dem gewünschten Ziel zu gelangen, brachte ihn seine Mutter schon nach vier Tagen nach Venedig zu dem Procurator, Herrn Paul Indrico,

in die Vorschule der Jurisprudenz. Bei diesem Manne, der eine Schwester seines Vaters zur Frau hatte, bekleidete er die Stelle des vierten Schreibers, zwar nicht mit sonderlichem Vergnügen von seiner Seite, aber doch zur Zufriedenheit des Lehrers. Allein nach kurzer Zeit rief ihn sein Vater zurück, weil die ihm längst verheißene Stelle im päpstlichen Collegium zu Pavia endlich ledig geworden war.

Nachdem man, um ihn das zur Aufnahme erforderliche Alter zu geben, den sechszehnjährigen Knaben in einen achtzehnjährigen Jüngling verwandelt hatte, trat er seine neue Laufbahn an, und der künftige Rechtsgelehrte lernte tanzen, fechten, Musik, Zeichnen und alle möglichen Gesellschaftsspiele und Hazardspiele. Er verfertigte Gedichte, die bey den Damen um so mehr Beyfall fanden, je jugendlicher der Verfasser, und je angenehmer seine Person war. Er gesteht, daß er, besonders insofern er ein Rechtsgelehrter werden sollte, seine Zeit besser hätte anwenden können, und versichert, er würde es auch gethan haben, wenn er nicht sechszehn Jahre alt, und nicht lustig und schwach gewesen wäre, und das Vergnügen nicht geliebt hätte.

Im dritten Jahr seines Aufenthalts im Collegium kam die Reihe an ihn, Thesen aus dem

bürgerlichen Recht zu vertheidigen. Allein während er sich zu dem wichtigen Geschäft vorbereitete, verruckte ein höchst unangenehmes Ereigniß seinen ganzen Studienplan. Er hatte nämlich die viermonatlichen Ferien in Chiozza zugebracht, und wollte nach seiner langen Abwesenheit sich in den Häusern, in welchen er bekannt war, wieder zeigen. Allein gleich im ersten kam ihm, als man ihm auf sein Klingeln die Hausthür öffnete, ein Bedienter mit den Worten entgegen: Madame ist krank, und Mamsell sieht Niemand. Er bezeugte sein Bedauern über die Krankheit der Madame, und ließ ihr und der Mamsell viele Komplimente melden. Nichts gleicht aber seinem Erstaunen, als sein Unwille, als er im zweiten und dritten, und in jedem Hause, wo er eingelassen zu werden verlangte, sich auf eine ähnliche Art abgewiesen sah. Einige Damen ließen ihm sogar sagen, sie wären aufs Land gereist, während sie sich ihm am Fenster zeigten.

Vergebens zerbrach er sich den Kopf, um die Ursache des eben so seltsamen, als beleidigenden Betragens seiner ehemaligen Freundinnen gegen ihn zu errathen. Noch in der nämlichen Nacht erhielt er jedoch von vier seiner Kameraden den Schlussel zu dem Räthsel. Die Bürger von Pavia, die, sie wußten wohl

warum, von jeher abgesagte Feinde der jungen Musensöhne waren, hatten nämlich während der Ferien sich zusammen verschworen, daß kein Mädchen, das nur den geringsten Umgang mit einem Collegiaten hätte, einen Bürger der Stadt zum Manne bekommen sollte. Ein bereits mit vierzig Unterschriften versehenes Umlaufschreiben wurde von Haus zu Haus getragen, und verbreitete unter den Schönen, welchen es die traurige Wahl ließ, entweder keinen Mann zu bekommen, oder sich von keinem Studenten mehr anbeten zu lassen, Angst und Schrecken.

Die vier Berichterstatter, deren jeder seine neun und zwanzig bis dreyßig Jahre zählte, waren der einstimmigen Meinung, es müsse schwere Rache an den Verschworenen genommen werden. Allein Goldonis friedfertige Natur empörte sich bey dem Gedanken, und erst als die Studentenmänner, die bei dem ganzen Handel einzig und allein das Verderben des armen Goldoni bezweckten, ihn eine feige Memme schalten, und ihm ein Geschenk mit einem Paar Pistolen machten, griff der unbesonnene junge Mensch zwar nicht nach den Pistolen, dafür aber nach einer nicht selten noch gefährlicheren Waffe, nach der Feder, und schrieb eine dramatische Satyre, in welcher den Gattinnen der

Stadt so wenig Weihrauch geopfert war, daß die unselige Schrift, die der Verfasser nach dem Beyspiele der alten römischen Satyrendichter eine Atellana nannte, eine förmliche Belagerung des Collegiums von Seiten der Bürger veranlaßte. Vergebens waren alle Verwendungen der bedeutendsten Männer, um das Ungewitter von dem jungen angehenden Aristophanes, dessen Name durch die Sorgfalt seiner vier verrätherischen Freunde sogleich allgemein bekannt wurde, abzuwenden. Er mußte seine Verstoßung aus dem Collegium und seine Entfernung aus der Stadt, in welcher er seines Lebens nicht mehr sicher war, noch als eine Gnade betrachten. Uebrigens ließ er, ganz gegen die Sitte der meisten Dichter, welchen ihr feindlicher Genius die satyrische Geißel in die Hand gibt, nicht nur sein erstes Spottgedicht zugleich auch sein letztes seyn, sondern war auch so zerknirscht über die jugendliche Ausgelassenheit seiner Feder, daß er noch als Greis in seiner Lebensbeschreibung die wenigen der Beleidigten, die nicht längst schon das Grab jede Beleidigung vergessen gelehrt hatte, förmlich um Verzeihung bat.

Was sollte der arme Verwiesene nun beginnen? Sein Entschluß war, nach Rom zu gehen, um ein Schüler des Gravina zu werden.

Warum, sprach er zu sich selbst, sollte ich mich nicht auch, gleich dem Metastasio, bey diesem berühmten Mann, der in den schönen Wissenschaften und in der dramatischen Kunst seines Gleichen sucht, in Gunst setzen können? Habe ich nicht auch Talente, Genie? Ob er diese hatte, war ungewiß, aber desto gewisser war, daß er kein Geld besaß. Er schnürte nichts destoweniger sein Felleisen und schrieb an den Almosenier des Collegiums, er möchte ihm Geld schicken. Dieser antwortete, er habe keines mehr von seinem Vater in Händen. Indessen sollte er auf der Reise zu Wasser bis nach Chiozza, wo seine Aeltern sich aufhielten, frey gehalten werden, und auch einen kleinen Vorschuß auf seines Vaters Rechnung von dem Hausverwalter bekommen.

Am Morgen des folgenden Tags wurde er in Begleitung des Verwalters in einer Kutsche nach dem Tessino gebracht, und mußte ein großes, aber garstiges, mit Salz beladenes Fahrzeug besteigen. Sein Begleiter verließ ihn, und händigte ihm beym Abschied im Namen des Almoseniers eine kleine Geldrolle ein.

Welche Freude, als der junge Mensch seinen Schatz untersuchte, der in nicht weniger als zwey und sechzig Florentiner Zechinen bestand. Aber welches Leid, als der Verwalter zurück-

kam, um das nicht ihm bestimmte Geld gegen armselige dreyßig Paoli auszutauschen!

Von einer Reise nach Rom war also keine Rede. Indessen wollte er auch nicht zu seinen Aeltern zurück, und machte in Piazenza, wo das Schiff landete, einen Versuch zur Flucht. Allein der Schiffspatron bat ihn höflich, sich nicht zu bemühen, wenn er nicht mit Gewalt zurückgehalten seyn wollte. Der junge Gefangene war in Verzweiflung, wählte aber doch von drey Dingen, unter welchen ihm, wie er sagt, die Wahl blieb, nämlich vor Verdruß zu sterben, oder nach Chiozza zu gehen, oder sich in den Po zu stürzen, das zweyte.

Zerknirscht trat der junge Mensch bey seiner Ankunft in Chiozza vor seine Mutter. Aber die gute Frau, die bereits von seinem Schicksal benachrichtigt war, verzieh ihm die Unbesonnenheit, und auch der wenig strengere Vater ließ sich bald versöhnen.

In Udine, wo der Vater seine Kunst übte, setzte der Sohn seine Studien unter der Leitung eines bekannten Rechtsgelehrten, Morelli, fort, und lernte, wie er sagt, hier in sechs Monaten mehr, als er in Pavia in drey Jahren gelernt hatte. Während eines traurigen und langweiligen Carnevals, wie er es nennt, verfertigte er aus den sechs und dreyßig Fastenpredigten

eines Pater Augustiner von der stricten Observanz eben so viele mehr oder weniger gelungene Sonette, die er drucken ließ und den Stadtdeputirten zueignete. Sein Werkchen erwarb sich den Beyfall der Mäcene, und, wie es sich von selbst versteht, noch mehr des Redners. Wundern muß man sich, daß nicht wenigstens noch vor zehn Jahren die Poeten unter unsern jungen Predigern ihren Kanzelreden diese Form gaben.

Während der junge Poet sich mit Klinggedichten marterte, und Lorbern erobern wollte, ging er zugleich auf die Eroberung einer schönen Nachbarin aus, die ihm den Sieg nicht schwer zu machen schien. Allein welche traurige Catastrophe seines ersten verliebten Romans! Die Geliebte hatte ihren Spott mit dem unerfahrenen Thoren getrieben, und ihr Kammerkätzchen, die noch obendrein die Häßlichkeit selbst war, ihn unter dem Namen ihrer Gebieterin geplündert.

Dieser Unfall vermehrte die Summe seiner Weisheit so wenig, daß er unmittelbar nachher sich in eine noch gefährlichere Schlinge locken ließ. Die Tochter eines Limonadehändlers führte, so viel sich aus seiner etwas dunkeln Erzählung abnehmen läßt, nichts Geringeres im Schilde, als den jungen Reimschmied zu ihrem, und

Hymens Sclaven zu machen, und er mußte, um diesem schrecklichen Schicksal zu entgehen, sich, wie er sagt, seinem Vater in die Arme werfen.

Dieser wohnte damals in Görz, im Hause des Generallieutenants Kaisers Carl VI., und Aufsehers der österreichischen Truppen in Krain und im deutschen Friaul, Grafen Lantieri, der sich seiner als Arzt bediente.

Der Graf begab sich mit seinen Gästen nach seinem Gute Wipach, auf welchem sie vier sehr angenehme Monate verlebten. Eine Beschreibung von der Tafel des Grafen, die, wie Goldoni sagt, nicht delikat, aber reichlich besetzt war, verdient wohl, hier einen Platz zu finden. Die Grundlage des Braten-Aufsatzes bestand in einem Schöpsenviertel, oder einem Rehviertel, oder einer Kalbsbrust. Nun folgten Hasen, oder Fasanen, dann Rebhühner, nach diesen Schnepfen, oder Drosseln, und endlich bildeten Rothgänse und Feigenschnepfen die Spitze der ungeheuren Fleischpyramide, die bald bis auf den Grund abgetragen, und von der ansehnlichen Menge der Gäste rein aufgezehrt war. Zur Etikette gehörte, daß bey jeder Mahlzeit drey Suppen, nämlich eine Brodsuppe und eine Kräutersuppe beym ersten Aufsatz, und eine Graupensuppe als Beyessen aufgetragen wurden.

Den Weinen des Wirths widerfährt alle Gerechtigkeit, und besonders wird einer Gattung von rother Farbe gedacht, die bey den Statistikern wegen ihres Einflusses auf die Bevölkerung sehr beliebt gewesen seyn soll. Nicht angenehm war dem jungen Gast das Gesundheittrinken. Am Namensfeste des Kaisers fing man bey Sr. Majestät an, und jeder Gast erhielt ein gläsernes Trinkgefäß, das man einen Gluglu nannte, und dessen Einrichtung nicht weniger sonderbar, als sein Name war. Es war nicht weniger als einen Fuß hoch, und aus mehreren, durch kleine Röhren verbundenen Kugeln zusammengesetzt, die immer kleiner wurden, und sich oben in eine längliche Oeffnung endigten. Brachte man diese mit aufgehobenem Arm an den Mund, so lief der im Boden des Gefäßes befindliche Wein mit einem harmonischen Geräusch durch die Kugeln und Röhren, und da alle Gäste zugleich tranken, so entstand ein eben so neues, als lustiges Concert.

Zum Vergnügen des jungen Goldoni ließ der Graf ein vernachläßigtes Marionettentheater wieder einrichten, und der junge Schauspielfreund unterhielt die Gesellschaft durch ein ausdrücklich für hölzerne Schauspieler geschriebenes Schauspiel des Peter Jacob Martelli, aus Bologna, das den Titel: Der niesende Herkules,

führte. Martelli war, nach Goldonis Urtheil, der Einzige, der ohne den lächerlichen Einfall, eine neue Versart in die dramatische Poesie der Italiener einführen zu wollen, seinem Vaterland ein vollständiges Theater hätte hinterlassen können. Von diesen getadelten Versen, die in vierzehn Sylben bestanden, und sich strophenweise reimten, sagt übrigens unser Verfasser auf der nämlichen Seite seines Buchs, er schäme sich nicht, so sehr sie auch verschrieen wären, sie funfzig Jahre nach dem Tod ihres Verfassers gut zu finden. Martelli hinterließ sechs Bände dramatische Werke von allen Gattungen, vom erhabensten Trauerspiel an, bis zur Marionettenposse herab. Am Schlusse seines Aufenthalts bey dem Grafen machte Goldoni mit dem Secretär desselben noch eine kleine Reise nach Laibach und Grätz, und zurück durch Kärnthen über Triest, Aquileja und Gradisca. Von Laybach rühmt er die großen, oft über einen Fuß langen Krebse, und von Grätz, aus Gelegenheit der Universität, die Deutschen, die mehr studierten, und sich weniger zerstreuten, als die Italiener.

Familienrücksichten bestimmten vorzüglich den alten Goldoni, seinen Sohn nach Modena zu senden, um auf der dortigen hohen Schule sich vollends zum tüchtigen Rechtsgelehrten machen

zu lassen. In den ersten Tagen seiner Anwesenheit daselbst versäumte er nicht, den berühmten Muratori zu besuchen, und sich den eben so berühmten im Glockenthurm der Cathedralkirche an einer eisernen Kette hängenden Eimer zeigen zu lassen, der dem Tassoni den Stoff zu seiner Epopee, der geraubte Eimer, gab.

Durch einen sonderbaren Zufall wurde Goldoni nach einem kurzen Aufenthalt wieder von Modena weggetrieben.

Er war Zeuge, wie der Abbé V..., ein gelehrter Mann und ein in Italien sehr geschätzter Dichter, auf die Anklage einer Frau, gegen welche er sich unanständige Reden erlaubt haben sollte, öffentlich auf einem fünf Fuß hohen Gerüst, mit bloßem Haupt und mit gebundenen Händen gezwungen wurde, alle ihm angeschuldigten Verbrechen zu bekennen, und dieser empörende Auftritt, wie Goldoni ihn nennt, machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß der junge muthwillige Schauspiel- und Satyrendichter plötzlich den Entschluß faßte, ein Kapuziner zu werden. In einem Brief, in welchem, wie er sagt, kein Menschenverstand war, meldete er seinem Vater sein frommes Vorhaben, und dieser war klug genug, sich zu stellen, als billige er dasselbe vollkommen. Er hieß ihn nach Hause zurückkehren, und eine Reise nach Venedig, zu

welcher er sich durch das Versprechen, man wolle ihn dem Guardian der Kapuziner vorstellen, bereden ließ, trieb ihm alle Kapuzinergedanken eben so schnell wieder aus dem Kopf, als sie bey ihm entstanden waren. Statt ihn nämlich in's Kloster zu führen, führte man ihn in die Komödie, und die ehrwürdigen Väter mußten sich von dieser einen Novizen rauben lassen, auf welchen der heilige Franziskus selbst hätte stolz seyn dürfen.

Goldoni stand jetzt in seinem ein und zwanzigsten Jahre, und lebte wieder im väterlichen Hause, ohne zu wissen, was aus ihm werden sollte. Doch bald sehen wir ihn durch besondere Gunst zum Coadjutor des Coadjutors bey dem Gouverneur der Republik Venedig in Chiozza erhoben. Das Amt brachte ihm freylich, da er zum Ueberfluß noch überzählich war, keinen Groschen ein. Allein er genoß doch freye Tafel bey dem Gouverneur, und hatte Zutritt beym Spiel, bey den Concerten, Bällen und Festen desselben. Bald erwarb er sich auch seine besondere Gunst durch Fleiß und Brauchbarkeit, und da sein Gönner nach Verfluß seiner sechszehnmonatlichen Dienstzeit in Chiozza in gleicher Eigenschaft nach Feltre versetzt wurde, ernannte er den bisherigen Adjunct zum wirklichen Coadjutor für seine neue Stelle.

Ehe Goldoni Chiozza mit Feltre vertauschte, ließ er sich noch von einer Klosterkostgängerin zum Besten haben, die das Versprechen, ihn mit ihrer Hand zu beglücken, ihrem Vormund hielt. Kaum war er in Feltre angekommen, als er sich abermal bis zum Sterben und zum Heirathen verliebte, und sich vom lezten nur durch die Furcht abhalten ließ, die Schöne möchte das Schicksal ihrer ihr vollkommen ähnlichen Schwester theilen, die alle ihre Reitze im ersten Wochenbett eingebüßt hatte.

Da sich im Pallaste des Gouverneurs ein Schauspielsaal befand: so ließ sich Goldoni von einigen Freunden bereden, ein Gesellschaftstheater zu errichten, und schrieb für dasselbe selbst zwey Stücke, den guten Vater und die Sängerin. Lustige Rollen spielte er erträglich, allein im Tragischen war er, nach seinem eigenen Zeugniß, ein vollkommen elender Schauspieler.

Da sein Vater einen Antrag, sich in Bagnacavallo als Arzt mit einem festen Gehalt niederzulassen, angenommen hatte, so folgte er dem Rufe desselben, ihn zu besuchen. Er schiffte sich nach Ferrara ein, und ließ sich auf der Reise von einem falschen Spieler betrügen.

Um ihm ein Vergnügen zu machen, führte ihn sein Vater, der kaum von einer tödtlichen Krankheit genesen war, nach Faenza. Diese

Stadt ist vorzüglich durch die Thonart bekannt, aus welchen die von den Italienern Majolica, und von den Franzosen Fayence genannte Töpferwaare verfertigt wird. Die Stadt bewahrt noch viele aus diesem Stoff verfertigte, und von Raphael und seinen Schulern gemahlte Schüsseln, die man sorgfältig in schöne Rahmen faßte, in ihren Gemähldekabineten auf.

Einige Tage nach der Rückkehr von dieser Reise wurde Goldonis Vater auf's Neue von seiner vorigen Krankheit ergriffen, und starb am vierzehnten Tage derselben.

Gleich nach diesem Trauerfalle verließ seine Mutter mit ihm den Ort ihres bisherigen Aufenthalts, und zog nach Venedig. Ihr zu gefallen entsagte der Sohn seinem Dienst in den Kanzleyen der Terra ferma, den sie, weil man immer den Ort seines Aufenthalts verändern, und auf ein neues Amt Jagd machen mußte, einen Zigeunerdienst nannte, und ergriff, nachdem er zuvor in Padua den Doctorgrad erhalten hatte, den Stand eines Advokaten. Um Processe führen zu dürfen, sollte er nach den Gesetzen sich bey einem ältern Sachwalter zwey Jahre lang mit den Förmlichkeiten und Eigenheiten des gerichtlichen Verfahrens bekannt machen. Allein schon im May 1732 hatten diese im October 1731 von ihm begonnenen Vorubun-

gen ein Ende, weil man, wie er vermuthet, nur die Jahre, und nicht die Monate gezählt hatte. Lustig ist die Art, wie er seine Vorstellung im Gerichtshof erzählt. Er legte das gewöhnliche Advokatenkleid an, hüllte seinen Kopf in eine ungeheure Perrucke, und spazierte bis zum Anfange der Ceremonie zwischen seinen beyden Assistenten, die man Gerichtsgevattern nannte, im Hofe des Pallasts hin und her. Von den vielen Verbeugungen, die er binnen einer Zeit von anderthalb Stunden zu machen genöthigt war, brach ihm beynahe der Rücken, und seine Perrücke kam so in Unordnung, daß sie der Mähne eines Löwen ähnlicher sah, als dem Hauptschmuck eines Priesters der ernsten Themis. Kein Vorübergehender verschonte ihn mit seinen Anmerkungen. Der Mensch hat eine ganz erträgliche Physiognomie, sagte der Eine, und der Andere rief: Siehe da, ein neuer Pflasterkehrer im Pallast! Einige umarmten ihn; Andere lachten ihm in's Gesicht. Nach der Vorstellung bediente er sich einer Gondel zur Heimkehr, um den Leuten auf der Straße mit seiner zerzausten Perrücke kein Spectakel zu geben.

Der angehende Advokat hatte kein besseres Schicksal, als alle seine jungen Amtsbrüder. Niemand bediente sich seines Beystands, als

Leute, die nicht bezahlten, und daher war es kein Wunder, daß er oft und viel im bildlichen, zuletzt aber auch im wörtlichen Verstand Calender machte. Er schrieb nämlich ein Büchlein unter dem Titel: Die Erfahrung der Vergangenheit und die Wahrsagung der Zukunft, oder kritischer Almanach für das Jahr 1732. Der Verfasser ist keineswegs sparsam mit dem Lobe seines Werks, das aus Discursen über das Jahr und die vier Jahrszeiten, aus Kritiken über die Sitten des Jahrhunderts, und aus eben so vielen Prognostiken, als Tage im Jahr sind, bestand. Die Kritiken und Einfälle seines Almanachs, sagt er, wären voll komischer Laune gewesen, und jedes Prognostikon hätte Stoff zu einem ganzen Lustspiele geben können. Der gute Goldoni! Sollte man nicht glauben, ein neuer deutscher Tragödien- und Komödienschreiber habe die Kunst, seinen eigenen Werken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ausdrücklich in seinen Memoiren studiert?

Auf einmal erwachte in ihm wieder seine alte Liebe zu der dramatischen Muse. Da aber nach seiner Meinung die komische Gattung sich nicht für das feyerliche Amtskleid eines Sachwalters schickte, so wurde er Thalien ungetreu, und ging zur Fahne der Melpomene über. Eigentlich machte ihn die Muse aller Musen,

die Noth, zum Dichter, und da in Italien nur eine Oper ihrem Verfasser mehr als Ruhm einbringt, so schrieb er eine lyrische Tragödie unter dem Titel: Amalasonte.

Beynahe im Augenblick, da der erste Rechtshandel, den er führte und gewann, ihm die günstigsten Aussichten in Venedig eröffnete, nöthigte ihn ein weit ernsthafterer Handel, eine rückgängig gewordene Heirath, diese seine Vaterstadt zu verlassen.

Der Flüchtling trat zuerst in Padua an's Land. Da, wie er wußte, die Oper in Mayland eine der ansehnlichsten in Italien war, so beschloß er dahin zu gehen, um der Direction seine lyrische Tragödie zu übergeben. Daß sie angenommen, und wenigstens mit hundert Zechinen belohnt werden würde, was konnte in den Augen eines jungen Poeten gewisser seyn?

Auf dem Wege zwischen Padua und Mayland hielt er sich einige Tage in Vizenza auf. Er kannte den Grafen Parmenio Trissino, der mit ihm die Liebe zur dramatischen Kunst theilte, und ermangelte nicht, ihn mit seiner Amalasonte bekannt zu machen. Allein er hatte den Verdruß, daß der Graf ihn mit einem sehr kalten Lob abfertigte, und ihm rieth, beym Komischen, zu welchem er seine Anlage kannte, zu bleiben. Der Dichter schrieb diese

Kälte der Einseitigkeit des Urtheilenden zu, und ließ sich in der guten Meinung von dem Werth seiner Oper nicht irre machen.

Von Vizenza reiste er nach Verona, um die Bekanntschaft des Marchese Maffei, des beruhmten Verfassers der Merope, zu machen, hatte aber das Unglück, ihn abwesend zu finden.

In Brescia besuchte er einen alten Bekannten, der Novello hieß, und Assessor des Gouverneurs war. Dieser bat einige Gelehrte zu sich, um seinem Gast die Gelegenheit zu verschaffen, ihnen seine Oper vorzulesen. So sehr aber die Gesellschaft sich mit dem Plan und den Characteren des Stücks zufrieden bezeigte, so war sie doch der Meinung, der Styl des Verfassers sey mehr tragisch, als lyrisch, und rieth ihm daher, Reim und Arien zu unterdrücken, und die Oper in eine Tragödie zu verwandeln. Diesem Rath standen bey dem Verfasser vorzüglich die hundert Zechinen im Wege, die er sich von seiner Oper versprach, und die, wie er versichert, in Italien selbst für das beste Stück von Corneille, oder Racine, nicht zu erhalten gewesen wären.

Von Brescia machte Goldoni einen Umweg über Bergamo, bloß um die Heimath der Harlekine zu sehen. Allein weder die schwarzen

Gesichter, noch die kleinen Augen, noch die Kleider von vielfarbigem Tuch, die schon allein zum Lachen reitzen, konnte er wahrnehmen. Dafür sah er Bauern, die einen Hasenschwanz für eine große Zierde ihres Huts hielten. Zu seinem größten Vergnügen erfuhr er, daß der ehemalige Podesta von Chiozza, unter welchem er als Vicekanzler gedient hatte, sich als Gouverneur in Bergamo befand. Er wurde sehr gut von ihm aufgenommen, und da er nach einem Aufenthalt von vierzehn Tagen in seinem Hause, sein Anbieten, die zehn Monate seines Gouvernements bey ihm zu bleiben, ablehnte, mit Empfehlungsschreiben nach Mayland versehen. Beym Abschied las der Gouverneur im Gesicht seines Gasts, daß die Sorge desselben nicht war, wohin er mit dem Geld wollte, sondern woher er es bekommen sollte, und drang ihm auf die verbindlichste Art zehn Zechinen auf.

Gleich am Tage nach seiner Ankunft in Mayland übergab Goldoni sein Empfehlungsschreiben von der Gemahlin des Gouverneurs in Bergamo an den venetianischen Residenten Bartolini, und hatte Ursache, mit seiner Aufnahme zufrieden zu seyn. Der Minister versprach ihm seinen Schutz, und wollte ihn sogar, da er merkte, daß sich sein Beutel nicht

in den besten Umständen befand, mit Geld unterstützen. Allein der Dichter, der sich mit einigen Zechinen und seiner Oper für reich genug hielt, trug Bedenken, die Großmuth seines neuen Gönners zu mißbrauchen.

Nichts war ihm wichtiger, als seine Oper bald auf der Bühne zu sehen. Er kannte den ersten Schauspieler der Oper, Cassariello, und den Balletmeister und dessen Frau, die erste Tänzerin, die seine Landsmännin war.

Er besuchte dieses Ehepaar, und erhielt das Versprechen, ihn bey seinem Vorhaben zu unterstützen. Unter der Gesellschaft, die sich versammelte, befand sich auch Cassariello, der den Dichter mit dem Ton eines Alexanders grüßte, und seinen Platz neben der Frau vom Hause nahm. Nach diesem Helden erschien ein kleineres Licht, der Graf Prata, der nichts mehr als einer der Vorsteher des Schauspiels war, übrigens aber den bey Schauspieldirectoren eben nicht gewöhnlichen Ruhm genoß, daß er die meiste Kenntniß vom Theater hatte.

Die erste Tänzerin, Madam Großatesta, stellte dem Grafen den Operndichter vor, und unterrichtete ihn von seinen Wünschen. Der Graf versprach ihn der Direction vorzuschlagen, äußerte aber zugleich das Verlangen, zuvor eine Probe seiner Dichtung zu sehen. Madam

Grossatesta schien nicht weniger begierig, das Werk ihres Landsmanns kennen zu lernen, und da der Dichter vor Begierde brannte, dasselbe vorzulesen, so schritt er unverzüglich zum Werk.

Als er den Titel las, fing Caffariello an das Wort Amalasonte zu singen, und fand es lang und lächerlich. Die ganze Gesellschaft, die Frau vom Hause und den Dichter ausgenommen, lachte mit. Jene bezeugte ihr Mißvergnügen über die Impertinenz des Komödianten, und er schwieg. Goldoni las jetzt die Namen der Personen des Stucks, deren neun waren. Zu viel! zu viel! schrie ein zartes Katzenstimmchen, das einem in den Chören singenden Castraten gehörte, wenigstens zwey Personen zu viel! Der Lesende sah jetzt, mit welchen Leuten er es zu thun hatte, und wollte aufhören. Allein der Graf gebot der Katzenstimme, deren Eigenthümer Caffariellos Unverschämtheit ohne seine Vorzüge besaß, Stillschweigen, und sprach, indem er sich gegen Goldoni wendete: Es ist wahr, mein Herr! der Personen in einer Oper sind gewöhnlich nur sechs bis sieben. Allein bey einem gelungenen Werk läßt man es sich gern ein Paar Personen mehr kosten.

Goldoni las weiter. Erster Act. Erster Auftritt. Clodesile und Harpagon. Schon wieder unterbrach ihn Caffariello, und fragte,

wer die erste Stimme in seiner Oper habe. Clodesile, war die Antwort. Wie? sprach Cassaviello, Sie lassen die erste Scene durch den ersten Acteur eröffnen? Er soll auftreten, während die Zuschauer sich noch versammeln, Platz nehmen, und Geräusch machen! Beym Henker, mein Herr! ich danke für diese Rolle. Goldoni raffte alle seine Geduld zusammen, um den ungezogensten aller Histrionen nicht zum Fenster hinauszuwerfen. Der Graf nahm das Wort. Laßt uns sehen, sprach er, ob die Scene Interesse hat. Der Dichter fing an zu lesen. Kaum aber hatte er den Mund geöffnet, als einer der anwesenden Hämmlinge, um auch seines Orts in der Büberey nicht zurückzubleiben, indem er ein Papier aus der Tasche zog, an's Clavier trat, und eine Arie aus seiner Rolle probirte. Was sagen die deutschen Leser zu diesem Stückchen? Möchte man nicht lieber allen Opern entsagen, als solche Geschöpfe dulden? Die Frau vom Hause machte ihrem höchlich beleidigten Gast, tausend Entschuldigungen. Aber keinen Handgriff nach dem Prügel, um den nichtswürdigen Trillerschläger die Treppe hinab zu begleiten.

Der Graf nahm den Dichter bey der Hand, und führte ihn in das entlegenste Zimmer. Es wurde ihm leicht, ihn zu überzeugen, daß man

von Menschen dieses Schlags gar nicht beleidigt werden könne, und daß sie also nicht einmal des Unwillens, vielweniger der Ahndung eines Mannes von Ehre würdig wären. Er bat ihn zugleich, ihm seine Oper allein vorzulesen, um ihm sein Urtheil ohne Zurückhaltung sagen zu können. Goldoni war über die Leutseligkeit des Grafen entzückt, und las ihm sein Werk vom ersten bis zum letzten Vers, ohne ihm auch nur ein Comma zu schenken, vor. Die Geduld des Zuhörers war musterhaft, und als seine Prüfung ein Ende hatte, war sein Urtheil ungefähr folgendes.

Es scheint, sprach er, Sie haben den Aristoteles und den Horaz fleißiger studiert, als die gesetzmäßigen und hergebrachten Unregelmäßigkeiten des musikalischen Dramas, welchen sich, was auch der gesunde Menschenverstand einwenden mag, selbst der beste Dichter unterwerfen muß. In Frankreich mochten sie immer nach dem Beyfall des Publikums streben, aber in Italien muß man den Schauspielern und den Schauspielerinnen zu gefallen suchen; man muß sich nach dem Tonsetzer richten, und selbst auf die Stimme des Decorateurs achten. Man hat bey uns Regeln für Alles, und wehe dem, der ihnen zu trotzen versucht, statt sie sclavisch zu befolgen! Liegt Ihnen daran, so will ich

Ihnen einige der wichtigsten und unumstößlichsten mittheilen.

Jede der drey Hauptpersonen muß fünf Arien singen, nämlich zwey im ersten, eben so im zweyten, und eine im dritten Act. Die zweyte Schauspielerinn und der zweyte Sopran müssen sich mit drey begnügen, und die übrigen haben nur auf eine, höchstens auf zwey Anspruch zu machen. Dem Komponisten muß der Dichter die nöthigen Schattirungen an die Hand geben, die das Helldunkel der Musik bilden. Nie darf er zwey leidenschaftliche Arien aufeinander folgen lassen, und mit gleicher Vorsicht muß er die Bravourarien, die Handlung ausdruckenden Arien, die halben Characterarien und die Menuetts und Rondeaus vertheilen.

Am wenigsten ist es ihm erlaubt, den zweyten Rollen leidenschaftliche Arien, Bravourarien, oder gar Rondeaus zu geben. Die in diese Klasse gehörigen Schauspieler und Schauspielerinnen müssen sich mit Lückenbüßern begnügen, und es ist ihnen ordentlich verboten, sich hervorzuthun.

Diesen Regeln, die vielleicht den deutschen Lesern wenigstens zum Theil nicht so ganz verwerflich scheinen, wollte der Graf noch mehrere beyfügen. Allein der unglückliche Operndichter

unterbrach ihn mit der Versicherung, er brauche nichts weiter zu hören, und empfahl sich.

Als er einsam auf seinem Zimmer saß, überlief es ihn, wie er sagt, kalt und warm. Er zog sein Stück aus der Tasche, und hatte große Lust, es zu zerreißen. Ein Aufwärter des Gasthofs kam und fragte, was er zum Abendessen befehle. Nichts, war seine Antwort. Macht mir ein gutes Feuer in's Kamin. Er las einige Verse aus der unglücklichen Amalasonte, und fand sie vortrefflich. Verdammte Regeln! rief er. Mein Stück ist gut, es ist gewiß gut. Aber Theater, Acteurs, Actricen, Komponisten und Decorateurs, alle taugen Nichts. Der Teufel hole sie alle zusammen, und dich nicht minder, unselige Oper, die mich so viele Mühe kostete, und mich in meinen Hoffnungen so abscheulich betrog! Die Flamme soll dich verzehren! Mit diesen Worten warf er das geliebte Kind seiner Muse in's Feuer, und sah seiner Vernichtung mit einem höchst unväterlichen Vergnügen zu.

Die Oper war nicht mehr, und im Augenblicke kehrte der Appetit des Verfassers zurück. Er aß gut, und trank noch besser, und sank dem Schlaf in die Arme.

Für den folgenden Tag war er von dem Residenten von Venedig zur Tafel gebeten. Allein er begab sich schon früh um neun Uhr zu

ihm, um ihm die tragikomische Geschichte des vorigen Tags zu erzählen, und ihm seine jetzige Verlegenheit vorzustellen.

Der Minister ergetzte sich ungemein an der Impertinenz der drey Breterhelden, und verlangte die Oper zu sehen. Die Oper, sprach Goldoni, ist nicht mehr. Ich habe mein Hab und Gut, meine Stütze, meinen Trost und alle meine Hoffnungen den Flammen geopfert.

Der Minister lachte noch mehr, als zuvor, und das Ende der Unterredung war, daß er den Dichter in sein Haus aufnahm. Dieser hatte alle Ursache, sich über das unglückliche Schicksal seiner Oper zu freuen, welchem er eine Stelle verdankte, die nicht angenehmer hätte seyn können. Ihm lag bloß ob, durchreisende vornehme Venetianer zu bewillkommen, oder in Geschäften der Republik zuweilen einen Gang zu dem Gouverneur, oder dem Stadtmagistrat zu thun.

Um diese Zeit kam Bonafede Vitali, aus Parma, ein Abenteurer von einer seltnen Art, nach Mayland. Er ließ sich gewöhnlich Anonymo nennen, und war Jesuit gewesen. Bey einem zügellosen Ehrgeitz braunte er vor Begierde, seine in der That ausgebreiteten Kenntnisse geltend und zu Geld zu machen. In Mayland erschien er auf einer kleinen Bühne,

um Arzneyen zu verkaufen, und trieb also im Grunde das Gewerbe eines Charlatans. Allein das Publikum fand seine Mittel wenigstens nicht schlechter, als die ihm von den berechtigten Aerzten verordneten, und es fehlte ihm daher um so weniger an Zuspruch, da der neue Hippocrates nicht nur die schwersten Fragen aus allen Wissenschaften aus dem Stegreif beantwortete, sondern auch auf seiner Bühne von den vier Masken der italienischen Komödie umgeben war.

Aber nicht nur diese Masken unterhielt der Herr Anonymo, sondern sogar eine vollständige Schauspielertruppe, durch die er jedesmal, wenn seine Kunden mit Arzneyen bedient waren, Stücke in drey Acten aufführen ließ, und man begreift leicht, daß diese Truppe es vorzüglich war, die unsern Dichter vor die Bude des Marktschreyers lockte.

Er besuchte ihn unter den Vorwand, von seinem Alexipharmakon zu kaufen. Allein der schlaue Herr Anonymo merkte bald, daß die Krankheit des Herrn Goldoni Neugierde hieß. Er ließ ihm eine Tasse gute Chokolade reichen, und versicherte, diese Arzney sey bey seinen jetzigen Umständen die heilsamste für ihn.

Goldoni vergalt seine Höflichkeit durch einen sehr wesentlichen Dienst, indem er ihm durch

seine Verwendung die Erlaubniß auswirkte, vom Frühjahr bis in den Monat September die Mayländer durch seine dramatischen Vorstellungen zu unterhalten. Er selbst verfertigte für seinen Freund ein sogenanntes Intermezzo für zwey Stimmen, das unter dem Titel: Der venetianische Gondelier, nicht ohne Beyfall gegeben wurde.

Ein Schauspiel, Belisar, wurde, um die Neugierde des Publikums zu erregen, sechs Tage nacheinander angekündigt, ehe man es wirklich auf die Bühne brachte. Das Haus war zum Erdrücken voll, und man sah ein Stuck, in welchem Justinian als ein Einfaltspinsel, Theodore als eine Metze, und Belisar als ein langweiliger Schwätzer erschien. Der Held trat mit ausgestochenen Augen auf die Bühne. Harlekin führte den Blinden, und ließ ihn seine Pritsche fühlen, wenn er nicht geschwind genug ging.

Von allen Zuschauern ärgerte sich keiner mehr als Goldoni uber eine Tragödie, die mit mancher deutschen aus der neuesten Periode um den Preis der Erbärmlichkeit streiten konnte. Er lief zu dem Herrn Anonymo, und wurde von ihm lachelnd mit den Worten empfangen: Nun, mein Herr! was sagen Sie zu unserem berufenen Belisar? Ich sage, antwortete der

Dichter, daß ich einen so elenden Behelf, Leute in's Schauspiel zu locken, nicht erwartet hätte. Ich merke, erwiederte lachend der Truppenvorsteher, Sie kennen die Komödianten noch nicht. Ich weiß keine Truppe, die sich nicht von Zeit zu Zeit einen Kunstgriff dieser Art erlaubte, um ihrer Geldnoth abzuhelfen. Man nennt ihn im Komödiantenrothwelsch una Arrostita. Was heißt, fragte der Dichter, Arrostita? Es heißt, antwortete Herr Anonymo auf gut Toskanisch eine Corbellatura, auf Lombardisch eine Minchionata, auf Französisch eine Attrape, und auf Deutsch ein Hieb über's Ohr. Den Komödianten sind Täuschungen zur andern Natur geworden, und das Publikum ist die Langmuth und die Nachsicht selbst. Feiner Geschmack, wo ist dieser? Und so werden denn die Arrostiten, oder die Röstenden, ihr gewohntes Spiel treiben, bis eine allgemeine Verbesserung ihnen das Handwerk legt. O ich bitte, sprach Goldoni, Herr Anonymo, rösten Sie mich nicht noch einmal! Verbrennen Sie lieber ein Stück, das an Erbärmlichkeit nicht Seinesgleichen hat.

Herr Casali versprach das Opfer unter der Bedingung, daß Goldoni ihm einen neuen Belisar verfertige, und dieser hatte in wenigen Tagen den ersten Act auf dem Papier. Allein ein ernsthafteres Trauerspiel unterbrach das seinige.

Mayland wurde plötzlich von 15000 Savoyarden eingenommen, und der Krieg von 1733, den man den Krieg des Don Carlos nannte, nahm seinen Anfang. Der venetianische Resident erhielt Befehl, seinen Aufenthalt in Mayland mit Crema zu vertauschen, und bey dieser Gelegenheit wurde Goldoni von ihm zu dem einträglichen und ehrenvollen Posten seines Secretärs erhoben.

In Crema lag es dem Residenten vorzüglich ob, die Unternehmungen und Absichten der kriegführenden Mächte, Sardiniens, Frankreichs und Spaniens, zu beobachten. Er unterhielt zu diesem Zweck in Mayland, Turin, Brescia und allen dazwischen liegenden Orten, in welchen Truppendurchzüge und Fouragirungen Statt hatten, oder sich Magazine befanden, eine starke Korrespondenz, und aus den einlaufenden Briefen, deren Zahl sich an manchem Tag auf zwanzig belief, hatte Goldoni einen Bericht zu verfertigen, welchen der Minister mit seinen Bemerkungen und Betrachtungen nach Venedig sandte.

Da die Entfernung der Truppen aus der Gegend von Crema Goldonis Amtsgeschäfte verminderte, so vollendete er endlich seinen Belisar, der ihm ungemein am Herzen lag. Aber eine Nachläßigkeit im Dienst zog ihm Vorwürfe vom Minister zu. Er wurde heftig, der Minister drohte ihm mit Arrest, und das Ende der Zwi-

stigkeit war, daß er, obgleich der Minister die Hand zur Versöhnung bot, seine Entlassung verlangte und erhielt.

Sein Vorsatz war, sich vor der Hand nach Modena zu begeben, wo seine Mutter wohnte. Er kam nach Parma, und war Zeuge von der am 29. Junius 1733 vorgefallenen Schlacht. Von dieser Stadt mußte er wegen der Unsicherheit der Straßen seinen Weg statt nach Modena nach Brescia nehmen. Sein Begleiter war der Abbé Garoffini, dem er im Wagen seinen Belisar vorlas. Aber welche Unterbrechung! Fünf Soldaten, oder vielmehr fünf Räuber in Soldatenuniform, mit bloßen Säbeln in der Hand, hielten den Wagen an, und befahlen dem Vorleser und seinem Zuhörer auszusteigen. Weder der Dichter, noch der Abbé fanden es rathsam, diesen Gewalthabern Vorstellungen zu machen, die zuerst die Taschen, und dann die Koffer der Reisenden plunderten.

Kaum sah der Kutscher seinen Wagen ledig, als er mit seinen Pferden im Galopp davon jagte. Goldoni lief querfeld ein, und fürchtete, das Gesindel möchte auch noch Lust zu seinem Oberrock, seinem Rock, seinen Beinkleidern und — zu seinem Leben bekommen. Doch pries er sich glucklich, daß er blos seine Borse, seine Uhr, seine Dose, seine Reisegeräthschaften, und nicht

auch seinen Belisar eingebüßt hatte. Die Räuber waren ihm bald aus dem Gesicht, aber er wußte nicht, was aus dem Abbé geworden war. Er fand eine Allee, in deren Schatten er ruhte, und neben ihr einen Bach, aus welchem er mit der hohlen Hand Wasser schöpfte, um seinen Durst zu löschen. Einige Landleute, die er, indem er seinen Weg fortsetzte, antraf, theilten ihr Abendbrod mit ihm, und Einer von ihnen führte ihn nach dem eine kleine Stunde entlegenen Dorfe Casal Pasturlengo, dessen Pfarrer, wie sie sagten, ihn sehr gut aufnehmen würde.

Es konnte in der That Niemand gastfreyer seyn, als dieser ehrliche Pfarrer, der seinem Gast sogar erlaubte, ihm seinen Belisar vorzulesen. Er trieb die Höflichkeit noch weiter. Er bat außer zwey anwesenden Abbés, auch seine Haushälterin und seinen Verwalter an dem Vergnügen Theil nehmen lassen zu dürfen, und man kann denken, daß der Dichter, der sein Stück gern dem ganzen Dorf vorgelesen hätte, nicht nein sagte.

Das kleine und sehr gemischte Publikum beehrte das Werk mit unbedingtem Beyfall. Die Abbés entwickelten kunstgerecht die hervorstechendsten Schönheiten desselben, und Haushälterin und Verwalter ließen ihm durch den Ein-

druck Gerechtigkeit widerfahren, den es auf ihre Gemüther machte.

Am folgenden Tage reiste Goldoni weiter. Der Pfarrer gab ihm sein Pferd und seinen Diener mit, und befahl diesem, im nächsten Gasthofe das Mittagessen für ihn zu bezahlen.

Bey seiner Ankunft in Brescia war er ohne Geld, und also in der größten Verlegenheit. Indem er sich zum Gouverneur begeben wollte, von welchem er sich übrigens, weil er ihn nicht kannte, wenig Hülfe versprach, begegnete ihm auf der Straße ein Abenteurer, den er einst, um seiner schönen Nichte willen, während seines Aufenthalts in Mayland aus dem Gefängniß in Crema befreyt hatte, und dieser drang ihm, da er seine jetzige ungünstige Lage vernahm, sechs Zechinen auf.

Mit dieser Summe machte er sich auf den Weg nach Verona. Am Tage nach seiner Ankunft daselbst begab er sich in das Schauspiel, das gegen die allgemeine Gewohnheit am hellen Tage in der Arena gegeben wurde, und welche frohe Ueberraschung! Der Schauspieler, der zuerst auftrat, war kein anderer, als Anonymo Casali, der Beförderer und Eigenthümer seines Belisar.

Er eilte auf der Stelle nach dem Theater, und Casali war vor Freude, ihn zu sehen, ganz

außer sich. Er stellte ihn dem Directeur, der ersten, der zweyten, der dritten Schauspielerin, und endlich der ganzen Truppe vor. Alle drängten sich, um ihn zu sprechen. Allein Casali riß ihn aus dem Zirkel, und führte ihn hinter einen Vorhang. Zum Unglück veränderte man gerade die Decoration, und Goldoni, der jetzt ganz frey auf dem Theater stand, wurde so lange ausgepfiffen, bis er sich zurückgezogen hatte. Eine schlimme Vorbedeutung für einen dramatischen Schriftsteller! ruft er selber aus, und wer weiß, ob nicht dieses unverdiente Auspfeifen ihn später vor manchem verdienten bewahrte?

Am folgenden Tage war er von dem Directeur der Truppe, der Imer hieß, und ein wackerer, höflicher Genueser war, zu Tische gebeten. Er fand die ganze Gesellschaft beysammen, und wurde, wie er sagt, von ihr nach der Gewohnheit der Werber behandelt, die auf einen Recruten Jagd machen.

Nach aufgehobener Tafel, die prächtig war, fand die Vorlesung seines Belisar Statt. Der Beyfall, den das Stück fand, versteht sich von selbst. Jeder sagte dem Dichter eine Schmeicheley. Der Directeur nahm ihn bey der Hand, und sagte im wahren Lehrmeisterton: Bravo! und Casali weinte vor Freude. Man fragte ihn, ob die Gesellschaft die Ehre haben werde, das

Stuck zuerst auf die Bühne zu bringen, und Casali, ohne die Antwort des Verfassers zu erwarten, bemächtigte sich desselben, um es abzuschreiben.

Der Directeur nahm den Dichter bey Seite, und both ihm während seines Aufenthalts in Verona eine Wohnung in seinem Hause und seinen Tisch an, und was konnte diesem in seiner Lage willkommener seyn, als ein Anerbieten, das ihn wenigstens von seinen druckendsten Sorgen befreyte?

Noch kannte man die komische Oper zwar in Neapel und Rom, aber weder in der Lombardey, noch im venetianischen Gebiete, und der Directeur in Verona fand daher grosen Beyfall, als er mit der Komödie musikalische Intermezzos verband.

Das erste Intermezzo, das von seiner Truppe gegeben wurde, war die Sängerin von Goldoni, die dieser für ein Gesellschaftstheater in Feltre geschrieben hatte, und dieses Stuck war es auch, welchem der Dichter seine gute Aufnahme bey dem Directeur verdankte.

Auf die Bitte desselben schrieb er jetzt ein neues Intermezzo mit drey Stimmen, dem er den Titel: Die Waise, gab. Der Inhalt war der eigene Liebeshandel des Directeurs mit einer seiner Sängerinnen und seine Eifersucht.

Der Directeur war gar nicht unzufrieden, sich auf diese Art auf's Theater gebracht zu sehen, und schickte das Stück auf der Stelle nach Venedig, um es in Musik setzen zu lassen.

Im September reiste Goldoni mit dem Directeur nach Venedig, und wurde von diesem dem Eigenthümer des Theaters, dem Grafen Grimani, vorgestellt. Der Graf empfing ihn sehr höflich, und schloß nicht nur mit ihm einen Vertrag, um für die von ihm unterhaltene Truppe zu arbeiten, sondern machte ihm auch Hoffnung, ihn bey dem Theater San Giovan Chrisostomo und bey der großen Oper, deren Eigenthümer und Unternehmer er gleichfalls war, zu beschäftigen.

Die erste Vorstellung des Belisar sollte erst am St. Catharinentag, nämlich zu der Zeit, wenn die Gerichtsferien aufhörten, und die Vornehmen den Aufenthalt auf ihren Landhäusern wieder mit der Stadt vertauschten, Statt finden, und Goldoni benutzte die Zwischenzeit, um ein neues Trauerspiel unter dem Titel: Rosimunde, und ein zweytes Intermezzo, unter dem Titel: Der Betrug, zu verfertigen.

Am 24. November 1734 erschien endlich Belisar zum ersten Mal auf der Bühne. Das Stück wurde mit einer auf den italienischen Theatern ganz ungewöhnlichen Stille angehört, und wenn sich das Publikum für das entbehrte Geräusch in

den Zwischenacten schadlos hielt, so geschah es bloß, um dem Dichter und den Schauspielern durch Freudengeschrey und Händeklatschen seinen vollkommenen Beyfall zu bezeugen.

Am Ende der Vorstellung verdoppelten sich die Ausbrüche einer ungewohnlichen Zufriedenheit, und als der erste Liebhaber auftrat, um das nächste Stück anzukündigen, riefen die Zuschauer: Questa, questa, questa! oder auf Deutsch: Das nämliche Stuck! Man gehorchte, und das Stück wurde bis zum vierzehnten December, als dem Schlusse der Herbstvorstellungen, täglich gegeben.

Belisar hatte übrigens selbst in den Augen des Dichters so wenig Werth, daß er ihn von der Sammlung seiner Werke ganz ausschloß. Nach seinem Urtheil war der größte Fehler des Stucks, das er eine Tragikomodie nannte, daß Belisar mit ausgestochenen, blutigen Augen die Buhne betrat. Sonst, meinte er, habe es viel Angenehmes gehabt, und die Zuschauer durch eine ruhrende und naturliche Behandlungsart des Gegenstands angezogen. Seine Helden, sagt er, wären Menschen und keine Halbgotter. Ihre Leidenschaften hätten den Grad von Anstand und Adel, der ihrem Rang angemessen sey, und zeigten dennoch die Menschheit in ihrer wahren Gestalt, ohne weder ihre Tugenden noch

ihre Laster auf eine Höhe zu treiben, die nur in der Einbildung Statt finde.

Daß seinem Styl Erhabenheit und seinen Versen Eleganz abging, war nach seiner Ansicht gerade erforderlich, um das an Hyperbeln, Antithesen und an lächerliche, riesenmäßige und romantische Ideen gewöhnte Publikum nach und nach auf den rechten Weg zu bringen.

Der gute Goldoni! Er hatte Recht, gegen Hyperbeln und Antithesen zu eifern. Aber er hätte nicht vergessen sollen, daß der von ihm bezeichnete rechte Weg leicht zur Gemeinheit führt.

Sein neues Stück, Rosimunde, erhielt nur mittelmäßigen Beyfall, desto besser aber wurde Belisar aufgenommen, als man ihn auf's Neue auf's Theater brachte.

Der Eigenthümer des Theaters von San Samuel, der Edle Grimani, der unserem Dichter versprochen hatte, ihn bey diesem Schauspiel anzustellen, hielt Wort.

Es sollte die Oper Griselda von Apostolo Zeno gegeben werden, und Goldoni wurde zu dem Komponisten, dem Abbé Vivaldi, geschickt, um nach dem Gutbefinden des Tonkünstlers sowohl, als der Schauspieler, die nöthigen Abkürzungen und Veränderungen in der Stellung und dem Character der Arien zu treffen.

Dieser Abbé, den man seiner Haare wegen

gewöhnlich Pastor Rothkopf nannte, war ein vortrefflicher Violinspieler, aber ein sehr mittelmäßiger Tonsetzer. Goldoni fand ihn mitten unter seinen Musikalien, mit dem Brevier in der Hand. Er stand auf, und während er das Zeichen des heiligen Kreuzes der Länge und Breite nach machte, und sein Brevier weglegte, empfing er den Dichter mit einem gewöhnlichen Kompliment. Dieser sagte ihm, welchem Auftrag er von Sr. Excellenz, dem Herrn Grimani, erhalten habe. Ist denn, fragte der Abbé, Herr Lalli nicht mehr bey dem Theater des Herrn Grimani angestellt? Goldoni verständigte ihn, daß man den Herrn Lalli zu alt für das Geschäft, von welchem die Rede sey, finde, und setzte hinzu, er würde sich's zur Ehre schätzen, seinen ersten Versuch unter der Anleitung eines Vivaldi zu machen. Der Abbé nahm sein Brevier wieder in die Hand, und kreuzte sich aufs Neue, ohne zu antworten. Mein Herr! sprach Goldoni, ich will Sie nicht in Ihrer frommen Beschäftigung stören, und werde ein andermal wieder kommen. Mein lieber Freund! fing jetzt der Abbé an, ich weiß, daß Sie Talente für die Poesie haben. Aber man kann eine Tragödie, oder wenn Sie wollen ein episches Gedicht machen, und doch nicht im Stande seyn, vier musikalische Zeilen zusammen zu bringen. Goldoni bat, ihm die Oper zu zei-

gen. Hier, sprach der Abbé, sehen Sie die Scene zwischen Gualtiere und Griselda. Am Ende dieser rührenden und interessanten Scene hat der Dichter eine pathetische Arie angebracht. Aber Mamsell Giraud ist keine Liebhaberin von schleichendem langsamen Gesang, und möchte gern eine Arie voll Feuer, die am Ende die Leidenschaften auf verschiedene Art, z. B. durch abgebrochene Worte, durch ausgeathmete Seufzer, mit Action, mit Bewegung ausdrückte. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen. O sehr gut, antwortete Goldoni, und zugleich habe ich die Ehre gehabt, Mamsell Giraud selbst zu hören. Ich weiß, daß ihre Stimme nicht die stärkste ist. Wie, sprach der Abbé, Sie schmähen meine Schülerin? Sie paßt für Alles, und singt Alles. Sie haben Recht, erwiederte Goldoni, aber geben Sie mir nur das Buch, und lassen Sie mich machen. Der Abbé weigerte sich unter dem Vorwand, er könne es nicht entbehren. Goldoni bat es sich nur auf einen Augenblick aus, mit der Versicherung, der Abbé sollte gleich haben, was er verlangte. Gleich, gleich? rief der Tonsetzer. Ja, gleich! antwortete der Dichter, und der Abbé gab ihm mit einer höhnischen Miene das Stück, und was er zum Schreiben brauchte. Zugleich nahm er sein Brevier wieder, und sang, während er im Zimmer auf

und ab ging, seine Psalmen und Hymnen her. In weniger als einer Viertelstunde hatte der fertige Dichter eine Arie von acht Versen, in zwey Theilen auf's Papier geworfen. Vivaldi las. Seine Stirn entrunzelte sich. Er las wieder, und brach, indem er sein Buch auf die Erde warf, in lauten Jubel aus. Er rief Mamsell Giraud. Hier, sprach er, sehen Sie einen seltenen Mann, einen herrlichen Poeten. Lesen Sie einmal diese Arie. Dieser Herr hat sie hier in Einem Zuge, in weniger als einer Viertelstunde gemacht. Ach! fuhr er fort, indem er den Dichter umarmte, verzeihen Sie mir, mein Herr! Ich will von nun an mit keinem andern Dichter zu thun haben, als mit Ihnen. Goldoni mußte nach seinem Verlangen noch einige Aenderungen machen, und die Oper wurde mit großem Beyfall gegeben.

Die Truppe Grimani hatte sich nach Padua begeben, um dort das Frühjahr über zu spielen, und Goldoni folgte ihr, sobald seine Geschäfte bey der Oper in Venedig es gestatteten.

Seine Neuigkeiten erschienen auf dem Theater dieser Stadt, und er erntete, wie er sagt, von seinen Collegen, den Doctoren, nicht weniger Beyfall ein, als von seinen Landsleuten in Venedig.

Sein erstes Geschäft war, die Griselda, eine Tragödie des Pariati, nach dem Wunsche

der ersten Liebhaberin, in Verse zu bringen, und das Stuck fand in der neuen Gestalt um so mehr Beyfall, da er noch einige andere Aenderungen angebracht hatte.

Von Padua folgte Goldoni der Truppe nach Udine, im venetianischen Friaul. Die Einwohner dieser Stadt schenkten seinen Arbeiten vielen Beyfall, und fanden, daß er sich eben so gut darauf verstehe, Komödien zu schreiben, als Sonette aus Fastenpredigten zu machen.

Der Wunsch, etwas Außerordentliches für die Eröffnung des Theaters in der Hauptstadt hervorzubringen, gab einem sogenannten Divertissement in drey Theilen sein Daseyn. Der erste Theil dieses seltsamen Werks stellte eine literarische Versammlung vor; der zweyte bestand aus einer skizzirten Komödie aus dem Stegreif, und der dritte in einer komischen Oper, die den Titel: Die Erbauung von Venedig, führte.

In der literarischen Versammlung hielt der Directeur eine Rede uber das Schauspiel und uber die Pflichten der Schauspieler, und schloß mit einem Kompliment an die Zuschauer. Die übrigen spielenden Personen sagten im Character ihrer Fächer Lieder, Sonette und Madrigale, und die vier Masken mit unbedeckten Gesichtern Verse in der verschiedenen Mundart ihres Vaterlands her.

Der Tod einer Schauspielerin, welcher der Dichter nicht bloß als Künstlerin huldigte, bewog ihn, Padua zu verlassen, und unter dem Vorwand, seine Mutter zu besuchen, begab er sich nach Venedig.

Die mütterlichen Wünsche, daß er die Schauspieler verlassen, und wieder in den Advokatenstand treten möchte, waren nicht die seinigen. Er trat, als seine Schauspielergesellschaft gegen Ende Septembers nach Venedig zurückkam, in seine alten Verhältnisse. Sein Divertissement, oder seine Ouverture, wurde gegeben, und überraschte durch die Neuheit der Sache. Die gelehrte Gesellschaft und die komische Oper fanden Beyfall, die Komödie in einem Act hingegen fiel wegen des Harlekins durch, mit welchem man nicht zufrieden war.

Die Untreue einer Schauspielerin, von welcher unser Dichter sich eine Zeit lang geliebt wähnte, ließ ihn auf Rache denken, und er wählte zu diesem Zweck den Stoff eines spanischen Schauspiels, das steinerne Gastmahl, von welchem die Italiener wegen seines gänzlichen Unwerths im Scherz behaupteten, der Verfasser habe einen Bund mit dem Teufel gemacht, um es nicht fallen zu lassen.

Diesen Stoff bearbeitete er ganz neu, und da in seinem Stück die Bildsäule des Befehls-

habers weder spricht, noch in der Stadt umhergeht, so gab er ihm, wie Moliere dem seinigen, den Namen Don Juan.

Den Bliz, der im Original den Don Juan erschlägt, glaubte er nicht weglassen zu dürfen, weil, wie er sagt, der Bösewicht immer gestraft werden müsse. Um aber seine ungetreue Geliebte, die Schauspielerin Passalacqua, und seinen ausschweifenden Nebenbuhler, den Schauspieler Vitalba, dem Spotte Preis zu geben, bereicherte er das Stück um zwey Personen, einen Schäfer und eine Schäferin. Der Schäfer Carino war Goldoni, der mit dem Taufnamen Carlino, und Schäferin Elise war die Schauspielerin Passalacqua, die Elisabeth hieß. Der Schauspieler Vitalba war als Don Juan nach seinem wahren Character geschildert.

Der Elise legte der Dichter dieselben Reden in den Mund, welcher sich die Schauspielerin bedient hatte, um ihn zu betrügen, und da häufige Thränen, und ein Dolch, mit welchem sie sich das Herz zu durchbohren drohte, ihr außer der Bühne helfen mußten, den leichtgläubigen Dichter zu hintergehen, so fehlten beyde Mittel auch im Schauspiele nicht.

Goldoni sah voraus, daß die Schauspielerin sich nicht gutwillig dazu verstehen

würde, die ihr zugedachte Rolle zu übernehmen und sich selbst zu spielen, und brachte es daher bey dem Eigenthümer und dem Directeur des Theaters dahin, daß die Rollen vertheilt wurden, ohne vorher das Stück vorzulesen. Zwar erklärte nichts desto weniger die Schauspielerin, die sich in dem ihr vorgehaltenen Spiegel nur zu deutlich erkannte, sie würde die Rolle nicht spielen, wenn nicht wesentliche Veränderungen damit vorgenommen würden. Allein auf den erhaltenen Bescheid, daß sie die Wahl habe, sich entweder als Schäferin Elise zu zeigen, oder hinzugehen, wohin es ihr beliebte, machte sie gute Miene zum bösen Spiel, und spielte ihre Rolle ganz vortreflich.

Das Publikum, das gewohnt war, im steinernen Gastmahl den Harlekin sich mit Hülfe zweyer Blasen aus dem Sturm retten, und den Don Juan trocken und mit unverletzter Frisur aus den Meereswellen steigen zu sehen, wußte bey der ersten Vorstellung nicht, was es aus Goldonis ernsthafter und veredelter Bearbeitung des alten Possenspiels machen sollte. Allein da sein Abenteuer mit der Passalacqua und dem Vitalba vielen Zuschauern bekannt war, so hob diese Anecdote das Stück so sehr, daß es un-

unterbrochen bis zur Faßnacht gegeben wurde, und den Schluß der Vorstellungen machte.

Die Truppe von San Samuel sollte im nächsten Jahr den Frühling in Genua, und den Sommer in Florenz zubringen, und leicht ließ sich unser Dichter bereden, ihr in beyde Städte zu folgen.

Am Tage seiner Ankunft in Genua wurde gerade das Lotto gezogen, und er befriedigte seine Neugierde, diese Feyerlichkeit mit anzusehen, um so lieber, da er gerade im Besitz einiger Loose für diese Ziehung war.

Vielleicht ist es nicht unangenehm, einen Auszug der Nachricht zu lesen, welche Goldoni bey dieser Gelegenheit von der Entstehung eines eben so sinnreichen als verderblichen Reitzmittels zur Spielsucht seinen Lesern mittheilt.

Das Lotto ist in Genua erfunden, und dankt, wer sollte es glauben? sein Entstehen dem Loose, durch welches zwey Mal im Jahr fünf neue Senatoren, statt eben so vieler Abtretenden, gewählt werden. Man kennt nämlich in der Stadt die Namen aller Wahlfähigen, und der Einfall, auf die fünf, die herauszuziehen waren, zu wetten, lag also ziemlich nahe.

Bald wurde, was anfänglich ein Spiel unter Wenigen war, durch einige schlaue und unternehmende Köpfe, die eine förmliche Bank veranstalteten, und den Wettenden einige Vortheile bewilligten, in's Größere getrieben. Zwar verbot der Gouverneur, sobald ihm die Sache zu Ohren kam, diese kleinen Banken. Allein bald meldeten sich Pächter, die man nicht abwies, und von dieser Zeit an entstand ein berechtigtes Lotto, das anfänglich auf zwey Ziehungen beschränkt war, in Kurzem aber seine Schranken beträchtlich zu erweitern wußte.

Goldoni läßt es ununtersucht, ob das Lotto vortheilhaft, oder schädlich sey. Er rede, sagt er, von Allem, und entscheide Nichts. Nach seiner Gewohnheit, alle Dinge von der besten Seite zu betrachten, sehe er in dem Lotto einen guten Einkommenszweig für die Regierung, eine Beschäftigung für müßige Leute, und eine Hoffnungsstütze für Unglückliche. Was den Erwerb der Regierung betrifft, so wird man ihm wohl Recht geben müssen, so sehr man auch über die Beschäftigung für Müßiggänger und die Hoffnungsstütze für Unglückliche den Kopf schütteln mag. Er selbst gewann eine Ambe von hundert Pistolen, und hatte also alle Ursache, mit dem

Lotto zufrieden zu seyn. Aber wie ein Glücksspiel zum andern reitzt, so war er in Genua zugleich verwegen genug, in die Ehestands-Lotterie zu setzen, und zog, wie er seine Leser versichert, das große Loos.

Dramatische Dichtungen.

I.

Scenen
aus
einem neubearbeiteten Holberg'schen Lustspiele:

Der Geschäftige.

Personen.

Herr Laßmann.
Caroline, seine Tochter.
Barbara, seine Haushälterin.
Anna, sein Mädchen.
Lindenheim, Carolinens Liebhaber.
Vier Schreiber.
Ein Barbier.
Ein Bauer.
Ein Schneider.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Anna (allein).

Ich fürchte, ich fürchte, die Narrheit meines Herrn mache mich noch selbst zur Närrin, näm-

lich zu einer Dichterin. Es kitzelt mich unaufhörlich in den Fingern, eine Komödie über seine Geschäftigkeit zu schreiben. Kotzebue ist todt, und ohnehin hätte er's mit mir nicht aufnehmen können. Gibt es doch der Leute, die keine Quittung zu schreiben vermögen, ohne über die Last ihrer Geschäfte ein Geschrey zu erheben, nur allzuviele, wenn dagegen Andere in der That unter den ihrigen fast erliegen, ohne daß ein Mensch es ihnen anmerkt. Ich werde nie eine Frau vergessen, bey welcher ich einst mit meiner vorigen Herrschaft auf einer Reise einsprach. Wir wurden von ihr auf's Beste empfangen. Aber Himmel, welch ein Rennen und Laufen gleich nach der ersten Begrüßung! Bald war die Wirthin im Zimmer; bald lief sie in den Keller; bald warf sie sich athemlos in einen Stuhl; bald kroch sie gar unter den Tisch. Jetzt schalt sie den Knecht aus, und jetzt bekamen die Mägde ihre Ehrentitel. Meine Frau bat und bat, sich doch ihretwegen nicht so sehr zu bemühen, indem sie gern mit Brot und Butter zufrieden sey. Umsonst! Sie trocknete sich unaufhörlich den Schweiß vom Gesicht, und vertröstete uns mit dem Essen von einer halben Stunde zur andern. Meine Frau, die der geschäftigen Dame um so weniger verbindlich seyn mochte, weil mein Herr in einer sie angehenden Rechtssache als

einer der Richter mitzusprechen hatte, verwünschte hundert Mal den Augenblick ihres Besuchs. Endlich wurde der Tisch gedeckt, und mir war ordentlich bange vor der Schüsselnmenge, die man auftragen würde. Aber die ganze Mahlzeit beschränkte sich auf eine elende Mehlgrütze und acht hart gesottene Eyer. Indessen kam doch bey dem Umtriebe der Wirthin wenigstens etwas zu Stande. Aber ich frage, wo sind die Eyer meines Herrn, wenn er den ganzen Tag wie unsinnig im Hause herum getobt hat? Hätte nur sein ewiges Hin- und Herlaufen den Zweck, sich die Kälte, oder den Scharbock zu vertreiben, so wollte ich die erste seyn, die seine Thätigkeit rühmte. Man erzählt von einem alten Magister, er habe sein Brennholz so lange vom Keller in sein Zimmer, und vom Zimmer in den Keller getragen, bis es ihm, ohne daß er einzuheitzen brauchte, warm genug wurde. Aber die Geschäftigkeit meines Herrn heißt Nichts, und führt zu Nichts. Ich muß nur lachen, wenn ich die Einzige bin, die er von allen seinen Leuten im Hause wegen ihres Fleißes rühmt. Anna, pflegt er zu sagen, ist mein Stubenmädchen, meine Köchin, mein Kammerdiener, mein Secretär und meine Haushälterin. Doch still! Hier kommt die alte Barbara.

Zweyter Auftritt.

Barbara. Anna.

Barbara. Ihr seyd mir die rechten Schreiber! Tagdiebe seyd Ihr.

Anna. Was gibts, Barbara? Müßt Ihr denn immer schelten?

Barbara. Todtärgern werde ich mich noch. Stelle dir vor, ich sehe durch die Thürspalte die Schreiber im Comtoir beysammen sitzen. Keiner ruhrt eine Feder an, aber desto fleißiger stoßen sie die Gläser zusammen. Einer der Schurken trank sogar auf meine Gesundheit. Barbara, rief er, soll leben! Möchte das alte Zankeisen doch einmal einen Mann bekommen!

Anna. (Lacht.)

Barbara. Ich bin doch Gottlob! noch lange nicht in den Jahren, daß ich nöthig hätte, mich ein altes Zankeisen schelten zu lassen.

Anna. Seyd nur recht böse. Ihr habt Ursache dazu. Ihr seyd weder alt, noch ein Zankeisen.

Barbara. Wo soll es hinaus in der Welt, wenn ein Mädchen im vierzigsten Jahr schon alt heißt?

Anna. Ihr habt Recht. Mit vierzig Jahren sind die Frauenzimmer kaum uber die Kindheit hinaus, und was Euch betrifft, meine gute

Barbara! so sieht man Euch Eure vierzig Jahre so wenig an, daß Ihr Euch noch heute als die Göttin der Jugend mahlen lassen konntet. Das alte Zankeisen nennt man Euch aus keiner andern Ursache, als weil Ihr die Leute zuweilen bey dem Herrn verklagt.

Barbara. Ich weiß es längst, wegen meiner Treue feindet man mich an, und spricht mir sogar meine Jugend ab. Allein soll ich schweigen, wenn ich sehe, daß die Faullenzer den Herrn nicht nur um die Zeit, sondern auch um sein Geld betriegen?

Anna. Der letzten Beschuldigung muß ich widersprechen. Der Herr hat seine Augen überall, und wehe dem, der bey ihm die Ehrlichkeit vergäße!

Barbara. Eben, weil er die Augen überall hat, sieht er nirgend etwas. Will ich ihn aber auf irgend eine Schelmerey aufmerksam machen, so hat er wegen anderer wichtigerer Geschäfte niemals Zeit, mich anzuhören. Ich sage Dir, Anna! ich hätte das Haus längst schon verlassen, wenn mich nicht noch eine besondere Ursache festhielte.

Anna. Darf ich diese Ursache nicht wissen? —

Barbara. Warum nicht? Herr Lostmann hat mir längst versprochen, mir zu einem Manne zu helfen. Aber so oft ich ihn auch an sein

Wort erinnere, immer sind es seine verdammten Geschäfte, die ihn nicht an mich denken lassen.

Anna. Welche Thorheit! Der Mann will Andere verheirathen, und hat nicht einmal Zeit, sich selbst nach einer Frau umzusehen.

Barbara. Ich kann mich der Thränen nicht enthalten, wenn ich bedenke, daß ich ohne seine leeren Verheißungen längst schon einen Mann glücklich gemacht hätte.

Anna. Aber, Barbara! bedenkt doch, daß Ihr in keinem Falle Euch selbst einen Mann suchen könnt. Wollte der Himmel, diese Mode würde einmal bey uns Mädchen eingeführt! Ich wäre die Erste, die sie mit machte.

Barbara. Aber gibt es nicht Heirathsvermittlerinnen genug? Die berühmteste von diesen hat mir längst ihre Dienste angebothen. Aber immer war ich thöricht genug, auf das Versprechen des Herrn zu bauen.

Anna. Ich rathe Euch, überfallt ihn einmal, wenn ihm gerade seine Geschäftswuth ein wenig Ruhe läßt, und dann geht ihm nicht mehr von der Seite, bis Ihr so gut als eine Braut seyd.

Barbara. Dieser Rath ist leichter gegeben, als befolgt. Wer sagt mir, wenn und wo er zu finden ist, ohne daß ihm die Einbildung von seinen Geschäften den Kopf verrückt hat? Him-

mel! er ist ein sterblicher Mensch, und ich zittere an allen Gliedern, wenn ich bedenke, er konnte plotzlich aus der Welt gehen, ohne daß er mich noch verheirathet hat. Aber woher kommt es doch, daß gewisse Menschen mit der Sucht geplagt sind, sich in einem Wirbel von Geschäften herumzutreiben?

Anna. Ihr wißt doch, Barbara! daß man Gespenster sieht, wenn man an Weihnachten, und daß man immer weint, wenn man im Regenwetter geboren ist. Eben so glaube ich, daß Leute, wie unser Herr, ihr Daseyn in einer Schreibstube erhalten haben, und an einem Posttage geboren sind.

Barbara. Närrisches Mädchen! was hast Du fur Einbildungen?

Anna. Es ist mein Ernst, wenn ich gleich meine Meinung Niemand aufdringen will. Richtig ist wenigstens, daß die Krankheit unsers Herrn bald zu, bald abnimmt. Zuweilen ist er so vernunftig, wie andere Leute, spricht man aber nur das Wort Brief, oder Geschäft aus, so geht es ihm wie dem Don Quixote, wenn er von der fahrenden Ritterschaft hörte. Ich wollte schwören, er hat statt des Bluts Tinte in den Adern, die gleich in Wallung geräth, sobald er nur ein Blatt Papier sieht.

Barbara. Alle diese Muthmaßungen und

Erklärungen helfen mir zu keinem Manne. Ich wollte, er würde lahm an Händen und Füßen, und bliebe nur zu dem einzigen Geschäft tauglich, mich zu verheirathen.

Anna. Wollt Ihr, daß er besser für Euch sorgt, als für seine eigene Tochter? Täglich verspricht er dieser, was Ihr Euch so sehnlich wünscht, einen Mann, und doch hat noch bis diese Stunde Herr Lindenheim, der schon seit zwey Jahren ihr Anbether ist, keine Gelegenheit finden können, ihm sein Anliegen vorzutragen.

Barbara. Ist es aber wirklich an dem, daß Herr Lindenheim und unser Fräulein einander lieben?

Anna. Ihr dürft an ihrer Liebe gar nicht zweifeln, und bald sollt Ihr noch mehr erleben. Nächstens, hoffe ich, wird es zur Hochzeit kommen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Caroline.

Caroline. Wo ist die Haushälterin? Mein Vater ruft ihr.

Barbara. Hier bin ich, Fräulein! Nun muß ich laufen.

(Sie geht ab.)

Anna. Erwünscht, daß die Alte fort ist! Nun, mein Fräulein! können wir von Ihrer Herzenssache sprechen.

Caroline. Ach meine gute Anna! mein einziger Trost ist Deine Klugheit und meines Vaters Vertrauen zu Dir.

Anna. Heute noch muß die Sache zu Stande kommen, weil er gerade heute, wie es scheint, sein Steckenpferd ein wenig ausschnaufen läßt. Herr Lindenheim wird um neun Uhr hier seyn, und hoffentlich eine Viertelstunde Gehör bey ihm finden. Wir dürfen ja den günstigen Augenblick nicht versäumen.

Caroline. Ich hoffe, es wird Alles gut gehen, wenn nur Lindenheim bey ihm zum Worte kommt.

Anna. Sie haben Recht, Fräulein. Die Hauptschwierigkeit ist, daß er ihm Rede steht. Aber hier kommt er gerade. Ich rathe Ihnen, sich inzwischen zu entfernen.

Fünfter Auftritt.

Lastman. Anna. Vier Schreiber. Lindenheim.

Anna. Sie kommen gerade recht, Herr Lindheim! Der Herr hat noch nicht zu schreiben angefangen. Säumen Sie nicht, Ihr Anliegen vorzubringen.

Lindenheim. Verzeihen Sie, Herr Lastmann! daß ich so gerade zu gehe. Ich habe ein Anliegen, das für mich von der größten Wichtigkeit, und Ihnen, wie ich hoffe, wenigstens nicht ganz gleichgültig ist.

Lastmann. Ich will hören, worin es besteht. Aber ich bitte, fassen Sie sich kurz. Alle meine Augenblicke sind gezählt.

Lindenheim. Ich heiße Lindenheim. Mein Vater ist Ihnen, so viel ich weiß, bekannt.

Lastmann. Sie sind der Sohn eines sehr rechtschaffenen Mannes.

Lindenheim. Auf seinen Rath und nach seinem Willen bin ich gekommen, bey Ihnen...

Lastmann. Schreibt Ihr dort, Ihr vier?

Die Schreiber. Wir schreiben.

Lastmann. Laßt einmahl sehen, wie weit Ihr gekommen seyd. Gedulden Sie sich nur einen Augenblick, mein Herr!

(Er tritt an die lange Tafel, an welcher die Schreiber sitzen.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Ein Barbier.

Der Barbier. Ich war heute schon zwey Mal hier, Herr Lastmann! Man sagte mir aber immer, Sie schliefen noch.

Lastmann. Ihr trefft just den Augenblick, wo Ihr mir den Bart abnehmen könnt.

Aber Ihr dürft nicht lange an Euren Messern wetzen. Ich weiß vor Geschäften nicht, wo mir der Kopf steht.

(Er setzt sich, und wird eingeseift.)

Der Barbier. Es ist heute ein entsetzliches Wetter.

Lastmann. Ich habe noch nicht darauf acht gegeben.

Der Barbier. Was ich von der Welt denken soll, weiß ich je länger je weniger. Richtig ist es, daß sie nie so schlimm war, als in diesem Augenblicke. Man sieht und hört Nichts als Unheil, und erlebt Dinge, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Vermuthlich wissen Sie schon, werther Herr Lastmann! was sich erst vor einigen Tagen begeben hat?

Lastmann. Bewahre mich der Himmel! Nichts fehlte mir noch, als daß ich mich auch noch um Neuigkeiten bekümmern müßte. Neuigkeiten sind für Tagediebe, und für keinen Mann von Geschäften, wie ich.

Der Barbier. Aber die meinige, die ich Ihnen erzählen will, müssen Sie schlechterdings wissen. Eine Soldatenfrau in den Kasernen hat auf einmahl zwey und dreyßig Kinder geboren, und doch unterschied sie sich äußerlich nicht von jeder andern schwangern Frau. Jetzt sagen Sie mir doch, da Sie ein Herr von

vieler Klugheit sind, wie Sie die Sache begreifen wollen.

Lastmann. Ehe man sich den Kopf mit dem Begreifen zerbricht, muß man erst wissen, ob die Geschichte auch wahr ist.

Der Barbier. Wie? Sie zweifeln noch an der Wahrheit? Und doch sind die Kinder alle getauft worden, ob sie gleich nachher gestorben sind.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bauer.

Der Bauer. Hier, gestrenger Herr! bringe ich Euch das Geld für zwey Scheffel Korn.

Lastmann. (Er steht mit eingefallenem Gesichte auf.) Was zwey Scheffel? Drey Scheffel hast Du zu bezahlen.

Der Bauer. Ich weiß es wohl, gestrenger Herr! Aber Ihr habt wohl Geduld mit dem dritten bis zum nächsten Jahre. Die Zeiten für uns Bauern sind jetzt schlechter, als jemals.

Lastmann. Schlechte Zeiten sind das ewige Bauernlied, und von keinem hört man es so oft, als von Dir.

Der Bauer. Ach, gestrenger Herr! Ihr wißt, welche hohe Felder wir haben, und von

diesen hat man heuer fast gar nichts geerntet. Das Korn, so lang es auf dem Halme stand, lachte Einen an. Aber ich will nie wieder hinter meinem Pfluge hergehen, wenn wir nicht weniger bekamen, als im vorigen Jahre, und obendrein ist es so leicht, daß man uns kaum vier Gulden für den Scheffel bezahlen will. Wißt Ihr nicht, gestrenger Herr! wie theuer man bey Euch auf dem Kornmarkte verkauft?

Lastmann. Halte mich nicht auf mit Deinen Fragen, und merke Dir es desto besser, daß Du mir drey Scheffel Korn bezahlen mußt.

Der Bauer. Ach, gestrenger Herr! ich wollte ja gerne, wenn ich nur könnte. Ihr müßt Euch schlechterdings noch ein Jahr gedulden. Im nächsten will ich desto gewisser Landgild und Grundzins auf einmal abtragen.

Lastmann. Du bist der ewige Versprecher, aber wenn hast Du jemals Wort gehalten?

Der Bauer. Traurig genug, daß uns jedes Jahr ein neues Unglück trifft! In einem Jahre haben wir Mißwachs, und im andern Viehsterben, und oft müssen wir die Pferde fürs Geld von unsern Nachbarn borgen, um nur das Feld bestellen zu können.

(Der Bauer nimmt das Geld aus seinem Beutel, und Lastmann zählt es.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Schneider.

Der Schneider. Sie haben nach mir geschickt, Herr Laßmann! damit ich Ihnen das Maß zu einem Kleide nehme.

Laßmann. (Er läuft von dem Gelde weg.) Nein, ich halte es nicht mehr aus. Barbiere, Bauern und Schneider stürmen mit gesammter Macht auf mich los.

Der Schneider. Ich will im Augenblicke fertig seyn.

Laßmann. Im Augenblicke! Wenn ich nun aber keinen Augenblick Zeit habe? Doch kommt nur. Hurtig, hurtig! Ihr solltet schon wieder fort seyn.

(Der Schneider nimmt ihm das Maß.)

Der Bauer. Gestrenger Herr! Ihr werdet das Geld für die zwey Scheffel Korn richtig gefunden haben?

(Der Schneider geht ab.)

Laßmann. (Er läuft wieder zum Bauer.) Daß Dich das Wetter! Habe ich doch das Geld noch nicht einmal gezählt. O mein Kopf, mein Kopf! Was wird am Ende aus Dir werden?

(Er zählt das Geld wieder.)

Der Barbier. Befehlen Sie, hochverehrter Herr! daß ich ein andermahl komme?

Laſtmann. Bin ich denn noch nicht raſirt? (Er greift an den Bart, und fühlt die Seife.) Zum Henker! Die Seife trocknet mir im Geſicht. (Zum Bauer.) Warte ein wenig, bis ich raſirt bin. (Er ſetzt ſich nieder.) Ich werde mich noch als ein Mann, der wegen ſeiner Geſchäfte verzweifeln will, ins Kirchengebet einſchließen laſſen. Schreibt Ihr dort?

Die Schreiber. Wir ſchreiben!

Anna. Wollen Sie doch Herr! nicht dieſem jungen Herrn ein Paar Worte vergönnen? Er wartet ſchon ſo lange.

Laſtmann. Es thut mir leid. Ich komme ſogleich. Ihr Uebrigen geht einſtweilen, und kommt in einer Stunde wieder.

(Der Barbier und der Bauer gehen ab.)

Neunter Auftritt.

Laſtmann. Die Schreiber. Lindheim. Anna.

Laſtmann. Verzeihen Sie, mein Herr! Ich ließ Sie warten. Aber Sie waren ja ſelbſt Zeuge meiner Geſchäfte.

Lindenheim. Wer ich bin, Herr Laſtmann! habe ich Ihnen bereits geſagt, und nicht ohne Schüchternheit eröffne ich Ihnen

jetzt meine Wünsche. Ich liebe Ihre Tochter, und bitte um Ihre väterliche Einwilligung. Mein Vater, Ihr Jugendfreund, der meine Liebe vollkommen billigt, wurde blos durch eine Unpäßlichkeit gehindert, mir selbst das Wort bei Ihnen zu reden.

Lastmann. Ich danke Ihnen, lieber junger Mann für Ihr Vertrauen. Aber darf ich fragen, welchem Stande haben Sie sich gewidmet?

Lindenheim. Mein Vater hat mir die sorgfältigste Erziehung gegeben. Er ließ mich reisen. Ich verstehe verschiedene Sprachen, besonders auch die lateinische, und bin in mehreren Fächern kein Fremdling.

Lastmann. Diese Kenntnisse sind wohl gut, aber der Mann, der meine Tochter begehrt, muß sich durch Fleiß, und vorzüglich durch eine gute Feder auszeichnen. Ich brauche einen tüchtigen Gehülfen, wenn ich nicht unter der Last meiner Geschäfte erliegen soll.

Lindenheim. Ich hoffe, Herr Lastmann! Sie sollen mich nicht unbrauchbar finden, und kann Ihnen auf der Stelle verschiedene Briefe als Proben meiner Arbeit vorlegen.

Lastmann. (Zu den Schreibern.) Schreibt Ihr dort?

Die Schreiber. Wir schreiben!

Lastmann. Laßt sehen, wie weit Ihr gekommen seyd.

(Er geht zu den Schreibern, und dann wieder zu Lindenheim.)

Lindenheim. Wollen Sie die Güte haben, Herr Lastmann! und diese theils deutsch, theils französisch, theils lateinisch geschriebenen Briefe und Aufsätze Ihrer Durchsicht würdigen?

Lastmann. Ich danke Ihnen Herr Lindenheim! Mir ist es weder um Aufsätze, noch um Briefe zu thun. Die Frage ist, ob Sie das Buchhalten verstehen.

Lindenheim. Ich muß bekennen, daß ich von dieser Kunst nichts weiß. Wozu sollte sie mir auch nutzen?

Lastmann. Nützt sie nicht Ihnen, so nutzt sie doch mir. Aber mit allen Ihren übrigen Tausendkünsten ist mir Nichts gedient. Wer mein Schwiegersohn werden will, muß ein Buchhalter seyn, und da Sie selbst gestehen, daß Sie keiner sind, so danke ich Ihnen noch einmal für Ihr Vertrauen, und bitte, Ihren Herrn Vater zu grüßen.

Lindenheim. Ich bin aber bereit, Herr Lastmann! die von Ihnen so hoch geschätzte Kunst noch zu lernen, und die Liebe zu Ihrer Tochter wird meine beste Lehrmeisterin seyn.

Lastmann. Nehmen Sie es mir nicht übel, junger Herr! Sie sprechen, wie Sie es

verstehen. Das Buchhalten ist eine Kunst, die von Jugend auf gelernt seyn will. Ohnehin habe ich meine Tochter bereits halb und halb an den Buchhalter, Peter Madsen versprochen. Sein Vater ist der erste Buchhalter der Stadt, und da der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, so muß der Sohn nothwendig der zweite seyn.

Lindenheim. Aber, Herr Lastmann! Wie können Sie sich einbilden, Ihre Tochter werde ihre Hand diesem Pedanten geben? Und Sie selbst begreife ich nicht, daß Ihre Wahl auf einen so lächerlichen Menschen fällt.

Lastmann. O vortrefflich! Sie führen ganz die Sprache der galanten jungen Herrn, die Jeden, der mehr gelernt hat, als sie, einen Pedanten schimpfen. Dieser Pedant, Peter Madsen, ist allein der Mann, der einen Theil meiner ungeheuren Geschäfte auf seine Schultern zu nehmen vermag.

Lindenheim. Aber, verzeihen Sie mir, Herr Lastmann! wenn ich nicht errathen kann, worin Ihre Geschäfte bestehen. Haben Sie doch weder ein Amt, noch treiben Sie ein Gewerbe.

Lastmann. Hast Du es gehört, Anna? Der junge Herr meint, ich hätte keine Geschäfte. Oeffne ihm doch statt meiner das Verständniß.

Anna. Welche Unbesonnenheit, Herr Lin-

denheim! Sagen Sie lieber, Herr Laßmann habe keinen Verstand, als keine Geschäfte. Nur seine ärgsten Feinde erlauben sich eine solche Lästerung. Mancher Geheimerrath, müssen Sie wissen, und sogar mancher Prälat hat nicht halb so viel zu thun, als er. Wissen Sie denn nicht, daß er neben mir noch vier Schreiber hat?

Laßmann. Und muß ich nicht nächstens noch zwei dazu annehmen? (Zu den Schreibern.) Ihr Müßiggänger - ort, schreibt Ihr?

Die Schreiber. Wir schreiben, daß wir kaum die Hände noch ruhren konnen.

Lindenheim. Ich will Ihnen nur sagen, Herr Laßmann! daß Ihre Tochter diesen Einfaltspinsel, Peter Madsen, nun und nimmermehr heirathen soll.

Laßmann. Ich erstaune! Und darf ich fragen, wer wird es hindern?

Lindenheim. Ihre Tochter wird dem Schafskopf zwanzig Korbe für Einen geben, und will der Herr Papa sie zwingen, so hat er es mit meiner Wenigkeit zu thun.

Laßmann. Immer besser!

Lindenheim. Auf mein Wort, es wird Nichts aus der Sache.

Laßmann. Und auf mein Wort, noch ehe die Sonne untergeht, soll meine Tochter den Buchhalter, Peter Madsen, heirathen. Jetzt

leben Sie wohl, junger Herr! Ich habe keine Zeit, Ihre Großsprechereien länger anzuhören.

Lindenheim. Gott befohlen, unermüdeter Herr Lastmann! Ich werde Ihr Schwiegersohn, und damit Punctum!

(Er geht ab.)

II.

Scenen
aus
einem ungedruckten Lustspiele:

Ulysses von Ithaka.

Personen.

Paris.
Marcolfus.
Ulysses.
Kilian.
Helena.
Franziska.
Rosimunda.
Penelope.
Ahasverus.
Ritter.
Ein Werber.
Ein trojanischer Bauer.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Marcolfus (allein).

Ihr Diener, meine Herrn! Ich weiß nicht, ob ich die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu seyn.

(Er sieht sich auf allen Seiten um.) Ich bin ein Lakey, und der Prinz Paris, der Sohn des grosen Priapus, ist mein Herr. Wir kommen von Troja uber vierhundert deutsche Meilen hieher nach Ithaka, um, im Vertrauen gesagt, die schöne Helena zu entführen. Der Prinz hat sich in ihr Bildniß verliebt, ob aber die Prinzessin sich in seine Person verlieben wird, möchte ich fast bezweifeln, wenn es nicht gegen den Respect wäre, den ich meinem Herrn schuldig bin. Es ist kein Spaß, vierhundert Meilen mit Extrapost zu reisen, und es soll mich gar nicht wundern, wenn die Leute hier meinen Herrn in seiner jetzigen abgenutzten Gestalt eher fur einen alten Stadtkorporal, als fur einen Prinzen ansehen. Aber wie viel hat die Glocke geschlagen? (Er sieht nach der Thurmuhr.) Wahrhaftig, schon acht Uhr! Nun hat der Prinz Zeit, wenn er zum Entführen nicht zu spät kommen will. Helena, wie ich auskundschaftete, pflegt um diese Stunde ihren Morgenspaziergang zu machen. Mein Herr hätte zwar, wie ich glaube, das Entführen gar nicht nöthig, wenn er es ehrlich meinte. Aber leider bringt es jetzt der gute Ton so mit sich, daß zehn Mädchen, wenn nicht entführt, doch verführt werden, bis eine einzige einen Mann bekommt.

Zweite Scene.

Paris. Marcolfus.

Paris. O Liebesgott! warum heißt man Dich nicht den Liebesteufel?

Marcolfus. Ich machte mir nichts daraus, ihn ins Angesicht, und in Gegenwart seiner verrufenen Frau Mama einen Lotterbuben zu schimpfen.

Paris. Ach, mein getreuer Marcolfus! hier also soll die Sonne und der Morgenstern von Ithaka mir aufgehen?

Marcolfus. Hüthen Sie sich, Prinz, daß Sie das zu raubende Kleinod nicht zu hoch anschlagen. Ein Jungfernraub hat nicht halb so viel zu bedeuten, als wenn man einen Stern, oder gar eine Sonne entführt.

Paris. Aber was meinst Du? Werde ich bei ihrem Anblick nicht in Ohnmacht fallen, und sie gar nicht zu Entführen im Stande seyn? O undankbare Venus! Weil ich Dich durch den goldenen Apfel für die Schönste erklärte, muß ich durch die Pfeile Deines Sohns, die mein fürstliches Herz aufs Tiefste verwundeten, der Unglücklichste werden!

Marcolfus. In der That, hätte die Dame nur diese einzige Sünde auf ihrem Gewissen, sie verdiente ein halbes Jahr im Spinn-

hause zu sitzen. Aber Jupiter sieht seiner ungerathenen Tochter viel zu sehr durch die Finger. Doch hier kommen sie. Jetzt, mein Prinz! erinnern Sie sich, daß Sie ein Held sind.

Paris. Ach, mein guter Marcolfus! Ich fühle es, je näher die Prinzessin mir kommt, desto näher ist mir die Ohnmacht. Siehst Du nicht, wie ich sinke? Halte mich doch!

Marcolfus. Ich bitte Ihre Hoheit, sich doch ein wenig zu schämen. Ein verliebtes Herz darf kein feiges Herz seyn.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Helena. Franziska.

Helena. Beste Franziska! Hast Du je etwas Schöneres gesehen, als den goldenen Apfel, den mir meine Mutter heute schenkte? Ich ärgere mich, daß ich ihn einzustecken vergaß, um ihn meinen Gespielinnen zu zeigen.

Franziska. Wissen Sie, schönste Prinzessin! welchen Gebrauch ich an Ihrer Stelle von dem Kleinod machen würde? Der schönste Ritter, den ich in geheim im Herzen trüge, sollte es bekommen. Aber, ums Himmelswillen, Prinzessin! warum werden Sie auf einmal so blaß? Ich glaube gar, es ist Ihnen übel. (Sie hält ihr ein Riechfläschchen vor.)

Helena. Unglückliche! Wie oft muß ich Dirs sagen, daß Du keine Mannsperson vor meinen jungfräulichen Ohren nennst? Der bloße Nahme wird mich noch tödten.

Marcolfus. (leise.) Verwünschte Hexe mit Deiner Männerscheu! Ich kenne diese Lucretiensprache, und wer sich durch sie nur einen Augenblick abschrecken läßt, ist der größte Neuling in Liebessachen.

Helena. Höre doch, Franziska, wie entzückend die Nachtigall schlägt!

Marcolfus. (leise.) Die Nachtigall? Wo, zum Henker! soll zur Martinszeit eine Nachtigall herkommen? Ich höre Nichts, als ein Paar Gänse schnattern.

Franziska. Was kann die Nachtigall, oder sonst ein Vogel anders thun, als vor Freude singen, wenn ihm die Sonne von Ithaka, ich meine die unvergleichliche Prinzessin Helena, leuchtet?

Marcolfus. Mich dünkt, dieses Mädchen ist tausend Mal schöner, als ihre Gebietherin, von welcher so viel Wesens gemacht wird. Sind Sie nicht auch der Meynung, meine Herrn? (Er wendet sich gegen Paris.) Herr jetzt ist es Zeit, Hand ans Werk zu legen. Hurtig! Was soll das Zittern?

(Er stößt ihn in die Nähe der Helena. Paris ergreift sie, und schleppt sie weg.)

Helena. Gewalt! Gewalt! Man raubt mich! Du siehst, meine gute Franziska! was mir begegnet, der Schurke ist eben so stark, als ich schwach bin, sonst wollte ich ihm eher die Augen auskratzen, ehe er mich von der Stelle brächte. Doch was ist zu machen? Nimm diese Perlenschnur, und übergieb sie dem edlen Ritter Ulysses. Er wird wissen, was er zu thun hat, und mich sobald als möglich an diesem Räuber rächen. (Sie schreyt.)

Marcolfus. Mich dünkt, gnädigste Prinzessin! Sie haben jetzt den Wohlstand beobachtet, und genug geschrien. Es taugt nichts, wenn eine Jungfer gar zu reitzend ist. Alle Welt macht Jagd auf sie. Uebrigens brauchen Sie sich Ihres Liebhabers nicht zu schämen. Er ist der trojanische Prinz Paris, der Sohn des großen Konigs Priapus.

(Sie gehen mit ihr ab.)

Vierte Scene.

Franziska (allein).

Ist es kein Traum? Hat man mir wirklich das Kleinod von Ithaka aus den Händen gerissen? Das ganze Land, so viel ich es kenne, wird über den Unfall verzweifeln. Doch was beklage ich das Land? Das Land soll mich

beklagen. Ich habe mein Alles, ich habe die huldreichste aller Prinzessinnen verloren. Ach, Helena, Helena! nie werde ich Dich wieder sehen. Ich weiß es gewiß, Deine Tugend wird Dein Fall seyn. Du hast einen Dolch im Busen versteckt, und mit diesem wirst Du Dir das Herz durchbohren, sobald der gottesvergessene Räuber das Schreckenswort: Ich liebe Dich! über seine Zunge kommen läßt. O Ihr großen und kleinen Helden von Ithaka! Ihr Feldzeugmeister, Generale, Obersten, Hauptleute, Lieutenants und Fähndriche! werdet Ihr den frevelhaftesten aller Frevel ungerächt lassen? Die Stunde ist gekommen, wo Ihr mit der That beweisen könnt, ob Ihr im Ernst, oder nur zum Schein Euer Leben zu den Füßen der Prinzessin aushauchen wolltet. Doch wen sehe ich? Der tapfere Ulysses kommt.

Fünfte Scene.

Franziska. Ulysses. Kilian.

Ulysses. (Mit [illegible] Stimme.) Sprich, mein getreuer Kilian! wer war der Erste im gestrigen Ritterspiele? Und bemerktest Du nicht, auf welchen Ritter die Sonne von Ithaka die Strahlen ihrer Augen vorzüglich geworfen hat? Doch was frage ich? Keiner, als der edle

Polydorus war es, für den sie Licht und Wärme ausströmte, und der Neid der übrigen Hofleute bestätigt, was ich behaupte. Aber seit dem es einen Neid gibt, ist er der unzertrennliche Gefährte der Vollkommenheit, und ich schwöre bey der goldenen Krone und dem goldenen Zepter unsers großen Kaisers, daß von allen Rittern zwischen Numidien und dem rothen Meere Polydorus der Vollkommenste ist. Doch welche traurige Weibergestalt kommt hier auf uns zugetrippelt.

Franziska. (Auf den Knien.) Ach, Ihre Hoheit! ein schwaches Weib bittet starke Männer um Hülfe und Rache.

Ulysses. Stehe auf, und laß mich Dein Anliegen hören.

Franziska. Aufstehen? Nimmermehr! Bildet der Herr sich ein, eine Dame falle umsonst einem Manne zu Füßen? Ich bleibe liegen, bis Ihre Hoheit mir die Gewährung meiner Bitte versprechen.

Ulysses. Ihr Weiber bittet oft um höchst ungereimte Dinge. Forderst Du aber weder eine Unmöglichkeit, noch ein Unrecht, so soll Dir mein Beystand nicht fehlen. Stehe auf!

Franziska. Ach, gnädigster Herr! die Sonne von Ithaka ist verfinstert, oder um es deutlich zu sagen, sie ist gestohlen. Ihre Durch-

lauchi verstehen mich doch? Die schöne Helena ist entführt, und der Thäter ist der trojanische Prinz Paris. Im Augenblicke der Gewaltthat riß sie diese Perlenschnur von ihrem Schwanenhalse. Ueberliefere das Kleinod, rief sie mir zu, dem tapfern Ritter Ulysses, und höre nicht auf, ihn zu beschwören, bis er Dir verspricht, mich zwischen heute und morgen mit gewaffneter Hand aus den Klauen meines Räubers zu befreyen.

Ulysses. O unglückliche Prinzessinn! O verdammter Räuber! Aber, mein gutes Kind! auf mein Wort, trockne Deine Thränen! Ich schwöre bey meinem zweyten Leben, bey der Seele der Penelope schwöre ich, das ganze trojanische Reich, so groß es ist, soll meinen Zorn wegen dieser ungeheuren That empfinden. Jetzt kannst Du gehen, und guter Dinge seyn.

Sechste Scene.

Ulysses. Kilian.

Ulysses. Jetzt, Kilian! dürfen wir beyde die Hände nicht in den Schooß legen. Vor allen Dingen muß der Tempel des Janus geschlossen, und der Tempel der Bellona aufgesperrt werden. Mein mit Drachenblut gefärbtes Schwert ist aus der Scheide zu ziehen, mein

Schild, welchen ich in der grossen Schlacht bey Mingrelien dem König von Mesopotamien selbst aus den Händen riß, ist herbey zu bringen, mein Panzer ist mir anzulegen, und mein diamantharter Helm, welchen die brasilianische Königinn Saba, als ich mit dem vierköpfigen Ritter Langulamisesepelidorius kämpfen sollte, mir mit eigenen Alabasterhänden auf mein ritterliches Haupt setzte, ist jetzt wieder auf eben dieses Haupt zu setzen. Mein im Streite feuersprüendes Pferd Pegasianus endlich, in welches der stolze Ritter Polyphemus von seiner neidischen Stiefmutter Constantinopelitania verwandelt wurde, ist mit meinem elfenbeinernen Sattel, und mit der mit Gold und Perlen von der longobardischen Prinzeßin Rosimunda gestickten Schabracke zu belegen.

Kilian. Alle diese Anstalten sind bald getroffen. Aber woher wollen Ihre Hoheit die Armee nehmen?

Ulysses. Woher ich die Armee nehme? Eine Armee, so zahlreich als der Sand in den Wüsten Arabiens will ich durch Deine Bemühung zusammen bringen. Du sollst als mein Ambassadeur von dem König Mithridates von Pontus, der in einem goldenen Schlosse wohnet, seine mit silbernen Schilden versehene Armee von tausend Mal tausend Fußvolk, und fünf Mal

hundert tausend geflügelter Reiterey, von dem Herzog Nilus, von Podolien, der in einem silbernen Schlosse wohnt, seine zehntausend mit Sammt bezogene Schiffe mit ihren Mastbäumen von Einhorn und ihren seidenen Segeln, und endlich von dem Grafen Holofernes von Bethulien, der in einem hohen elfenbeinernen Schlosse wohnt, und selbst sieben Ellen hoch ist, seine fünftausend sechzigpfündige elfenbeinerne Kanonen, ich sage, das genannte Volk, die genannten Schiffe und die genannten Kanonen sollst Du von den genannten Machthabern in meinem Namen zur Hülfe gegen den König Priapus verlangen, dessen Sohn Paris dem ganzen Ithaka durch den Raub der schönen Helena die bittersten Thränen ausgepreßt hat. Ich verlasse Dich jetzt, und hoffe, Du wirst Dir um so größere Eile zur Pflicht machen, da, ehe Du zurückkommst, kein Barbier meinen Bart berühren soll.

Siebente Scene.

Kilian (allein).

Wahrhaftig, es nimmt mich Wunder, daß mich mein Herr nicht auch noch zu den Gegenfüßlern schickt, und es kann leicht seyn, daß,

ehe ich meine ungeheure Reise nur zur Hälfte vollendet habe, die schöne Helena längst von den Würmern gefressen ist. Sagt doch das Sprichwort: Ehe das Gras wächst, kann die Kuh schon todt seyn. Und auf diese Weise müßten wir ja Krieg um's Kaisers Bart führen. Aber ehe ich meine Gesandtenpilgrimschaft antrete, muß ich mir erst das Maß zu einem tüchtigen Paar Schuhen nehmen lassen. Uebrigens möchte ich wohl wissen, warum durchaus Krieg angefangen werden soll. Das schöne Lenchen ist keinen Schuß Pulver werth, und doch sollen sich ganze Armeen um ihretwillen schießen! Prinz Paris hat offenbar einen Sparren, weil er wegen einer so schlechten Beute eine so weite Reise machte. Aber wie steht es denn um unsere Köpfe, wenn wir, bloß um sie ihm wieder abzunehmen, einen Krieg anfangen? Möchte er doch meinetwegen noch zwanzig solche Helenen entführen. Aber unsereins muß gehorchen, und darf nicht raisoniren. Und mein Herr vollends nimmt gar keine Vernunft an. Daß ich ein Ambassadeur zu Fuß bin, wollte mir anfäglich nicht in den Kopf. Aber ich denke, weder Wagenpferde noch Reitpferde machen den Ambassadeur aus. Doch es ist Zeit, daß ich mich aus dem Staube mache. Rosimunda, die Schwester unserer Entführten

kommt, und ich bin weit entfernt, sie in ihrem pflichtmäßigen Jammer zu stören.

Achte Scene.

Rosimunda (allein).

Ach, Herzensschwester! Du Stolz von Ithaka und Perle deines Hauses! Hier stehe ich, und zürne auf mich selbst, daß ich drey Monate, nachdem du mir geraubt bist, noch zu leben im Stande bin. Es ist nicht genug, daß der Gram mich in eine verwelkte Blume verwandelt hat. Auch der noch übrige Rest von mir gehört dem Grabe. Ach! warum verstehe ich nichts vom Kriegführen? Gleich einer Amazone wollte ich an der Seite des grosen Ulysses und der übrigen Helden von Ithaka mein Blut für deine Freyheit vergießen. Doch hier kommt Penelope, die Gemahlin des grosen Heerführers. Von ihr werde ich erfahren, wie weit man mit den Kriegsrüstungen gekommen ist.

Neunte Scene.

Penelope. Rosimunda.

Penelope. Treffe ich Sie hier an, Prinzessin? Ich wette, Sie bilden sich ein, mein Gemahl werde, wie ein Don Quixote, auf

Abentheuer ausziehen, um Ihre unvergleichliche Schwester aufzusuchen.

Rosimunda. Meine unvergleichliche Schwester! Ich verbitte mir alle höhnischen Reden. Meine Schwester ist so unvergleichlich, als Sie, Madam! und Ihnen wird es wohl anstehen, mit Ehrerbietung von der Zierde von Ithaka zu sprechen.

Penelope. Die Zierde von Ithaka! Barmherziger Himmel! Soll ich lachen, oder weinen? Armes Ithaka, wenn Du keine bessere Zierde hast! Und eine solche Landläuferin darf sich noch einbilden, die ganze Welt werde ihrer heillosen Händel wegen in Aufruhr gerathen?

Rosimunda. Wollt Ihr Euer Lästermaul halten? Welchen Werth meine Schwester hat, läßt sich schon aus den ungeheuren Kriegsrüstungen abnehmen, die ihrer Person wegen unternommen werden. Und Ihr, daß Ihr's wißt, seyd viel zu gering, die Helden Griechenlands von ihrem edlen Vorsatz abzuhalten.

Penelope. Was sagt Ihr? Ich zu gering? Kein Mann soll ausrucken, und kein Schuß soll geschehen. So wahr ich Penelope heiße.

Rosimunda. Und ich sage, der Krieg soll ausbrechen, und wenn Ihr rasend würdet. So wahr ich Rosimunda heiße.

Penelope. Es soll Friede bleiben, und dafür soll diese Ohrfeige Dir Bürge seyn.

Rosimunda. Schämst Du Dich der Gemeinheit nicht, so brauche ich mich auch nicht zu schämen. Hier hast Du drey Maulschellen für Deine einzige Ohrfeige.

(Sie packen einander bey den Haaren.)

Zehnte Scene.

Kilian [illegible]. **Penelope, Rosimunda.**

Kilian. Seyd Ihr ganz des Teufels, Ihr Weiber? Wollt Ihr künftig Perucken tragen, daß Ihr Euch die Haare ausrauft?

(Er tritt zwischen Beyde, wird aber von ihnen zu Boden gerissen.)

Ihr verdammten Hexen! Dürft Ihr einen Ambassadeur und mit ihm das Völkerrecht mit Füßen treten?

(Rosimunda läuft davon, und wird von Penelope verfolgt.)

Eilfte Scene.

Kilian (allein.)

Es ist doch, beym Herkules! toller, als toll, an einen ordentlichen extraordinären Ambassadeur Weiberhände zu legen! Aber die beyden Xantippen sollen erfahren, daß weder

einem Gesandtenpferd, noch einem Gesandtenhund, noch dem geringsten Gesandtenbedienten auch nur ein Haar gekrümmt werden darf. Laßt mich nur zurückkommen! Man wird Euch tüchtig in's Verhör nehmen. Jetzt aber muß ich leider den Weg unter die Füße nehmen, statt meine beleidigte Ambassadeurehre zu rächen.

Zwölfte Scene.

(Kaiser Ahasverus kommt mit seinen Trabanten und Hofbedienten unter dem Schalle der Trompeten und Schalmeyen.)

Ahasverus. Ritter und Helden! Ihr könnt selbst urtheilen, wie ungern ich meinen Neffen, den tapfern Ulysses, so weit von mir ziehen lasse. Aber wie könnte ich mich der ruhmvollsten aller Unternehmungen widersetzen? Er hat die Erlaubniß, in meinem ganzen Kaiserthum die Werbtrommel rühren zu lassen, und wer von Euch, Ihr Ritter! die Waffen für ihn zu tragen sich entschließt, wird doppelt hoch in meiner Gnade stehen.

Ein Ritter. Kaiser der Kaiser, und König der Könige! Wir sind stolz, daß Eure Majestät uns erlauben, unser Schwert für die Sache des großen Ulysses zu ziehen. Welches griechische Auge war nicht auf die schöne Helena gerichtet, und wer wollte noch Leib und Leben

achten, wenn diese Krone ihres Geschlechts der Preis ist?

Ahasverus. Ich bin gar nicht überrascht, daß Helden heldenmüthig und galant sind. Erfechtet vor allen Dingen den Sieg, und Euer Lohn soll nicht kleiner seyn, als Eure Verdienste. Aber jetzt folgt mir. Es ist noch Manches wegen des Feldzugs zu überlegen.

(Sie gehen ab, und ein Werber mit einer Trommel im Gefolge vieler Leute tritt auf. Er hat einen Zettel in der Hand, und liest.)

Nachdem der tapfere Ulysses sich durch die Ungebühr des trojanischen Prinzen Paris, der die schöne Helena entführte, bewogen sieht, die Trojaner zu bekriegen, so wird Jedem, der Muth und Lust hat, an diesem Feldzuge Theil zu nehmen, hiemit kund und zu wissen gethan, daß er sich bey der auf dem großen Markte aufgerichteten Standarte einfinden kann, um Handgeld und Sold auf drey Monate voraus zu empfangen.

(Er rühret die Trommel, und geht ab.)

Dreyzehnte Scene.

Ulysses. (Allein, mit einem langen Barte.) Dieses ganze Jahr haben wir mit Kriegsrüstungen zugebracht, und jetzt erwarte ich die Zurückkunft meines treuen Dieners Kilian von seiner

Gesandtschaft mit desto größerer Sehnsucht, da mir die Länge meines Barts täglich beschwerlicher wird. Aber ich merke, Morpheus, der Gott des Schlafs, meldet sich bey mir, und welcher Held kann diesem Gewaltthätigen widerstehen?

(Er legt sich nieder, und schläft ein.)

Vierzehnte Scene.

Kilian. Ulysses.

Kilian. Endlich nach einem vollen Jahre, nach vielen Beschwerden, und nach wohlverrichteter Sache bin ich wieder im Vaterlande. Es ist doch sonderbar. Man sollte meinen, ein Jahr sei nicht länger, als eine halbe Stunde, so geschwind ist mir die Zeit während meiner Abwesenheit vergangen. Aber sitzt nicht hier mein Herr und schläft, als ob er sonst Nichts zu thun hätte? Welch einen langen Bart hat der Mann in der kurzen Zeit bekommen! Doch wie kann ich mich wundern? Ein Bart muß wohl lang werden, wenn man ihm ein ganzes Jahr Zeit zum wachsen läßt. Nur Eins wundert mich. Warum ist denn der meinige so kurz geblieben? Doch ich glaube selbst, daß in keinem Lande die Bärte so schnell wachsen, als bey uns. Aber am Ende gehe es doch mit dem

Barte meines Herrn nicht ganz richtig zu. Er scheint ja nur an einem Faden zu hängen.

(Er nimmt dem Ulysses den Bart ab, und nachdem er ihn sich selbst angelegt hat, wendet er sich gegen die Zuschauer.)

Jetzt, meine Herren! kann Ihnen mein Bart bezeugen, daß ich ein ganzes Jahr auf Reisen gewesen bin. Aber legen Sie doch einmal die üble Gewohnheit ab, daß Sie fast Nichts glauben wollen, als was Sie mit Augen sehen.

(Er geht auf die Seite. Ulysses erwacht, und greift nach seinem Barte.)

Ulysses. Dank Euch, Ihr Götter! Mein Traum ist erfüllt! Mir träumte, der geflügelte Gott Merkurius sei mir erschienen. Dein getreuer Kilian ist zurückgekommen, sprach er, und vertrat zugleich die Stelle des Barbiers bey mir. Willkommen also im Vaterlande, getreuer, und wie ich hoffe, glücklicher Ambassadeur! Haben doch die Götter Dich selbst auf Deiner Hin- und Herreise begleitet.

Kilian. Specelamdissimo renkalavet specavet.

Ulysses. O Wunder, und o Unglück! Der Mensch hat gar sein gutes Deutsch vergessen.

Kilian. Copisoisandung flaestimund spaelamdissimo renkalavet specavet.

Ulysses. Rede doch Deutsch, Kilian, wenn ich Dich verstehen soll!

Kilian: Iuchatan scaphalsiascomai Klemmebasiopodolski.

Ulysses. Habe ich doch nie eine so wunderliche Sprache gehört, als diese mesopotanische. Aber wie soll ich jetzt erfahren, was er ausgerichtet hat? Hast Du denn unsere Sprache nicht nur zu reden, sondern auch zu verstehen vergessen?

Kilian. Keinen Buchstaben weiß ich mehr von ihr, und es wird mich Mühe kosten, Eurer Hoheit zu sagen, daß die Fürsten, die sich Hochdenselben empfehlen lassen, im Sturmschritt vor Troja erscheinen werden. An diesem Versprechen ist gar nicht zu zweifeln, und wenn wir also nicht die letzten seyn wollen, so ist es hohe Zeit, daß auch wir mit unserem ganzen Kriegsheer aufbrechen.

Zweyter Aufzug.

Erste Scene.

(Die Stadt Troja ist zu sehen.)

Kilian (allein).

O Zeit! Du bist in Deinem Leben nicht flüchtiger gewesen, als während dieses Kriegs.

Schon stehen wir vor Troja, und sind also vierhundert Meilen von unserem Vaterlande entfernt. Läge das Nest hier nicht vor meinen Augen, so wollte ich schwören, ich spiele eine Rolle in einem Feenmährchen. Aber es geht Alles ganz natürlich zu. Hier, wohin ich mit meinen Fingern zeige, liegt Troja. (Er nimmt ein Licht, und geht hin.) Hier, meine Herren! lesen Sie mit großen Buchstaben: Diese Häuser bedeuten die Stadt Troja. Aber hier kommt ein trojanischer Bauer. Ich will den Kerl ein wenig ausfragen. Vielleicht erfahre ich den Zustand der Stadt von ihm.

Zweyte Scene.

Kilian. Ein Bauer aus Troja.

Kilian. Guten Tag, mein Freund! Wo kommst Du her?

Der Trojaner. Aus Troja, wie Du siehst.

Kilian. Man hat mir viel Rühmens von einer wunderschönen fremden Jungfer gemacht, die sich seit Jahr und Tag in Troja aufhalten soll. Ohne Zweifel kennst Du sie auch. Ihr Name ist Helena.

Der Trojaner. Wer wird Jungfer Helena nicht kennen? Sie ist aber jetzt dreyfach

vorhanden, weil sie vor kurzem Zwillinge geboren hat.

Kilian. Nunmehr ist sie also aus der Jungfernliste weggestrichen?

Der Trojaner. Warum nicht gar? Wir haben in Troja zweyerlei Jungfern, Jungfern mit Kindern, und Jungfern ohne Kinder.

Kilian. Ich kann die Ehre haben, Dir zu sagen, daß es bey uns in diesem Stücke gerade so ist, wie bey Euch. Auch von unsern Jungfern haben nicht alle das Unglück, kinderlos zu seyn.

Der Trojaner. Aber, Freund! in welcher verkehrten Welt bist Du zu Hause, weil Du so wunderlich fragst?

Kilian. Ich bin ein fremder Kaufmann. Aber was für Leute sind die Trojaner?

Der Trojaner. Sie sind eben so arm, als hoffärtig, und verhungern beynahe, nur um sich das Ansehen zu geben, als ob sie im Ueberfluß lebten. Für einen Titel läßt der Vater seine Kinder nackend gehen, und für ein Ehrenzeichen ist Tausenden die Ehre selber feil.

Kilian. Auch bey uns will sich die Armuth nicht mit der Demuth paaren. Doch können wir uns, wenn wir uns eines Wagens bedienen, statt zu Fuße zu gehen, einigermaßen, mit unsern zerrissenen Schuhen entschuldigen.

Der Trojaner. Eine unserer größten Tugenden ist, daß wir mehr verzehren, als wir verdienen können.

Kilian. Und wir halten es für die größte Schande, nur so viel auszugeben, als wir einnehmen. Aber was nimmt diese vornehme Sitte bey Euch für ein Ende?

Der Trojaner. Das Ende ist bald so, bald anders. Dieser greift zum Bettelstabe; ein Anderer wird von seinen Gläubigern zwischen vier Mauern eingesperrt; ein Dritter nimmt einen Strick, und knüpft sich auf. Und so weiter.

Kilian. Ich kann nicht sagen, daß es bey uns anders geht. Aber was hält man von Euren Richtern? Sind sie Freunde der Gerechtigkeit?

Der Trojaner. Der Vogel Phönix ist, wie Du weißt, eine Fabel.

Kilian. Auch bey uns will kein Mensch an sein Daseyn glauben. Habt Ihr auch die Pest? Ich will sagen, habt Ihr auch Wucherer?

Der Trojaner. Der Wucher ist aufs strengste verboten, und zur Ehre des Gesetzes werden öffentlich nur fünf vom Hundert, heimlich aber noch zwanzig dazu genommen.

Kilian. Eben so billig sind alle unsere Juden, und die meisten unserer Christen. Hält

man bey Euch viel auf die Reinigkeit der Straßen?

Der Trojaner. Die Polizey thut wenig, aber desto mehr thut die Sonne bey der Sache. Nur wünschen die Leute, die Sonne möchte mehr scheinen, und die Wolken möchten sparsamer mit Regen seyn. Am wenigsten hört man noch im Monat Julius über Morast klagen.

Kilian. Wandere einmal durch eine unserer Städte, und Du wirst glauben, Du seyst in Troja. Wie steht es bey Euren Weibern um das Haushalten?

Der Trojaner. Sie denken, ein rechtes Haus halte sich selbst, und eine Frau brauche sich also mit dem Haushalten nicht abzugeben.

Kilian. Ist es doch, als ob Eure Weiber bey den unsrigen in die Schule gegangen wären. Lieben sie auch schöne Kleider?

Der Trojaner. Fast mehr noch, als ihr eigenes Leben. Nur sind sie auch in dieser Liebe ziemlich unbeständig, und kaum haben sie das kostbarste Gewand ein Paar Mal getragen, so mögen sie es nicht mehr ansehen.

Kilian. Auch unsere Weiber würden lieber am Pranger stehen, als sich drey Mal mit demselben Kleide öffentlich zeigen. Lieben die Eurigen auch ihre Männer?

Der Trojaner. Wenn sie liebenswürdig

sind, oder mit andern Worten, wenn sie kein Geld sparen, um die Liebe ihrer Frauen zu gewinnen.

Kilian. Auch unsere Weiber sind der Meynung, daß die Liebe seiner Frau von dem Manne mit Golde aufgewogen werden muß. Sind die Eurigen fleißige Arbeiterinnen?

Der Trojaner. Wenn die Arbeit ein Spiel ist, und wenn Bälle, Besuche, Komödien und Spazierfahrten ihnen Zeit dazu lassen.

Kilian. Diese Weiber könnten also auch wohl die Hände entbehren?

Der Trojaner. Freylich, wenn man nur ohne Hände Karten spielen könnte. Nicht zu gedenken, daß unsere galanten Herren eine schöne Hand bey einer Dame ungern vermissen würden.

Kilian. Du hast Recht. Auch unsere Damen arbeiten Nichts, und legen doch ihre Hände nicht in den Schooß. Schreiben Eure Gelehrten viele Bücher?

Der Trojaner. Mehr als Sterne am Himmel, Vögel in der Luft, Fische im Wasser, und Thiere und Pflanzen auf der Erde sind. Aber kein Mensch wird gelehrt aus ihren Büchern.

Kilian. Bey uns werden nicht nur von Gelehrten, sondern auch von Ungelehrten, und

was Du kaum glauben wirst, sogar von Weibern Bücher geschrieben. Seyd Ihr auch nothdürftig mit Projectmachern versehen?

Der Trojaner. Nicht nothdürftig, aber überflüßig, und mit der Hälfte ihrer Vorschläge könnte man alle Staaten in der Welt zu Grunde richten.

Kilian. Bei uns hat man längst einen Preis auf das beste Project gesetzt, wie man alle Projectmacher, und gelegenheitlich auch die Plusmacher von der Erde vertilgen könne. Was habt Ihr für Dienstboten? Sind sie treu und hurtig?

Der Trojaner. Lackeyen und Mägde eilen mit Weile, und was ihre Treue betrifft, so dulden sie es nicht, daß außer ihnen sonst noch Jemand etwas aus dem Hause schleppt.

Kilian. Glückliches Troja! Kaum haben wir selbst bessere Dienstboten aufzuweisen. Sind die Leute bei Euch auch fromm?

Der Trojaner. Wehe dem Unglücklichen, der bey uns nicht fromm wäre! Man würde ihn als einen Menschen verketzern, der die neueste Mode verachtet.

Kilian. Worin besteht aber das Gute, das Ihr thut?

Der Trojaner. Wir halten es für eine Sünde, Gutes zu thun. Weißt Du denn nicht,

was fromm seyn heißt? Wir beten den ganzen Tag, und verdammen und verlästern Andere, die nicht glauben, wie wir. Am frömmsten aber sind unsere Poeten in ihren Reimen.

Kilian. Ihr seyd ohne Zweifel mystisch-fromm, und dieses Glaubens rühmen wir uns ebenfalls. Aber wie steht es außer Eurem Frommseyn um Eure übrigen Zeitvertreibe? Besucht Ihr neben den Predigten auch fleißig die Komodien?

Der Trojaner. Unsere Schauspielhäuser sind nur leer, wenn eine der vielen Schicksalstragödien eines deutschen Poeten, auf dessen Namen ich mich nicht besinne, gegeben wird.

Kilian. Ich kenne den Burschen. Er heißt . . . doch was liegt an dem Namen des mausigen Scriblers, der nirgends gelobt wird, als in seinen eigenen Wochenblättern? Ich kann aber nicht sagen, daß wir seine Stucke ga nicht besuchen. Wir machen uns zuweilen noch den Spaß, ihn auszupfeifen.

Der Trojaner. Jetzt habe ich genug mit Dir geplaudert, guter Freund! Lebe wohl! Die Götter mögen Dich ihrer besondern Gnade würdigen!

Kilian. Ein schöner Wunsch! Aber geht er Dir auch von Herzen?

Der Trojaner. Ich müßte lügen, wenn

ich ja sagte. Mit dieser Redensart nimmt man Abschied bey uns, ohne etwas damit sagen zu wollen.

Kilian. Auch wir haben eine Menge ähnlicher Redensarten. (Allein.) Es ist beym Jupiter! unverantwortlich, daß wir mit diesem Volke, das uns in allen Stücken so ähnlich ist, Krieg führen sollen. Und warum? Wegen einer Jungfer, die Zwillinge zur Welt geboren hat. Aber freylich sind unsere Kriegsrüstungen zu groß, als daß wir sie umsonst gemacht haben sollten. Das Pulver, das wir anschafften, muß auch verschossen werden. Ich habe jetzt den Zustand der Stadt aufs genaueste erforscht, und mich überzeugt, daß sie kaum eine Belagerung von acht Tagen aushalten kann. Ein guter Feldherr wird immer darauf bedacht seyn, die Stärke und die Schwäche des Feindes so gut als möglich kennen zu lernen. Aber wird heute oder morgen die Stadt erobert, wer wird die Ehre davon tragen? Niemand, als Ulysses, oder Holofernes, und ich darf von Glück sagen, wenn der Name Kilian einmal gelegentlich in einer Zeitung genannt wird. Ich kann auf Ehre gar nicht begreifen, wie sich noch ein Mensch entschließen kann, ein Subaltern zu seyn. Aber still! Hier sehe ich unser Kriegsheer schon in vollem Anzuge.

Schriftsteller
und
Schriftstellerey.

I.

Der Staat und der Schriftsteller.

Aus Willibalds, eines armen Poeten, nachgelassenen Papieren.

Die Unsterblichkeit muß entweder so viel als gar keinen Werth haben, oder es ist Niemand ungenügsamer, als die Leute, die ihr mit der Feder nachjagen. Man sollte denken, sie allein wäre ein übergroßer Lohn selbst für das größte Meisterstück, das Schwarz auf Weiß zu lesen ist. Aber es wage es einmal ein Buchhändler, irgend einen Schriftsteller auf diesen Lohn, statt des geforderten Ehrensolds zu verweisen, und er wird schwerlich eine andere Antwort hören, als die Frage: Ist der Herr von Sinnen? Ein Buch zu schreiben ist, wie sich schon aus der geringen Anzahl der vorhandenen Bücher abnehmen läßt, nicht viel weniger als eine Welt erschaffen, und soll sich also der Mächtige, der eins ans Licht gebracht hat, für bezahlt erachten, wenn sein Name auf allen Zungen schwebt, und wenn seine Zeitgenossen ihn versichern, sie

zeugten aus keiner andern Ursache Söhne und Töchter, als um zu verhindern, daß die Schaar seiner Bewunderer nicht aussterbe? Nicht genug, daß der Buchhändler dem Schöpfer eines Buchs für jeden Buchstaben desselben einen goldenen Preis gibt, nicht genug, daß in den Tagsblättern selbst die wichtigen Nachrichten von gelungenen und mißlungenen Schauspielerkunst-Uebungen den Berichten weichen müssen, welch ein großer Mann er ist, und warum er es ist, nicht genug, daß alle den Parnaß umheulenden Cerberusse sich kuschen und verstummen, sobald man nur seinen Namen nennt, nicht genug, daß zehntausend leere Hände ihm Beifall klatschen, und tausend goldgefüllte für ihn leeren werden, Kaiser und Könige sollen ihm, wenn nicht den Steigbügel halten, doch die Ritterspornen anlegen. Man soll, wenn sie anders nicht zu bequem zu den schweren Aemtern sind, den Verfasser einer Tragödie wenigstens zum Finanzminister, und den Verfasser einer Komödie wenigstens zum Justizminister erheben. Nicht der kleinste Liedersänger darf ungeadelt bleiben, und jedes Klinggedicht muß, wenn nicht mit einem Großkreuz, doch mit einem kleinen belohnt werden.

Wer soll diese Lehren anders verkündigen, als die Schriftsteller selbst? Und wer kann sie

befolgen, oder unbefolgt lassen, als der Staat? Wer weiß aber nicht, daß wenn jene nicht müde werden, das Ihrige auch von dieser Seite zu thun, dieser das Seinige zu thun, noch bis auf diese Stunde unterläßt? Wo ist der Schriftsteller, der nicht die bittersten Klagen über ein undankbares Vaterland wenn nicht wirklich führt, doch wirklich führen zu dürfen glaubt? Was will eine goldene Dose, die zuweilen aus zepterführenden Händen in federführende gelegt wird, gegen die Menge sagen, die hinein gelegt werden sollten, und noch alle in den Läden der Juweliere liegen? Von den mehreren tausend ahnenlos geborenen Schriftstellern Deutschlands ist vielleicht nicht ein halbes Dutzend seit seiner Geburt um drey Buchstaben reicher geworden. Und was die Staatswürden betrifft, lieber Himmel! wo fragt man; ich will nicht sagen, wenn man einen Minister, sondern nur einen Amtmann, oder einen Secretär braucht, oder Sitz und Stimme auf dem Helikon hat, ob er Mitarbeiter am Morgenblatt, oder ein Söldling der Abendzeitung ist? Nicht über ihren starken, oder schwachen Glauben an der Vortrefflichkeit des Nibelungenliedes, nicht über die Geheimnisse der romantischen Poetenschule, nicht über die wahre Bedeutung des großen Karfunkels, nicht, ob der Mysticismus ihnen klar oder

unklar ist, nicht, ob der deutsche Verfasser der Schuld den brittischen Verfasser des Macbeth in den Staub tragödisiren wird, oder bereits tragodisirt hat, nicht, ob Firlefanz mit Recht sich einbildet, ein groser Poet und ein noch gröseres Kunstrichter zu seyn, noch über hundert andere gleichwichtige Dinge müssen die jungen Leute sich ausfragen lassen, welche den Richterstuhl, die Kanzel, oder den Katheder zu besteigen verlangen. Mit Einem Wort, man thut ordentlich, als ob es seit dem alten blinden Homer gar keinen Poeten mehr in der Welt gäbe, wenn man Aemter zu ersetzen, Ehrentitel zu ertheilen, oder Knopflöcher mit Kreuzen zu verzieren hat, und ein armer Schriftsteller hat noch von Glück zu sagen, wenn der Staat ihm seine Verdienste, statt sie zu belohnen, nur — verzeiht.

So traurig es ist, so scheint doch selbst der Himmel zu diesem himmelschreyenden Verfahren nicht viel zu sagen, wenn man anders nicht die Mißjahre, die heisen Sommer, die kalten Winter und ähnliche Plagen, mit welchen die Welt zuweilen heimgesucht wird, durch welche aber die Schriftsteller wieder selbst am meisten leiden, der Gleichgültigkeit zuschreiben will, mit welcher der Staatskörper die in ihm wohnenden grosen Geister zu behandeln pflegt.

Wenn aber die meisten Unglücklichen bey nicht erfüllten Wünschen wenigstens einigen Trost in dem Bewußtseyn finden, daß ihnen Unrecht geschieht, so scheint den armen Schriftstellern selbst dieser Trost versagt zu seyn, da der Staat schlechterdings Nichts von der Pflicht wissen will, irgend einem seiner Bürger auch nur ein freundliches Gesicht für das Verdienst zu machen, daß er oft zwey Mal im Jahr eine geistige Kindtaufe hält. Nicht einmal das jus trium liberorum, vielweniger das jus trium librorum gilt in Deutschland. Bedürfte der Staat, sagen seine Wortführer, der Schriftsteller, so würde er Schriftsteller in Sold nehmen. Für ungebethene Dienste hat Niemand das Recht, Bezahlung zu fordern. Schriftsteller, und nahmentlich Poeten, schreiben, wie sie selbst bekennen, nicht, weil sie sollen, sondern weil sie wollen, oder vielmehr, weil sie müssen. Eine brennende Hitze im Kopf, und ein unerträgliches Jücken in den Spitzen der drey Schreibfinger quält sie so lange, bis der Eine mit einer Tragödie, der Andere mit einer Komödie, der Dritte mit einem Roman, und der Vierte mit allen möglichen Reimgattungen, von der schauerlichen Ballade, bis zur heiligen Legende, von der klagenden Elegie bis zum schmelzenden Sonett, vom mystisch frommen

Lied bis zur profanen Dithyrambe, vom schmeichelnden und streichelnden Madrigal, bis zum stechenden und beißenden Epigram, wenigstens vier und zwanzig Bogen angefüllt hat. Soll man aber Einem, der sich kratzt, weil es ihn juckt, für sein Kratzen einen Gehalt auszahlen, oder Einen, der trinkt, weil es ihn durstet, für sein Trinken zum Staatskanzler machen? Der Staat kann keinen Poeten belohnen, weil er kein Buchhändler ist, und in Deutschland wenigstens, keine Lorberwälder hat. Findet Jemand seine Rechnung nicht beym Singen, so mag er tanzen, oder, weil auch diese Kunst ihre Jünger nach Brot gehen läßt, entweder den Boden umgraben, oder sich selbst in Acten begraben, und dann, wenn er in dem einen oder dem andern dieser beyden nützlichen Geschäfte sich über den Schlendrian erhebt, und doch noch unbelohnt vom Staat bleibt, diesen mit der schuldigen Bescheidenheit an seine Pflicht erinnern.

Wenn ein Poet, wie ich, welcher, indem er für seine Nachtwachen von den Buchhändlern kaum das Lampenöhl bezahlt erhielt, und, Dank sey es dem schnöden Kaltsinn des Publikums! weit entfernt, seine Stirn mit dem wohlverdienten Lorberkranz geschmückt zu sehen, sich nicht einmal eines Lorberkränzchens zu erfreuen hatte, wenn, sage ich, ein solcher

schlechtbelohnter Musenfröhner diese Sprache führt, so kann Niemand zweifeln, daß sie ihm Ernst ist. Und voller Ernst ist es auch in der That, wenn ich für meine eigene Person sage: Der Staat hat mir Nichts gegeben, weil er mir — Nichts schuldig war, und so sehr ich auch täglich fühle, wie schwer der Mangel sich ertragen läßt, so weit bin ich doch entfernt, mit dem Dünkel so vieler meiner Brüder im Apollo, oder ihrer Freunde und Bewunderer, die Nase aufzuwerfen, und auszurufen: Belohnst Du so meine Verdienste, undankbares Vaterland? Hast Du nicht einmal Brot für einen Sohn, auf den Du nicht stolz genug seyn kannst?

Vortrefflich! höre ich eben diese meine Apollosbrüder mir zurufen, nur recht viele Predigten, wie die Deinigen, und bald wird gegen einen deutschen Poeten der Vogel Phönix selbst kein rarer Vogel mehr seyn. Im Ernst, Freunde! weil der Staat Eure Belohnung und Eure Aufmunterung Euren Verlegern und Euren Lesern, und vor allen Dingen dem Entzücken überläßt, das die Uebung der himmlischen Kunst, der Ihr Euch widmetet, Euch selbst gewährt, so wolltet Ihr lassen, was Ihr gar nicht lassen könnt? Vergeßt Ihr, daß man vom Geist, und nicht von Gold und Staatsauszeichnungen

zum heiligen Opferdienst der Musen getrieben wird? Doch auf alle Fälle kann es der Staat darauf ankommen lassen, ob die ihm vorgeworfene Kargheit gegen die Poeten wirklich einen Poetenmangel zur Folge hat. In diesem jedoch kaum denkbaren Falle hat der Staat, sollte er je ohne den bisherigen Poetenüberfluß nicht bestehen können, immer noch Zeit, Mittel anzuwenden, um die stockenden Dichteradern wieder zum Fließen zu bringen.

Ich habe bisher bloß zu zeigen gesucht, daß der Staat zu keinen Poetenaufmunterungs-Anstalten verpflichtet ist, ohne an die Schwierigkeiten zu erinnern, die der Ausführung des so ungestüm geforderten Belohnungs-Systems in den Weg treten würden. Sind aber diese Schwierigkeiten etwa nicht vorhanden? Oder bedarf es bloß eines Hauchs, um sie wegzublasen? Welche Schriftsteller, frage ich, z. B. sollen belohnt werden? Natürlich antwortet Ihr mir, die Guten. Und ich erwiedere: Vortrefflich! Aber erlaubt mir nur noch die einfältige Frage: Welches sind die Guten? Wer, soll sie uns nahmhaft machen? Etwa die nämlichen Richter, die einen Kotzebue, einem Voltaire an die Seite setzen, in der Schuld des Weissenfelsers zwar so gut als in Lessings Nathan gähnen, aber doch jene himmelhoch über diesen

erheben, und endlich einen Klopstock so wenig für einen Poeten gelten lassen, als die Welt sie für Leute von Verstand? Aber auch diese Schwierigkeit mag durch einen Zauberspruch aus dem Wege geräumt werden, und es tritt eine neue an ihre Stelle. Um sich zum Rang eines guten Schriftstellers zu erheben, braucht man, wie Jedermann weiß, neben einem großen Kraftaufwand zugleich auch einen großen Zeitaufwand. Die Kunst, wie man mit Recht sagt, ist lang, das Leben aber kurz, und die besten Köpfe werden also dahin sterben, ehe der Staat nur eine Ahndung davon bekommt, daß sie bessere Köpfe waren, als andere. Welchen Werth hat aber eine Freygebigkeit, die von den Würdigsten, der Natur der Sache nach, nicht einmal erlebt werden kann? Giebt es ferner nicht leider Schriftsteller, die für ihre Talente ein Ehrenzeichen, und für den Gebrauch, den sie von ihnen machen, ein Brandmahl verdienen? Soll der Staat ihnen beyde, oder keins zu Theil werden lassen? Verliert endlich nicht mancher Schriftsteller durch drey mißlungene Werke das Recht an die Belohnung wieder, das er sich durch Ein gelungenes erworben hat? Soll man zwischen dem wachenden und dem schlafenden Homer gar keinen Unterschied machen? Wollt Ihr einen Schiller für

seine Jungfrau von Orleans, oder seine Maria Stuart belohnen, so handelt Ihr mit Euch selbst im Widerspruch, wenn Ihr ihn nicht zugleich auch für seine nicht von jugendlicher Kraft, sondern von jugendlicher Rohheit erzeugten Räuber büßen lasset, die zur Schmach der guten Sitten, des guten Geschmacks und selbst des gesunden Menschenverstands immer noch beynahe unbedingte Lobpreiser und Vertheidiger unter dem verächtlichen Heer unserer Afterkritiker finden.

Die Summe von allen diesen Betrachtungen ist keine andere, als folgende: Wer schlechterdings vom Staat aufgemuntert und belohnt seyn will, widme sich dem Staat, und werde also ein Pflüger, oder ein Krieger, ein Jugendlehrer, oder ein Richter, oder was er sonst will, nur kein Dichter. Und hat ihn die Natur zu diesem gemacht, und er vermag ihr nicht zu widerstreben, so suche er seinen Lohn, wo er allein zu finden ist — in seiner Brust.

II.

Schriftstellerische Nachlässigkeiten und schriftstellerische Ignoranz.

Je leichter es ist, eine Sache gut zu machen, desto mehr verdient es gerügt zu werden, wenn man sie schlecht macht. Dieser Rüge setzt sich Niemand mehr aus, als die Mehrzahl der Schriftsteller durch Vernachläßigung kleiner Regeln, von welchen man denken sollte, daß sie gar nicht verletzt werden könnten. Ich fange gleich mit dem Titel der Bücher an. Wenn es z. B. nicht gerade zu fehlerhaft ist, zu sagen: Levana, von Jean Paul, so ist doch der Titel: Jean Pauls Levana schon darum besser, weil ein unnützes Wort erspart wird. Und ist es erlaubt, das Schlechtere dem Bessern vorzuziehen?

Unrichtige, oder wenigstens nichts sagende Ueberschriften einzelner Gedichte findet man hundert gegen eine einzige, die ihren Zweck erfüllt. Allgemeine Ueberschriften, wie Lied, Glosse, Einfall, Gespräch, Antwort, Abfertigung ꝛc. sind so gut, als gar keine.

Ein Schriftsteller, der sich auf die Regeln der Rechtschreibung und der Interpunction

versteht, ist ein wahrer Phönix. Ist es aber nicht eine Schande, daß Leute, die sich für Geister vom ersten Rang halten, in der ersten Bedingung des Schreibens jedem Dorfschulmeister ein Recht geben, sie für A b cschützen zu erklären? Warum haben sie nicht wenigstens gleiche Achtung mit Voltaire vor dem Publikum, der kein Werk in den Druck gab, ehe seine Unrechtschreibung durch einen Freund, der die Sache besser verstand, als er, in Rechtschreibung verwandelt war?

Bis zum Ekel oft erscheint in den meisten Schriften das liebe Ich des Verfassers, und man muß noch recht zufrieden seyn, wenn Einer sich nicht, wie weiland Kotzebue in seinem heillosen Wochenblatte, des Wir bedient. Wem erregt es nicht die widrigste Empfindung, wenn er über einem Gedicht, oder über einem Aufsatz lesen muß: An meine Leser, an meinen Freund, an meine Frau, an meine Katze, an meinen Hund, statt daß der Bescheidene schreibt: Der Dichter, oder der Verfasser, an seine Leser, an seinen Freund, an seine Frau, an seine Katze, an seinen Hund, oder wie weyland Logau, Flemming, Günther, Gryphius, mit Weglassung der Worte: Der Verfasser, oder der Dichter, schlechtweg: An seinen, oder an seine. Ueberhaupt sollte das Ich selbst in Fällen vermieden

werden, wo die Gewohnheit es minder anstößig macht. Kein Leser hat etwas dagegen, wenn der Schriftsteller sagt: Mir scheints. Aber dieser sollte dennoch bescheiden seyn, und lieber sagen: Es scheint. Ohnehin gewinnt der Ausdruck durch die letzte Form an Stärke, weil bey ihr das Behauptete Allen bey der ersten aber nur dem einzelnen Schriftsteller so vorkommt.

Die Abtheilungen eines Buchs in Bücher sind wie Ruhebänke auf langen Spaziergängen. Aber wie selten sorgt ein Schriftsteller dafür, seine Leser durch diese Bequemlichkeit vor zu großer Ermüdung zu bewahren!

Wie soll man es mit der Schooßsünde der Poeten, der Eitelkeit reimen, daß gerade sie so wenig Sinn für die äußere Eleganz ihrer Werke zeigen? Wie berüchtigt sind nicht die umgekehrten Prachtausgaben der Werke eines der ersten Sterne am deutschen Dichterhimmel! Nicht genug an der Abscheulichkeit des Drucks und des Papiers, wird das Auge beinahe auf jeder Seite durch den Anblick beleidigt, daß sich diese mit einer halben, einer Drittels- oder Viertelsstanz, oder wohl gar mit der ersten Zeile eines Gedichts schließt. Nicht den Verleger, sondern den Verfasser trifft die größere Schande bey dieser unverantwortlichen Sudeley. Darf man

vor einer ehrbaren Gesellschaft in einem zerfetzten und schmutzigen Rock erscheinen, und verdient das Publikum etwa weniger Achtung, als die Herren Gevattern und Frau Gevatterinnen bey einem Taufschmause? Mit der Nachläßigkeit in Nebensachen ist fast nothwendig auch Nachläßigkeit in der Hauptsache verbunden, und vielleicht möchte die Erfahrung den beym ersten Anblick gewagt scheinenden Satz nur zu sehr bestätigen, ein nachläßig gedrucktes Buch sey auch ein nachläßig geschriebenes.

Die Krone der Nachläßigkeit unserer jüngsten, und also auch unserer anmaßendsten Poeten sind ihre unächten Reime. Was von der Kritik, was von Lesern, die Augen und Ohren haben, gegen diese unverzeihlichste aller poetischen Sünden täglich mit dem gerechtesten Eifer erinnert wird, ist tauben Ohren gepredigt, und wenn ein bekanntes Epigramm Recht hat, daß man, um ein schlechter Dichter zu heißen, wenigstens ein guter Reimer seyn müsse, so fehlt es uns nicht etwa bloß an guten, sondern sogar an schlechten Dichtern.

Es gibt wohl keine schönere Versart auch im Deutschen, als die Octave der Italiener. Aber Himmel, was wird aus ihr unter den Händen der Leute, die nicht einmal schlechte Dichter sind! In demselben Gedicht findet man,

nach der Willkühr des Verfassers, Stanzen mit lauter weiblichen, und Stanzen mit lauter männlichen, und wieder Stanzen mit abwechselnden Reimen, und eben so willkührlich sind nach dem bloßen Bedürfniß des keuchenden Reimschmids die Reime verschränkt. Und diese Abschützensudeley wollte erst neuerlich in einem öffentlichen Blatt von einem bekannten Uebersetzer mit einem Machtspruche Wielands gerechtfertigt werden! Ist denn Wieland ein Muster im Mechanischen der Poesie? Und hat daher sein Ausspruch irgend ein Gewicht? Ein Dichter, der wie er, ganze Epopeen ohne eine einzige geregelte Stanze in die Welt schickt, muß freylich es schlechterdings für unmöglich erklären, größere Gedichte anders als in freyen, oder um den rechten Ausdruck zu gebrauchen, in vernachläßigten und barbarischen Stanzen zu schreiben. Aber welch eine Behauptung, daß man zwar wenige, aber nicht viele gute Octaven in regelmäßiger Form schreiben könne! Und wo, wird jeder verständige Leser fragen, hört denn das Wenig auf, und fängt das Viel an? Was man ein Mahl recht machen kann, muß man auch hundert Mahl recht machen können, oder es sieht auch um das erste Rechtmachen sehr mißlich aus. Aber, sagt man, die Octave ist gar zu schwer, und ich antworte! Wenn Ihr wollt,

daß die Verse sich ohne Mühe gleichsam von selbst machen, so fordert auch keinen Lohn für Euer Tändeln. Soll der Lorber und die Unsterblichkeit keinen Schweiß kosten? Es gibt freylich leichtere Versarten, als die Octave. Aber wer sich in der Poesie vor dem Schwersten scheut, oder ihm nicht gewachsen ist, wird sich auch durch das Leichtere wenig Ruhm erwerben, und sollte einer Kunst völlig entsagen, zu welcher ihm die Natur das Talent zu verleihen, nicht für gut fand. Die Musenweihe hat keine Grade, wie weiland die Freymaurerey. Man muß gleich in das Allerheiligste des Tempels treten, oder sich auch seiner Schwelle nicht nahen. In der That, ohne die Kraft ein Heldengedicht hervorzubringen, sollte man auch kein Epigramm versuchen, und wer keine italienische Octave zu schreiben versteht, wage sich auch nicht an Knittelverse.

Manche mit regelmäßigen Octaven sich vergebens marternde Poeten beschuldigen, indem sie eine Wielandische Behauptung nachbeten, ein in dieser Versart geschriebenes Gedicht ohne Bedenken der Eintönigkeit. O Ihr Füchse der Fabel, bekennt doch lieber offenherzig, daß Euch die Traube zu hoch hängt, statt daß Ihr sie lächerlicherweise für sauer erklärt! Wohl ermüdet z. B. die Ernst Schulzische bezauberte Rose, d

schwerlich selbst der sie krönende Brockhausische Preisrichter ganz zu lesen vermochte, bis zum Sterben. Aber liegt die Schuld an den regelmäßigen Octaven, oder vielmehr nicht einzig und allein an dem Stoff des Gedichts und seiner Behandlung?

Wenn endlich Wieland von Götheschen und und Schillerschen Octaven als den einzig musterhaften, die man im Deutschen haben soll, spricht, so gibt er abermahls eine kritische Blöße, indem diese gepriesenen sich nur durch die Nahmen ihrer Verfasser vor andern auszeichnen.

Zuletzt muß auch noch gegen das gedankenlose Berufen auf Wieland bemerkt werden, daß, da wir, so Gott will, seit seiner Zeit ein wenig weiter in der Verskunst gekommen sind, das Nichtkönnen des Veterans unmöglich dem um ein halbes Jahrhundert jüngern Dichter zur Entschuldigung dienen kann.

Ein deutsches Buch aus der neuern Zeit, in welchem der Nahme der Druckfehler nicht Legio ist, gehört unter die wahren Seltenheiten. Zur Noth findet man noch zuweilen ein Bekenntniß und eine Nachweisung dieser Sünden am Ende des Buchs, aber gewöhnlich bleibt wenigstens die Hälfte unangezeigt, und nicht selten wimmelt das Druckfehlerverzeichniß selbst wieder von Druckfehlern. Wer verdient aber am meisten

gescholten zu werden, ein Setzer, dem es gleichgultig ist, ob seine Hand bey ihrem Geschäft ein X oder ein U ertappt, oder der Verfasser eines Buchs, der nicht dafür sorgt, daß dasselbe wenigstens von Fehlern rein bleibt, die man vermeiden kann, wenn man nur ein wenig die Augen offen hat? Was soll man endlich sagen, wenn vollends, wie es von einem der berühmteren Schriftsteller geschehen ist, aus einer Nachläßigkeit, für welche man das Publikum nicht genug um Verzeihung bitten kann, ein Spaß gemacht, und den Lesern sogar die Druckfehleranzeige wieder als ein eigenes Buch verkauft wird?

Der Schriftsteller, und besonders die Poeten, sind zu erhabene Wesen, als daß die Erinnerungen eines gemeinen Erdensohns Eindruck bei ihnen machen könnten, und schwerlich werden also die gegenwärtigen Rügen eine andere Folge haben, als daß Fehler, die bisher aus Nachläßigkeit begangen wurden, künftig von den Meisten mit Vorsatz begangen werden.

III.

Die Dichterdenkmahle.

Der Versuch, im Elysium bey den Schatten der alten Classiker Griechenlands und Roms Unterzeichnung für die Denkmahle der berühmtesten deutschen Poeten der neuesten Zeit zu sammeln, soll den gehofften Erfolg nicht gehabt haben. Homer, Euripides und Sophokles schüttelten die Köpfe bey dem Ansinnen nicht weniger, als Paulus, Horaz und Virgil, und alle bewiesen sich als gar freche Spötter des Unternehmens. Ihr Barbaren! fuhren sie die Sammler an, was sind so manche gepriesene Werke Eurer Poeten, als Satyren auf die unsrigen? Und Ihr wollt, daß wir noch gar mit unserer Armuth Euch, unsere Erbfeinde, verewigen helfen? Statt Euren Poeten durch Steine Euren Dank und Eure Achtung zu bezeugen, steinigt lieber Eure neuesten sogenannten Aesthetiker, die als ächte Controversprediger des gesunden Menschenverstands und der Sittlichkeit nicht müde werden, auf Eurem Helikon das Evangelium des Unsinns zu verkündigen.

Ich wage es nicht, noch manche andere Lästerungen nachzuschreiben, und sehe, trotz der alten vergessenen Pedanten, in deren Augen die

neueste, und also allein seligmachende deutsche Poesie und Poetik als ein dichter und naßkalter böotischer Nebel erscheint, schon im Geiste den Erfolg des preiswürdigen Unternehmens. Alle vollen und leeren Beutel stürzen sich um, jene, um das Ihrige beyzutragen, und diese, um zu zeigen, daß was sie beytragen können — Nichts ist, und die deutsche gebildete Welt müßte noch ärmer und noch ausgestorbener seyn, als sie es in der That, wenn nicht wenigstens eins der beabsichteten Denkmahle noch früher, als der Dom zu Cöln, und auf alle Fälle früher, als der Thurm von Babylon, in seiner gänzlichen Vollendung den Wolken und — den Spöttern trotzte.

IV.

Mannigfaltigkeiten.

Talent und Anlage.

„Ein Talent, zu welchem ich nicht die geringste Anlage hätte," sagt Herr von Goethe zwey Mal in Meisters Lehrjahren. Welche Sprache! Hat man Anlage zu Talenten, und also Anlage zu Anlagen, Talent zu Talenten?

Kritik.

Es gehört eben so viel Unverstand, als Unverschämtheit dazu, wenn sich Jemand, wie es in unsern Tagen nur zu oft geschieht, mit seiner Namens-Unterschrift, öffentlich zum Richter nicht nur aller Schriftsteller, die vor ihm waren, sondern sogar seiner noch lebenden Zeitgenossen aufwirft. Im gesellschaftlichen Leben wenigstens halten es vernünftige Leute für eine gemeine Grobheit, wenn ein Mensch sich vor die Leute hinstellt, und ihnen ihre Mängel, wie ihre Vorzüge, ins Angesicht sagt. Ueberhaupt, je mehr ein Mann Beruf hat, über Andere zu urtheilen, desto weniger ist er zuverläßig der Anmaßung fähig, sich öffentlich als einen Allerwelts-Kritiker geltend machen zu wollen, und schon aus diesem Grunde müßte eine bekannte Geschichte der deutschen Literatur öffentlich ausgezischt werden, wenn sie auch eben so vortrefflich wäre, als sie albern und abgeschmackt ist.

Wochenblatt-Klätscherey.

Das durch Unwerth und beispiellose Unverschämtheit mit der verrufenen, eines schimpflichen Todes gestorbenen Müllnerschen Hekate um den Preis streitende Brockhausische sogenannte

Conversationsblatt sagt irgendwo. Ein böser Spötter, auf dessen Namen wir (?) uns nicht besinnen, sagte einmal, da er die Zahl der Bände von Göthes Wahrheit und Dichtung sich so ansehnlich mehren sah: Wenn Herr von Göthe so fortfährt, so kann er ganz bequem von seinem Leben leben.

Der Nahme, auf welchen sich der noch tief unter seinem Vorgänger stehende Nachtreter Kotzebues nicht besinnen kann, oder wahrscheinlich nicht besinnen will, ist der meinige. Ich nämlich bin Verfasser des folgenden kleinen Gedichts, dessen Gedanke längst in Prosa im Morgenblatte von mir mit der Aufschrift: Die eigene Lebensbeschreibung, zu lesen war.

„Was sich mit ihm von Kindheit an begeben,
Das Glück, das er erfuhr, das Unglück, das ihn traf,
Erzählt Sabin — er muß dem Hunger widerstreben —
Erzählt er treulich uns, als eigner Biograph.
Der arme Teufel, traun! er lebt von seinem Leben."

Bedarf es für irgend einen verständigen Leser noch der Versicherung, daß ich bey dem Einfalle so wenig an die Lebensbeschreibung des Herrn von Gothe dachte, als ich wenn ich von einer belehrenden und unterhaltenden Zeitschrift rede, an das literarische Wochenblatt denke?

Göthes siebzigster Geburtstag.

Es ist doch seltsam, daß die Bewunderer des Herrn von Göthe, die kürzlich seinen siebzigsten Geburtstag durch gute Mahlzeiten, durch köstlichen Wein, und durch sehr mittelmäßige Verse begingen, nicht einmal seine Lebensjahre zu zählen wissen. Der berühmte Dichter ist, wie man von ihm selbst in Wahrheit und Dichtung lesen kann, am 28. August 1749 geboren, und wer also seinen siebzigsten Geburtstag am 28. August 1819 feyerte, hat sich, wenn er anders nicht behaupten will, der erste Geburtstag eines Menschen sey gar keiner, offenbar um ein Jahr verspätet.

Zeitgewinn beym Schreiben.

Schon vor längerer Zeit las man in einem öffentlichen Blatte die Anfrage, ob es nicht möglich wäre, einen Griffel zu erfinden, der auf dem Papier die Wirkung der Tinte hervorbrächte, und also dem Schreibenden die Zeit ersparte, die ihm jetzt durch das Eintauchen der Feder und durch das Abtrocknen des Geschriebenen verloren geht.

Bewahre wenigstens das liebe Deutschland der Himmel vor einer solchen Erfindung! Sollen

etwa künftig von der Mehrzahl unserer heutigen Poeten, deren Fruchtbarkeit wir ohnehin zu verwünschen Ursachen haben, doppelt so viel Romane, doppelt so viel Schicksalstragödien, doppelt so viel fromme und gesalbte Liedlein, und doppelt so viel Klingelreimereyen als jetzt hervorgebracht werden? Ersparen sich doch die Unermüdeten ohnehin Zeit genug bey ihrem Schreiben, nämlich, die Zeit, die sie dem Nachdenken widmen sollten. Und wer wünscht daher nicht, man möchte statt einer Preis-Aufgabe zur Beförderung des Schnellschreibens eine Hemmkette für manche Federn erfinden, oder gar auf ein Mittel denken, durch welches dem, den Musen zum Trotz, nach der Feder greifenden Geistesarmen, deren Nichtigkeit eben so groß als ihr Dünkel ist, die Tinte auf dem Papier verschwände?

Kunst und Genie.

Das Genie ist für die Kunst eben so unentbehrlich, als es ihr — hinderlich ist.

Deutsche Klassiker.

Die deutschen Klassiker, von welchen manche unserer angeblich unterhaltenden und gelehrten Tagblätter zu prahlen nicht müde werden, wo

sind sie? Ich kenne nur Einen, und dieser heißt — Klopstock.

Wieland.

Wieland war ein geistreicher Kopf und ein schöner Geist im besten Sinne des Worts, aber um Dichter in einem hohen Grade zu seyn, fehlten ihm Gemüth und Phantasie. Den strengen Regeln der Verskunst sich zu unterwerfen, hat er in seinem Leben nicht gelernt, und zum Beweise, daß sie ihm unerreichbar waren — verachtete er sie. Daß man die Prosa, die er schrieb, zum Theil noch jetzt musterhaft findet, ist ein Beweis, daß man zum Theil noch jetzt keine Ahnung hat, was es heißen will, gute Prosa zu schreiben. Ohne mich hier in eine weitere Zergliederung ihrer Fehler einzulassen, erinnere ich nur an seine Perioden, die einem Irrgarten gleichen, aus welchem sich der Künstler, der ihn anlegte, selbst nicht mehr zu finden weiß. Uebrigens Ehre dem Gedächtniß des Mannes für das, was er seiner Zeit war, wenn er auch der unsrigen kein Muster mehr seyn kann!

Die verstummten Schulumwälzer.

Aus dem Schweigen gewisser Kinderlehrer, die noch vor einigen Jahren mit ihrem Kinder=

geschrey die ganze vernünftige Welt betäubten, schöpfe ich die angenehme Hoffnung, daß sie klüger geworden, und also auf dem Wege sind, so treffliche Lehrer zu werden, als man sie nur immer vor hundert Jahren finden mochte.

Shakespeare und die Deutschen.

Ich wollte, die Deutschen hätten den Shakespeare nie, oder erst in einem reifern Alter ihrer Dichtkunst, zu welchem sie noch bis auf diese Stunde nicht gelangt sind, kennen gelernt. Wir haben ihm viel Geist auf Kosten der Kunst und des guten Geschmacks zu danken, und der Wilde hat die Wilden noch wilder gemacht.

Shakespeare und Voltaire.

Wenn ich gestehe, daß ich lieber Voltaire als Shakespeare seyn möchte, so wird zwar der größte Theil des von dem berühmten Kritiker, Herrn Franz Horn, kürzlich verzeichneten jetzt lebenden poetischen Deutschlands den Bannfluch über mich aussprechen, aber ich bin der gewissen Hoffnung, daß die Musen mich wieder von ihm entbinden.

Deutsche Prosa.

Es ist gar keine Frage, daß die Deutschen in der Kunst Prosa zu schreiben noch weiter

zurück sind, als in der Kunst Verse zu machen. Unter unsern Dichtern findet man zuweilen noch einen halben Künstler, aber unsere Prosaiker sind sammt und sonders Naturalisten, und ich wette, ein ausgesetzter Preis für eine völlig tadellose Zeitungsanzeige könnte allenfalls von einem Geschäftsmanne, aber schwerlich von einem Romanendichter, oder sonst einem der schönen Prosa Beflissenen gewonnen werden.

Das mangelhafte Ganze.

Die vorzüglichsten poetischen Werke der Deutschen sind in der Regel nur wegen ihrer Einzelnheiten zu rühmen, während sie als Ganzes dem strengsten Tadel unterliegen, und an einen Zeichner erinnern, der Augen, Ohren, Nasen und alle einzelnen Theile des menschlichen Körpers vortrefflich, und doch keine erträgliche Figur zeichnen könnte.

Strenge gegen angehende Poeten.

Meint Ihr es gut mit Euren angehenden Poeten, so hört nicht auf, die besten und hoffnungsvollsten von ihnen durch den strengsten Tadel und selbst durch wegwerfende Urtheile zu erzürnen.

Asmus und Voltaire.

Wenn ich mich erinnere, daß weiland der arme Wan sbecker Bothe in seiner lieben Einfalt sich sogar an einem Geist wie Voltaire zum Ritter reimen wollte, so kann ich mich noch jetzt des Lachens nicht erwehren.

Ueber manche Gedichtesammlungen.

Mancher, dessen Gedichte einzeln nicht gerade mißfallen, macht kein Glück mit einer Sammlung derselben. Von einem solchen kann man sagen, er wisse ein Gedicht zu machen, aber keine Gedichte.

Die Berühmten.

Durch den Ruhm, in dessen Besitz ich manche Schriftsteller sehe, habe ich von jeher den Ruhm selbst verachten gelernt.

Eine merkwürdige poetische Licenz.

Ein bekannter fruchtbarer Dichter und Taschenbuchsherausgeber, der von seinen Freunden, seinen besten Freund — ihn selbst mit eingeschlossen, für einen Stern der ersten Größe am Dichterhimmel gehalten wird, hat kürzlich ein neues Wort, nämlich **Reitzgen**, als Diminutiv von

Reitz geschaffen, und zugleich den Ohren seiner Leser die etwas starke Zumuthung gemacht, den Reim Reitzgen und Geitz'gen wohlklingend zu finden.

Handel mit Taschenbüchern.

Man sollte die Taschenbücher und Almanache nicht mehr im Buchladen, sondern in den Läden der Zuckerbäcker und Putzmacherinnen feilbiethen, damit doch die jungen Herrn beym Einkauf der Weihnachtsgeschenke für ihre Damen in einen Laden weniger zu laufen brauchten.

Das gute Gedicht in einem Taschenbuche.

Schade für ein gutes Gedicht, das in einem Taschenbuche, und also an einem Ort steht, wohin es nicht gehört, wo es von Niemand gesucht, und wo es nicht gelesen, oder wenigstens nicht verstanden wird.

Menge der Tagblätter und Taschenbücher.

Je mehr die Zahl der Taschenbücher und Tagblätter zunimmt, desto mehr muß nothwendig die Zahl der guten Bücher abnehmen. Wer sich damit abgibt, Kartenhäuser für den Augenblick

zu bauen, wird keine Palläste für die Ewigkeit aufführen.

Character des jungen Werthers.

Die Bewunderer des jungen Werthers wissen den liebenswürdigen Character des Helden dieses Romans nicht genug zu rühmen. Also sind Stolz, Eigendünkel, Selbstsucht, Starrsinn, liebenswürdige Eigenschaften? Man ist liebenswürdig, wenn man sein Leben einer strafbaren Leidenschaft aufopfert! Man darf jedem Andersdenkenden, sey er auch noch so achtungswerth, mit Trotz und Geringschätzung begegnen! Man darf seine Berufsgeschäfte mit Nachlässigkeit behandeln! Man darf seinen Vorgesetzten bloß um kleiner Schwächen willen alle Achtung versagen, und doch auf die Liebe der Bessern Anspruch machen! O Ihr Deutschen! was laßt Ihr Euch von Euren Schriftstellern nicht zumuthen, wenn sie nur Eure Krankheit der geistigen Ueberreitzung, die je länger je unheilbarer zu werden scheint, zu benutzen wissen! Wer mich wegen dieses Urtheils einen Philister schimpft, von dem habe ich mir weiter Nichts auszubitten, als daß er mich — nie lobe.

Ungegründeter Stolz.

Die Mehrheit der Deutschen ist unerträglich,

stolz auf ihren größten Dichter. Ich dächte, es wäre klüger, die taumelnden Bewunderer schämten sich, daß ihr größter Dichter kein grosser ist.

Correct, oder nicht?

Bloße Correctheit macht freylich noch keinen Dichter. Aber bloßes rohes Genie macht, mit Erlaubniß gewisser neuern kritischen Schwätzer, noch weniger einen, und wer wie eben diese Tonangeber weder correct zu schreiben versteht, noch Genie besitzr, sollte weder über das eine noch über das andere sich eines Urtheils anmaßen. Uebrigens ist ohne Genie gar keine wahre Correctheit möglich, und eben daher ist es wohl noch zu zweifeln erlaubt, ob gewisse Dichter, welchen man ihren Mangel an Correctheit mit Recht zum Vorwurfe macht, auch wirklich Genie besitzen.

Beifall der Menge.

Der Beyfall der Menge ist schlechterdings kein Beweis für den Werth eines Schriftstellers, sonst müßte Kotzebue, dessen Werke vor dem Richterstuhl der Kritik und der Moral gleiche Verdammniß trifft, einem Homer den Rang streitig machen.

Kotzebues Witz.

Es ist mir unbegreiflich, daß Kotzebue selbst von seinen Feinden als ein Mann von ungemeinem Witz gepriesen wird. Er hatte höchstens die Gabe, fremden Witz sich anzueignen, und da Frechheit und ein hoher Grad von Seichtigkeit und Unwissenheit oft eben so sehr überraschen, als der Witz: so mögen auch diese das Ihrige dazu beygetragen haben, daß man ihn oft sogar einem Voltaire an die Seite zu stellen kein Bedenken trug.

Kotzebues Schauspiele.

So lange nicht selbst die Schuhflicker unter uns jede Kotzebuesche Komödie auspochen, so lange kann das deutsche Volk nicht behaupten, daß es Bildung, oder ein Theater besitze.

Ueber ein bekanntes Verbrechen.

Ich kann es nicht oft genug wiederholen, daß der an Kotzebue verübte Meuchelmord selbst in der Verrücktheit des Thäters keine Entschuldigung findet. Aber gesagt muß zugleich werden, daß eine verruchte Feder dazu gehört, um gegen den, der sie führt, selbst der Tollheit den Mordstahl in die Hand zu geben.

Die Erbärmlichkeit.

Die Erbärmlichkeit ist nie erbärmlicher, als wenn sie die Feder in der Hand hat.

Das deutsche Publikum und die deutschen Schriftsteller.

Hätte das Publikum nicht tausend Mal mehr gesunden Menschenverstand, als der größere Theil selbst der von ihm bewunderten Schriftsteller, das Unheil wäre gar nicht zu übersehen, das unsere sogenannte schöne Literatur in den Köpfen anrichten würde.

Bücher über Schriftsteller.

Wehe uns, wenn die Sitte überhand nimmt, Bücher über Bücherschreiber zu schreiben! Wenigstens sollte man lebende Schriftsteller mit dieser zweideutigen Ehre verschonen. Wer wird die Leute bey lebendigem Leibe zergliedern?

Unsittliche Gedichte.

Wie kann man die Wahrheit verkennen, daß Alles, was auch nur aufs Entfernteste die Sittlichkeit und Zucht und Schaam verletzt, der Musen unwürdig ist? Und doch hören selbst bessere Dichter nicht auf, die sinnliche Liebe, ja

sogar Unzucht und Ehebruch zum Gegenstand ihres Scherzes zu machen. Nicht ohne Verdruß sah ich erst kürzlich diese Klage wieder durch die neue Ausgabe von Langbeins Gedichte gerechtfertigt. Möchte ich doch Erzählungen, wie die Spannkette, das Hammelfell und die Wiege, vernichten können, damit es wenigstens der Nachwelt verborgen bleibe, daß ein sonst wackerer, biederer und ächt deutscher Sänger mit solchem Schmutz die ihm verliehene Harfe entweihte! Was vor fünfhundert Jahren einem Boccaz — nicht erlaubt war, sondern nachgesehen werden mußte, wäre in unsern Tagen dem trefflichen Manne ohne Zweifel selbst ein Gräuel.

Ein Spruch Schillers.

Die Worte Schillers in einem seiner Schauspiele:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,"

wie oft werden sie mit Bewunderung angeführt! Und was ist an ihnen zu bewundern, als daß sie schimmern, und — Nichts sagen? Ohne Leben ist offenbar der Begriff von Gut ein Unding, und wie kann man also das Leben andern Gütern, deren Genuß durch dasselbe bedingt ist, an die Seite setzen? Daß man das Leben der Erfüllung seiner Pflicht nachsetzen muß, wissen wir Alle, ohne daß wir es erst von

einem Poeten zu lernen brauchen. Aber haben wir es geopfert, wie heißt das Gut, welches alsdann noch ein Gut für uns ist? Und wie sehr verfehlt also die Schillersche Tirade ihr Ziel, das kein anderes seyn kann, als die unbestrittene Wahrheit bildlich auszudrücken: Das Leben kann mit der Pflicht ins Gedränge kommen, und dann muß man auf dasselbe verzichten, weil es nur ein Gut ist, wenn keine Schuld es befleckt. Diese Wahrheit ist freylich ein Gemeinplatz. Aber ein Gemeinplatz ist doch immer dem glänzendsten Gedanken vorzuziehen, wenn dieser — so spielend ist, als der Schillersche.

V.

August von Kotzebue über sich selbst.

Die Schrift: Aus August von Kotzebue's hinterlassenen Papieren, ist vermuthlich von dem Verleger, Herrn Buchhändler Kummer, ans Licht gestellt worden, ohne daß der Geist des abgeschiedenen Verfassers ihn zu dem Unternehmen aufgefordert hat. Man nimmt von Rechtswegen jeden Nachlaß eines Schriftstellers nicht

ohne Mißtrauen in die Hand, und wahrlich, auch an diesen Papieren wäre für die Welt Nichts verloren gegangen, wenn sie ihren Verfasser zu Grabe begleitet hätten. Kotzebue gehörte bekanntlich zu den Schriftstellern, bey welchen Schreiben und Druckenlassen in der Regel eine fortschreitende Handlung ist, und auch aus diesem Grunde läßt sich unmöglich eine große literarische Erbschaft bey ihm vermuthen. Einige Bemerkungen über die Sammlung, die aus kleinen Aufsätzen vermischten Inhalts, einigen dramatischen Kleinigkeiten, einem Mährchen, einem Gelegenheitsgedicht, und aus Briefen einiger Schriftsteller an den Verfasser besteht, sind vielleicht den Lesern nicht unwillkommen.

In der Vorrede, mit welcher Herr Kummer das Buch zu begleiten für gut gefunden hat, kann man einige Aeußerungen nicht ohne den Wunsch lesen, sie möchten mit weniger Eifer, und dagegen mit etwas mehr Ueberlegung zu Papier gebracht worden seyn. Er habe, sagt er, einige Briefe Kotzebue's an ihn, die über dessen edlen Character und seine Denkart viel Aufschluß gegeben haben würden, aus Furcht nicht abdrucken lassen, kleinlich gesinnte Menschen, die aus allem Gift saugten, und jeder Sache eine falsche Deutung zu geben wüßten,

möchten ihm die Mittheilung als Eitelkeit auslegen. Wer Kotzebue gekannt habe, bedürfe keiner weitern Beweise von seinem Werth, und das Geschrey einiger Elenden, die seinen Ruhm beneideten, wisse jeder Unparteyische ohnehin zu würdigen.

Es sey dem ruhigern Nachdenken des Herrn Kummer überlassen, ob es ihm geziemt, irgend Jemand einen Elenden zu schimpfen, und ihn des Ruhmneids anzuklagen, weil er den sittlichen Werth des Herrn von Kotzebue nicht auf gleicher Wage mit ihm zu prüfen geneigt ist. Ist man ein Elender, wenn man an den edlen Character eines Mannes zu glauben sich weigert, der in den meisten seiner Lustspiele allen Gesetzen der Sittlichkeit, und selbst der Zucht und Ehrbarkeit Hohn sprach, der den Bahrdt mit der eisernen Stirn schrieb, und diese im dreyßigsten Lebensjahr begangene Schandthat noch im späten Alter für eine bloße jugendliche Unbesonnenheit zu erklären, die Frechheit hatte, und der endlich stets bereit war, mit feiler Feder Lehren zu predigen, die sein eigener Verstand und sein eigenes Herz verwarf? Können Briefe eines Mannes mehr für seinen Character beweisen, als seine Schriften und seine Handlungen? Und findet dieser unglaubliche Fall wirklich bey den Briefen, die Kotzebue an Herrn

Kummer schrieb, Statt, was kann unverantwortlicher seyn, als daß dieser ihre Bekanntmachung aus einer bloß ihn angehenden Bedenklichkeit unterläßt? In der That, die Besorgniß, von kleinlich gesinnten Menschen für eitel gehalten zu werden, sieht einer Satyre gleich, wenn man bedenkt, daß es auf nichts Geringeres ankommt, als der erstaunten Welt einen Mann als einen Engel des Lichts darzustellen, der nicht, wie Herr Kummer sagt, einigen Elenden, sondern den würdigsten und edelsten seiner Zeitgenossen großes und mannigfaltiges Aergerniß gegeben hat, und der selbst die Verachtung nur zu gut fühlte die von seinem Nahmen unzertrennlich war. Und wenn Herr Kummer vor dem Vorwurf der Eitelkeit sich so sehr fürchtet, warum schwieg er von den Briefen nicht lieber ganz? Oder ist es etwa nicht auch Eitelkeit, wenn man von empfangenen Briefen spricht, deren Inhalt man aus Bescheidenheit nicht bekannt machen darf. Uebrigens sind es allerdings Elende, die einen Kotzebue um seinen Ruhm beneideten.

In dem Aufsatze: Betrachtungen über mich selbst, bey Gelegenheit zweyer Recensionen in der jenaischen Literaturzeitung, sucht Kotzebue vor allen Dingen den Vorwurf der Eitelkeit von sich abzulehnen. Er habe sich, sagt er, nie

auf sein Talent etwas eingebildet, und aus dem Grunde weit höhern Werth auf seine historischen Arbeiten, als auf seine dramatischen Schöpfungen gelegt, weil jene als Arbeiten ihm viele, und diese als Schöpfungen ihm keine Mühe verursacht hätten.

Schwerlich kann Jemand diesen den Herrn von Kotzebue vollkommen bezeichnenden Erguß ohne Achselzucken lesen. Herr von Kotzebue bildet sich weiter Nichts auf seine dramatischen Leistungen ein, als daß er sich einbildet, sie wären — Schöpfungen! Daß er sie ohne Mühe hervorbrachte, sieht man leider den meisten nur zu deutlich an. Aber seit wenn wird ein poetisches Kunstwerk, oder eine sogenannte poetische Schöpfung ohne Mühe hervorgebracht? Kotzebue bekennt hier die Lehre mit dem Munde, die er bey seiner Schriftstellerey practisch übte, und die Kritik braucht sich nicht weiter zu wundern, daß sie mit dem Aufzählen seiner Fehler gar nie fertig werden kann.

Gar possirlich ist es, wenn der bescheidene Autor seine Empfindung bey den Lobsprüchen, mit welchen Hohe und Niedere ihn überhäuften, mit der Empfindung eines hübschen Landmädchens vergleicht, das bey seinem Eintritt in die Welt zum ersten Mahl hört, daß es hübsch sey. Das Mädchen, sagt er, werde

vermuthlich etwas eitel werden, aber doch nicht eitler, als man einem hübschen Mädchen wohl vergebe, und nun kommt es auf die Leser an, mit welcher Eitelkeit sie es am liebsten halten, mit der Eitelkeit des liebenswürdigen Mädchens, oder mit der Eitelkeit des noch liebenswürdigern Schriftstellers, dessen Feder wir den Rehbock und ähnliche anmuthige und züchtige Lustspiele verdanken.

Zum weitern Beweise, daß Niemand weniger eitel sey, als er, beruft sich Kotzebue auch noch auf den Umstand, daß er nicht, wie der Eitle, durch fremde Vorzüge verwundet werde. Wenn er aber zur Bestätigung dieser Behauptung hinzusetzt, er habe sich aufrichtig gefreut, als Müllner aufgetreten sey, so werden wohl von hundert Lesern neun und neunzig ausrufen: Gott verzeihe ihm diese Freude!

Uebrigens kann Jedermann behaupten, er sey nicht eitel, aber beweisen kann es Niemand, und da zu diesem Beweise auch Niemand verbunden ist, so würde auch Kotzebue, ohne seine ungemessene Eitelkeit, die ihn jede Gelegenheit, von sich selbst zu sprechen, ergreifen hieß, sich ihn ohne Zweifel erspart haben.

Nicht glücklicher, als sich selbst gegen den Vorwurf der Eitelkeit, vertheidigt Kotzebue seine Werke gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit.

Niemand, sagt er, könne aus seinen Schauspielen die Vertheidigung einer unsittlichen Handlung schöpfen. Welche kecke Behauptung von einem Manne, der in einem seiner berühmtesten Schauspiele ein ehebrecherisches Weib zu seiner Heldin gemacht, und nicht etwa bloß das Bedauern, sondern selbst die Achtung der Zuschauer für die Verbrecherinn in Anspruch genommen hat! Und muß man unsittliche Handlungen geradezu vertheidigen, um den Nahmen eines unsittlichen Schriftstellers zu verdienen? Vertragen sich die ärgerlichen Zweydeutigkeiten und Zoten mancher Kotzebueschen Komödien mit der Sittlichkeit? Sind endlich „scherzhafte" (?) Anspielungen auf Geschlechtsliebe, die sich Kotzebue nicht, wie er selbst bekennt, hier und da, sondern oft und viel erlaubt, nicht eben so schwere Sünden gegen die Sittlichkeit, als gegen den guten Geschmack? Kotzebue will sich, als ob ein Unrecht darum aufhörte ein Unrecht zu seyn, weil es Viele begehen, mit dem Beispiele anderer Schriftsteller vertheidigen, und vergißt zugleich ganz, daß nicht das Darstellen an und für sich, sondern die Absicht des Darstellenden über die Sittlichkeit des Dargestellten entscheidet, oder mit andern Worten, daß auch hier der alte Spruch seine Anwendung findet: Es ist nicht das Nähmliche, wenn

Zwey das Nähmliche thun. Wenn z. B. wie Kotzebue sagt, Goethe in den Hexenscenen seines Faust manches derbe Wort ausgesprochen hat, so sieht jeder Unbefangene, daß diese sogenannten derben Worte nicht zur Ergötzung der Zuschauer, sondern um auch in der Rede die Characterwahrheit zu behaupten, gesprochen sind, und durch diese Goetheschen poetischen Worte ist also nicht eine einzige Kotzebuesche prosaische Zote entschuldigt.

Nichts kann seichter seyn, als die Art, wie sich Kotzebue gegen den Vorwurf vertheidigt, daß er eine Ehebrecherinn liebenswürdig darstellte. Diese von den Qualen der bittersten Reue gefolterte Ehebrecherinn, sagt er, ist höchst unglücklich, und sogar die Verzeihung ihres Gatten kann ihr, nach ihrem eigenen Bekenntniß, die Ruhe nicht wieder geben. Ist das, fragt er, unsittlich? Nein, antworten wir auf die seltsame Frage, die Qualen einer Verbrecherinn und ihre Reue sind nicht unsittlich, aber unsittlich ist und bleibt es, wenn man um dieser Qualen und dieser Reue willen das Verbrechen für aufgehoben erklärt, und die Verbrecherinn als liebenswürdig darstellt. Auf Mitleid und auf Verzeihung, die aber nicht mit Straflosigkeit verwechselt werden darf, macht ein von Reue gequälter Verbrecher Anspruch, nicht aber,

wie Kotzebue will, auf den Preis der Liebenswürdigkeit, weil sonst jeder Unterschied zwischen Schuld und Schuldlosigkeit vernichtet wird. Kotzebue pocht zugleich nicht wenig auf drey ihm bekannt gewordene Beyspiele durch die Gewissensbisse seiner Ehebrecherinn zu ihrer Pflicht zurückgeführter Frauen. Will man ihm auch diese der Welt völlig unbekannte Bekehrungen aufs Wort glauben, wer weiß nicht, was man von Leuten, die erst im Komödienhause lernen müssen, daß man nichts Böses thun, und nahmentlich nicht Ehebrechen soll, zu halten hat. Noch lächerlicher, als sein Berufen auf diese Bekehrungen, ist seine Herausforderung, ihm nur Ein Beyspiel aufzustellen, daß eine Frau durch die Leiden seiner Heldinn auf Irrwegen geleitet worden sey. Nicht zu gedenken, daß man von ihm erst den Beweis seiner drey entgegengesetzten Beyspiele fordern könnte, sieht Jeder, daß ein Beweis dieser Art eine reine Unmöglichkeit ist, und sogar durch ein Selbstbekenntniß nicht geführt werden kann. Oder würde etwa der Verfasser von Menschenhaß und Reue, sobald eine Frau mit den Worten vor seinen Schreibtisch träte: „Unbesonnener Prediger einer verwerflichen Moral! Deine Schuld ist es, daß ich eine Ehebrecherinn bin", sein Schauspiel, wie er sagt, im Ernst für würdig

erklären, durch Henkershand verbrannt zu werden? Und wem ist es eingefallen, das Verwerfliche seines Schauspiels den Leiden der Heldinn zuzuschreiben? Nicht ihre Leiden, sondern daß er für die Schuldige dieselbe Theilnahme, die nur dem unschuldig Leidenden gebührt, ziehen dem Stück den gerechten Vorwurf der Unsittlichkeit zu. Doch genug, und vielleicht schon zu viel zur Widerlegung elender Sophismen. Aber fragen muß man, ob nicht gewisse Leute endlich aufhören werden, den Geist eines Mannes zu lobpreisen, der so oft zu dem Zweifel berechtigt, ob ihm auch nur gesunder Menschenverstand zu Theil geworden sey?

Von dieser Rechtfertigung geht der Verfasser auf den Versuch über, sich selbst zu beurtheilen. Er will, wie er sagt, untersuchen, welcher Rang ihm als dramatischer Dichter gebühre, und beginnt sein Unternehmen mit der Erklärung, daß er von einem Paar hundert Schauspielen, die er schrieb, ein Drittel, oder wenigstens ein Viertel perhorrescire. An den übrigen, diese Verdammung nicht theilenden, glaubt er, wäre es noch immer genug, um ihm eine Ehrenstelle unter Deutschlands dramatischen Dichtern zu bewahren, und wahrlich, dieser Behauptung wird Niemand widersprechen, sobald

er mit dem Verfasser — über den Werth der mit der Perhorrescenz verschonten Stücke einig ist.

Von den Eigenschaften, die Anspruch auf den Nahmen eines dramatischen Dichters geben, besaß Kotzebue nach Kotzebues Urtheil die erste und vorzüglichste, eine lebhafte Einbildungskraft in einem mehr als gewöhnlichen Grade. Die Form seiner Schauspiele ist diejenige, die gerade für unsere Zeit paßt. Dem Ausspruch, daß ihre Exposition meistens gut sey, setzt der Verfasser hinzu, er habe diese Kunst im Lessings Werken studiert. Von der Scenenverkettung in seinen Schauspielen bekennt er, daß sie oft fehlerhaft sey, und von den Schauspielen selbst, daß es wenige unter ihnen ohne langweilige und müßige Scenen gebe. Der oft viel zu grelle Wechsel des Komischen mit dem Tragischen, besonders in den frühern, wird ebenfalls mit der lächerlich anmaßenden Bemerkung getadelt, daß auch Shakespeare diesem Fehler, den man nicht nachahmen sollte, unterworfen gewesen sey. Richtig ist, wie er sagt, seine Characterzeichnung, so lange er sie nicht durch einen witzigen Einfall verdarb, der nicht für die sprechende Person paßte. Daß er seinen ihm selbst von seinen Feinden zugestandenen Witz nicht für Gedankenfülle geltend machen

kann, ist, wie er sagt — Schade, da an dieser seine Schauspiele wenn nicht arm, doch auch nicht reich sind.

In Kraft und Gediegenheit der Sprache bekennt er Schillern und Andern weit nachzustehen, und sogar von Müllnern übertroffen zu werden.

Wenn gleich nicht seine Verse, so möchte doch seine Prosa mit jeder andern sich messen dürfen, und im Dialogisiren ist ihm, wie er meint, Keiner überlegen.

Den Vorwurf, es fehle ihm an Fleiß, nimmt er seinen Beurtheilern sehr übel, und versichert, er arbeite und feile mit großem Fleiß.

Was ist nun von dieser Kotzebueschen Selbstbeurtheilung Anders zu sagen, als daß sie einen rohen Naturalisten verräth, und den Mangel an Einsicht des Verfassers in das Wesen der von ihm geübten Kunst noch auffallender beurkundet, als seine Eigenliebe? Da überhaupt eigenes Lob unerlaubt, und eigener Tadel Niemand zuzumuthen ist, so wird sich stets jeder verständige Schriftsteller eines öffentlichen Urtheils über seine Werke enthalten, und statt der Welt zu sagen, was diese werth sind, lieber es von ihr erfahren.

Man hat oben gelesen, daß Kotzebue an seinen Werken mit vielem Fleiß zu arbeiten

behauptete. Zu diesem gemeinen Fleiß kommt noch ein höherer, nähmlich Studium, das er nahmentlich der Exposition in den Lessingschen Schauspielen gewidmet haben will. Also Fleiß und Studium wendet er auf Werke, von welchen er kaum vorher versicherte, daß sie keine Arbeiten, sondern Schöpfungen wären, die ihn keine Mühe kosteten. Nur bey einem Kotzebue, der stets die Wahrheit seiner Eitelkeit zum Opfer bringt, und gewöhnlich auf der zweyten Seite seiner Schriften wieder vergißt, was er auf der ersten gesagt hat, hören solche Widersprüche auf, Verwunderung zu erregen.

Man lernt aus diesem Aufsatze Kotzebue als einen Verehrer Müllners kennen, und nahmentlich behauptet er von der Schuld desselben, daß sie der Einbildungskraft des Zuhörers ein ganzes Gemählde liefere. Wenn dieses Lob den Kunstrichterberuf des Urtheilenden in ein sehr zweydeutiges Licht setzt, so hat auch der Gelobte keine sonderliche Ursache sich seiner zu freuen, da zugleich das gerühmte Verdienst seines ersten Schauspiels seinem zweyten, dem Yngurd, nur in einem geringern Grade zugestanden, und also angenommen wird, der Verfasser schreite rückwärts, statt vorwärts. Uebrigens mag wohl Kotzebue selbst nicht recht gewußt haben, was er unter einem der Einbildungskraft

ein ganzes Gemählde liefernden Trauerspiele versteht.

Noch nicht satt, von sich selbst zu sprechen, widmet Kotzebue der Frage: Woher kommt es, daß ich so viele Feinde habe? eine eigene Untersuchung.

Ein Schriftsteller, der viele Feinde hat, will die Ursachen anzeigen, warum dieses Loos ihn traf! Wer schüttelt nicht den Kopf über das Beginnen? Einmahl hat nur der Mensch Feinde, der Schriftsteller aber hat Gegner, und nur die Eitelkeit beredet ihn, diese mit jenen zu verwechseln. Diesen wesentlichen Unterschied aber auch bey Seite gesetzt, muß man schon bey der bloß die eigene Persönlichkeit betreffenden Frage: Warum habe ich Feinde? dem Untersuchenden die Befugniß zu urtheilen absprechen, und zugleich fragt man billig: Wozu überhaupt die Frage? Mit öffentlichen Gegnern, oder Feinden, lernt man zugleich auch die Ursachen ihrer Abneigung kennen, und ist also nicht in dem Falle, diesen erst nachzuspüren. Sind die Ursachen der Anfeindung so geartet, daß sie eine Rechtfertigung des Angefeindeten, oder vielmehr des Angegriffenen erfordern, so beschäftige er sich mit dieser, und Kotzebues Aufsatz hätte also dem Zwecke gemäß, den er auch wirklich hat, öffentliche Rechtfertigung gegen

öffentliche Beschuldigungen genannt werden sollen. Sich gegen diese zu vertheidigen, ist Jeder berechtigt, und in manchen Fällen sogar verpflichtet, und wer diese Pflicht verabsäumt, und dafür zu gehässigen Muthmaßungen über die Absichten seiner Gegner seine Zuflucht nimmt, gibt ihnen, statt sie zu besiegen, neue Waffen in die Hand. Wärest Du, werden sie ihm sagen, der Mann, der sich gegen unsern Tadel selbst rechtfertigen könnte, Du würdest Dir zuverläßig die ohnehin vergebliche Mühe ersparen, den Quellen desselben nachzuforschen, und nothwendig muß bey dieser Behauptung das unbefangene Publikum auf die Seite der Tadler treten. Aber zu seinem Schaden zeigte der Verfasser auch bey dieser Gelegenheit wieder eben den Mangel an klaren Begriffen, und an reifem und ruhigem Urtheil, den ihm seine sogenannten Feinde schon so oft vorgeworfen haben.

Als Leute, die ihn hassen, nennt, um auf den Aufsatz selbst überzugehen, Kotzebue erstens einen großen Theil besonders der jüngern Schriftsteller, zweytens an den Orten, wo er lebte, einen großen Theil der Einwohner, die gern den Ton angeben, und eifersüchtig auf ein gewisses Ansehen im Publikum sind, drittens alle Mystiker, Frömmlinge, Schwärmer für das

Mittelalter und dessen Poesie, blinde Anbeter Goethes, kurz Alle, die sich höhere, feinere, sittlichere Gefühle zutrauen, und ihn nach ihrem Lieblingswort für eine gemeine Natur hielten, und endlich viertens alle Buonapartianer.

Wer ruft nicht schon bey diesem Aufzählen aus: Welch ein Lärm um Nichts! Was in aller Welt kann einem vernünftigen Mann an dem Haß der Anhänger einer religiösen, politischen, oder literarischen Secte oder Schule, oder gar der männlichen und weiblichen Frau Basen seines Wohnorts gelegen seyn? Aber Geduld! Die jungen Schriftsteller, die Mystiker, Frömmler und Goethesdiener, die Buonapartianer, und die auf ein gewisses Ansehen im Publikum eifersüchtigen Mitbürger des Herrn von Kotzebue ließen ein strenges Gericht über seine Schauspiele ergehen, und um sich die unbequeme Widerlegung ihres Tadels zu ersparen, erklärt er kurz: Die Menschen tadeln mich, weil sie — meine Feinde sind.

Nun zur Untersuchung! ruft der Verfasser aus, nachdem er das gefährliche Heer seiner Feinde gemustert hat, und es lohnt sich schon der Mühe, zu zeigen, was bey dieser Untersuchung herauskommt.

Indem er die Frage beantworten will, warum ihn so viele Schriftsteller hassen, er glaube in

der That, ohne die unverzeihliche Unbesonnenheit, den Bahrdt mit der eisernen Stirn zu schreiben, würde er noch jetzt ein von allen Recensenten gefeyerter Dichter seyn. Diese Schrift, sagt er, sey die Wurzel alles öffentlichen Hasses und zugleich aller ungerechten literarischen Angriffe gegen ihn. Mit dem Vorurtheil, er sey ein schlechter Mensch, habe man Alles, was er nachher schrieb, in die Hand genommen. Man habe bey Allem seine Persönlichkeit eingemischt, und das gehässige Urtheil über diese habe bey Vielen, vielleicht unbewußt, auf ihre Ansicht seiner Geisteswerke gewirkt.

Wer glaubt nicht bey diesem entsetzlichen Wirrwarr und bey diesen mehr als kecken Behauptungen er sey aus den Wolken gefallen? Durch das Pasquill, von welchem die Rede ist, zog sich der Verfasser den gerechten Abscheu aller rechtlichen Menschen, und also freylich auch aller rechtlichen Schriftsteller zu. Aber warum spricht er von den letzten allein? Glaubt er etwa durch diese Schleicherey seiner Schandthat den Anstrich eines bloß schriftstellerischen Vergehens geben zu können? Und ist seine Behauptung, „ein gerechter Unwille über eine schlechte Handlung des Menschen habe ungerechte Urtheile über die Werke des Schriftstellers erzeugt," nicht gegen alle Vernunft? Und warum

hält er sich, da Nichts leichter ist, als ungerechte Urtheile widerlegen, lange bey der Untersuchung auf, aus welchen Quellen sie geflossen sind? Aber die Urtheile sind nur zu gerecht, und darum möchte er sie gern als feindselig darstellen. Sagt er doch selbst, der traurigen Catastrophe seines Lebens, der Pasquillgeschichte mit ihren Folgen, habe er es zu danken, daß er sich nicht für mehr halte, als er sey. Vielleicht, setzt er mit seiner gewohnten ungeheuren Anmaßung hinzu, wäre es mir am Ende gegangen wie unserem Goethe, der bisweilen die alltäglichsten langweiligsten Dinge mit der vornehmsten Miene auftischt, weil man ihm, wie Alexander dem Großen, so oft gesagt hat, er sey ein Gott, daß er es am Ende selbst glaubt. Können aber Urtheile, die der Beurtheilte im Ernste für ungerecht hält, eine so heilsame Wirkung hervorbringen? Um durch einen Tadel vor Uebermuth bewahrt zu werden, muß man sich vor allen Dingen von seiner Richtigkeit überzeugen. Ob übrigens Kotzebue auch nach der sogenannten traurigen Catastrophe sich nicht für mehr hielt, als er war, mag man aus der Behauptung abnehmen, daß er einst mit dem für einen Gott erklärten Goethe gleichen Ruhm genossen habe.

Wenn auch hier wieder Kotzebue sein verworfenes Pasquill bald eine Unbesonnenheit,

bald einen dummen Streich nennt, so erröthet man ordentlich an seiner Stelle über die beyspiellose Schamlosigkeit des Mannes, der von dem Bahrdt mit der eisernen Stirn spricht. Rechtliche und unbescholtene Menschen in einer Schmähsucht antasten, ist eine ehrlose Handlung, und doppelt ehrlos ist sie, wenn die Schmähschrift, gleich der Kotzebueschen, mit dem höchsten Grade der Bosheit den höchsten Grad der Sittenlosigkeit verbindet. Verdient diese Handlung nichts mehr, als den Nahmen einer Unbesonnenheit, oder eines dummen Streichs, wahrlich, so hören auch Raub und Mord auf, Verbrechen zu seyn. Nicht ohne Rührung liest man, wie der gute Vater Kotzebue bey dieser Gelegenheit seine lieben Söhne ermahnt, aus seinem Beyspiele die Lehre zu ziehen, daß wer zu einem öffentlichen Leben bestimmt sey, sich sehr hüthe, in seiner Jugend öffentlich einen dummen Streich zu machen, weil er ihm — bis ins Grab nachgetragen werde. Also, man merke auf! Erstens ein Pasquill ist abermahl Nichts, als ein dummer Streich. Zweytens, dumme Streiche, nur keine öffentliche, darf Jeder machen. Drittens, vor öffentlichen dummen Streichen muß man sich nur in Acht nehmen, wenn man zu einem öffentlichen Leben bestimmt ist. Viertens, man muß sich

in Acht nehmen, sie öffentlich zu machen, nicht weil es dumme Streiche sind, sondern weil es boshafte Leute gibt, die sie dem guten Manne, der sie begeht, nachtragen. Bravo, Herr von Kotzebue! Wie mochte übrigens Kotzebue sein Pasquill, das er im Finstern ausbrütete, und so lange als möglich vor der Welt zu verläugnen suchte, einen von ihm öffentlich begangenen dummen Streich nennen? Endlich muß auch hier wiederhohlt werden, daß Kotzebue, als er diesen sogenannten Jugendstreich beging, beynahe dreyßig Jahre zählte.

Was Kotzebue von seinen übrigen Feinden sagt, liegt größtentheils schon in ihrer Bezeichnung. Die mit ihm an Einem Ort lebenden Männer von Rang und Geist haßten ihn, weil er — oft ihre Einladungen ausschlug, Wohlstandsbesuche vernachläßigte, und sich der ihm Vorgestellten bey der nächsten Zusammenkunft nicht wieder erinnerte. Wahrlich, triftige Gründe des Hasses für Männer von Rang und Geist! Es wird ein Glück für Kotzebue seyn, wenn vernünftige Leute nicht behaupten, er habe entweder den Haß selbst, oder seine Ursachen nur — geträumt, oder die letzten erdichtet, um die wahren zu verschweigen.

Die Ursache des Hasses der Mystiker sucht er in der freylich nicht abzuläugnenden Intoleranz

aller Secten, und wenn er zugleich die Nibelunger und die poetischen Götzen- und Goethesdiener einer Secte nennt, so wird ihm Jeder beystimmen, der dem Wesen und Treiben dieses leidigen Volks zuzusehen Gelegenheit hat. Vollkommen richtig ist auch seine Bemerkung, daß die Secte der Nibelunger und Mystiker sich besonders durch Frauen und alte Jungfern sehr vergrößert hat. Frauen, sagt er, eben so wahr als ungalant, sind leicht zu gewinnen, wenn es ihnen erlaubt ist, nicht zu denken, sondern sich bloß an dunkeln Gefühlen zu ergetzen, und da sie in der That nur um zu fühlen geschaffen sind, so ergreifen sie mit Hast alles Wolkige, Dunstige, Nebelige. Von der vierten Klasse seiner Feinde, von den Buonapartianern, sagt Kotzebue, habe er wenig zu sagen, und was er von ihnen sagt, ist — Nichts.

Mit großer Selbstzufriedenheit versichert am Ende der Verfasser, nach der bisherigen gewissenhaften Prüfung sey es ihm klar, daß die aus Verunglückten dramatischen Schriftstellern, aus Nachbetern und Neidhämmeln, aus Mystikern, Frömmlingen und Schwärmern, aus Buonapartianern und verspäteten Patrioten bestehende Legion seiner Feinde keine gegründete Ursache habe, ihn zu hassen, und man möchte ihn bey dieser albernen Tirade erstens fragen,

worin das Gewissenhafte seiner Prüfung bestehe, und zweytens ihm zu Gemüth führen, daß er nicht sich, sondern dem Publikum hätte klar machen sollen, daß der Haß gegen ihn wirklich aus den angezeigten Quellen fließe, und also ungerecht sey.

Die Beantwortung einer geschichtlichen Preisfrage der Harlemer Gesellschaft der Wissenschaften hat — den Preis schwerlich davon getragen. Kotzebue als Geschichtforscher und Geschichtschreiber, bey dieser Benennung konnte man sich von jeher nur eine Satyre denken.

Aus dem fragmentarischen Aufsatz: Bücherauction im Jahre dreytausend zweyhundert eilf, hätte ein Mann von ächtem Beruf zur Satyre etwas ganz anders gemacht, als Kotzebue. Der Spott besteht bloß in dem Umstand, daß gewisse, jetzt hochgepriesene Werke Niemand kaufen will, ohne daß der Verfasser auf die Werke selbst ein lächerliches Licht zu werfen, oder ihre Ueberschätzung klar zu machen verstand.

Die Versteigerung wird mit einer Abhandlung vom Jahr zweytausend einhundert sieben und siebzig eröffnet, in welcher bewiesen werden soll, daß doch wirklich einmahl ein A. W. S. existirt habe. Die Anwesenden streiten lebhaft über die Frage. Der Nahme S. sagt Einer, war bloß ein nomen collectivum, und wurde

gebraucht, um einen übermüthigen Kritikus, oder einen von Dünkel strotzenden Gelehrten zu bezeichnen. Doch S. hat auch einen Freund unter den Anwesenden, der es nicht zugeben will, daß er gar nicht gewesen seyn soll. Ein altdeutscher Volksdichter, Nahmens Bürger, sagt dieser Verfechter des angefochtenen S. . . schen Daseyns, habe ihn, als bey dem damahligen Geschmackszerfall die Sonette Mode geworden wären, in einem solchen Gedicht einen jungen Adler genannt. Dieser Umstand, antworten die Gegner, beweist Nichts, weil wahrscheinlich der alte Volksdichter bloß die Kritik seines Zeitalters hat persifliren wollen. Erwähnen auch, fahren sie fort, gleichzeitige Schriftsteller seiner, so geschieht es doch immer auf eine Art, die sich sehr wohl auf das Genus übermüthiger Kritiker deuten läßt, und schwerlich kann auch so viel Arroganz, als man ihm vorwirft, jemahls in Einer Person vereinigt gewesen seyn. Die Abhandlung wird am Ende, nachdem Alle in der Wahrheit übereinstimmen, daß ein Streit über die Existenz eines Schriftstellers, von dessen Werken nicht Ein Blatt auf die Nachwelt kam, lächerlich sey, für das Anbot von sechs Pfennigen verkauft. Man fragt billig, warum Kotzebue einen Schriftsteller, den er sonst kenntlich genug schildert, bloß mit den

Anfangsbuchstaben A. W. S. bezeichnete. Man wage entweder gar keinen Angriff, oder man wage ihn offen.

Wielands Werke werden für den Herzog von Tobolk für tausend Thaler erstanden. Hielte ihn, meint Herr von Kotzebue, der Nachdruck nicht in Schranken, der Verleger würde sie schon in unsern Tagen kaum für einen geringern Preis erlassen. Und was würde die Folge seyn? fragen wir, und die Antwort ist, daß kaum ein Paar Herzoge sie kaufen würden. Es ist ein sehr ungeschicktes Kompliment, das Kotzebue einem Wieland macht, wenn er seine Werke in einem hohen Preis verkaufen läßt, da ein hoher Bücherpreis weniger den Werth eines Schriftstellers, als theuren Druck und theures Papier beurkundet.

Für die Schillerschen Werke hatte der Kaiser von China eine seines Rangs und seines Geschmacks würdige Summe bestimmt. Doch verschmäht er die Turandot, weil er sie nicht für eine Chineserinn gelten lassen will. Wie jämmerlich! Der Kaiser verschmäht die Turandot, und der deutsche Komödienschreiber zieht seinen Tadel des Stücks bey den Haaren herbey. Diese Stelle ist übrigens eine Probe ächt Kotzebueschen Witzes.

Bey dem Ausrufe: Goethes vollständige

Werke! erwiedert einer der Anwesenden: Die Vollständigen! Diese gehoren nicht unter die Classiker, und die Sammlung geht endlich für nicht mehr als zehn Sinadors weg, indessen ein fünfzig Jahre nach dem Tode des Dichters veranstalteter Auszug in fünf Bänden, nachdem die Liebhaber versichert wurden, daß weder der Groß-Cophta, noch die Zauberflöte, noch Was wir bringen, sich in der Sammlung befinde, auf Auftrag der Universität zu Kurgan mit einem Preise von mehr als fünfhundert Thalern bezahlt wird. Ohne Zweifel hatte dieser Auszug auch aus dem Grunde in den Augen der Kaufslustigen einen höhern Werth, als die vollständige Sammlung, weil er nicht in der verrufenen Cottaschen Buchhandlung erschienen war, und also zu jener, was Druck und Papier betrifft, sich ungefähr verhielt, wie der königliche Purpurmantel gegen den bäurischen Zwilchkittel.

Die Werke der berühmtesten Philosophen erhält ein Gewürzkrämer für einen Gulden.

Wo bleiben denn, muß man fragen, bey dieser Versteigerung die Kotzebueschen Werke. Sind diese etwa schon ein Jahrhundert früher den Gewürzkrämern in die Hände gefallen?

Daß ein Mensch, wie Kotzebue, der von Philosophie gar keinen Begriff hatte, der Philosophen

ohne Ausnahme spottete, ist um so unerträglicher, da dem mittelmäßigsten Philosophen der Rang vor einem Komödienschreiber seiner Gattung gebührt.

Ein letzter Wille des Verstorbenen, den man versiegelt unter seinen Papieren fand, ist zum Erbarmen schlecht, und man fragt mit Recht, was Herr Kummer dachte, als er den Aufsatz in die Sammlung aufnahm.

Zum Beschlusse noch einige Bemerkungen. Engel war bekanntlich ein großer Verehrer der Kotzebueschen dramatischen Muse, und wirklich enthält auch ein Brief von ihm an den fruchtbaren Schauspielschöpfer eine Menge von Lobsprüchen, auf welche der Lobende so wenig, als der Gelobte, stolz zu seyn Ursache hat. Wer sollte glauben, daß ein Mann, der lange Zeit selbst bey den bessern seiner Zeitgenossen für einen scharfsinnigen, gründlichen und ruhigen Beurtheiler galt, aus Gelegenheit der albernen Kotzebueschen Sonnenjungfrau in die Worte ausbrechen konnte: „In der That, ich bin von dem Anfange dieses Stücks ganz bezaubert, und voll außerordentlichen Verlangens nach der Fortsetzung. So viel Großes, Rührendes, Schönes schon in diesen ersten Acten! Und was für Anlagen zu nachfolgenden immer größern und schönern Scenen! O ums Himmelswillen, arbeiten

Sie fort, liebster Freund, und treiben Sie Ihren Abschreiber! Ich bin in dem Zustande eines Hungrigen, der seine Lieblingsschüssel gerochen, auch in der Küche ein Paar Bissen davon genascht hat, und der nun vor Ungeduld umkommt, daß die Tafel noch nicht gedeckt wird.“ — So schreibt Engel, der Kunstrichter, der Verfasser des Edelknaben und des dankbaren Sohns, an — Kotzebue!

Verwunderung, oder — keine, erregen, je nachdem man eine Ansicht von Wieland, dem Kritikus, hat, folgende Stellen aus einem Briefe desselben an Böttiger über die Kotzebueschen Hussiten vor Naumburg. Ich müßte mich sehr irren, schreibt er, oder dieses neue Product des Geistes und Herzens unsers unerschöpflichen Freundes ist in jeder Rucksicht nicht nur das schönste und vollkommenste aller seiner bisherigen Werke, sondern in Hinsicht auf die Wirkung, die es auf Leser, Hörer und Zuschauer thun muß, das non plus ultra dessen, was die dramatische Muse über menschliche Gemüther vermag. Der einzige Stein des Anstoßes ist dem guten Wieland, daß das Stück in Versen, und zwar in — gereimten Versen geschrieben ist. Wieland war, nämlich wie er auch bey andern Gelegenheiten unverhohlen gestand, im Ernst der Meinung, es sey widernatürlich,

wenn Leute auf der Bühne aus dem Stegreif in Versen, und vollends gar in gereimten Versen sprächen, und vermochte also sich nicht zu der so natürlichen Ansicht zu erheben, daß in Reimen sprechen, und Reime machen, zwey ganz verschiedene Dinge sind. Die idealen Personen des Schauspiels haben von Rechtswegen auch eine ideale Sprache, und die reimlosen, oder gereimten Verse, die man aus ihrem Munde vernimmt, sind, ihre Prosa. Und diesen Unterschied wollte ein Dichter wie Wieland nicht begreifen? Man muß ordentlich staunen, wenn er in allem Ernst behauptet, der wackere Naumburgische Bürger und Handwerksmann Wolf in den Hussiten trete, weil er drey Stanzen in den schönsten und wohlklingendsten Ottave rime declamirt, als Improvisator auf. Uebrigens meint Wieland, die Verse milderten den Effect des Schauspiels, das sonst in der Darstellung kaum auszuhalten seyn würde, und auf diese Weise sey, was ihm in anderem Betracht tadelnswürdig scheine, eine glückliche Inspiration der Muse, deren beynahe verzärtelten Günstling er den Dichter der Hussiten nennt. Wer kennt ein Beyspiel eines seichtern und schiefern Urtheils? Und mit welcher Strafe wird wohl Wieland die Sünde im Reiche der Schatten büßen, daß er einen Kotzebue einen

verzärtelten Günstling der Musen nennt, und von ihm geschmiedete Ottave rime zu den schönsten und vollendetsten zu zählen, kein Bedenken trägt.

Zu loben ist das Buch auch keineswegs wegen der Korrectheit des Drucks.

Aufsätze vermischten Inhalts.

I.

Sprachneuerungen.

Unsern neuesten Sprachneuerern pflege ich meistens beyzustimmen, ohne jemahls einem von ihnen zu folgen. Hoch über jeder Sprachlehre, ihr Verfasser heiße Adelung, Campe, oder Wolke, steht das unbedingte Sprachgebot, das wir unter dem Nahmen Sprachgebrauch kennen. Dieser mächtige Gebieter läßt sich schlechterdings nicht mit Gewalt bezwingen, sondern höchstens — überlisten. Tausend Mahl hat uns schon die Erfahrung belehrt, daß so wenig Heil durch grammatische Umwälzungen zu erlangen ist, als durch politische, und doch sehen wir täglich neue Unzufriedene auftreten, die, wenn nicht Ströme von Blut, doch Ströme von Tinte vergießen, und förmliche Verschwörungen anzuzetteln suchen, um — einen armen Buchstaben vom Throne zu stoßen. Wo ist die Sprache, welcher man keine Anomalien vorwerfen kann? Und wird nicht auch die Ausnahme

zur Regel, wenn sie alle Stimmen für sich hat? Fast möchte ich fragen, ob wir etwa darum so ängstlich sind, stets folgerecht zu sprechen und zu schreiben, weil wir wissen, daß wir desto weniger folgerecht zu handeln pflegen.

Eine der neuesten Sprachneuerungen, die mir fast noch mehr mißfällt, als Jedermann, ist Jean Pauls Wegwerfen des Buchstabens s im Genitiv zusammengesetzter Sachwörter, durch das er, nicht zufrieden, alle seine Landsleute, sie seyen Minister, Räthe, Geistliche, Gelehrte, Künstler, oder Handwerker, in Landleute zu verwandeln, sich sogar mit einer bey Dichtern seltenen Kühnheit an der Residenz Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen vergreift, indem er der guten Stadt, die seit ihrer Erbauung St. Petersburg hieß, gewaltthätiger weise den Nahmen St. Peterburg aufdringt. Auch um nicht sich selbst den Vorwurf eigennütziger und selbstsüchtiger Plane zuzuziehen, hätte er sein Aufruhrpredigen gegen das arme s unterlassen sollen. Wenigstens weiß ich nicht, was er antworten könnte, wenn irgend ein Spottvogel ihn beschuldigte, es sey ihm bey der Neuerung nur darum zu thun, sich durch den verbannten Buchstaben zum einzigen Legationrath in der Welt zu machen. Die meisten Sprachneuerungen sind für jeden Leser

wahre Steine des Anstoßes, und sollten daher nur solchen Schriftstellern erlaubt seyn, die gar nicht gelesen werden. Ich würde, hätte ich nur die Macht dazu, der Censur befehlen, statt daß sie die Bücher anderer Schriftsteller durch Streichen verkürzt, jede ihr zukommende Jean Paulsche Handschrift durch Einschalten der ihr von ihrem Verfasser widerrechtlich vorenthaltenen Buchstaben zu verlängern. Will denn der Repräsentant des deutschen Humors schlechterdings, daß ihn Niemand bewundere, ohne sich zugleich über ihn zu ärgern? Es werden Jahrhunderte vergehen, ehe nur zehn Federn der seinigen Staatpapiere, Hundtage, Kriegfuß, Krankheitlehre, Amtpflicht, Lebenlauf u. s. w. nachschreiben. Man hat nie Recht, wenn man es gegen die ganze Welt haben will.

II.

Bruchstück einer Vorrede

zu

den gesammten ältern Schriften des Verfassers.

In einer durchaus verbesserten, und zum Theil ganz neuen Gestalt übergibt der Verfasser

Alles, was er sang und schrieb, übergibt er seine sämmtlichen poetischen und prosaischen Schriften dem Wohlwollen und der Nachsicht des Publikums.

Billige Beurtheiler, hofft er, werden ihn über die unbilligen trösten, und mit den letzten könnte er höchstens aus der Ursache ein wenig unzufrieden seyn, weil er Nichts von ihnen lernen kann.

Da leider ein Theil dieser Schriften zu der Gattung derjenigen gehört, die von uralten Zeiten her unter dem Nahmen Satyren sich der Welt nur mittelmäßig empfohlen haben: so darf es der Verfasser nicht wagen, sie ohne eine kleine Schutzrede eben dieser Welt unter die Augen treten zu lassen.

Man schüttet so furchtlos, als ob man sich bloß gegen Fliegen wehrte, seine Galle gegen die Thoren aus. Aber die Thoren haben, wie man zu spät erfährt, auch Galle, und zwar eine Galle, die um so leichter gereitzt wird, je größer das Maß ihrer Thorheit ist. So wenig indessen die Furcht vor der Galle der Thoren überhaupt den Verfasser jemahls beunruhigt hat, so wenig kann es ihm gleichgültig seyn, wenn einzelne Thoren unbescheiden genug sind, sich den Spott, an welchen ihre ganze Zunft die gerechteste Ansprache zu machen hat, allein

zuzueignen, und diesen Thoren erklärt er also hiemit, daß es ihm bey der Allgemeinheit seiner Menschenliebe nimmer mehr genügt, an ihrer Besserung ausschließend arbeiten zu wollen. Aber auch für die vernünftigen und rechtlichen Leute fügt er aus guten Gründen die Versicherung bey, daß, so weit er auch entfernt ist, persönliche Satyren unbedingt zu verdammen, doch in der ganzen gegenwärtigen Sammlung seiner Schriften nicht Eine Zeile in die Klasse derselben gehört. Freylich, welche Satyre ist nicht einer persönlichen Deutung fähig? Aber um sich dieser Deutung nicht auszusetzen, gibt es kein anderes, als das verzweifeltste Mittel für einen Schriftsteller, nähmlich den Entschluß — gar nicht zu schreiben. In der unangenehmsten Lage befindet sich vollends jeder ehrliche Mann, der die Wahrheit lachend zu sagen kühn genug ist, mit den Leuten, welchen er nicht hold zu seyn, Ursache hat. So oft er diese Leute hätte meinen können, so oft muß er sie auch wirklich gemeint haben. Aber ich frage die Unbilligkeit selbst, ob es z. B. billig ist, mir aus der Ursache verbiethen zu wollen, über schlechte Trauerspielschreiber zu spotten, weil mein geschworner Feind Meffert erbärmliche Schicksalstragödien ans Licht stellt? Geben Beleidigungen dem Beleidiger ein Recht

gegen den Beleidigten? Und muß ein Schriftsteller überhaupt zu lachen aufhören, sobald es Leute gibt, die es um ihn persönlich verdient haben, daß er über sie lacht? Wahrlich, in diesem Falle würde die Feder der Hand des ehrlichen Mannes um so gewisser entrissen, je größer das Register der Laster und Thorheiten seiner Feinde wäre.

Doch genug über eine Wahrheit, die man den Unverständigen ewig umsonst predigt, und den Verständigen nicht erst predigen darf. Wer bekümmert sich um die Leute mit einem bösen Gewissen, wenn er ein gutes hat?

Wollen übrigens ein Dutzend verächtliche Menschen, die sich für wichtig genug halten, Gegenstände einer persönlichen Satyre des Verfassers zu seyn, in einigen seiner Schilderungen, denen sie freylich nur zu sehr gleichen mögen, schlechterdings nur ihr eigenes geliebtes Bild erblicken, so gibt er ihnen sein Wort, daß er sie wegen dieser Anmaßung vor keinem Gerichtshofe belangen wird, und bekennt zugleich, daß er kaum an eine Nichtswürdigkeit denken kann, ohne sich ihrer nahmentlich zu erinnern.

Wegen der unschuldigen Bemerkungen, die sich der Verfasser hin und wieder in seinen Schriften — nicht zum Lobe des poetischen,

philosophischen und pädagogischen Schwind[illegible]s unserer Tage erlaubt hat, überläßt er seine Rechtfertigung getrost einem Richter, der sein Amt zu verwalten nie verabsäumt, den keine Bestechung und kein Ansehen verblendet, und kein Geschrey betäubt, und der unter dem Nahmen Nachwelt eben so sehr geachtet, als gefürchtet ist. Nach der innigsten Ueberzeugung des Verfassers geschieht alles Gute in der Welt ohne Geräusch, und die gewaltsamen wissenschaftlichen Umwälzungen sind so heillos als die politischen. Wir reifen physisch vom Kind zum Knaben, vom Knaben zum Jüngling, vom Jüngling zum Manne, vom Manne zum Greis, ohne daß wir es merken, und sollen wir in der That weise werden, so müssen wir uns zu der nähmlichen langsam und leise fortschreitenden geistigen Entwickelung bequemen. Man muß das Gras nicht wachsen hören wollen, und nur Gaukler wollen ihr Publikum bereden, daß sie reife Trauben vor seinen Augen hervorzuzaubern vermögen. Was nahmentlich die Erschütterungen betrifft, die den heutigen deutschen Parnaß den Berg der Fabel, der mit fürchterlichem Toben — eine Maus gebar, ähnlich machen: so begehrt der Verfasser es gar nicht zu verhehlen, daß er sich nie mit ihnen aussöhnen wird. Es ist ihm nun einmahl nicht gegeben,

Unsinn für Tiefsinn, Aberwitz für Weisheit, phantastische Grillen für Zeichen des Genies, und Zerrbilder für Schönheitsideale zu halten, und zugleich bleibt es sein höchster Stolz, allen neumodischen Bänkelsängern, Klingelreimern, Nibelungenliedsposaunern und Hexen-, Nixen- und Unholden-, Romanenschreibern, kurz, der ganzen romantischen, adelichen und bürgerlichen, männlichen und weiblichen Christenheit und Judenschaft zum Trotz, vor aller Welt den Glauben zu bekennen, daß Geister wie Klopstock, Lessing, Herder und Voß ewige Ansprüche auf die Ehrfurcht und den Dank ihres Volks haben, und daß keine Poetenschule jemahls ähnliche hervorbringen wird. Doch es gibt Thorheiten, über die es sich kaum der Mühe lohnt, in Eifer zu gerathen. Gewisse junge Deutsche, welchen freylich die Leipziger Schlacht und Napoleons Sturz vollends den Kopf verrückte, werden, wenn sie genug ausgelacht sind, hoffentlich auch einmahl aufhören, altklug und überklug zu seyn, und in der That klug werden. Und werden sie es nicht, desto schlimmer für sie. Die Welt hat dabey Nichts zu verlieren. Uebrigens weiß der Verfasser Talente, auch wenn sie mißbraucht werden, zu achten, und selbst gegen Feinde gerecht zu seyn, fällt ihm um so weniger schwer, da er keineswegs

der Feind seiner Feinde, und nur der Verächter der Verächtlichen unter ihnen ist.

Daß wir, um noch einmahl auf gewisse Erscheinungen der Zeit zurückzukommen, so wenig Außerordentliches leisten, haben wir bloß der ungezügelten Begierde zu danken, mit welcher wir nach dem Außerordentlichen streben. Diese Begierde verleitet uns, die Neuheit im Veralteten zu suchen, und künstliche Nebel zu erregen, damit wir desto mehr Licht gewinnen. Der Dichter soll nicht singen, sondern rasen, und in der schönsten aller Künste will man die Schönheit am wenigsten dulden. Man studiert förmlich und mit vieler Liebe die Barbarey, und ist ein Pedant, um — die Regeln zu verletzen. Dem Verfasser wäre in der That Nichts so wichtig, als von gewissen Dichtern die Grundsätze ihrer Kunst, oder wenn sie dieses Wort nicht leiden können, ihrer Poesie entwickelt zu sehen, und vielleicht wäre diese Entwicklung das sicherste Mittel, die Bessern von ihnen zu ihrem eigenen Erstaunen zu belehren, daß sie kein Recht haben, den berühmten spanischen Ritter mit seiner Dulcinea zu verspotten.

III.

Furius.

Eine Schilderung nach dem Leben.

Furius ist freylich der verächtlichste Bürger im Staat, aber zugleich auch der reichste. Er ist mit Schande bedeckt, aber auch mit Gold. Es ist bloße Verleumdung, wenn man behauptet, er pflege auf die Leute, die ihm verhaßt sind, oder mit andern Worten, auf die rechtlichen Leute, Pasquille zu schreiben, indem er dieses würdige Geschäft noch stets einem guten Freunde übertragen hat. Seine Allmosen gibt er öffentlich, um auch bey dieser Gelegenheit leichtsinnig. gutherzigen Verschwendern ein Beyspiel der Sparsamkeit zu geben. Er wird öfter vor Zorn als vor Scham roth, weil seine Galle reitzbarer ist, als sein Gewissen. Er verzeiht Euch keine Beleidigung, selbst diejenige nicht, die er — Euch erzeigt hat. Wenn man ihm gleich von Rechtswegen allen Muth absprechen muß, so würde man ihm doch Unrecht thun, wenn man ihn furchtsam nennte, weil er die Gabe der Unverschämtheit im höchsten Grade besitzt. Er hört auf, ein Heuchler zu seyn, wenn seine Bosheit über seine Besonnenheit den Sieg davon trägt, und ist kein Schmeichler,

wenn er ohne Gefahr sich seiner natürlichen Grobheit überlassen kann. Hat er keine Verdienste, so besitzt er doch den Stolz, zu welchem Verdienste berechtigen. An den ehrlichen Leuten rühmt er es ungemein, daß sie ihn nicht betriegen, und fordert selbst von dem Spitzbuben, wenn er seiner bedarf, treue Dienste. So viel er auch auf seinen Adel hält, so geschickt weiß er doch mit dem vornehmen Stolz den Hochmuth des Pöbels zu paaren. In den öffentlichen Angelegenheiten zeigt er sich eifrig aus Wuth, und hält es selbst mit der guten Sache, wenn es ihm die Rachsucht gebietet, oder wenn er hoffen kann, ihr durch seinen Beytritt zu schaden. Eifert er, nicht ohne Eigennutz, für die Rechte des Bauernstands, so glaubt man in der That einen Bauer zu hören, und bewundert ihn fast noch mehr, als man ihn verachtet. Aus Furcht, sein Geld zu mißbrauchen, braucht er es gar nicht, und wer wagt es noch, seine schnöde Habsucht und seinen schmutzigen Geitz zu schelten, wenn er beyde Laster ihn mit den Worten rechtfertigen hört: Lieber Himmel! Ich wäre ja Nichts, wenn ich — Nichts hätte!

Ich habe Euch freylich nicht lauter löbliche Dinge von dem guten Furius erzählt. Indessen müssen doch auch seine Feinde bekennen,

und ich, sein Freund, bekenne es gern mit ihnen, daß es ihm keineswegs an Ehre fehlt, nähmlich an der, die sich — kaufen läßt.

IV.

Gedenkbuch-Blätter.

Der Selbstmord.

Der Entschluß zum Selbstmord mag wohl immer eine Krankheit seyn, aber noch gewisser ist es, daß an dieser Krankheit die meisten Kranken selber schuld sind.

Ein Wort zu seiner Zeit.

Was läßt sich gegen die Wahrheit einwenden, daß selbst der edelste Mensch nie das Recht haben kann, auch dem schlechtesten das Leben zu nehmen?

Die heutigen Tagblätter.

Kein Mensch vermag alle unsere jetzigen Blätter des Tags in Einem Tage zu lesen. Aber wer braucht mehr als Eine Stunde, wenn er bloß liest, was in ihnen des Lesens werth ist?

Die Schaubühne.

Der Satz, daß die Schaubühne eine Schule der Sitten seyn soll, kann vor der Kunstlehre nicht bestehen. Aber darf sie darum eine Schule der Unsittlichkeit seyn, zu welcher Kotzebue sie zu machen beflissen war?

Poetische Preisaufgaben.

Einen Preis auf das beste Gedicht setzen, heißt die Poeten behandeln, wie die Engländer ihre Pferde, die von ihnen zum Wettrennen gebraucht werden.

Der Meßkatalog.

Streicht ein Paar Dutzend Bücher jedesmahl aus Eurem Meßkatalog weg, und ich weiß keinen passendern Titel für ihn, als: Bücher für die heutige Welt, und Makulatur für die morgende.

Deutsche Poesie.

Einst war unsere Poesie nicht viel mehr als klares Wasser. Aber aus dem klaren Wasser ist jetzt sogar ein trübes geworden.

Werthers Leiden.

Wer so leidet, wie weiland der junge Werther

gelitten hat, verdient für seine Leiden — ins Zuchthaus zu kommen.

Spruch eines Menschenfeinds.

Kein Wunder, daß die Menschenliebe weniger selten ist, als der Menschenhaß. Dieser ist gerecht, und jene ist ungerecht.

Die Wahrheit.

Die Wahrheit wird selten gesagt, und noch seltener gehört.

Meisterschaft.

Keiner ist ein Meister, der aufhört zugleich ein Schüler zu seyn.

Schuld und Strafe.

Wie dem Menschen sein Schatten, so folgt seiner Schuld die Strafe.

Das Sterben.

Wer leben will, muß auch sterben wollen. Wer A gesagt hat, muß auch B sagen.

An die Boßhaften.

Bringt es einmahl Eure Natur so mit sich, daß Ihr Eurem Nächsten übel wollt, so erlaubt

ihm wenigstens, sich so gut er kann gegen Eure Tücke zu bewahren. Ich nehme es dem Winter nicht übel, daß er kalt ist, wenn er mir nur nicht wehren will, einen Pelz zu tragen.

Vielgekaufte Bücher.

Man glaube doch ja nicht, daß ein vielgekauftes Buch auch viele Leser hat. Ich könnte, wären Beyspiele nicht verhaßt, die Werke mehrerer sich viel dünkender Schriftsteller nennen, die auf keinem Bücherbrete vergebens gesucht werden, und die gleichwohl auf der ihnen angewiesenen Stelle kaum von den Würmern berührt werden. Zwischen ihnen und den wenig gekauften Büchern ist kein anderer Unterschied, als daß diese im Buchladen, und sie in den Bibliotheken ungelesen vermodern.

Literarischer Ruf.

Ich wundere mich gar nicht über den wachsenden Ruf manches Schriftstellers, dessen Werth noch sehr zweydeutig ist. Man erfährt es ja täglich, wie viel die Marktschreyerey vermag, und auf welchem Markte wird diese auf eine unverschämtere Art getrieben, als von gewissen Bücherschreibern, Bücherrichtern und Bücherkrämern?

Wieland.

Wieland war ein Liebling der Musen und der Grazien, dem jene viel, und diese noch mehr zu verzeihen haben.

Die Poesie.

Es ist seltsam, daß die Kunst, die man allgemein für die brotloseste erklärt, ich meine die Poesie, doch am meisten um des Brots willen getrieben wird.

Die Ehre.

Die Ehre kann freylich, wie Falstaff sagt, kein Bein ansetzen. Aber nichts desto weniger wehe dem, der ihrer spottet! Er darf sich glücklich preisen, wenn seine gesunden Beine ihn nicht gerade zum Galgen tragen.

Lieben und Verliebt seyn.

Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob Ihr Euer Herz einem Mädchen schenkt, oder ob Ihr es an sie hängt. Im ersten Falle liebt Ihr; im andern seyd Ihr bloß verliebt.

Der Geitz.

Der Geitz ist eine freywillige und eine sündliche Armuth.

Verspottung der Narren.

Die Narren sollten Keinen anfeinden, der uber sie spottet. Vergißt man doch, indem man sie verlacht, daß sie in der Regel mehr verdienen, als bloß verlacht zu werden.

Die öffentliche Meinung.

Ehre der öffentlichen Meinung! Auch nicht Ein Schurke bleibt ungehängt von ihr.

Die Hölle.

Was hilft es, wenn Ihr von der Hölle nichts wissen wollt, wenn die Hölle von Euch weiß?

Die Vertheidiger des Mords.

Ich weiß nicht, warum die trefflichen Moralisten, die theils auf eine versteckte Weise, theils ohne alle Zurückhaltung einen bekannten Meuchelmord vertheidigen, nicht auch die Welt mit einer Lobrede auf den Brudermörder Cain beschenken.

Aufschub.

„Morgen ist wieder ein Tag!“ Diesen Spruch führt gewöhnlich die Trägheit im Munde, um

ihr Zögern und Aufschieben zu rechtfertigen. Ich aber sage: Morgen ist kein Tag für den Unnützen, der den heutigen verschleudert.

Die Frauen in der Küche.

Die Frauen, die ihrem Beruf in der Küche nicht abwarten, findet man gewöhnlich in des Teufels Küche.

Die Narrheit.

Man muß der Narrheit durch Spott steuern, um nicht das Schwert gegen sie gebrauchen zu müssen.

Die Teufel.

Nicht den Teufel in der Hölle, die Teufel auf der Erde fürchte ich.

Verfeinerung.

Unsere heutige Verfeinerung geht so weit, daß Besenbinder Gedichte, und Landstreicher Reisebeschreibungen ans Licht stellen.

Deutsche Literatur.

Nirgends wird das Sprichwort, daß ein Paar Schwalben noch keinen Sommer machen, so sehr vergessen, als auf dem deutschen Helikon.

An einen Autor.

Lasse ich, mein Freund! Dein Buch ungelesen, so kannst Du mir die Vernachläßigung nicht verzeihen, und lese ich es, so fürchte ich, ich möchte Dir Dein Buch nicht verzeihen können.

Sparsamkeit.

Die Sparsamkeit ist eine der größten Tugenden, weil sie so nahe an eins der schändlichsten Laster, ich meine den Geitz, grenzt.

Das öffentliche Urtheil.

Das öffentliche Urtheil ist weiter Nichts, als eine Welttheaterkritik, und fällt gewöhnlich eben so einseitig, hämisch, oberflächlich, abgeschmackt, partheyisch und unbedeutend aus, als man nur irgend ein Urtheil über das Spiel auf den Bretern im Morgenblatte zu lesen gewohnt ist.

Das Lugen.

Mir ist noch kein Lügner vorgekommen, der seine Kunst nur erträglich verstanden hätte, und fast möchte ich daher das Erdichten, das man Lügen nennt, mit der Kunst zu Dichten überhaupt vergleichen, die bekanntlich ebenfalls

gegen hundert Stümper kaum Einen Meister zählt.

Die Preisertheiler.

Preise auf Gedichte setzen, heißt nicht, das Talent ermuntern, sondern den Hunger und die Eitelkeit herausfordern.

Die Heldinnen.

Was die Weiber in meinen Augen zu wahren Heldinnen macht, ist, daß sie ihre Schönheit zu überleben vermögen.

Die schlechten Bücher.

Es mag wahr seyn, was man gewöhnlich behauptet, daß kein Buch so schlecht ist, aus welchem man nicht etwas lernen kann. Aber ich sage doch: Der Teufel hohle einen solchen Lehrmeister!

Der deutsche Parnaß.

Der deutsche Parnaß wird am Ende noch zu einem wahren Eulennest. Beynahe Nichts als lichtscheue und lichthassende Nachtvögel hört man auf ihm heulen.

Der Mann und die Weiber.

Wer die Weiber flieht, ist kein Mann, wer ihnen anhängt, ist auch keiner.

Die Gewalt.

Selbst der Mißbrauch einer rechtmäßigen Gewalt ist besser, als der unselige Widerstand gegen dieselbe.

Männer und Weiber.

Ich glaube es, was man behauptet, daß die Männer ohne die Weiber Bären seyn würden. Aber wer kann es läugnen, daß nur zu viele durch sie zu Affen werden?

Der hochmüthige Poet.

Man spricht allgemein von dem Hochmuth eines bewunderten Dichters, und kann es gar nicht reimen, unter den Singvögeln ein Pfauen zu finden.

Meinungsverschiedenheit.

Es wird schwerlich jemals dahin kommen, daß nur alle Menschen über die Wahrheit einig sind: zwey Mal zwey sey vier.

Deutsche Poetenwürdigung.

Ein Glück für den Virgil, daß er nicht in unsern Tagen lebt! Er würde mit Verdruß erfahren, wie viel Bave und Mäve man ihm vorzieht.

Schauspielervergötterung.

Nicht ein Held muß man seyn, sondern Helden muß man spielen, wenn man von den Deutschen bewundert seyn will.

Das Theaterwesen.

Ich möchte doch Wunders halber Zeuge davon seyn, wie die Deutschen, die so grosse Lust an der Bühne haben, sich geberden würden, wenn sie einmal wirklich Schauspiele und ein Schauspiel bekämen.

Verwandlung.

Die guten Komodianten, die wir noch vor funfzig Jahren besaßen, haben sich leider längst in erbärmliche Schauspieler verwandelt.

Lehre für Poeten.

Wer keine Verse machen muß, sollte auch keine machen wollen.

Die Schlange.

Die Schlange heißt mit Recht das listigste von allen Thieren. Sie hat ein Weib betrogen.

Die gelehrte Welt.

Die gelehrte Welt ist der vollkommenste Gegensatz zu einer bessern Welt.

Späte Besserung.

Der Vorsatz, nicht mehr zu stehlen, kommt zu spät, wenn man einmal die Galgenleiter hinaufsteigt.

Weiberschönheit.

Der Mann ist sehr ungenügsam, der von einem Weib mehr fordert, als daß sie schön ist.

Der Wittwer.

Die Zeit, hofft Ihr, werde endlich Euren Freund, den untröstlichsten aller Wittwer, trösten. Ohne Zweifel wird der Zeit durch ein Paar schöne Augen die Mühe erspart werden.

Ehemannsleiden.

Mancher Mann mag wohl mit mehr Gleichgültigkeit seine Frau selbst, als ihre Kleider veralter sehen.

Unzeitige Wahrheitsliebe.

Selbst ein Lügner ist mir erträglicher, als ein Mensch, der zur Unzeit und ohne Beruf die Wahrheit sagt.

Traurige Trauerspielbemerkung.

Brüste Dich immer, verächtlicher und verachteter Pöbel! Leute gehen aus Deiner Hefe hervor, auf deren Ruf das gewaltige Schicksal auf der Bühne erscheinen muß.

Sonderbares Schicksal.

Den armen Tragödienschreiber Meffert scheint sein feindliches Schicksal zu einem Schlachtopfer der Buchhändler bestimmt zu haben. Schon seit Jahren sehen wir ihn, wie er vor dem einen unaufhörlich auf den Knien liegen muß, indeß der andere ihn so unbarmherzig mit Scorpionen peitscht, daß er heulend und schreyend zu dem Richter läuft, um Schutz zu erlangen.

Der Zahme.

Wie schmiegt sich der aufgeblasene Meffert, der mit seinen Schicksalstragödien, gleich dem Schwärmer des Feuerwerkers, ein wenig sprühte, krachte, und — mit einem nicht lieblichen

Geruch erlosch, vor seinem hochfahrenden Verleger! Nicht an Verstand, wohl aber an Plumpheit und in der Eigenschaft ist der Erbärmliche dem Elephanten ähnlich, daß sich ihm Niemand ohne Gefahr nähern darf, als der Mensch, der — ihn futtert.

Der Freundschaftsdienst.

Der gute Davus! Wer hat größere Ansprüche auf meinen Dank, als er? Aus lauter Freundschaft pflegt er mir jedes gesprochene oder gedruckte Scheltwort, das die Feinde meiner Freymüthigkeit gegen mich ausstoßen, getreulich zu hinterbringen. Er hebt die von einem ohnmächtigen Pöbel fruchtlos nach mir geworfenen Steine sorgfältig von der Erde auf, und versucht es, sie mir an den Kopf zu schleudern.

Der Wohlbekannte.

Ein gewisser Schicksalstragödienschreiber, den ich, damit sogleich alle Welt ihn kennt, weder den Dicken, noch den Dünnen, weder den Langen, noch den Kurzen, sondern den Pöbelhaften nenne, macht sich durch seine Ungeschliffenheit verächtlich, und durch die Einbildung, daß man wegen dieser Ungeschliffenheit ihn furchte, lächerlich.

Der reich gewordene Buchhändler.

Von diesem Schwachkopf, den sein Buchhandel reich machte, sagt das Publikum treffend, der Witz habe ihm Gold, aber das Gold keinen Witz verschafft.

Die beyden Grobiane.

Wenn einmal Meffert, der Schicksalstragödienschreiber, und sein berüchtigter Verleger — aus Busenfreunden zu Todfeinden werden, so geschieht der leidige Bruch aus keiner andern Ursache, als weil keiner dem andern grob genug ist.

V.

Blumenlese

aus

dem neu bearbeiteten altdeutschen Roman Simplicissimus.

Erste Abtheilung.

Hohe Abkunft.

Es ist jetzt eine wunderliche Zeit, oder vielmehr es ist eine Zeit, die viele wunderliche

Menschen hervorbringt. Mancher, der von einem Schornsteinfeger abstammt, beweist, weil es ihm nach und nach, der Himmel weiß durch welche Mittel, gelang, das ererbte väterliche Kaminrußsäckchen mit Dukaten zu füllen, daß er in seinem dreyßigsten Jahre wenigstens sechszehn stiftsfähige Ahnen zählt. Freylich sollte man glauben, wenn man einmal unedelgeboren sey, so könne man unmöglich wohlgeboren, oder hochwohlgeboren werden, weil man unmöglich aus dem Leib einer unadelichen Mutter in den Leib einer adelichen übergehen kann. Allein die tägliche Erfahrung lehrt, daß wenn dieses Wunder sich auch nicht wirklich zuträgt, es doch nicht an Leuten fehlt, die von der ganzen Welt verlangen, daß sie wenigstens glaube, es habe sich ausnahmsweise mit ihnen zugetragen.

Gehört es aber gleich beynahe unter die alltäglichen Geschichten, daß Einer gleichsam sein eigener Stammvater ist, so sah ich doch die Leute über jeden sich selbst Adelnden so viel Gespötte treiben, daß ich meines Orts auch nicht einmal den letzten der drey von einer edlen Herkunft zeugenden Buchstaben meinen Namen vorzusetzen wagte. Ich bin also noch bis auf den heutigen Tag der simple Herr Simplicissimus, ob ich gleich, die Wahrheit zu gestehen, meine angeborene Neigung, den Junker zu spielen,

mir oft nicht anders zu erklären wußte, als daß mein Vater nichts Schlechtes gewesen seyn könne. Und wahrlich, wer darf einen Mann mit Verachtung ansehen, der so gut als der König seinen eigenen Pallast hatte? Zwar rümpfte Mancher, welchem man den Pallast zeigte, die Nase über die Hütte, die mit einem Dach von Stroh, und statt des Marmors mit Wänden von Eichenholz prangte. Aber ich frage, ist der Halm, auf welchem die köstliche Frucht wächst, um welche wir täglich in einem eigenen Gebet den Himmel anrufen, nicht tausend Mal edler, als der Schiefer, das Bley, oder das Kupfer, mit welchem man die gemeinen Palläste zu decken pflegt? Und wer wird so ein Thor seyn, einen elenden Marmorblock dem ächt deutschen Eichenbaume vorzuziehen, der hundert Jahre lang ein Jüngling bleibt, und auf welchem, wenn mir ein kühner dichterischer Sprung erlaubt ist, Schinken und Bratwürste wachsen?

Nicht geringer, als von außen, zeigte sich der Pallast in seinem Innern. Seine Säle, Zimmer und Nebengemächer waren vom Rauch aufs prächtigste geschwärzt, und bis endlich diese unvergängliche Verzierung den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit erreichte, bedurfte es längerer Zeit, als wenn der göttliche Raphael

selbst den ganzen Pallast, gleich den Stanzen im Vatikan, durch die herrlichsten Freskogemälde berühmt gemacht hätte. Feinere Tapeten, als die seinigen, waren in der Welt nicht zu finden, da sie das Werk einer Weberinn waren, die sogar einst mit der Minerva selbst um den Preis zu kämpfen wagen durfte. Unerwähnt darf nicht bleiben, daß diese Künstlerinn mit einer Menge Gehülfen gar nicht von der Stelle wich, um ihre Arbeit, wenn etwa ein unfrommer Besen sie beschädigte, augenblicklich wieder auszubessern. Daß das Papier, das den Stoff zu den Fenstern hergab, weit edler ist, als das feinste Glas, werden die gelehrtesten Männer und die schwungreichsten Poeten bezeugen, und das ganze Publikum wird mir in der Behauptung beystimmen, daß es nützlicher zu den Fenstern meines väterlichen Pallasts, als zu dem vortrefflichsten Werke des seine eigene Gottheit anbetenden kleinstädtischen Trauerspielschreibers Messert, verbraucht wurde. Zum Diener durfte sich Niemand bey ihm melden, wer nicht vier Füße hatte, und in der That waren seine Ochsen und Esel, wenn gleich noch stärkere Pflastertreter, als manche goldverbrämte Lackeyen in vornehmen Häusern, keine solche unnütze Tagdiebe, als diese. Das Zeughaus war mit Pflügen, Aexten, Hauen und Schaufeln, mit

Heugabeln und sogar mit Mistgabeln wohl versorgt, und diese köstlichen Waffen ließ der stets rüstige Eigenthümer keineswegs rosten. Täglich zog er ins Feld. Die Erdkugel, so weit er sie erreichen konnte, diente ihm zum Tummelplatze, und groß war der Tribut, den die Ueberwundene ihm in jeder Ernte entrichten mußte. Die Leibesübung des Holzsägens und Holzspaltens, die von den besten Aerzten, vornehmen Herrn so sehr empfohlen wird, machte er sich ordentlich zur täglichen Pflicht.

Man halte es nicht für die gewöhnliche Prahlerey eines Edelmanns von gestern, daß ich einiger Vorzüge erwähne, welcher sich Manche gern rühmen würden, wenn sie könnten.

Sollte Jemand sich über die Kürze wundern, mit welcher ich von meiner edlen Herkunft gesprochen habe, so beliebe er zu bedenken, daß es hier nicht um adeliche Stiftungen zu thun ist, wegen welcher ich meinen Stammbaum zu beschwören hätte.

Muß aber jeder Leser gestehen, daß das Hauswesen meines Vaters auf den wahren Sechszehnahnenfuß eingerichtet war, so versteht es sich von selbst, daß derselbe Fuß auch bey meiner Erziehung angewendet wurde. Die ritterlichen Uebungen meines Vaters, die natürlich bey derselben die Hauptsache waren, hatte

ich in meinem zehnten Jahre schon so ziemlich begriffen. Was aber die sogenannten Studien betrifft, so war ich gerade noch einmal so gelehrt, als ein Anderer, von welchem die Geschichte meldet, er habe in seinem ganzen Leben nicht über fünf zählen gelernt, indem ich wirklich eine Menge Leute mehr als einmal durch das Kunststück in Erstaunen setzte, daß ich die Finger an meinen beyden Händen ohne den geringsten Verstoß zusammenrechnete. Im Ganzen aber folgte mein Vater genau der heutigen vornehmen Sitte, nach welcher etwas gelernt zu haben, das Zeichen einer niedrigen Herkunft und einer schlechten Erziehung ist.

Sind die Wissenschaften ein Vorrecht des Pöbels, so hat sich dafür die vornehme Welt die Künste zu ihrem Eigenthum vorbehalten, und man kann sich also leicht einbilden, mit welchem Eifer ich mich ihnen widmete. Namentlich waren in der Musik meine Fortschritte so außerordentlich, daß ich gar kein Bedenken hätte tragen dürfen, den Apollo selbst zu einem Wettstreite herauszufordern, wenn dieser nicht zum Unglück die Leyer statt des Dudelsacks spielte.

In der Religion waren meine Kenntnisse etwas mangelhaft. Dafür aber konnte ich mich rühmen, noch unschuldiger zu seyn, als Adam

und Eva im Paradies vor dem Sündenfalle, weil ich kein Wort von Adam und Eva, vom Paradies und vom Sündenfalle wußte. Ich war kein Gotteslängner, weil man mir nie etwas von Gott gesagt hatte, und statt daß andere vornehme Junker bey tausend Teufeln schwören, schwor ich nicht einmal bey einem einzigen, weil Nichts leichter gewesen wäre, als mich zu bereden, der Teufel sey ein Kriegsschiff von fünfzig Kanonen, oder eine Spinnmaschine, oder gar mein leiblicher Oheim, von welchem ich, da er unverheirathet sey und alle Tage sterben könne, nächstens wenigstens hunderttausend Thaler und hundert Bauern erben würde. Mit Einem Worte, ich war in der Unwissenheit so vollkommen, daß ich nicht einmal wußte, daß ich unwissend sey.

Hoher Stand.

Ein Vater, wenn er diesem Namen keine Schande machen will, läßt es sich vorzüglich angelegen seyn, für seinen Sohn einen Stand zu wählen, dem es nicht an der erforderlichen Ehre gebricht, und wie sehr der meinige dieser Pflicht eingedenk war, mag der geneigte Leser aus dem Umstande abnehmen, daß er mich zuerst zum Schweinhirten, und als er meine außerordentlichen Gaben kennen gelernt hatte, zum

Ziegenhirten, und endlich gar zum Hüther einer ganzen Heerde Schafe ernannte. Sehen einige vornehme und hochmüthige Leute mit Verachtung auf den armen Schwein=, Ziegen= und Schafhirten herab, so beweisen sie nur zu ihrer Schande, daß sie weder in den Werken der größten Dichter, noch in der Geschichte der Götter und der Menschen belesen sind. Wer darf sich noch schämen, sein ganzes Leben unter dem lieben Vieh in Wäldern und Feldern zuzubringen, da selbst Apollo dem Admet das seine hüthete? Ist es etwa eine Schande, ein Hirt zu seyn, weil der König David einer war? Hüthete Moses seine sechsmahlhunderttausend Israeliten, die er aus Aegypten vor sich her trieb, desto schlechter, weil er zuvor einige hundert Schafe gehüthet hatte? Was war Tamerlan anders, als, wie sein Name ausweist, ein lahmer Hirtenbube, ehe er sich zum Kaiser der Scythen emporschwang? Ließ sich Virgil abhalten, dem Aeneas zu Ehren sein unsterbliches Gedicht zu schreiben, weil Anchises, der Vater seines Helden, ein Hirt war? Helena, die schönste aller Griechinnen, in wessen Arme warf sie sich aus den Armen eines Königs, als in die Arme eines Hirten? Und schämte sich dieser Hirt Paris seines Hirtenstands, ob er gleich ein Prinz war? Doch was rede ich von Prinzen

und Königinnen? Luna, die keuscheste aller Göttinnen, trotzte allen Pfeilen des Amors, bis endlich Endymion, ein Hirt, den beschämten Liebesgott an ihr rächte. Doch ich wollte lieber zählen, aus wie viel Härchen die Wolle aller Schafe in der Welt besteht, als die Götter und Göttinnen, Könige und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen, Helden und Heldinnen mit Namen nennen, die sich entweder dem Hirtenstande, oder den Hirten und Hirtinnen selbst ergaben, und es sey also genug, zum Beschluß noch den schönen Spruch Philos, des Juden, anzuführen, daß das Hirtenamt eine Vorbereitung zum Regiment sey. Krieger, sagt er, müssen durch die Jagd, und Völkerherrscher durch das anmuthige Hirtenleben zu ihrem hohen Berufe tüchtig gemacht werden.

Daß ich mein ehrenvolles Amt auch mit Ehren bekleidete, muß die Welt in Ermangelung eines fremden Zeugnisses meinem eigenen glauben. Das Einzige, was meinen Vater bald betrübte, bald in Harnisch brachte, war, daß er mir schlechterdings nicht begreiflich machen konnte, was ein Wolf sey. Er behauptete, ohne diese Wissenschaft könne auch der geschickteste Mensch unmöglich ein Schäfer seyn, und beschrieb mir den Wolf als einen vierfüßigen Galgenstrick, der gar nicht zu bekehren sey, und die

unschuldigsten Schafe und Lämmer zerreiße. Aber alle diese Lehren waren umsonst. Sagte er mir, die Farbe des Wolfs ist röthlich grau, und er gleicht ziemlich unserem Schäferhunde, nur daß er größer ist, als dieser, so ließ ich mich gegen ihn die nächste Stunde auf eine Weise vernehmen, die ihn beynahe zur Verzweiflung brachte. Vater, sprach ich, ich habe seither dem blauen Thiere, das unserer Katze gleicht, nur daß es kleiner ist, als diese, und das, wie Du sagst, Wolf heißt, und von den Lämmern zerrissen wird, fleißig aufgepaßt, aber es hat sich noch keines zeigen wollen. O, sprach er bey diesen und andern Proben meines langsam begreifenden Genies, welch ein unglücklicher Vater bin ich! Jedermann verwunderte sich, als ich in Deinem Alter war, über meinen Verstand, und bey Dir muß sich Jedermann über Deinen Unverstand wundern.

So oft er auf diese Art seinem Unwillen gegen mich den Lauf ließ, besänftigte ich ihn durch sein Leibstückchen auf der Sackpfeife, auf welchem Instrumente ich mich um so fleißiger übte, weil ich vernommen hatte, daß sein Klang in Arabien die Schafe und Lämmer fett mache.

Soldatenplünderung.

Zuerst begannen die Landsknechte die schwarz

gemahlten Zimmer unsers Pallasts, ohne sich an ihre Schönheit zu kehren, in Ställe für ihre Klepper zu verwandeln. Während einige diesem Geschäfte oblagen, ermordeten andere Alles im Hause, was Odem hatte, und ein Vieh war. Von einem dritten Haufen wurde der Pallast bis auf die verborgensten Winkel mit so vielem Eifer durchsucht, als ob innerhalb seiner Mauern das goldne Vließ verborgen wäre. Diese packten Leinwand, Tuch, Kleidungsstücke und Hausgeräthe zusammen, als ob sie auf einen Trödelmarkt zu ziehen im Begriffe wären. Jene schlugen, was sie nicht mitnehmen konnten, vermuthlich um sich an den Sachen wegen ihrer Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit zu rächen, in Stücke. Die Federn in den Betten mußten ihre Stelle dem Rauchfleisch und Speckvorrath, den man im Hause fand, den Hämmern, Zangen, Nägeln und ähnlichem Geräthe einräumen, ob es sich gleich offenbar auf Flaumen weicher liegt, als auf Knochen, Holz und Eisen. Vermuthlich in der Meinung, der Spessart werde von nun an den Sommer auf ewig in seinen Grenzen festhalten, oder seine Einwohner die noch zu erfindende Kunst, unempfindlich gegen den Frost zu seyn, lehren, wurden die leicht zerbrechlichen Fenster so gut zerschmettert und zertrümmert, als die kaum zu

zerstörenden Oefen. Kupferne und zinnerne Töpfe, Schüsseln und Teller schlugen die Helden zusammen, damit sie sich desto weniger in dem engen Raume sperrten, in welchen sie sich schmiegen mußten. Ohne zu Bedenken, daß das Zerschmettern der Werke des nicht für die Ewigkeit arbeitenden Töpfers ein eigentliches Vorrecht des in der Küche dienenden weiblichen Gesindes ist, schlugen die Söhne des Kriegsgottes auch bey diesen keiner Gewalt gewachsenen Thon- und Staubgeborenen so tapfer mit dem Schwerte drein, als ob sie Türkenköpfe zu spalten hätten, und ruheten nicht, bis die Scherben aller vorhandenen Milchtöpfe und Kochtöpfe, Kacheln, Schüsseln und Teller auf dem Boden der Küche das Chaos vor der Weltschöpfung nachahmten. Mit Verachtung sahen sie die vielen Klaftern dürren Brennholzes, das sie im Hofe fanden, und hielten es unter ihrer Würde, sich, um ihren Braten gar zu machen, eines andern Holzes, als der zertrümmerten Bettladen, Tische, Stühle, Bänke, Schränke und Kästen zu bedienen. Heu und Stroh durchstachen sie mit ihrem Seitengewehr, ungeachtet man hätte glauben sollen, sie hätten an den Schweinen und Schafen genug zu stechen gehabt. Mit Einem Worte, der alte Spruch:

„Wo die Soldaten sieden und braten,
Und Pfaffen zu weltlichen Dingen rathen,
Und Weiber führen das Regiment,
Da nimmts gar selten ein gutes End"

bewährte sich, was die Soldaten betrifft, nirgends in einem so hohen Grade der Vollkommenheit, als in der fürchterlich zerstörten Residenz meines Vaters.

Nicht besser, als dem lieben Vieh und den leblosen Dingen, ging es dem Menschen im Hause. Die Magd, ob sie gleich in jedem Landsknecht einen Liebhaber zählte, wollte doch die Aufmerksamkeiten, die ihre Anbeter ihr erzeigten, gar nicht rühmen. Den Knecht warfen sie gebunden zur Erde, und nachdem sie ihm ein Sperrholz in den Mund gesteckt hatten, schütteten sie ihm einen Kübel voll Wasser in den Hals, das ihm gar nicht rein däuchte, und ihm auch, ungeachtet sie es einen schwedischen Trank nannten, kaum so gut schmekken wollte, als der Wein, den mancher Gastwirth auszapft.

Durch diese Herzstärkung hatten sie ihm Muth gemacht, einen Trupp von ihnen auf einem Streifzuge in die umliegende Gegend zu begleiten, und da sich auf den Wegweiser zu verlassen war, so brachte sie große Beute und viele Gefangene an Menschen und Vieh, und

unter jenen auch meinen Vater, meine Mutter und unser Urselchen zurück.

Jetzt wurden die Steine von den Pistolen der Landsknechte ab, und an ihre Stelle die Daumen der gefangenen Bauern eingeschraubt. Einen von diesen steckten sie in einen Backofen, um ihn gleich einem Hexenmeister zu verbrennen, ob es gleich, da er noch gar Nichts bekannt hatte, viel zu früh mit der Vollziehung des Urtheils war. Einem andern schlangen sie ein Seil um den Kopf, und trillten es so lange mit einem Bengel zusammen, bis ihm das Blut an allen Orten heraussprang, wo es eine Oeffnung fand. Kurz, jeder hatte seine eigene Erfindung, die Bauern zu peinigen, und also hatte auch jeder Bauer seine eigene Marter. Mein Vater war übrigens, nach meinem damaligen Urtheil, noch am meisten vor seinen Nachbarn begünstigt, weil er nicht, wie andere, unter dem entsetzlichsten Jammergeschrey, sondern mit laut lachendem Mund bekannte, was man von ihm wissen wollte. Seine Peiniger setzten ihn nämlich zu einem lustig auflodernden Feuer, und nachdem sie ihn so gebunden hatten, daß er weder Hände noch Füße rühren konnte, mußte ihm unsere alte Ziege die mit angefeuchtetem Salz wohl eingeriebenen Fußsohlen ablecken. Dieses Lecken verursachte ihm

einen Kitzel, und dieser Kitzel ein Lachen, daß er zu bersten im Begriff war, und ein beynahe gleich starkes Gelächter erpreßte auch mir das seinige, weil ich in meinem Leben den ernsthaften Mann kaum einmal laut, und nie auf diese ausschweifende Art hatte lachen hören. Er selbst fand inzwischen nach wenigen Augenblicken sein Lachen so wenig lächerlich, daß er, um nur wieder ein ernsthaftes Gesicht machen zu dürfen, unverzüglich den Ort anzeigte, wo er und meine Mutter ihr Gold, ihr Silber, ihre Perlen und ihre übrigen Reichthümer, deren weit mehrere waren, als man jemals bey Bauersleuten hätte vermuthen sollen, verborgen hatten.

Einsiedlerleben.

Es ist ein Unterschied, ob ein Paar Menschen in einem Wald, oder hunderttausend in einer Stadt beysammen leben, und da das erste eine wahre Kunst ist, so verlohnt es sich wohl der Mühe, daß die Unwissenden, wenn sie auch keine Lust haben, sie selbst zu lernen, wenigstens doch so viel von ihr zu erfahren suchen, daß sie über sie zur Noth einen Abschnitt für irgend ein Wörterbuch der menschlichen Allwissenheit liefern könnten.

Zuerst also melde ich, daß da bey unsern Mahlzeiten der Hunger uns zur Uhr diente,

wir immer zur bequemsten Zeit uns zum Essen anschickten, und von dieser Ordnung nur in dem einzigen Fall eine Ausnahme machten, wenn wir — Nichts zu essen hatten.

Was unsere Kost selbst betrifft, so darf ich schwören, daß keine kaiserliche, oder königliche allerdurchlauchtigste Tafel mit so köstlichen Speisen besetzt war, als der Steinblock, auf welchem wir unsere Mahlzeiten zu halten pflegten, und dieses Wunder war aus dem Grunde keins, weil es von dem besten aller Köche, dessen Name Hunger ist, verrichtet wurde, der bekanntlich nicht nur die Frucht, sondern auch das Holz der Eichen in Leckerbissen zu verwandeln versteht. Doch fehlte es uns auch an Festtagen nicht, an Kraut, Rüben, Bohnen, Erbsen und Linsen. Brot, oder vielmehr Kuchen pflegten wir uns aus zerstoßenem Wälschkorn in heißer Asche zu backen. Vögel, Fische, Krebse und Frösche erlagen in Menge unsern Nachstellungen, und konnten wir zuweilen uns eines wilden Schweinleins, oder eines Rehböckleins, bemächtigen, so erinnerten wir unser, uns der Wilddieberey anklagendes Gewissen, daß Adam selbst, der erste aller Einsiedler und aller Landbauer, nicht weniger Esau, der Böckleinsschütze, und noch andere alttestamentliche Leute, von nicht besserem Stande als wir, ohne

lange einen Oberjägermeister um Erlaubniß zu bitten, ihre Jagdlust befriedigt hätten. Doch hinderte uns die Bescheidenheit sowohl, als der Mangel an Gewehr, der Wildbahn beträchtlichen Schaden zuzufügen, und ich werde also hoffentlich nicht Gefahr laufen, für mein ehrliches und ungezwungenes Geständniß noch jetzt auf einen Hirsch geschmiedet zu werden.

An einer Schaufel, einer Haue, einer Axt und einem Beil darf es auch dem ärmsten Einsiedler nicht fehlen, und wirklich konnten wir uns auch mit Wahrheit die glücklichen Besitzer aller dieser Werkzeuge nennen.

Zum Kochen bedienten wir uns eines Topfs von Eisen, von welchem aber das Eigenthumsrecht nicht uns, sondern einem benachbarten Pfarrer zustand, dessen Wohlthätigkeit auch unserem Salzbedürfniß abhalf.

Schüssel, Teller, Löffel, Gabeln, Kessel, Pfannen, Bratspieße, Salzfässer, waren Dinge, die wir nicht hatten.

Ein Trinkglas hätte uns nur an den Wein, der uns fehlte, erinnert, und wir tranken also gewöhnlich aus dem Brunnenrohr, oder hingen, wie Gideons Kriegsleute, das Maul ins Wasser.

An Wolle, Seide, Baumwolle und Leinen spürten wir keinen Mangel, weil wir keine brauchten.

Daß wir keine Kleider besaßen, als die wir jedesmahl auf dem Leibe trugen, wird weniger armselig scheinen, wenn ich versichere, daß wir troß diesem Mangel niemals nackt gingen.

In unserm ganzen Hauswesen banden wir uns übrigens durchaus an keine Ordnung, wenn ich den Umstand ausnehme, daß wir an jedem Sonn- und Feyertage gleich nach Mitternacht unser Lager verließen, um früh genug und ungesehen, in die drey Meilen von unserem Walde entlegene Kirche zu kommen, welcher der oben schon von mir erwähnte Pfarrherr vorstand. Beyläufig bemerke ich noch, daß wir immer unsern Platz auf der zerbrochenen Orgel wählten, um Altar und Kanzel übersehen zu können, und daß ich, als ich zum ersten Mal den Prediger die Kanzel besteigen sah, den Einsiedler fragte, was doch der Mann in dem großen Zuber machen wolle.

An Werktagen trieben wir den Feldbau und den Gartenbau, und zugleich, ohne zünftig zu seyn, verschiedene Handwerker, indem wir bald unsere Kleider, bald unsere Schuhe flickten, bald Körbe flochten, bald Fische fingen, und bald Netze zum Fischfang strickten. Freylich waren die Werke, die wir hervorbrachten, keine Meisterstücke, und wir hätten weder als Schneider, noch als Schuster unser Brot in der üppigen

Welt verdienen können. Aber da die Kundleute, für die wir arbeiteten, wir selbst waren, so sah jeder von diesen dem Schneider und dem Schuster, dessen er sich bediente, durch die Finger, wenn der Schnitt seines Kleides nicht ganz nach der neuesten Mode, von welcher der Kundsmann ohnehin so wenig wußte, als der Schneider, ausfiel, oder wenn der Schuh zu einem schwer zu entscheidenden Streit Anlaß gab, ob der Fuß für ihn zu groß, oder er für den Fuß zu klein sey. Bezeugen muß ich auch noch zur Ehre der beyden Schneidermeister, daß sie von dem Herkommen, nach welchem ein Stück Tuch zwischen dem Manne, der einen Rock daraus gemacht haben will, und dem Manne, der den Rock machen soll, beinahe in gleiche Theile zu Theilen ist, nie etwas gehört zu haben schienen.

Unsere täglichen körperlichen Arbeiten, bey welchen ich mich zu jeder Anstrengung abhärtete, hinderten übrigens die Thätigkeit unsers Geistes keineswegs. Wenn gleich der Schuster beym Leisten bleiben soll, so hielt ich doch dieses Gebot, so wenig, als weiland Jacob Böhm und Hans Sachs, und machte Verse beym Leisten, und philosophirte bey der Nadel. Bald wußte ich Alles, was man wissen muß, um Wissenschaft zu haben, und namentlich legte ich mich, nachdem ich erst schreiben gelernt hatte,

mit so vielem Eifer auf die Kunst, meine deutsche Muttersprache vollkommen schön zu schreiben, daß ich das Schweigen der Recensenten von diesem meinen so seltenen Vorzuge mir schlechterdings nicht erklären könnte, wenn nicht die ganze Welt sich besonders auch aus der Jenaischen sogenannten allgemeinen Literaturzeitung längst überzeut hätte, daß diese Menschen keine anderen, als Midasurtheile zu fällen vermögen.

So groß aber meine Gelehrsamkeit war, so unglaublich war meine Einfalt in Allem, was zur Weltkenntniß und zum Weltleben gehört, und der Vielwisser hatte, um mich eines obgleich gemeinen, doch passenden Ausdrucks zu bedienen, als er den Wald verließ, und wieder in die Gesellschaft der Menschen trat, schlechterdings keinen Begriff davon, wie er es hätte anstellen müssen, um einen Hund, es mochte ein Pudel, ein Mops, oder ein Windspiel seyn, aus dem Ofen zu locken.

Der Adel und der Bürgerstand.

Der den Hochgebornen vor den Niedriggebornen eingeräumte Vorzug erregte den Unmuth eines alten Feldwebels in einem solchen Grade, daß er sich nicht enthalten konnte, seiner Galle über das vermeinte Unrecht Luft zu machen.

Allein man kann wohl denken, daß es dem Adel und seinen Rechten nicht an einem Vertheidiger fehlte. Du findest, sagte dieser, es ungerecht, daß im Kriege nicht alten Landsknechten, wie Dir, vor jungen Edelleuten, wie ich, der Vorzug gegeben wird. Allein bedürfte es bloß eines grauen Barts, um den Feind zu schlagen, so brauchte man nur eine Heerde Böcke ins Feld zu stellen. Läugne mir einmal, alter Murrkopf! daß ein Anführer von edler Geburt von den Soldaten mehr geachtet wird, als einer, den sie vor Kurzem noch als Ihresgleichen kannten. Wie soll aber die Kriegszucht ohne Achtung bestehen? Soll ein kluger Feldherr einem Edelmann nicht mehr Vertrauen schenken, als einem Bauerjungen, der seinem Vater vom Pflug entlaufen ist, und also nicht einmal der Zucht seiner eigenen Aeltern achtete? Der ächte Edelmann wird lieber sterben, ehe er seinem Geschlecht durch Feigheit, oder irgend sonst ein ehrloses Betragen einen Schandflecken anhängt. Und wird etwa umsonst nicht bloß von weltlichen Schriftstellern, sondern von der heiligen Schrift selbst dem Adel der Vorzug, dessen er genießt, zugestanden? Johannes von Platea sagt ausdrücklich, man soll bey Bestellung der Aemter dem Adel den Vorzug vor den Plebejern gestatten. Beata terra, cujus rex

nobilis est, sagt Syrach in seinem 10. Kapitel, und konnte er ein herrlicheres Zeugniß für den Vorzug, der dem Adel gebührt, ablegen? Findet man auch hin und wieder Einen unter Euch, der Pulver riechen kann, und reich an guten Anschlägen ist, so folgt aus diesen Eigenschaften noch keineswegs, daß er auch die dem Adel angeborene, oder wenigstens ihm von Jugend auf angewöhnte Kunst, Andern zu gebieten, und sich mit Vorsicht und Anstand zu betragen, besitzt. Habet hoc proprium generosus animus, quod concitatur ad honesta, et neminem excelsi ingenii virum humilia delectant et sordida, sagt Seneca, und mit ihm stimmt der Poet Faustus in folgendem Distichon überein:

Sit rusticitas vilem genuisset agrestis
Nibilitas animi non foret ista tui.

Und hat nicht der Adel mehr Mittel, seinen Untergebenen mit Geld, und schwachen Heerabtheilungen mit Volk aufzuhelfen, als Leute geringen Standes? Was ist zugleich hoffärtiger, als ein empor gekommener Bauer? Denke nur an den alten Reim:

„Es ist kein Schwert, das schärfer schiert,
Als wenn zum Herrn der Bauer wird."

Würden endlich die Bauern, wären sie im Besitze des Vorzugs, um welchen Du die Edelleute beneidest, den verdienstvollsten Edelmann

gutwillig unter sich aufnehmen? Doch die Hauptsache ist, daß wenn man auch Euch Soldaten von Fortün, wie man Euch zu nennen pflegt, wirklich höher zu befördern den Willen hat, man Eure Verdienste erst kennen lernt, wenn das Alter Euch bereits allen Muth und alles kriegerische Feuer geraubt hat. Soll man aber abgelebte und ausgemergelte Greise frischen und kampflustigen Jünglingen vorziehen? Oder hat man nicht Recht, wenn man sich lieber eines jungen Hunds, als eines alten Löwen zur Jagd bedient?

Weißt Du auch, erwiederte der Feldwebel, was aus Deinen Behauptungen folgt? Nichts Anders, als daß Jeder meines Stands ein Narr ist, der im Dienst mehr als Andere zu leisten trachtet. Wo man keinen Lohn voraus sieht, ist auch keine Aufmunterung möglich, und wer wird noch tapfer seyn wollen, wenn er, trotz seines Wohlverhaltens, mit der Memme neben ihm stets in gleicher Reihe bleibt? Ewig unvergeßlich sind mir die Worte unsers alten Obersten, die ich oft und viel aus seinem Munde hörte, er wünsche, daß kein Soldat in seinem Regiment sey, der sich nicht fest einbilde, durch sein Betragen General zu werden. Und welche Völker sind siegreicher, als diejenigen, bey welchen, wie bey den Persern und den Türken,

wenn von Beförderungen die Rede ist, nur Verdienste in Anschlag kommen? Die Lampe muß Oehl haben, wenn sie brennen soll, und gleich ihr erlischt die Tapferkeit der Soldaten, wenn man unterläßt, sie durch Belohnungen aufzumuntern.

Du hast Recht, erwiederte der Adeliche. Aber fehlt es denn an Beyspielen, daß wahre Verdienste auch bey Leuten von niedriger Herkunft nicht übersehen werden? Wie Viele, die erst in unsern Tagen den Pflug, die Nadel, den Leisten, den Hirtenstab mit dem Schwert vertauschten, haben sich durch ihre Tapferkeit nicht nur über den gemeinen Adel, sondern selbst über den Freyherrn- und Grafenstand emporgeschwungen? Wer war der kaiserliche Johann von Werd, der schwedische Stalhans, der hessische kleine Jacob und St. Andreas? Und wie Viele gibt es noch Ihresgleichen, die ich der Kürze halber ungenannt lassen muß! Was gegenwärtig geschieht, wird auch bey den Nachkommen geschehen, und was längst vergangene Zeiten betrifft, so brauche ich Dich nur an Tamerlan, den König, vor welchem die ganze Welt zitterte, an den Kaiser Justinus, der vor dem Justinianus regierte, und an Pizzarro, der das Gold mit Centnern auswägen konnte, und Westindien uneingeschränkt beherrschte, erinnern, um Dich drey

Männer kennen zu lehren, die sich vom verachteten Stand eines Schweinhirten zu den höchsten Ehren und zur höchsten Gewalt emporschwangen. Agathocles, König von Sicilien, war eines Töpfers, und Telephas, König von Lydien, eines Wagners Sohn. Mauritius Cappadox, der Nachfolger des Kaisers Tiberius, war ein Leibeigener. Johannes Zemisces kam aus der Schule zum Kaiserthum. Hyperbolus, des Chermides Sohn, wurde aus einem Laternenmacher Fürst zu Athen. Hugo Capet endlich, der Sohn eines Metzgers, bestieg den Thron von Frankreich.

Häufe diese Beyspiele so viel Du willst, sprach der Feldwebel, es bleibt doch wahr, daß Ihr Adelichen uns Bürgerlichen alle Zugänge zu höhern Würden von jeher versperrt habt. Kaum seyd Ihr aus der Schale gekrochen, so setzt man Euch schon an Stellen, nach welchen wir auch bey den größten Verdiensten nimmermehr streben dürfen. Und kurz, wie unter den Bauern die vorzüglichsten Anlagen aus Mangel an Ausbildung zu Grunde gehen, so veraltet auch mancher vortreffliche Soldat, der mit der größten Ehre den Kommandostab führen würde, mit der Flinte auf der Schulter.

Das Kalb und der Tragödiendichter.

Während ich das Kalb spielen mußte, und durch meine Kunst allgemeines Aufsehen erregte, lebte in einem elenden Städtchen ein Mensch, der sein Brot damit verdiente, daß er Tragödien zum Lachen, und Komödien zum Weinen schrieb, und da dieser Mensch sich zugleich in den Kopf gesetzt hatte, er sey zum Hofmeister und Präceptor aller Komödianten und Faßnachtsnarren der ganzen Welt gleichsam geboren, so war ihm nicht sobald die Kunst, mit welcher ich meine Kälberrolle spielte, zu Ohren gekommen, als er schon in einem langen Sendschreiben bey mir anfragte, ob es mein Wunsch sey, daß er in seiner sogenannten Frühstücks-Zeitung, in welcher er außer seiner eigenen Person nicht leicht Jemand lobe, zu meiner Ehre die Posaune an den Mund setze. Wollte ein Kalb, wie ich, daß er mich über alle Kälber erhebe, und der Welt vorlüge, mein Plärren übertreffe das Singen der lieben Engelein im Himmel, so müsse ich ihn als mein goldenes Kalb anbeten, und dürfe zugleich keine andere Possen als solche vorbringen, die aus seinem fruchtbaren, von den Musen geschwängerten Gehirn hervorgingen, indem alle Welt, nur seine Feinde ausgenommen, bekenne, daß die Seele des zu Thränen rührenden Sophocles, und die Seele

des zum Lachen zwingenden Aristophanes zugleich in ihm hause.

Welchen Eindruck dieses Schreiben eines allgemein verhöhnten und verachteten Thoren auf mich machte, wird der Leser aus folgendem Gegenschreiben ersehen, das ich an den Präceptor der Faßnachtnarren zu erlassen nicht ermangelte.

Simplicissimus an den Sapientissimus, oder der Einfältigste an den Hochweisesten. Ich habe Dein Schreiben wohl, aber nicht ohne Verdruß und Unmuth empfangen, weil ich aus demselben ersehe, daß Du Dir in Deinem blinden Uebermuth einbildest, ich sey ein wahres, naturliches Kalb, da ich mich doch nur aus sonderbaren, Dir zu wissen unnöthigen Beweggründen entschlossen habe, eine Zeit lang die Rolle eines beginnenden Rindviehs zu spielen. Oder müßte ich etwa nicht nothwendig einen Ochsen zum Vater, und eine Kuh zur Mutter haben, wenn ich nicht lieber tausend Mal ausgepfiffen, als nur ein einziges Mal von einem Menschen gelobt seyn wollte, der närrischer als närrisch, und lächerlicher als lächerlich ist? Und schämst Du Dich nicht in Deine Seele, daß es Dir gleich viel gilt, ob der Mensch den Du lobst, oder schiltst, Dein Schelten oder Dein Loben verdient, oder nicht? Von Deiner Fruhstücks=Zeitung habe ich längst alle Leute von Verstand

urtheilen hören, daß sie schlechter als Häckerling ist, und also nicht einmal zum Fruhstück für Kälber taugt. Was Deine mir zugeschickten lächerlich traurigen und traurig lächerlichen Possenspiele betrifft, so kann ich, da die Leute bey meinen Possen nur beträchtlich zu lachen, nicht aber beträchtlich zu gähnen gewohnt sind, nur von dem damit beschriebenen Papier Gebrauch machen, und hoffentlich wirst Du Dich freuen, wenn ein ehrlicher Krämer sie mit der Würze versieht, mit welcher sie auszusteuern, Du selbst ohne Zweifel zu arm warest. Weise ich aber nicht ohne Ekel und Grausen die Geburten Deines schwachen Geistes bey meinem Kälberspiele zurück, so verspreche ich Dir dagegen, daß ich nächstens Dich selber als einen zweyten Thraso spielen, und nicht ermangeln will, Dir für Deine Frühstücks-Zeitung in einem getreuen und umständlichen Bericht zu melden, wie viel Leute sich bey Deinem Prahlen, bey Deinem Eigenlob, bey den Ausbrüchen Deiner unmächtigen Wuth, und bey dem Spott der Mitspielenden über diese und andere Deiner Thorheiten ganz oder halb todt gelacht haben. Zum Beschluß versichere ich Dich meiner besondern Kälberhuld und Gnade, und bitte die Götter um Licht für Deinen Verstand, um Scham für Deine Stirn und um Nieseswurz

für Deine Nase. Gegeben am neun und zwanzigsten Februar. Unterzeichnet das halbofficielle Kalb.

Lobrede auf ein Frauenzimmer.

Ich wurde zu meinem Herrn gerufen, um die Neugierde einiger vornehmen Damen zu befriedigen, die ihn in der Absicht besucht hatten, seinen neuen Narren zu sehen und zu hören. Da ich mich vor sie hinstellte, ohne den Mund zu öffnen, so sagte Eine von ihnen: Man versicherte mich, dieses Kalb könne reden, aber ich sehe jetzt, daß man mich zum Besten gehabt hat. Die Kälber, antwortete ich, werden nicht eher reden, als bis die Weiber schweigen lernen. Ich war ein Mann, ehe ich ein Kalb wurde, und darum spreche ich nur, wenn mir eine Dame die Zunge löst. Wäre ich zuvor ein Weib gewesen, so würde ich auch als Kalb gar nicht zu plaudern aufhören. Dieses Kalb, sprach mein Herr, ist ein Weiberfeind, und dafür muß er gezüchtigt werden. Auf der Stelle halte dieser Dame, die Du beleidigt hast, eine Lobrede, oder man wird Dich peitschen und mit Hunden in den Gänsestall hetzen. Wohl, erwiederte ich, ich will sie ins Gesicht loben, damit ich sehe, ob sie auch roth werden kann. Es ist aber vordersamst dreyerley von ihr zu rühmen. Erstens

ist sie schön; zweytens ist sie schön, und drittens ist sie schön. Nicht wahr, meine Königinn! fuhr ich fort, indem ich meine Rede an sie selbst richtete, Ihr leidet es nicht, daß man mich peitscht, wenn ich mit dem nämlichen Lobe bis auf Tausend zähle? Ob und wie viele Tugenden mit dieser Schönheit verbunden sind, ist mir unbekannt. Aber schwören will ich, daß sich die Dame auf eine Reihe der schönsten Eigenschaften nicht halb so viel einbildet, als auf eine Reihe ihrer schönen Zähne. Es würde sich für ihren Stand nicht schicken, wenn sie eine gute Spinnerinn wäre. Aber daß sie eine gute Färberinn ist, kann ihr die ganze Welt auf den Wangen lesen. Ihre Augen sagen mir, daß sie einem Liebhaber, wenn er die Sache geschickt anzugreifen versteht, drey, vielleicht auch vier Tage lang getreu bleiben kann. Die Perlen, die sie um den Hals, und die Diamanten, die sie in den Ohren und an den Fingern trägt, machen zwar nicht ihre Liebhaber, aber doch den Juwelenhändler reich. Ihren Händen sieht man es an, daß sie nie einen Topf berührt, nie etwas, das schwerer ist, als ein Fächer, getragen, und nie etwas gewaschen haben, als sich selbst. Doch man sollte schon aus dem Grunde keine Dame loben, weil man ein Geschäft unternimmt, das kein Ende hat. Ich

will also die Tugenden, für welche mir die Zeit zu kurz ist, Andern zu preisen überlassen, und meine Lobrede mit einem kleinen Tadel beschließen. Mich dünkt nämlich, meine schöne Dame! Ihr seyd ungerecht gegen Euren Busen, weil Ihr das Gewand, das ihn bedecken sollte, an Eurem Kleid als eine Schleppe tragt. Mit diesen Worten zog ich mich eilig aus dem Zimmer zurück, weil ich nicht sonderlich lüstern nach dem Dank der Dame für die Schmeicheleyen war, die ich ihr gesagt hatte.

Streit über Titel und Adel, und über die Mühe und Gefahren der Gewalt.

Die Mittagstafel gab mir aufs Neue Gelegenheit, von meinem Hofnarrenrecht Gebrauch zu machen. Es war mein fester Vorsatz, auch nicht Eine Thorheit zu verschonen, und die Gäste meines Herrn erfuhren es alle ohne Ausnahme, wie unbarmherzig der Narr mit den Schellen die Narren ohne Schellen züchtigte. Die Klügern ließen mich reden, und die Schwachköpfe, die keinen Scherz verstehen wollten, gewannen Nichts mit ihrem Unwillen, als daß man sie desto mehr auslachte. Der erste, gegen den ich heute meine Waffen richtete, war der Secretär meines Herrn, der sich schon öfter mit mir über meine Meinung von der Eitelkeit und Lächerlichkeit der Titel gestritten hatte. Ich

fragte ihn, indem ich ihn als den größten Meister in der Kunst, Titel zu machen, pries, ob wohl Vater Adam Hofrath, oder Geheimerath geheißen, oder ob ihm gar der Titel Excellenz gebührt habe, und ob Eva von der Schlange im Paradies als gnädige Frau, oder bloß als Madame angeredet worden sey. Du sprichst, antwortete er, gerade, wie man es von einem unvernünftigen Kalb erwarten kann. Merke Dir es also, wenn anders Dein Kalbsgehirn des Merkens fähig ist, daß von unsern ersten Aeltern eine Menge Kinder abstammen, die sich durch seltene Tugenden, durch Weisheit, durch Heldenthaten, und durch Erfindung nützlicher Künste selbst adelten, und es dahin brachten, daß auch Andere sie über die Sterne und zu den Göttern selbst erhoben. Wärest Du ein Mensch, oder hättest Du wenigstens als Kalb Dich ein wenig um die Geschichte bekümmert, so würdest Du den Unterschied zwischen Menschen und Menschen nicht erst von mir lernen müssen, und Dich hüten, über Ehrentitel zu spotten, die man nicht entbehren kann, wenn man die Bessern von den Schlechtern unterscheiden will. Da Du aber leider ein Kalb bist, so kann Dein Kälberverstand gerade das Edelste und Beste am wenigsten begreifen.

Ich bin, erwiederte ich meinem Gegner, so

gut ein Mensch gewesen, als Du, und da ich mich fleißig in den besten Büchern umgesehen habe, so kann ich gar wohl erkennen, daß Du entweder von der Sache, die Du vertheidigen willst, Nichts verstehst, oder daß Dein eigener Vortheil Dich gegen Dein besseres Wissen reden heißt.

Nenne mir einmal, wenn Du kannst, die Thaten und die Künste, die es verdienen, daß man ein ganzes Geschlecht noch Jahrhunderte nachher adelt, nachdem die Helden und die Künstler längst nicht mehr sind. Ist nicht mit dem Helden seine Stärke, mit den Weisen seine Weisheit, und mit dem Künstler seine Kunst hinweggestorben? Oder bist Du im Ernste der Meinung, die Eigenschaften der Aeltern müßten nothwendig auf die Kinder übergehen, so darfst Du kein Wort sagen, wenn ich noch von Deinem Vater im Grabe behaupte, er sey ein Stockfisch gewesen.

Und Dir, antwortete er, kann ich vorwerfen, daß Du, statt wenigstens nichts Schlechteres zu seyn, als Dein Vater, der zwar nur ein grober Spessarter Bauer war, noch tief unter ihn herabgesunken bist, indem sogar ein unvernünftiges Kalb aus Dir wurde.

Es ist doch Nichts leichter, versetzte ich lachend, als ein Streit mit einem Tropf, weil er

gewöhnlich seinem Gegner selbst in den Degen rennt. Ich behaupte, die Tugenden der Aeltern pflegten nicht, gleich ihrem Golde, auf ihre Kinder überzugehen. Zeigst Du Dich aber nicht vollkommen gleicher Meinung mit mir, indem Du mir vorwirfst, ich sey aus dem Sohn eines Spessarter Bauers sogar zu einem unvernünftigen Kalb geworden. Zwar gereicht mir diese Verwandlung, in welcher der großmächtige Nebucadnezar mein Vorgänger war, keineswegs zur Schande. Allein zu einem Beweise, daß von edlen Aeltern höchst unedle Kinder abstammen können, darf ich mich ihrer wohl bedienen, und ewig werde ich die Lehre bekennen, daß Niemand edel ist, als wer sich selbst durch Tugenden geadelt hat.

Nun, sprach der Secretär, Du gibst also doch wenigstens zu, daß es nicht an Menschen fehlt, die vor andern ausgezeichnet zu werden verdienen, und was ist billiger, als daß man die Vorzüge solcher Menschen, indem man sich des Sprichworts erinnert, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, noch in ihren Kindern ehrt? Wer wollte nicht die Heldentugenden eines Alexanders von Macedonien noch an seiner Nachkommenschaft rühmen? Nicht weniger Ehre gebührt den Nachkommen eines Julius Cäsar, der in fünfzig offenen Feldschlachten eine Million

und hundert zwey und fünfzig tausend Mann todtschlug, eines Pompejus, der neunhundert vierzig Schiffe den Seeräubern abnahm, und vom Alpengebirge an bis an das äußerste Hispanien achthundert sechs und siebzig Städte und Flecken eroberte. Ich schweige von dem Ruhm des Marcius Sergius, um des Curius Dentatus zu gedenken, der in zweyhundert zehn Feldschlachten kämpfte, und bey acht Herausforderungen den Sieg davon trug. Nicht geringer wäre der Kriegsruhm des Manlius Capitolinus, hätte er ihn nicht am Ende seines Lebens verkleinert. Wer kann die biblischen Helden, Josua, David, Joab, und die Assamoner vergessen, von welchen die ersten das gelobte Land eroberten, und die letzten es wieder befreyten? Was ist herrlicher, als der Ruhm eines Herkules, eines Theseus und anderer Helden des heidnischen Alterthums? Und sind sie etwa nicht würdig, daß man ihr Andenken noch in ihren Nachkommen ehrte, wenn man diese — noch ausfindig machen könnte?

Von den Helden auf dem Schlachtfelde, fuhr der redselige Titel- und Adelsverfechter fort, laß mich zu den gleichfalls ruhmvollen, wenn gleich minder als jene zu ehrenden Helden in den Werkstätten übergehen. Hat nicht Zeuxis durch seinen Pinsel selbst die Vögel in der Luft

getäuscht? Und machte die Venus des Apelles, wenn sie gleich nur gemahlt war, nicht beynahe noch mehr verliebte Thoren, als die aus dem Meer geborene? Ist Memeon nicht für seine wunderbare Bildsäule zu preisen, die einen Ton von sich gab, sobald sie von der aufgehenden Sonne beschienen wurde? Und welcher Ruhm gebührt dem Archimedes für seinen Spiegel, mit welchem er die Kriegsschiffe der Feinde mitten im Meere verbrannte? War der Künstler nicht groß, und also ruhmwürdig, der nach dem Zeugniß des Plinius die ganze Iliade des Homer auf ein Papier schrieb, das so klein war, daß es Raum in einer Nußschale hatte? Noch mehr Lob verdient vielleicht der Baumeister eines mit allen Erfordernissen ausgerüsteten Schiffs, das eine Biene unter ihren Flügeln verbergen konnte. Mit diesem Künstler streitet um den Preis der berühmte Drechsler, Oswald Nörlinger, zu Ravenspurg, und ein Künstler zu Mecheln, indem jener fünfzehnhundert Becherlein von Elfenbein, die er in einem ausgehöhlten Pfefferkorn aufbewahrte, dieser aber aus einem Kirschkern ein Körblein verfertigte, das fünfzehn Paar Würfel mit ihren wohl zu unterscheidenden Augen enthielt.

Zählst Du die beyden Männer, von welchen der Eine die Buchstaben, und der Andere

die Buchdruckerkunst erfand, etwa unter die Leute von gewöhnlichem Schlage? Hat man die Ceres, weil sie den Ackerbau und die Mühlen erfand, und die Menschen das Dreschen und das Backen lehrte, zum Range einer Göttinn erhoben, warum sollte man Andere, die sich gleich verdient um die Welt machen, nicht wenigstens mit einem Ehrentitel belohnen dürfen? Und würdest Du einen Mann, von welchem man Dir sagte, er stamme vom Erfinder der Buchdruckerkunst ab, nicht mit ganz andern Augen betrachten, als den Sohn des Schneiders, der ein Kalbfell zu einem Narrenrock für Dich zusammen genäht hat?

Meine Antwort auf diese lange Rede meines streitsüchtigen und wortreichen Gegners war ganz kurz. Du weißt, sprach ich, Dir sehr viel, mit den Beispielen großer Thaten und großer Erfindungen, die Du mir mit Deiner geläufigen Zunge vorgerechnet hast. Aber ich frage, was ist Wahrheit, und was ist Dichtung in Deiner Geschichte? Ich hörte oft von einem weisern Mann, als Du jemals werden wirst, von meinem Einsiedler, derjenige Geschichtschreiber verdiene schon unter die wahrhaftigern gezählt zu werden, der nur zwey Mahl lüge, bis er einmal die Wahrheit sage. Doch von Deinen Erzählungen soll auch nicht eine

einzige erdichtet seyn, so wirst Du doch schlecht bestehen, wenn man ihren Werth einer strengen Prüfung unterwirft. Würde z. B. nicht für manchen Deiner Helden der Name Mörder passender seyn, als irgend ein Ehrentitel? Und welch ein Adel ist es, der sich nicht anders, als durch das Elend von Hunderttausenden erwerben läßt? Sind, um auch von den Künsten zu reden, diese nicht zum größten Theil eben so eitel, als die Ehre selbst, die Du für die Künstler forderst? Doch ich sage zu wenig. Nicht bloß eitel, sondern nichtswürdig ist jede Kunst, die dem Geitz, der Wollust und andern Lastern fröhnt, oder gar Tod und Verderben zum Zwecke hat. Was haben wir endlich der gepriesenen Buchdruckerkunst zu verdanken, als tausend elende Bücher gegen ein einziges erträgliches? Wahrlich, ich wollte, daß man Dich für das Lob, das Du dieser Kunst ertheilst, verdammte, wenigstens alle gedruckten Werke der beyden jetzt lebenden tollsten Poeten, und also Nichts als Possen zum Heulen, und Mordtragödien zum Lachen, einfältige Lobreden und pöbelhafte Schmähungen auf Komödianten, Begebenheiten und Schicksale reimender Narren, freundliche Anweisungen für alte Betteln zur Kunst wohl zu reden und wohl zu schreiben, Meinungen eines Dummkopfs

über die Schriften kluger Leute, und endlich gottselige gereimte Sprüchlein, die als das beste Rattenpulver der ganzen Welt empfohlen zu werden verdienen, zu lesen und wieder zu lesen, bis Du endlich Dir die Strafe des Prometheus, dem ein Geyer die stets wieder wachsende Leber aushackte, als eine Gnade ausbittest.

Mein Herr wollte auch Theil an den Possen nehmen, die man mit mir trieb. Simplicissimus! sprach er, Du bist der Fuchs des alten Fabelndichters, und verachtest den Adel und die Ehrentitel, weil ein Kalb, wie Du, weder ein Junker, noch ein Hofrath werden kann.

Du rathest schlecht, mein Herr! war meine Antwort. Ich weiß besser, was ein wahres Gut, und was ein Scheingut ist, als daß ich je nach einer Würde, und wäre es auch gleich Deine eigene, streben sollte.

Du hast Recht, erwiederte er, dem Frosch ist es nirgends wohl, als in seinem Sumpf. Aber edlere Geschöpfe streben sich aus dem Staub zu erheben, und sind um so glücklicher, je höher die Staffel der Ehre ist, die sie ersteigen.

O unglückselige und mühevolle Glückseligkeit! rief ich aus. Ich sage Dir, Herr! Du bist der elendeste Mensch in ganz Hanau, eben weil Du der mächtigste bist.

Kalb! versetzte er, beweise, was Du behauptest. Ich finde nichts weniger, als daß ich elend bin.

Wenn Du, sprach ich, Dein Elend nicht empfindest, so macht Dich entweder der Ehrgeitz gefühllos, oder Du bist von einer eisernen Natur, und also weniger, als ein Mensch.

Es ist wahr, Du hast zu gebieten, und wer Dir unter die Augen kommt, muß Dir gehorchen. Aber bist Du nicht selbst der Knecht von Allen, die unter Deinem Befehle stehen, und mußt Du nicht für Jeden insbesondere sorgen? Du bist jetzt ringsum von Feinden umgeben, und wem liegt die Erhaltung dieser Festung ob, als Dir? Indem Du dem Feinde so viel möglich Abbruch zu thun trachtest, mußt Du zugleich alle Vorsicht anwenden, daß ihm Deine Anschläge nicht verrathen werden. Wäre es nicht öfters nöthig, daß Du gleich den gemeinen Soldaten Schildwache ständest? Deine Pflicht ist, darauf zu denken, daß es weder an Geld, noch an Vertheidigungsmitteln, noch an Lebensmitteln, noch an Volk fehlt. Und kannst Du diese Pflicht anders erfüllen, als durch Erpressungen und durch alle möglichen Ungerechtigkeiten? Haben nicht erst kürzlich Deine Leute bey einer solchen Unternehmung Orb geplündert, Braunfels eingenommen, und Stade in die Asche

gelegt? Ihnen blieb die Beute, und Dein ist die Verantwortung vor Gott. Die Schätze, die Du Dir sammelst, wie leicht gehen sie wieder verloren! Und behälst Du auch Deinen Reichthum so lange Du lebst, so mußt Du ihn doch bey Deinem Absterben in der Welt zurücklassen, und nimmst Nichts von ihm mit, als die Sünde, mit welcher Du ihn erworben hast. Wie oft sehe ich Dich nachsinnend und bis in die späte Nacht mit Schwierigkeiten kämpfen, die sich Deinen Unternehmungen entgegenstellen, während ich und andere Kälber ruhig schlafen. Verabsäumst Du die geringste Deiner Pflichten, so ist es um Deinen Kopf geschehen. Aller dieser Sorgen bin ich uberhoben, und weil ich weiß, daß ich der Natur einen Tod schuldig bin, so beunruhigt die Furcht, man möchte meinen Stall stürmen, mich geduldiges Kalb nicht einen Augenblick. Sterbe ich jung, so ist der Gedanke mein Trost, daß mich der Tod der Mühseligkeit eines Zugochsens uberhebt. Was ist aber Dein Leben anders, als eine immerwährende Sorge und ein ewiges Schlafbrechen? Du mußt Freunde und Feinde fürchten, und wie Du Andere um Leben, Gut und Ehre zu bringen trachtest, so denken sie auch ihres Orts auf Dein Verderben. Der Feind sucht Dir öffentlich zu schaden, und Deine vermeinten Freunde

beneiden heimlich Dein Glück. Und selbst gegen Deine Untergebenen hast Du Ursache auf Deiner Hut zu seyn.

Ich schweige hier von den Begierden, die Dich wie eben so viele Quälgeister umhertreiben. Denkst Du auf Nichts, als Deinen Ruhm, Deinen Rang und Deine Reichthümer zu vermehren, hier dem Feind einen Streich zu spielen, dort einen Platz zu überrumpeln, und überhaupt zu thun, was Andern Unheil bringt, und Deiner Seele gefährlich, göttlicher Majestät aber mißfällig ist, so bist Du von Deinen Schmeichlern so sehr verwöhnt, bethört und vergiftet, daß Du Dich selbst nicht mehr kennst, und den gefahrvollen Weg, den Du wandelst, nicht sehen kannst, weil sie Alles, was Du unternimmst, billigen, und alle Deine Laster zu Tugenden erheben. Deinen Grimm nennen sie Gerechtigkeit, und wenn Du Land und Leute zu Grunde richtest, so rühmen sie Dich als einen braven Soldaten.

Nichtswürdiges Kalb! rief mein Herr, von wem hast Du das tolle Predigen gelernt?

Sagte ich es nicht eben, antwortete ich, Deine Ohrenbläser hätten Dich bereits so verdorben, daß Dir nicht mehr zu helfen sey? Aber sey immerhin blind gegen Deine Laster, Andere sehen sie desto besser, und verurtheilen Dich

nicht nur wegen ihrer, sondern tadeln Dich auch wegen der geringsten Fehler, die sie an Dir bemerken. Erinnere Dich nur an die Beyspiele der größten Männer des Alterthums. Simonides wurde bloß, weil er zu laut redete, von den Athenienſern getadelt. Die Lacedämonier fanden es unschicklich, daß Lycurgus stets mit niedergebeugtem Haupte einher ging. Von dem Scipio meinten die Römer, er sollte im Schlafe weniger laut schnarchen, und am Julius Cäsar mißfiel ihnen die Art, wie er seinen Gürtel zu tragen pflegte. Die Carthaginenser endlich ärgerten sich an dem Hannibal, weil er mit offener Brust einher ging. Und mit einem Manne sollte ich tauschen wollen, der neben zwölf oder dreyzehn Tischfreunden, Fuchsschwänzern und Schmarotzern vielleicht zehntausend öffentliche und heimleiche Feinde, Verleumder und Neider zählt? Muß endlich nicht ein Oberhaupt, dem der Schutz und die Pflege so vieler Menschen anvertraut ist, auf alle Ruhe verzichten? Mußt Du nicht für alle die Deinigen wachen, für sie sorgen, und die Klagen und die Beschwerden jedes Einzelnen anhören? Und wäre es nicht schon allein an diesen Mühseligkeiten genug, wenn Du auch weder Feinde noch Mißgönner hättest? Wohl sehe ich, wie sauer Du Dir es werden lassen mußt, und wie viele Beschwerden Du erträgst.

Aber ich frage Dich, liebster Herr! welcher Lohn erwartet Dich zuletzt für ein Leben voll Sorgen, Mühe und Arbeit? Weißt Du es nicht, so laß es Dir den Demosthenes sagen, den die Athenienser für seine Verdienste um den Staat des Landes verwiesen. Socrates, der weiseste und tugendhafteste Sterbliche büßte das Verbrechen, weiser und tugendhafter als seine Mitbürger zu seyn, mit dem Giftbecher. Hannibal mußte für seine Heldenthaten landflüchtig werden. Den Lycurgus steinigten die Griechen, und den Solon trieben sie, nachdem sie ihm ein Auge ausgestochen hatten, ins Elend. Auf gleiche Weise haben Moses und andere heilige Männer der Bibel die Wuth des Pöbels erfahren. Behalte also immer, Du Unglückseliger! Deine Gewalt, sammt dem Lohn, den sie Dir einbringen wird. Ich begehre weder diesen noch jene mit Dir zu theilen. Im glücklichsten Falle ist Alles, was Du davon trägst, ein böses Gewissen. Solltest Du aber je Dich von diesem warnen lassen wollen, was würde die Folge seyn? Man würde Dich im Augenblicke als einen Untüchtigen von Deiner Stelle verstoßen, und nicht anders mit Dir umgehen, als wenn Du gleich mir zu einem dummen Kalbe geworden wärest.

Der Mensch und die Thiere.

Während dieser Rede sahen mich alle Anwesenden mit großen Augen an, und konnten sich nicht genug wundern, daß ich ohne alle Vorbereitung so gut sprach, als man es, wie sie sagten, kaum von dem verständigsten Manne, der noch so viel nachdenke, erwarten dürfte. Ich aber ließ mich gegen meinen Herrn noch weiter vernehmen. Dieß, mein bester Herr! sprach ich, sind die Gründe, warum ich mit Dir nicht tauschen möchte. Ohnehin bedarf ich auch keines Tausches. Statt Deines köstlichen Weins reicht mir jede Quelle köstliches Wasser, und wer mich zum Kalb werden ließ, wird es mir auch so wenig als weiland dem Nebucadnezar an Gras fehlen lassen. Einen guten Pelz gegen Wind und Wetter hat mir die Natur ebenfalls nicht versagt, und was die Hauptsache ist, ich genieße meine Speise und meinen Trank stets mit gleicher Lust, und wenn Dir oft vor dem Besten ekelt, oder Dein Wein schreckliche Verwüstungen in Deinem Kopf anrichtet, so sieht man mich bey dem Wasser, das ich trinke, so gesund und so lustig wie den Fisch, der in ihm schwimmt.

Ich weiß nicht, antwortete mein Herr, ob ich ein Kalb, oder einen Sittenprediger an Dir besitze. Für ein Kalb bist Du zu klug, und

unsere heutigen Sittenprediger sind wenigstens von außen den Kälbern nicht so ähnlich, wie Du, noch geben sie ein so gutes Beyspiel zu ihren Lehren, wie Du zu den Deinigen. Am Ende weiß ich mir das Räthsel nicht anders zu erklären, als daß unter Deiner Kalbshaut noch eine tüchtige Schalkshaut steckt.

Bey dieser Rede stellte ich mich nicht wenig unwillig. Man weiß, sprach ich, von jeher von Euch Menschen, daß Ihr in Eurem Hochmuth und Uebermuth uns Thiere für bloße Bestien zu halten gewohnt seyd. Aber könnten nur ältere und klügere Weltbürger vom vierfüßigen Geschlechte reden, wie ich, sie würden unsere Sachen gegen Euch tausend Mal beredter vertheidigen, als ich schwaches Kalb zu thun vermag. Doch einen ganz ungeschickten Sachwalter des thierischen Menschenverstands sollt Ihr auch an mir nicht finden. Wer lehrt, wißt Ihr mir es wohl zu sagen, die wilden Tauben, die Häher, die Amseln und die Rebhühner sich der Lorberblätter, wer die Turteltauben und die zahmen Hühner sich des St. Peterkrauts, wer die Hunde und die Katzen sich des bethauten Grases als abführender Mittel zu bedienen? Woher weiß die Schildkrote, daß Schierling die Bisse, und woher der Hirsch, daß Dictamnus, oder der wilde Poley die Schußwunden heilt?

Welcher Arzt lehrte das wilde Schwein den Epheu, und den Bären den Alraun als Arzney kennen? Wer entdeckte dem Wiesel das Geheimniß, sich der Raute zu bedienen, wenn es mit einer Fledermaus, oder mit einer Schlange kämpfen will? Wer ist der Rathgeber, wenn das schwer legende Adlerweibchen den Adlerstein, und die ihre Haut abstreifende Schlange den Fenchel sucht? Ohne Eure Belehrung und Eure Hülfe gibt der Storch sich selbst ein Clystier, läßt der Pelikan sich selbst Ader, und zwingt der Bär die Bienen, ihn zu schröpfen. Wahrlich, ich möchte beynahe behaupten, daß Ihr Menschen manche Eurer Wissenschaften und Künste von uns gelernt habt. Welches Thier pflegt sich nach Eurer Weise krank zu essen, oder zu trinken? Im Gegentheil. Löwen und Wölfe, wenn die Nahrung sie zu sehr mästen will, fasten so lange, bis sie wieder mager, frisch und gesund sind. Seyd Ihr im Stande, dem Vogel unter dem Himmel sein Nest nachzumachen? Und wer übertrifft also den andern in der Kunst? Sagt Ihr es den Zugvögeln, wenn sie kommen, und wenn sie gehen sollen? Und wenn sie sich einen Sammelplatz bestimmen, geschieht es nach Eurer Anweisung? Bedienen sie sich Eures Kalenders, um sich in der Zeit ihrer Reise, und Eures Kompasses, um auf

ihrem Wege nicht zu irren? Betrachtet das Gewebe der Spinne, und erstaunt über das Wunderwerk. Und war es ein Jäger, oder ein Fischer, der ihr Unterricht gab, wie sie ihr Netz ausspannen, und wie sie, nach der Beschaffenheit ihrer Jagd, sich entweder in einen Winkel, oder in den Mittelpunct ihres Gewebes setzen soll? Wundert Ihr Euch über den Raben, der so viele Steine in ein halb gefülltes Gefäß mit Wasser warf, bis er dieses mit seinem Schnabel erreichen, und seinen Durst löschen konnte, was würdet Ihr erst sagen, wenn Ihr unter den Thieren selbst wohntet? Gewiß, Ihr würdet bald bekennen müssen, daß Stärke, Milde, Behutsamkeit, daß eine Menge Kräfte, Neigungen und Tugenden ihnen in nicht minderem Grade von der Natur eingepflanzt sind, als den grübelnden und unterrichteten Menschen. Was ihnen nützt, wird von ihnen gesucht, und gemieden, was ihnen schadet. Sie kennen und fliehen die Gefahr, wissen ihre Nahrung zu sammeln, und sind endlich klug genug, zuweilen die Menschen selbst zu betriegen. Doch wozu so vieler Worte? Schickt Euch der weise Salomo nicht selbst zu uns in die Schule? Vier sind, sagt er, klein auf Erden, und klüger, denn die Weisen. Die Ameisen, ein schwaches Volk, doch sammeln sie im Sommer ihre Speise.

Caninchen, ein schwaches Volk, dennoch legt es sein Haus in den Felsen. Heuschrecken haben keinen König, dennoch ziehen sie aus ganz mit Haufen. Die Spinne wirkt mit ihren Händen, und ist in der Könige Schlössern. Aber, schloß ich, was soll ich mehr über eine Wahrheit sagen, die so klar ist, als die Sonne? Gehet hin zu den Bienen, und seht, wie sie Wachs und Honig bereiten, und dann sagt mir Eure Meinung wieder.

Die Hexenversammlung.

Einst, es war am Ende des Maymonats, als ich in einem Bauernhof das siebente Gebot zu verletzen im Begriffe war, um mir zu verschaffen, wofür man in der vierten Bitte das Vater Unser zu beten pflegt, merke ich, daß die Leute im Hause noch nicht zu Bette gegangen waren, und sperrte daher, um im Nothfalle desto leichter zu entkommen, die in den Hof gehende Küchenthür so weit auf, als es möglich war. Indem ich mich, um den günstigen Augenblick für die Ausführung meines Vorhabens abzuwarten, ganz still verhielt, bemerkte ich eine Spalte in dem hölzernen Schiebfenster, das aus der Kuche in die Stube ging, und schlich hinzu, um zu sehen, ob die Hausbewohner sich nicht endlich einmal zur Ruhe begeben

hätten. Allein ich sah im Gegentheil, daß sie sich, statt sich auszukleiden, erst angekleidet hatten. Die Stelle der Kerze vertrat eine blaue Schwefelflamme, die lustig auf einer Bank brannte. Bey diesem Lichte salbten die Leute in der Stube Stecken und Besenstiele, Ofengabeln, Stühle und Bänke, und zuletzt ritt eine Person um die andere auf dem Hausrath, den sie sich zum Pferd zugerüstet hatte, zum Fenster hinaus. Groß war mein Erstaunen bey diesem Anblick, und noch größer das Grauen, das mich anwandelte. Allein weil ich noch an schrecklichere Scenen gewöhnt war, so erhielt ich, besonders da ich in meinem Leben von Hexen und Unholden weder gehört noch gelesen hatte, meine Fassung bald wieder, und nachdem ich in die Stube getreten war, setzte ich mich, um desto bequemer auszuspähen, was es für mich mitzunehmen gebe, schrittlings auf eine Bank. Kaum hatte ich aber diese berührt, als sie mit mir zum Fenster hinausschnurrte. Mein Aufsitzen, mein Davonfahren und mein Ankommen waren das Werk eines Augenblicks, indem ich, ehe ich mich recht besinnen konnte, mich mitten unter einer großen Volksschaar befand, die den wunderlichsten Tanz, den man sehen kann, aufführte. Die Tanzenden nämlich, die, wie man die drey Grazien abzumahlen pflegt,

alle den Rücken nach innen, und die Gesichter nach außen kehrten, hatten sich bey den Händen gefaßt, und auf diese Weise viele Ringe in einander gebildet. Der erste Ring bestand etwa aus sieben bis acht Personen, der zweyte aus noch einmal so vielen, und auf diese Weise vergrößerte sich Ring um Ring, bis zu dem äußersten, der über zweyhundert Personen in sich einschloß. Wie viel der Ringe überhaupt waren, und was in der Mitte derselben sich befand, konnte ich aus der Ursache nicht wahrnehmen, weil immer ein Ring um den andern links, und der andere rechts herumtanzte. Das Ganze gewährte, besonders weil die Köpfe so possirlich durch einander haspelten, einen Anblick, den ich nimmermehr vergessen werde. Die Musik war dem seltsamen Tanz vollkommen angemessen, und weil, wie es mir schien, jeder Tanzende in sie hineinsang, so entstand eine Harmonie, deren Seltsamkeit sich gar nicht beschreiben läßt. Meine Bank hatte sich mit mir neben den Spielleuten, die außerhalb der Ringe um den Tanz herumstanden, niedergelassen, und von diesen waren einige statt der Flöten, Querpfeifen und Schallmeyen mit Nattern, Vipern und Blindschleichen, auf welchen sie gar anmuthig pfiffen, versehen. Einige hatten Katzen, die sie, während sie ihnen auf dem Schwanz herumfingerten, um

den Laut der Sackpfeife hervorzubringen, am ganzen Leibe zwickten. Andere geigten auf Roßköpfen, wie auf dem besten Discant. Andere spielten die Harfe auf einem Kuhgerippe, und in diese entsetzlichen Töne hinein trompeteten noch die Teufel durch die Nase, daß es im ganzen Wald erschallte. Nach dem Tanz, der nicht lange dauerte, fing die ganze höllische Gesellschaft aufs Tollste an zu rasen, zu rufen, zu rauschen, zu brausen, zu klappern, zu rasseln, zu stampfen, zu heulen, zu wüthen und zu toben, und um mein Entsetzen auf das Höchste zu treiben, kam in diesem gräulichen Lärmen und abscheulichen Wesen ein Kerl, der eine ungeheure Kröte, so groß als eine Heerpauke, unter dem Arme trug, auf mich zu. Du hier, Simplicissimus? sprach er. Ich weiß, daß Du ein guter Lautenist bist. Laß uns doch ein anmuthiges Stücklein hören! Ich sank beynahe um vor Schrecken, besonders weil mich der Kerl bey meinem Namen nannte, und weil ich in der Angst mir einbildete, ich liege in einem schwerem Traume, so bath ich im Herzen Gott, er möchte mich doch erwachen lassen, und mir aus diesem Traume helfen. Der Kerl mit der Kröte aber, den ich steif ansah, zog seine Nase aus und ein, gleich einem kalekutischen Hahn, und stieß mich endlich auf die Brust, daß ich

beynahe erstickte. In dieser Noth rief ich überlaut: Herr Jesu Christe! und kaum war dieses kräftige Wort gesprochen, als das ganze Hexen- und Teufelsheer verschwand. Es entstand plötzlich die dichteste Finsterniß, und mir wurde so fürchterlich ums Herz, daß ich zu Boden fiel, und ein Kreuz ums andere schlug.

Die Schlacht.

Als das Treffen begann, kämpften die Armeen erst um den Vortheil und dann um das schwere Geschütz. Es flog im Augenblicke eine solche Menge pfeifender Kugeln über unsern Köpfen daher, daß es ordentlich das Ansehen hatte, als ob die Salve bloß uns zu Ehren gegeben worden wäre. Die Furchtsamen duckten sich, als ob sie sich in sich selbst verbergen wollten, die Beherztern aber, die nicht zum ersten Mal einem Scherz dieser Art beywohnten, sahen das Verderben drohende Metall über ihren Häuptern hinstreichen, ohne daß sie ihre Gesichtsfarbe, oder eine Miene veränderten. Im Treffen selbst aber suchte Jeder seinem eigenen Tod durch das Niederstrecken des Nächsten, der ihm aufstieß, zuvorzukommen. Das gräuliche Schießen, das Geklapper der Harnische, das Krachen der Piken, und das Schreyen beydes, der Angreifenden und der Verwundeten, neben den Trompeten,

Trommeln und Pfeifen, wer könnte es wagen, den Eindruck dieser grauenvollen Musik zu beschreiben? Sehen konnte man Nichts, als Rauch und Staub, und es war, als ob die Wolke, die aus beyden entstand, den schrecklichen Anblick der Verwundeten und der Todten bedecken sollte. Unter diesem furchtbaren Schleyer hörte man das Wehklagen der Sterbenden, und das wildlustige Geschrey der noch unverletzten Kämpfer. Die Pferde selbst verriethen ein Feuer, daß man hätte glauben sollen, sie würden zur Vertheidigung ihrer Reiter je länger je muthiger. Einige von ihnen sah man mit Wunden, die sie zur Vergeltung ihrer treuen Dienste unschuldig empfangen hatten, unter ihren Herrn todt niedersinken. Andere fielen umgekehrt auf ihre Reiter, und hatten also die Ehre, im Tod von denjenigen getragen zu werden, die sie im Leben tragen mußten. Andere, nachdem sie sich von ihrer tapfern Last befreyt sahen, verließen die Menschen in ihrer Wuth und Raserey, und suchten im weiten Feld ihre erste Freyheit wieder. Die Erde gewohnt die Todten zu bedecken, war an dieser furchtbaren Stelle selbst von Todten bedeckt. Hier sah man Köpfe, die ihre Herren verloren hatten, und dort Rümpfe, welchen ihre Köpfe fehlten. Einigen hing das Eingeweide heraus, und Andern war der Kopf zerschmettert,

und das Gehirn verspritzt. Hier sah man entseelte Leiber ihres eigenen Geblüts beraubt, und dort Lebendige mit fremdem Blute benetzt. Hier lagen abgeschossene Arme, deren Finger, als ob sie aufs Neue den Kampf beginnen wollten, sich noch regten, und dort retteten sich Niederträchtige, die noch keinen Tropfen Blut verloren hatten, durch eine schimpfliche Flucht. Hier flehten verstümmelte Krieger um Beschleunigung ihres Tods, dem sie doch nahe genug waren, und dort Andere um Schonung ihres Lebens. Mit einem Wort, es war ein Anblick, bey welchem der Beschauer vor Schrecken und Grauen, vor Abscheu und Entsetzen, vor Haß und Mitleid nicht zu sich selbst kommen konnte.

Auswahl

aus den

Mährchen der Scheherazade.

I.

Die drey ausgesetzten Königskinder.

Der Sultan Chosruschah, von Persien, der gleich dem berühmten Kalifen Harun Alraschid, von Bagdad, es sich zur Pflicht gemacht hatte, von Zeit zu Zeit in Gesellschaft seines Großvezierrs, unter irgend einer Verkleidung, eine nächtliche Beobachtungsreise durch die Straßen seiner Residenz zu unternehmen, sah auf einer dieser Wanderungen in einer meistens von Leuten geringen Standes bewohnten Nebengasse durch die Thürspalte eines Hauses, auf welches er durch ein ziemlich lebhaftes Gespräch aufmerksam geworden war, beym Licht auf einem Sopha drey Frauenzimmer sitzen, die, wie er bald aus ihren Reden abnahm, Schwestern waren, und sich zur Zeitkürzung nach der Abendmahlzeit von den Männern, die sie zu bekommen wünschten, unterhielten.

Schwestern! sprach die älteste, muß es nicht eine herrliche Sache seyn, sich täglich mit Sultansbrot zu sättigen? Lacht also, so viel Ihr

wollt, ich wünsche mir bloß den Mann zum Manne, dessen Amt es ist, dieses köstliche Brot zu backen.

Armes Ding, fing die zweite an, mit Deinem Bäcker und Deinem Sultansbrot! Sättige Dich immer mit diesem, mit mir soll der Sultan auch die übrigen Leckerbissen seiner Tafel theilen, und darum ist sein Oberkoch der Mann, den ich mir wünsche.

Jetzt nahm die jüngste Schwester, welche die beyden ältern eben so sehr an Schönheit, als an Verstand und Artigkeit übertraf, das Wort. Ich weiß gar nicht, sprach sie, wenn es bloß aufs Wünschen ankommt, warum ich mir nur den Bäcker, oder den Koch des Sultans wünschen soll. Er selber ist es, den ich mir wünsche, und mein zweyter Wunsch ist, ihm einen Prinzen zu gebären, dessen Augen den Sternen, dessen Lippen der Rose, und dessen Haare dem Golde gleichen, und der Perlen statt der Thränen weint.

Die schöne Wünschende hatte ihren Wunsch noch nicht ausgesprochen, als das Herz des Sultans ihn bereits mit ungestümem Klopfen bejahete. Es soll geschehen, was Du wünschest, kleine Zauberinn! sprach er bey sich selbst, und was hindert mich, auch Deinen beyden Schwestern zu dem Glück, das ihnen so reitzend

scheint, zu verhelfen? Diesem Entschlusse gemäß gab er dem Großvezier, jedoch ohne ihm etwas von demselbem zu vertrauen, Befehl, sich das Haus zu merken, um am folgenden Morgen die drey Schwestern vor ihn zu führen.

Meine Kinder! sprach der Sultan, als die Mädchen vor seinem Throne standen, die Wünsche der Frauenzimmer sind zwar gewöhnlich Geheimnisse, nach welchen zu forschen den Männern am wenigsten geziemt. Aber ich habe meine Ursachen, Euch zu bitten, daß Ihr mir offenherzig gesteht, was gestern Abend, da Ihr, wie es schien, Euch in der besten Laune von der Welt mit einander unterredetet, jede von Euch sich gewünscht hat.

War es ein Wunder, daß die armen Mädchen bey dieser Zumuthung verstummten, und vor Schaam und Verwirrung sich die Augen nicht mehr zu erheben getrauten? Doch das liebliche Erröthen der jüngsten galt dem Sultan für tausend Antworten, und gewannen ihr vollends sein Herz. Da keine der Schwestern zu reden anfangen wollte, so nahm er endlich, um den Muth der Schüchternen wieder zu beleben, aufs Neue das Wort. Meine Frage, sprach er, Ihr guten Mädchen! darf Euch nicht erschrecken, und gern schenke ich Euch die Antwort, die ich ohnehin schon weiß. Aber was

sagt Ihr dazu, wenn ich die Rolle des Schicksals übernehme, und Eure drey frommen Wünsche kröne? Wie glücklich werden mein Hofbäcker und mein Oberkoch sich schätzen, sobald ich ihnen entdecke, wie hoch sie nach Eurem gestrigen Gespräch bey den beyden ältern von Euch in Gunst stehen! Aber Du, fuhr er fort, indem er sich gegen die jüngste wandte, Du, meine holde glühende Rose! bist Du nicht der Meinung, daß Du für mich zu viel, und für Dich zu wenig gewünscht hast, so siehst Du mich bereit, den Thron von Persien mit Dir zu theilen, und was noch mehr ist, ein Herz voll Liebe Dir ganz zu schenken.

Gnädigster Herr, antwortete die jüngste Schwester, indem sie sich vor dem Sultan niederwarf, welche Strafe würde die Vermessene verdienen, wenn ihr gestriger Wunsch mehr als ein unschuldiger Scherz gewesen wäre? Ach! und darf ich ein Glück annehmen, dessen ich mich so unwürdig fühle, daß ich mir selbst den scherzenden Wunsch zum Vorwurfe mache? Auch die beyden ältern Schwestern lagen auf den Knien, und stammelten Dank und Entschuldigungen.

Es bleibt bey meinem Worte, sprach der Sultan, indem er seine Braut umarmte, und die beyden ältern Schwestern seiner Gnade versicherte. Zugleich gab er Befehl, daß noch am

nämlichen Tage die drey Hochzeiten gefeyert werden sollten, und natürlich fehlte es der Vermählung der jüngsten Schwester nicht an dem Glanz und den Freudenbezeugungen, welche der Braut eines Sultans von Persien gebührten, und eben so natürlich war es, daß die beyden ältern auf keine andere, als dem Stand ihrer Männer angemessene Vermählungsfeyerlichkeiten Anspruch machen durften.

Diese beyden Damen würden sich glücklich gepriesen haben, die Frauen des Hofbäckers und des Oberkochs zu seyn, wenn nur ihre jüngste Schwester zugleich dem Treppenfeger zu Theil geworden wäre. Allein sie auf einem Throne zu wissen, war in ihren Augen eine so unverzeihliche Ungerechtigkeit des Schicksals, daß sie das Ende der Hochzeitfeyerlichkeiten kaum erwarten konnten, um einander wechselseitig ihren gerechten Unmuth mitzutheilen.

Nun Frau Oberkochinn, fing die Hofbäckerinn an, als beyde verabredetermaßen in einem Bade zusammen trafen, was sagst Du von unserer neuen Sultaninn? In der That, die Kreatur kam nur in die Welt, um in das Bett eines Sultans zu steigen, und man darf wohl nächstens den letzten Tag erwarten, wenn die Pfauen anfangen, sich mit den Krähen zu paaren.

Ich gestehe Dir, Schwesterchen! erwiederte die zweyte, der Sultan ist und bleibt mir ein Räthsel. Was ist denn diese Närrinn, die ihn so schrecklich verblendete, was ist sie, als ein kleines Murmelthier? O hätte nur der Herr Gemahl gesehen, in welchem schönen Putze sie sich gewöhnlich im Hause herum trieb! Ihr Gesicht? Lieber Himmel! haben denn andere Leute nicht auch eins? Und ist eine glatte Haut mit ein wenig Zinoberfarbe Alles, was ein Sultan braucht, wenn er eine Frau nimmt? Sollte er nicht Tugend, Sittsamkeit und Verstand selbst den größten Reitzen vorziehen? Mit Einem Worte, Dich, Schwester! hätte er zu seiner Gemahlinn machen sollen, wenn er seine Wahl von vernünftigen Leuten gebilligt sehen wollte.

Rede nicht von mir, liebe Schwester! versetzte die Aelteste, ich begehre nicht glücklicher zu seyn, als ich bin, und wollte kein Wort sagen, wenn Du die Vorgezogene wärest. Aber daß er diesem abgeschmackten Zieräffchen uns beyde nachsetzte, ist eine Beschimpfung, die wir verdienen, sobald wir sie ungerächt lassen. Kurz, wir versündigen uns an ihr eben so sehr, als an uns, wenn wir dieses Sultansspielzeug nicht jeden Augenblick erinnern, daß sie mehr Glück als Verstand hat.

Die beyden Neiderinnen verabredeten öftere

Zusammenkünfte, um sich gemeinschaftlich zum Verderben der verhaßten Schwester zu berathschlagen. Allein so viele Entwürfe des Unheils ihre fruchtbare Einbildungskraft auch ausbrütete, so wurde doch einer wie der andere durch die Schwierigkeiten der Ausführung jedesmal sogleich in der Geburt erstickt, und sie begnügten sich daher einstweilen, die Sultaninn, die, weit entfernt, sich ihres neuen Standes zu überheben, ihnen mit der alten Vertraulichkeit begegnete, durch häufige Aufwartungen, und durch Kriechen und Schmeicheln über ihre wahren Gesinnungen zu täuschen.

Einige Monate nach ihrer Vermählung fand sich die Sultaninn zu mütterlichen Hoffnungen berechtigt, und die Freude des Sultans über diese erwünschte Neuigkeit verbreitete sich nicht nur am Hofe, sondern in der ganzen Hauptstadt. Die beyden Schwestern waren nicht die letzten, welche sich mit ihrem Glückwunsche bey der Sultaninn einfanden, und gleich nach der ersten Begrüßung lenkten sie das Gespräch auf die künftige Geburtshelferinn. Schwester! fing die Aelteste an, verzeihe es unserer liebevollen Sorge, wenn wir Dich warnen, daß Du Dich im Augenblick Deiner Entbindung doch ja nicht fremden Händen anvertrauest. Das Glück hat Dich zu schnell und zu sehr erhoben, als daß

es Dir an Neider und Neiderinnen fehlen könnte, und um zu verhüten, daß diese Dir in der entscheidenden Stunde nicht irgend ein Unheil bereiten, was kannst Du besseres thun, als daß Du Dich unseres schwesterlichen Beystands bedienst?

Schwestern! antwortete die Sultaninn, ich danke Euch herzlich für Eure Fürsorge. Aber so gern ich Eure Hülfe jeder Fremden vorziehe, so muß ich doch auch in diesem Falle mich dem Willen meines Gemahls unterwerfen, und es hängt also Alles von dem Umstande ab, daß dieser für Euren und meinen Wunsch durch die Freunde Eurer Männer gewonnen wird.

Die Fürsprache bey dem Sultan, welche die Männer der beyden Schwestern sich von ihren Beschützern bey Hofe erbathen, hatte die Folge, daß dieser seiner Gemahlinn sagte, er würde es gern sehen, wenn sie sich bey ihrer Entbindung der Hülfe ihrer Schwestern, von welchen sie sich mehr Sorgfalt und Vorsicht, als von einer fremden Wehmutter zu versprechen habe, bediente. Ich überlasse jedoch, setzte er hinzu, die Sache Deiner eigenen Entscheidung.

Gnädigster Herr! antwortete die Sultaninn, mit doppelten Freuden gehorche ich dem Willen meines Gemahls, der mir und meinen beyden Schwestern zugleich eine Gnade erzeigt.

Der Sultan Chosruschah ernannte demnach die beyden Schwestern förmlich zu Hebammen der Sultaninn, und diese bezogen auch sogleich die ihnen angewiesene Wohnung im Pallaste, und freuten sich nicht wenig der erwünschten Gelegenheit, endlich einmal einen schwarzen Anschlag gegen die arglose Schwester ausführen zu konnen.

Die Zeit der Entbindung kam, und die Sultaninn gebar einen Prinzen, der zwar keine Perlen weinte, außerdem aber noch schöner war, als die reitzende Mutter sich ihn bey jenem nächtlichen Gespräch gewünscht hatte. Allein weder seine Gestalt, noch das Gefühl der Menschlichkeit gegen die hülflose Unschuld konnte die Schwestern seiner Mutter, diese Ungeheuer, von ihrer lange zuvor beschlossenen und vorbereiteten Unthat abhalten. Der holde Knabe wurde von ihnen nachläßig in Windeln eingewickelt, und in einen Korb gepackt, dem Strom eines Kanals überlassen, der unten am Zimmer der Sultaninn vorbeyfloß, dem Sultan aber zeigten sie eine künstlich zubereitete Mißgeburt mit dem Kopf eines Hunds, von welcher er voll Abscheu das Gesicht wegwandte. Diesen Wechselbalg, sagten sie ihm, habe seine Gemahlinn zur Welt gebracht. Aber Gottlob! setzten sie hinzu, das

Scheusal winselte nur einige Mal, und gab nach einigen Minuten den Geist auf.

Der Sultan, ob er sich gleich für den Vater der angeblichen Mißgeburt halten mußte, schob doch die Schuld ihres Daseyns ganz auf die Mutter, und hätte nicht sein Großvezier ihm die Ungerechtigkeit seines Vorhabens aufs Nachdrücklichste vorgestellt, die arme Sultaninn wäre zuverlässig ein Opfer des ersten Ausbruchs seiner Wuth geworden.

Der Korb mit dem Kinde wurde indessen auf dem sich von dem Hofe aus jenseits der Ringmauer durch den Garten des Pallasts ziehenden Kanal fortgetrieben, und da der Aufseher über die Gärten des Sultans, einer der angesehensten Hofbedienten, ihn zufällig erblickte, so ließ er ihn durch einen der Gärtner aus dem Wasser ziehen.

Der gute-Aufseher, als er ein neugeborenes Kind von der lieblichsten Bildung in dem Korbe fand, dachte, da er ohne Kinder war, der Himmel wolle den sehnlichsten seiner Wünsche auf diesem außerordentlichen Wege erfüllen, und ließ seinen Fund sogleich in das Zimmer seiner Gemahlinn tragen. Hier, meine Liebe! sprach er, indem er das Kind hinreichte, dieser arme Kleine hat keine Mutter, und Du hast kein Kind. Brauchen wir noch zu fragen, aus welcher

Ursache der Himmel gerade mich es finden ließ? Ich erkenne den Knaben von diesem Augenblick an für meinen Sohn, und lese in Deinen Augen, daß ich Dich nicht erst um Mutterliebe für ihn bitten darf.

Die Frau, die sich noch mehr als ihr Mann nach Kindern sehnte, empfing den armen Findling mit einer Freude, als ob sie ihn selbst geboren hätte, und pflegte und wartete seiner mit der zärtlichsten Sorgfalt.

Der Herkunft des Kindes weiter nachzuspüren, schien dem Gartenaufseher um so gefährlicher, je gewisser es war, daß es kaum von einem andern Ort, als aus dem Zimmer der Sultaninn gekommen seyn konnte.

Im folgenden Jahre wurde die Sultaninn von einem zweyten Prinzen entbunden, welchen die unnatürlichen Schwestern eben so wie den ersten der Fluth des Kanals überließen, indem sie eine Mißgeburt mit dem Kopf eines Katers als die Leibesfrucht der Sultaninn vorzeigten.

Der Aufseher der Gärten, der inzwischen nähere Spuren von den Geheimnissen des Palasts entdeckt hatte, und daher zur Zeit der Entbindung der Sultaninn beynahe stündlich die Gegend des Kanals besuchte, war so glücklich, auch dieses Kind zu retten, und eben so gelang

es dem Großvezier, auch dießmahl noch den Zorn des Sultans zu besänftigen.

Das dritte Kind der Sultaninn war eine Prinzessinn, die eben so wie ihre Brüder ausgesetzt, und eben so wie diese gerettet wurde, nur mit dem Unterschiede, daß die weiblichen Ungeheuer statt ihrer einen unförmlichen Klotz vorzeigten, und daß jetzt keine Vorstellungen mehr die Folgen der Entrüstung des Sultans von der unglücklichen Mutter abzuwenden vermochten.

Was, rief er, soll ich eine Verworfene an meiner Seite dulden, die mich zum Vater von Wechselbälgen und Mondkälbern macht? Die Natur selbst gibt mir schon den dritten Wink, die Erde von einem solchen Ungeheuer zu befreyen, und ich befehle also, daß man auf der Stelle, daß man in diesem Augenblicke ihrem verhaßten Leben ein Ende macht.

Der Großvezier und alle Vornehmen des Hofs baten den Sultan auf den Knien, das allzustrenge Urtheil zu widerrufen. Deine Majestät, sprach der erste, erlaube meiner Pflicht die Vorstellung, daß die Gesetze nur Verbrechen mit dem Tode bestraft wissen wollen. Und welches kann man der Sultaninn zur Last legen? Nicht wenige Frauen erfuhren das gleiche Unglück, das der Himmel über sie verhängte,

und Jedermann bemitleidete sie, statt sie zu verdammen. Steht es doch Deiner Majestät frey, sich künftig des Umgangs der Sultaninn zu enthalten, und ist nicht schon der Verlust Deiner Gnade eine zu harte Kränkung für einen Unfall, an welchem sie nicht die geringste Schuld hat?

Diese Vorstellungen retteten zwar der armen Sultaninn das Leben, aber nur, um sie ein noch schrecklicheres Schicksal erfahren zu lassen. Wohlan, sprach der Sultan, nachdem er sich einige Augenblicke bedacht hatte, das Weib des Unsegens mag leben, aber ein dunkles Gefängniß entziehe sie auf ewig dem Anblicke der Menschen, welchen sie ein so beyspielloses Aergerniß gegeben hat.

Der Sultan sprach dieses Urtheil in einem Ton, der dem Großvezier, so sehr sich sein Gefühl auch gegen das Unrecht empörte, doch jede Widerrede verbot, und die schuldlose Mutter verließ also bloß ihr Wochenbett, um es mit einem der schrecklichsten Kerker zu vertauschen. Die Gelassenheit, mit welcher sie sich in ihr Schicksal ergab, erwarb ihr jedoch allgemeine Theilnahme und Bewunderung, und Niemand war, der sie nicht beklagte, als ihre Schwestern, die ihre Freude über das endliche Gelingen ihrer schwarzen Verrätherey kaum verbergen konnten.

» Die beyden Prinzen und die Prinzessinn, die alle drey selbst in ihren Spielen durch eine unverkennbare Neigung zum Großen und Erhabenen ihre hohe Abkunft ahnden ließen, entbehrten weder Vaterliebe noch Mutterliebe bey ihren Pflegeältern, deren Zärtlichkeit gegen die königlichen Kinder in eben dem Maße wuchs, in welchem sich die edle Gestalt der Prinzen, und die aufblühende Schönheit der Prinzessinn entfaltete. Nicht ohne Bedeutung nannten sie den ältesten Prinzen Bahmann, den jüngern Perwis, und die Prinzessinn Parizade, weil diese Namen in den Familien der alten persischen Könige sehr gewöhnlich waren. Zur gehörigen Zeit erhielten die Prinzen einen Lehrmeister im Lesen und Schreiben. Die Prinzessinn, die in den Lehrstunden gegenwärtig war, drang sich ebenfalls zu dem Unterrichte, und machte es bey ihrer Wißbegierde und der Lebhaftigkeit ihres Geistes ihren Brüdern sehr schwer, nicht hinter ihr zurückzubleiben. Bald waren Erdkunde, Geschichte, Dichtkunst und andere schöne Künste und Wissenschaften, und selbst die Geheimnisse der Natur die Gegenstände der Lernbegierde der edlen Geschwister, und ihre Fortschritte waren so außerordentlich, daß sie beynahe die Eifersucht ihrer Lehrer erregten. In den Erholungsstunden nahm die Prinzessinn

Unterricht im Gesang, und im Spielen verschiedener musikalischen Instrumente, und selbst im Reiten und in andern Leibesübungen war sie die Nebenbuhlerinn ihrer Brüder, indem sie eben so gut als diese ihr Pferd zu lenken und zu tummeln, mit dem Bogen zu schießen, und den Stab und die Lanze zu werfen verstand, und im Wettrennen sogar nicht selten den Sieg über sie davon trug.

Der Aufseher der Gärten sah mit Entzücken die herrlichen Anlagen seiner Pflegekinder, und beschloß Alles auf ihre Ausbildung zu wenden. Da ihn seine Wohnung im Garten des Pallasts in der Ausführung seiner Plane zu sehr beschränkte, so kaufte er in einiger Entfernung von der Stadt ein Landhaus mit Aeckern, Wiesen und Holzungen, und ließ das Gebäude, das ihm weder schön noch bequem genug war, niederreißen, um ein anderes an seine Stelle zu setzen, welches alle übrigen weit umher an Pracht übertreffen sollte. Er hielt sich, wenn die Geschäfte seines Amts ihn nicht abriefen, selbst an Ort und Stelle auf, um durch seine Gegenwart die große Menge der Arbeiter zum Fleiße zu ermuntern, und betrieb, als der ländliche Pallast von außen vollendet war, mit gleichem Eifer die innere Verzierung und Ausstattung desselben mit dem kostbarsten Hausgeräth.

Endlich ließ er nach einem von ihm selbst verfertigten Risse und nach dem Muster der schönsten persischen Gärten auch den seinigen anlegen, und fügte ein mit Ringmauern umfaßtes, und zu Jagdbelustigungen für die königlichen Kinder mit allen Arten von wilden Thieren bevölkertes Lustgehölz von großem Umfange hinzu.

Sobald der Aufseher der Gärten sein Werk vollendet sah, warf er sich dem Sultan zu Füßen, und bat, indem er sich auf seine vieljährigen treuen Dienste und auf die Schwäche seines Alters berief, um die Erlaubniß, sein Amt niederzulegen, um seine noch übrigen Tage in Ruhe zu beschließen. Der Sultan gewährte dem alten Diener seine Bitte nicht ohne Rührung, und fragte, ob er ihm sonst keine Probe seiner Gnade geben könne. Gnädigster Herr! antwortete der Greis, ich empfing von Deiner Majestät sowohl, als von Deinem preiswürdigsten Vater der Wohlthaten so viele, daß meine Tage zu kurz sind, um Dir zu danken, und daß die Fortdauer Deiner huldvollen Gesinnungen gegen mich der einzige Wunsch ist, der mir vor meinem sich mit starken Schritten nähernden Ende noch übrig bleibt.

Mit diesen Worten nahm er Abschied von dem Sultan Chosruschah, und bezog, da seine Frau nicht mehr lebte, mit den Prinzen Bahmann

und Parwis und der Prinzessinn Parizade sein neues Landhaus.

Nur wenige Monate hatte der gute Alte das Vergnügen der Ruhe genossen, als seine Pflegekinder sich seiner durch einen plötzlichen Tod, der ihn zugleich hinderte, ihnen, seinem Vorsatze gemäß, das muthmaßliche Geheimniß ihrer Geburt zu entdecken, beraubt sahen. Groß war die Trauer der Verwaisten um den liebevollen Vater, und sie fanden einen Trost darin, auch durch das zu seiner Ehre veranstaltete feyerliche Leichenbegängniß ihre kindliche Liebe und Dankbarkeit an den Tag zu legen.

Die beyden Prinzen, welche, ohne sich um eine Würde bey Hofe zu bewerben, mit ihrer Schwester ihre bisherige Lebensart auf dem von ihrem Pflegevater mit seinen übrigen großen Reichthümern ihnen als Erbgut hinterlassenen Landhause fortsetzten, waren einst ohne die Prinzessinn auf die Jagd gegangen, als man dieser eine vor der Thür erschienene, andächtige und hochbetagte Muselmänninn meldete, die um Erlaubniß bat, hereinzukommen, um, da es gerade um die Stunde des Gebets war, das ihrige zu verrichten.

Die Prinzessinn befahl, die Fremde zuerst in das Betzimmer, welches der verstorbene Aufseher der Gärten, in Ermangelung einer nahen

Moschee, in seinem Hause hatte einrichten lassen, nach verrichtetem Gebet aber, und nachdem man ihr zuvor das Haus und den Garten würde gezeigt haben, zu ihr zu führen.

Die Matrone nahm nach Verrichtung ihrer Andacht die Einladung, das Haus und den Garten zu besehen, willig an, und ihre Aeußerungen beym Anblick der prächtigen Zimmer und des kostbaren Geräths verriethen eine Person, für welche Gegenstände dieser Art nichts Neues sind. Ihren vorzüglichen Beyfall aber schenkte sie dem Garten, von welchem sie behauptete, daß nur einer der größten Meister seiner Kunst den Plan dazu gemacht haben konne. Man führte sie endlich vor die Prinzessinn, von welcher sie in einem prächtigen, die übrigen Zimmer eben so sehr an Größe, als durch seine kostbare Ausschmückung übertreffenden Saal empfangen wurde.

Komm näher, gute Mutter! sprach die Prinzessinn, als die Andächtige herein trat, komm und setze Dich neben mich. Ich preise mich glücklich, auch nur einige Minuten eine Frau in meinem Hause zu sehen, die Andere durch Lehre und Beyspiel auf den so selten betretenen Pfad der Tugend leitet.

Aus ungeheuchelter Demuth wollte die Andächtige sich mit einem Sitz auf dem Rande des

Sophas begnügen. Aber die Prinzessinn stand auf, nahm sie bey der Hand, und nöthigte sie, den Ehrenplatz an ihrer Seite anzunehmen.

Du erzeigst mir mehr Ehre, als ich verdiene, meine gnädige Dame! sprach die durch diese Leutseligkeit höchst gerührte Matrone, aber ich darf sie nicht ausschlagen, weil Du in Deinem Hause zu befehlen hast. Als sie sich gesetzt hatte, stellte eine Aufwärterinn auf einen niedrigen, vor dem Sopha stehenden, mit Perlenmutter und Ebenholz ausgelegten Tisch eine große, mit Backwerk, Obst und trockenen und flüssigen Confituren in porzellanenen Fruchtkörben besetzte Platte von Silber.

Die Prinzessinn nahm einen Kuchen, und reichte ihn der andächtigen Frau. Iß, gute Mutter! sprach sie, hier ist Kuchen, und von den Früchten und von dem Zuckerwerk wähle selbst, was Dir gefällt. Du bist weit gegangen, und bedarfst Erquickung.

Gebieterinn! antwortete die Frau, ich bin nicht an so köstliche Sachen gewöhnt, aber ich darf nicht ausschlagen, was mir Gott selbst durch Deine Milde zufließen läßt.

Während der kleinen Mahlzeit befriedigte die Andächtige die Neugierde der Prinzessinn, indem sie ihr mit großer Bescheidenheit ihre Andachtsübungen und ihre ganze Lebensweise

schilderte. Nach manchen Gesprächen fragte die Prinzessinn sie endlich auch noch, wie ihr das Haus gefalle.

Meine gnädige Dame! antwortete sie, man müßte wenig Geschmack besitzen, wenn man ein Haus, wie das Deinige, anders als mit Wohlgefallen betrachtete. Es zeigt Pracht ohne Ueberladung, und nirgends wird das Auge durch Verwirrung oder Uebermaß beleidigt. Die innern Verzierungen, so wie die Geräthschaften, entsprechen vollkommen der Würde des Ganzen, und was soll ich vollends von den Annehmlichkeiten der Gegend sagen, die selbst einen Sitz der Seligen schmücken würden? Der Garten endlich dient zum Beweise, wie gern die Natur sich der Kunst, wenn diese ihres Namens nicht unwürdig ist, unterwirft, und mit jedem Schritte sieht man sich genöthigt, dem sinn- und gefühlvollen Urheber dieser entzückenden Schöpfung eine Lobrede zu halten. Indessen je größer die Vorzüge dieses herrlichen Landsitzes sind, desto mehr bedaure ich, daß ihm noch drey Stücke abgehen, die ihn über alle ähnliche Lustörter erheben würden.

Drey Stücke? rief die Prinzessinn. O gute Frau! ich beschwöre Dich, nenne sie mir doch, diese drey Stücke. Ich will Alles anwenden, um sie zu bekommen.

Die drey Seltenheiten, erwiederte die Matrone, von welchen ich sprach, sind die einzigen ihrer Art in der Welt. Die erste ist der redende Vogel, die zweyte, der musikalische, oder der Concertbaum, und die dritte das goldgelbe Wasser.

Der Vogel heißt Butbulhezar, und hat außerdem, daß er der größte Sprecher der Welt ist, auch noch die Eigenschaft, alle singenden Vögel der Gegend herbeyzulocken, damit sie seinen Gesang mit dem ihrigen begleiten.

Der Baum hat seinen Namen eben so wenig umsonst. Einige seiner Blätter sind eben so viele Geigen, Lauten, Harfen, Guitarren, Cymbeln, Pauken, Trompeten und Posaunen, andere vertreten die Stellen der Sängerinnen, andere gurgeln mit den besten Kastraten in die Wette, und Alles, was die Menschen Musik nennen, und was die Meister dieser Kunst zum Theil so unerträglich stolz macht, ist ein erbärmliches Dudelsackgeleyer, gegen die Harmonien dieses Wunderbaums.

Von dem Wasser endlich hast Du nicht mehr als einen Tropfen nöthig, um Dir, wenn Du ihn in einen Behälter gießest, einen Springbrunnen in Deinem Garten zu verschaffen, aus dessen Mitte sich die schönste Garbe von goldenen

Strahlen majestätisch in die Luft erhebt, und der zugleich nie versiegt.

Ist es möglich, rief die Prinzessinn aus, daß es solche Wunder in der Welt gibt, ohne daß ich jemals davon gehört habe? O wie danke ich Dir, meine gute Mutter! für Deine Nachricht. Aber gewiß ist Dir auch der Ort nicht unbekannt, wo man diese Seltenheiten suchen muß, und ich bitte Dich also, meine Neugierde über diesen Hauptumstand nicht unbefriedigt zu lassen.

Gebieterinn! antwortete die andächtige Frau, Du hast mich so sehr mit Güte überhäuft, daß Du jede Gefälligkeit von mir erwarten kannst. Wisse also, die drey Seltenheiten finden sich beysammen an einem Orte dieses Königreichs, an der Gränze von Indien, und zwar führt eine gerade Straße von Deinem Hause dahin, die man in zwanzig Tagreisen zurücklegt. Willst Du Jemand dahin abschicken, um Dir die Wunder zu verschaffen, so braucht er sich am Ende des Wegs nur nach dem redenden Vogel, dem Concertbaume und dem goldgelben Wasser zu erkundigen, und der Erste, an den er sich wendet, wird ihn zurechtweisen.

Mit diesen Worten stand die andächtige Frau auf, dankte der Prinzessinn noch einmal für ihre gütige Bewirthung, und war verschwunden.

Die schöne Parizade, welche von diesem Augenblick an Nichts als redende Vögel, musikalische Bäume und sprudelnde Goldwasser im Kopfe hatte, und eben daher die Abwesenheit der andächtigen Frau erst bemerkte, als es ihr einfiel, sie um nähere Nachrichten, ohne welche, wie sie glaubte, die Reise nach den drey Wundern nicht mit Sicherheit unternommen werden könne, zu bitten, bemühte sich in Ermangelung dieser Nachrichten desto mehr, die übrigen Umstände ihrem Gedächtniß einzuprägen, und überließ sich endlich ganz der Vorstellung, wie glücklich der Besitz der drey Seltenheiten sie machen würde. Diese Hoffnung wich jedoch bald der Furcht vor dem Mißlingen des schwierigen Abenteuers, und ihre beyden von der Jagd zurückkehrenden Brüder sahen daher mit Verwunderung, daß ihre Schwester, statt sie wie sonst mit froher Heiterkeit zu empfangen, in düstere Betrachtungen versunken schien, und als ob sie ihre Ankunft gar nicht bemerkt hätte, nicht einmal die Augen aufschlug.

Theure Schwester! redete sie Prinz Bahmann an, wie verändert finden wir Dich! Was ist Dir begegnet? Bist Du krank, oder hat man Dich beleidigt? Ich bitte Dich, laß uns Theil an Deinem Kummer nehmen! Ist es doch unsere Pflicht, ihm abzuhelfen, wenn wir es

vermögen, oder Dich wenigstens zu trösten, oder wenn Jemand frech genug war, Dir Verdruß zu machen, Dich zu rächen.

Die Prinzessinn blieb noch einige Minuten stumm, und schien nicht auf die Brüder zu achten. Endlich aber erhob sie das Haupt ein wenig, und sah die Prinzen mit erzwungener Freundlichkeit an, schlug aber eben so schnell die Augen wieder nieder. Mir fehlt Nichts, Brüder! sprach sie zuletzt. Ich bin nur nicht ganz aufgeräumt.

Hoffe nicht, Schwester! antwortete Prinz Bahmann, uns mit dieser Ausflucht zu täuschen. Du bist nicht bloß ein wenig verstimmt, wie man es wohl zuweilen zu seyn pflegt, Kummer, tiefen Kummer liest man in jeder Deiner Mienen, und Dein ganzes Wesen ist so ungewöhnlich verändert, daß Dir nothwendig etwas Außerordentliches begegnet seyn muß. O rede, rede! Laß uns wissen, was Dich traurig macht, wenn wir nicht glauben sollen, daß Du der Freundschaft, die seit unserer zarten Jugend uns vereinigte, plötzlich entsagt hast.

Wenn diese Furcht Euch, meine Brüder! beunruhigt, erwiederte die Prinzessinn, so darf ich nicht länger schweigen. Laßt Euch also erzählen, daß ich in Eurer Abwesenheit von drey Wunderdingen hörte, die unserem Landsitze noch

fehlen, um Seinesgleichen in der Welt nicht zu haben, und diese Seltenheiten sind der redende Vogel, der musicirende Baum, und das goldgelbe Wasser.

Nachdem die Prinzessinn ihren Brüdern die Eigenschaften der drey Wunderdinge erklärt hatte, fuhr sie in ihrer Erzählung fort. Einer andächtigen Frau, sprach sie, die mich heute besuchte, danke ich diese Nachricht, und sie nannte mir auch den Ort, wo die Seltenheiten zu haben sind, und den Weg nach diesem. Ihr denkt ohne Zweifel, unser Landsitz, der uns bisher alle möglichen Annehmlichkeiten gewährte, bedürfe keiner neuen Vorzüge, und ich kann Euch nicht widersprechen. Aber was Ihr auch von mir denkt, ich werde ihn von heute an nur mit Widerwillen betrachten, so lange er nicht mit den seltenen Dingen prangt, die, wie mein Herz mir sagt, das Schicksal für uns bestimmte. Rathet mir also, oder steht mir bey, wenn Euch meine Zufriedenheit nicht gleichgültig ist.

Schwester! antwortete Prinz Bahmann, Dein Wunsch verräth eine erhabene Seele. Er hat zugleich einen Zweck, der uns allen rühmlich ist, und wie könnte er also Deinen Brüdern weniger wichtig seyn, als Dir? Laß mich nur wissen, wo die Wunder zu finden sind. Ich bin entschlossen, Morgen schon die Reise zu

unternehmen, und hoffe nicht zurückzukommen, ohne gefunden zu haben, was ich suchte.

Bruder! unterbrach ihn der Prinz Perwis, unmöglich kann ich es zugeben, daß Du als das Haupt und die Stütze unserer kleinen Familie Dich so lange von Hause entfernst. Ueberlaß mir das Abenteuer. Es fehlt mir nicht an Muth, es zu wagen, und mich wird man weniger im Hause vermissen, als Dich.

Dein Erbiethen ist edel, erwiederte Prinz Bahmann, aber Nichts kann meinen Entschluß erschüttern. Ich will, ich muß es seyn, der die Wünsche unserer Schwester erfüllt. Regiere Du inzwischen mit ihr das Haus, und trage Sorge, daß die liebe Schwärmerinn nicht zu viel schwärmt. Gibt es ein neues Abenteuer zu bestehen, dann sollst Du Dein Heil versuchen, und ich will statt Deiner den Hausvater spielen.

Die Prinzessinn Parizade bezeichnete dem Prinzen Bahmann den Weg, wie die andächtige Frau ihn ihr beschrieben hatte, und er brachte den ganzen Tag mit Anstalten zu seiner Reise zu. Am folgenden Morgen bestieg er sein Pferd, und Bruder und Schwester begleiteten ihn bis zur Pforte des Hofs. Aber die Rührung des Abschieds bewirkte eine große Veränderung in den Gesinnungen der Prinzessinn. Bruder! rief sie, indem sie den Prinzen fester in die Arme

schloß, ich kann Dich nicht von mir lassen. Bleibe, bleibe, ich bitte Dich! Die Reise ist zu gefährlich, und wehe mir, wenn ich Dich nie wieder sehen sollte! Ich würde verzweifeln, wenn Dir ein Unglück begegnete, weil Du zu nachsichtig gegen den eitlen Wunsch eines thörichten Mädchen warest. Was sind redende Vögel, musikalische Bäume, Zauberwasser und tausend noch größere Wunder und Seltenheiten gegen einen Bruder, wie Du?

Schwester! versetzte Prinz Bahmann lächelnd, Du bist ein liebes gutes Geschöpf mit Deinem ängstlichen Wesen. Aber willst Du, daß Du Dich Deines Bruders zu schämen Ursache hast? Sollen Gefahren ihm ein Zaum, statt eines Sporns seyn? Und was wage ich denn? Eine Reise! Wahrlich, dazu bedarf es eines großen Heldengeists! Soll ich vor Räubern, oder vor wilden Thieren zittern, oder soll es mir gar bange seyn, ich möchte mich zu sehr ermüden, oder mich auf dem Wege verirren? Damit Du Dich jedoch nicht ohne Noth ängstigest, so lasse ich Dir hier ein Messer zurück, dessen Klinge, so lange Du sie nicht mit Blut befleckt findest, Dir von meinem Leben Gewißheit gibt, und das Du also nur aus der Scheide zu ziehen brauchst, um zu jeder Zeit Nachricht von meinem Befinden zu bekommen.

Umsonst verschwendete die Prinzessinn neue Bitten und neue Thränen, um den geliebten Bruder zurückzuhalten. Er sagte ihr und dem Prinzen Parwis das letzte Lebewohl, und indem er sein Pferd spornte, war er ihnen im Augenblick aus dem Gesicht verschwunden.

Der muthige Reisende setzte seinen Weg in gerader Linie durch ganz Persien fort, und am zwanzigsten Tage ließ der erste Anblick ihn ahnen, daß er der Ausführung seines Unternehmens nahe sey. Er sah nämlich am Weg unter einem Baume, nicht weit von einer Hütte, einen alten Mann von so gräßlichem Ansehen sitzen, daß selbst sein Pferd vor ihm zurückscheute. Der ungeheure Bart dieses Ungethüms, der von der Oberlippe ausging, machte seinen Mund völlig unsichtbar, und ein zweyter floß vom Kinn bis auf die Füße herab. Diesen schneeweißen Bärten suchten die Haupthaare, die von der nämlichen Farbe waren, es an Länge noch zuvorzuthun, und selbst die Augenbraunen reichten über die Nasenspitze hinaus. Die Nägel an den Händen und Füßen endlich schienen einem Riesen zu gehören, der sie in zwanzig Jahren nicht beschnitten hatte. Der Hut des Schreckbilds war kein Hut, sondern ein breites Wetterdach von Filz, und seine Blöße, oder vielmehr den kleinsten Theil derselben

bedeckte er statt der gewöhnlichen Kleidung mit einer Matte. Uebrigens war der Mann ein Derwisch, und seine Scheußlichkeit war eine bloße Folge seiner Heiligkeit, weil die erhabenen Betrachtungen, in welche seine Seele sich seit vielen Jahren versenkt hatte, ihn schlechterdings nicht daran denken ließen, sich den Bart zu scheren, die Haare zu ordnen, oder die Nägel zu beschneiden.

Der Alte war ein Scheusal, aber er war der einzige Mensch, der sich in dieser Gegend sehen ließ, und sein Anblick erregte daher bey dem Prinzen Bahmann, der von ihm die nöthige Anweisung zur Ausführung seines Abenteuers zu erhalten hoffte, beynahe nicht weniger Freude, als Grauen. Er stieg vom Pferde, und indem er dieses beym Zügel führte, grüßte er den Derwisch.

Gott schenke Dir Gesundheit, sprach er, und langes Leben, mein guter Vater, und gewähre Dir, was Deine Seele wünscht!

Der Derwisch murmelte eine muthmaßliche Erwiederung des Grußes, die aber, weil unmöglich ein vernemlicher Laut durch den Dickicht des den Mund verhüllenden Knebelbarts dringen konnte, für das Ohr des Prinzen völlig verloren ging, und dieser suchte also, nachdem er sein Pferd an einen Ast gebunden hatte, das

auf Seiten des Derwisches verwaltende Hinderniß der mündlichen Mittheilung so schnell als möglich zu beseitigen.

Mein guter Vater! sprach er, indem er eine bey sich führende Scheere hervorzog, ich habe Dich die wichtigsten Dinge von der Welt zu fragen. Aber es ist unmöglich, daß ich von Allem, was Du sagst, ein Wort verstehe, so lange ein Bollwerk von Haaren Dir den Mund bedeckt. Erlaube mir also, diesen ausschweifenden Knebelbart ein wenig abzukürzen, und bey dieser Gelegenheit auch an Deinen Augenbraunen die Schärfe meiner Scheere zu erproben.

Der Derwisch unterwarf sich willig der Tonsur, und der Prinz sah nach Vollendung seiner Arbeit mit Vergnügen, daß er den Greis in einen halben Jüngling verwandelt hatte. Hätte ich doch, sprach er, nur gleich einen Spiegel bey der Hand, damit Du, mein guter Derwisch! sehen konntest, wie viel Jahre ich Dir mit Deinem Knebelbart abgenommen habe! Nun sieht man doch deutlich, daß Du ein Mensch bist. Vor einer halben Stunde konnte man es kaum noch errathen.

Der Alte freute sich selbst seiner Verwandlung, und lächelte zufrieden bey den Lobsprüchen, die der Prinz seinem Aussehen ertheilte. Ich danke Dir, sprach er, bester Herr! für den

Dienst, den Du mir leistetest, und bin bereit, mich dankbar gegen Dich zu bezeugen. Laß mich also hören, womit ich Dir dienen kann. Ohne Ursache bist Du doch nicht vom Pferde gestiegen.

Guter Derwisch! antwortete der Prinz, ich habe eine weite Reise gemacht, und suche den redenden Vogel, den musicirenden Baum und das goldgelbe Wasser. Diese drey Wunderdinge sind, wie man mir sagte, hier in der Nähe. Aber der Ort selbst ist mir unbekannt, und ich bitte Dich daher, mir den Weg dahin, wenn Du ihn weißt, zu zeigen.

Der Derwisch veränderte bey dieser Anrede die Farbe, und schlug die Augen nieder. Du hast mich doch verstanden? sprach der Prinz. Weißt Du nicht, was ich zu wissen verlange, so halte mich wenigstens nicht auf, damit ich mich anderswo erkundige.

Lieber Herr! antwortete endlich der Derwisch, ich kann nicht läugnen, daß mir der Weg, nach dem Du fragst, bekannt ist. Aber die Freundschaft, die ich beym ersten Anblick für Dich empfand, und die Dankbarkeit für den Dienst, den Du mir leistetest, verbietet mir, Deine Neugierde zu befriedigen.

Und welche Bedenklichkeiten findest denn Du bey der Sache? fragte der Prinz.

Ich fürchte, erwiederte der Derwisch die Gefahr, in die Du Dich unwissend zu stürzen im Begriff bist. Eine nicht kleine Anzahl junger, Dir auch an Muth und Entschlossenheit ähnlicher Männer kam auf dem nämlichen Wege hieher, und jeder derselben verlangte das nämliche, was ich Dir sagen soll, von mir zu wissen. Umsonst war mein Warnen und Bitten, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Wider meinen Willen mußte ich ihnen den verderblichen Weg zeigen, und auch nicht Einen sah ich zurück kehren. Suchst Du also nicht muthwillig den Tod, so folge dem Rath eines alten Mannes, und statt weiter zu reisen, ziehe wieder hin, wo Du hergekommen bist.

Diese Warnung, so gut gemeint sie war, machte nicht den geringsten Eindruck auf den Prinzen Bahmann. Mein guter Derwisch! sprach er, ich danke Dir für Deinen Rath, ob ich ihm gleich nicht folgen kann. Ich bin ein Mann, meine Waffen sind gut, und daß ich sie zu gebrauchen weiß, soll, ich hoffe es, Jeder erfahren, der mich angreift.

Ich bewundere Deinen Muth, junger Mann! sprach der Derwisch. Aber was willst Du mit ihm und mit Deinen guten Waffen, wenn der Angreifer mehrere, und wenn sie zugleich unsichtbar sind?

Nicht fürchten will ich mich! versetzte der Prinz. Ich erfülle meine Pflicht, und achte keine Drohungen, und also, ich bitte noch einmal, zeige mir den Weg, den ich zu nehmen habe.

Der Derwisch, da er die Entschlossenheit des Prinzen sah, überreichte ihm aus einem neben ihm liegenden Beutel eine Kugel. Wohlan, sprach er, wenn Du schlechterdings darauf bestehst, daß ich Dir die Mittel zu Deinem Verderben an die Hand gebe, so nimm diese Kugel, die, wenn Du sie vor Dir hinwirfst, sogleich zu laufen anfangen wird. Folge ihr mit Deinem Pferd, bis sie am Fuße eines Bergs stehen bleibt. An diesem Orte steigst Du ab, und hängst Deinem Pferd, das ohne von der Stelle zu weichen, Deine Wiederkunft erwarten wird, den Zaum um den Nacken. Indem Du Deine Reise den Berg hinauf fortsetzest, wirst Du rechts und links eine Menge großer schwarzer Steine erblicken, und hundert schimpfende und schmähende Stimmen hören, die keine andere Absicht haben, als Dich von der Vollendung Deines Abenteuers abzuschrecken. Aber laß Dich durch Nichts irre machen, und daß Du Dich ja hüthest, Dich umzusehen, wenn Du nicht im nämlichen Augenblick, gleich Deinen Vorgängern, die meinen Rath nicht befolgten,

in einen schwarzen Stein verwandelt werden willst. Entgehst Du dieser Gefahr, und gelangst auf den Gipfel des Bergs, so findest Du einen Käfich mit dem redenden Vogel, der Dir sagen wird, wo der musikalische Baum und das goldgelbe Wasser zu finden sind. Du kannst nun gehen, wenn Du es Dir durchaus in den Kopf gesetzt hast, Dein Leben zu wagen. Aber ich wiederhole es, wenn Du klug bist, so bleibe hier, und nimm ein Beyspiel an dem Unglück Deiner Vorgänger.

Vater! antwortete der Prinz, Du meinst es herzlich gut mit mir. Aber mein Verhängniß will, daß ich der Kugel folge. Schimpfende Stimmen muß man nicht fürchten, sondern verachten und ich hoffe, trotz ihnen, den Gipfel zu ersteigen, und bald mit meiner Beute zurückzukehren. Gott befohlen indessen, mein guter Derwisch!

Lebe wohl, sprach der Derwisch, auf kurze Zeit, wenn Du klug bist, und auf ewig, wenn Du meinen Rath verachtest.

Der Prinz Bahmann schwang sich auf sein Pferd, und hatte Mühe, mit der schnell fortrollenden Kugel gleichen Schritt zu halten. Am Fuße des Bergs, wo sie zu laufen aufhörte, stieg er vom Pferd, und warf ihm den Zügel um den Hals. Er betrachtete den Berg und die

schwarzen Steine einige Augenblicke mit Nachdenken, und dann fing er seine Wanderung an. Mit den ersten fünf bis sechs Schritten ließen sich Stimmen hören, ohne daß Jemand sich sehen ließ. Wie? schrieen Einige, habt Ihr keine Augen im Kopfe? Seht Ihr den Kerl nicht? Soll er Euch den Vogel, soll er Euch Alles stehlen? Nieder, nieder mit ihm auf der Stelle! Wozu habt Ihr denn Eure Keulen? Werft ihn mit Steinen zu Tode! Schießt ihn durch und durch! Der Räuber, der Spitzbube, der Dieb! brüllten Andere. Hängt, köpft, rädert, viertheilt ihn!

Der Prinz Bahmann bekümmerte sich anfänglich wenig um das Schimpfen des unsichtbaren Pöbels. Als aber der Lärm immer unbändiger wurde, verließ ihn weniger der Muth, als die Besonnenheit. Ohne zu wissen, was er that, wandte er sich um, und war im Augenblicke sammt seinem Pferd in einen schwarzen Stein verwandelt.

An diesem Tage des Unglücks saß die Prinzessinn Parizade, die seit der Abreise des Prinzen das an ihrem Gürtel hängende Messer täglich mehr als einmal aus der Scheide gezogen hatte, mit dem Prinzen Perwis, wie gewöhnlich beysammen, und sprach mit ihm von dem Abwesenden. Schwester! sprach der Prinz, laß

uns doch einmal nach Deinem Messer sehen, um zu erfahren, ob unser guter Bruder sich noch wohl befindet.

Die Prinzessinn säumte nicht, das Messer aus der Scheide zu ziehen, aber eben so schnell schleuderte sie es, da sie Blut an seiner Spitze erblickte, weit von sich. O ich Unglückliche, o ich Mörderinn des besten Bruders! rief sie aus. Verwünscht sey der redende Vogel, der musicirende Baum, und das goldgelbe Wasser, und drey Mal verwünscht die Hexe, der wir allein unser ganzes Unglück zuzuschreiben haben! Ach! was gleicht der Ruhe, der Heiterkeit, die in unserem Hause herrschte, ehe die heuchlerische Betschwester uns mit ihrem unseligen Zaubermährchen die Köpfe verrückte!

Der Prinz Perwis, welcher, so sehr ihm auch der Tod seines Bruders zu Herzen ging, doch der Meinung war, daß man die Zeit jetzt nicht mit unnützen Klagen verlieren müsse, unterbrach die unaufhörlich jammernde Prinzessinn. Schwester! sprach er, unser Bruder ist todt, und wir können uns wohl ebenfalls zu Tode weinen, aber ihn durch unsere Thränen nicht ins Leben zurückrufen. Wir müssen uns der Schickung des Himmels unterwerfen, und am wenigsten, Schwester! hast Du Ursache, um des unserem Bruder widerfahrenen Unglücks

willen an der Aufrichtigkeit der andächtigen Frau zu zweifeln. Welch ein schwarzer Undank, wenn sie Dir für Deine Wohlthaten durch ein Mährchen von dem redenden Vogel, von dem musikalischen Baume und dem goldgelben Wasser hätte betriegen wollen! Gewiß, diese Schändlichkeit ist viel unwahrscheinlicher, als daß unser Bruder durch Unvorsichtigkeit, oder durch einen Zufall sein Leben verlor. Wie sollten wir uns also durch den ersten unglücklichen Erfolg sogleich abschrecken lassen, dem Gegenstande unserer Wünsche ferner nachzustreben? Ich erbot mich gleich das erste Mal zu der Unternehmung, und morgen, es ist fest beschlossen, morgen trete ich die Reise an.

Die Prinzessinn Parizade fühlte den Verlust des ältern Bruders doppelt, als sie hörte, daß der Entschluß des jüngern ihr mit einem zweyten ähnlichen Unglück drohte. Allein ihre Bitten und Vorstellungen vermochten Nichts über seine Standhaftigkeit. Bey seiner Abreise gab er der weinenden Schwester eine Schnur von hundert Perlen. Bete, sprach er, meine theure Parizade! in meiner Abwesenheit diesen Rosenkranz, und gedenke zugleich meiner. Laufen die Perlen ordentlich die Schnur auf und ab, so darfst Du meines Wohlbefindens versichert seyn, bleiben sie aber wie fest geleimt

an einander hängen, so hat mich das Schicksal unsers Bruders getroffen. Allein ich hoffe, es soll mich nicht treffen, und Du sollst bald die Freude haben, mich mit den erwünschten drey Seltenheiten wieder zu sehen.

Am zwanzigsten Tage fand der Prinz Perwis den Derwisch unter dem nämlichen Baume, wo Prinz Bahmann ihn gefunden hatte. Er näherte sich ihm, und fragte ihn nach der gewöhnlichen Begrüßung, ob er ihm den Ort nicht anzeigen könne, wo man den redenden Vogel, den musicirenden Baum und das goldgelbe Wasser finde.

Der Derwisch bejahete seine Frage. Aber, fuhr er fort, statt Dir zu sagen, was Du wissen willst, rathe ich Dir vielmehr, von einer Unternehmung abzustehen, bey welcher gerade so Viele verunglückt sind, als man Waghälse zählt, die sich der Gefahr aussetzten. Erst neulich kam ein Jüngling, dessen Bruder Du seyn könntest, so ähnlich sah er Dir, und bestürmte mich so lange mit Bitten, bis ich ihm das unselige Geheimniß entdeckte. Aber so sehr ich ihm bey seinem Weggehen die nöthige Vorsicht empfahl, so ist er doch nicht wieder gekommen, und hat, gleich seinen Vorgängern, die Strafe seiner Verwegenheit empfangen.

Dieser Jüngling, erwiederte der Prinz Perwis,

war mein älterer Bruder. Ich weiß, daß er todt ist, aber auf welche Art er sein Leben verlor, ist mir unbekannt.

In einen schwarzen Stein ist er verwandelt, versetzte der Derwisch, und das nämliche Schicksal wartet auf Dich, wenn Du Dich nicht zurückhalten lässest, oder bey dem Unternehmen meinen Rath nicht besser befolgst, als er.

Von meinem Vorsatz antwortete der Prinz, kann mich Nichts in der Welt abbringen. Aber Deine Warnung, mein guter Vater! werde ich, Du kannst Dich darauf verlassen, aufs Beste benutzen. Habe nur die Güte, mich gleich meinem Bruder zu unterrichten.

Steige vom Pferde und tritt näher, sprach der Derwisch, ich kann vor Alter und Schwachheit nicht aufstehen, und als der Prinz gehorchte, gab er ihm eine von den vielen Kugeln aus seinem Beutel. Nimm, sprach er, diese Kugel, und wirf sie vor Dich hin. Reite ihr nach, so lange sie läuft, und bleibt sie liegen, so gehe, ohne Dich durch die drohenden Stimmen, die Du hören wirst, abschrecken zu lassen, bis zu dem Gipfel des Bergs, wo sich der Käfich mit dem redenden Vogel befindet.

Der Prinz Perwis folgte der rollenden Wegweiserinn, und nachdem er am Fuße des Bergs, wo er vom Pferde stieg, einige Augenblicke

verweilt hatte, um sich die Warnung des Derwisches noch einmal recht lebhaft ins Gedächtniß zurückzurufen, begann er muthig die Wanderung bergaufwärts, mit dem festen Entschlusse, den ihm bevorstehenden Versuchungen die größte Standhaftigkeit entgegen zu setzen. Kaum war er fünf bis sechs Schritte gegangen, als er schon hinter sich eine donnernde Stimme vernahm. Niederträchtiger Vogelräuber! rief sie ihm zu, klettere nur immer den Berg hinauf! Der Galgen und der Henker warten längst schon oben, um Dich zu empfangen.

Diese Beschimpfung war mehr, als der Stolz des Prinzen ertragen konnte. Er vergaß den Derwisch und seine Warnung, und wandte sich mit gezogenem Säbel, um an dem lästernden Feinde eine blutige Rache zu nehmen. Aber kaum hatte er noch Zeit, sich zu überzeugen, daß ein Unsichtbarer es war, dem er den Kampf anbot, so schnell wurden er und sein Pferd in schwarze Steine verwandelt.

Die Prinzessinn Parizade trug indessen den brüderlichen Rosenkranz täglich an der Hand, und betete noch einmal so viel als sonst, bloß um sich von der fortdauernden Beweglichkeit der Perlen zu überzeugen. Bey Nacht hing sie ihn sich jedesmal, wenn sie zu Bette ging, um den Hals, und beym Erwachen war die gewöhnliche

Probe ihr erstes Geschäft. Den Tag der Entscheidung widmete sie gänzlich der Andacht, und schon freute sie sich im Herzen des glücklichen Ausgangs der Unternehmung, als im Augenblicke der Versteinerung das plötzliche Stocken der Perlen ihr das Schrecklichste verkündigte. Ihr Entschluß für diesen traurigen Fall war längst gefaßt, und ohne ihren Schmerz in Klagen ausbrechen zu lassen, schritt sie zur Ausführung. Schon am folgenden Morgen stieg sie in männlicher Rüstung zu Pferd, und ritt, nachdem sie ihren Leuten gesagt hatte, sie würde am folgenden Tage wiederkommen, den verhängnißvollen Weg, auf welchem ihre Brüder den Untergang gefunden hatten.

Die Prinzessinn Parizade, die durch Jagdliebe an das Reiten gewöhnt war, ertrug die Beschwerden der Reise, trotz der Zartheit ihres Geschlechts, mit männlicher Ausdauer, und da sie eben so starke Tagreisen, als ihre Brüder zurücklegte, so erreichte sie auch am zwanzigsten Tage den Ort, wo sie den Derwisch fand.

Gott schenke Dir seinen Frieden, guter Alter! redete sie ihn an, indem sie sich neben ihn setzte, während sie ihr Pferd am Zügel hielt. Erlaube mir, ein wenig bey Dir auszuruhen, und Dich zu fragen, ob Du Nichts von einem Ort in der Nähe gehört hast, wo man den

redenden Vogel, den harmonischen Baum und das goldgelbe Wasser findet.

Deine sanfte Stimme, edle Jungfrau! antwortete der Derwisch, verräth, troß Deiner Kleidung, Dein Geschlecht, und Du wirst mir also meine Anrede verzeihen. Ich danke Dir, daß Du mich würdigst, bey mir auszuruhen. Der Ort, nach welchem Du fragst, ist mir wohl bekannt. Aber aus welchem Grunde willst Du ihn kennen lernen?

Aus keinem andern, erwiederte die Prinzessinn, als um ihn seiner drey Wunderdinge zu berauben, ohne die ich, seit ich weiß, daß sie in der Welt sind, nicht mehr leben kann.

Meine Tochter! versetzte der Derwisch, was man Dir von den Wunderdingen sagte, hat seine Richtigkeit. Aber man hätte Dir auch die Schwierigkeiten nicht verschweigen sollen, die man, um zu ihrem Besitz zu gelangen, überwinden muß, und welche Dich vermuthlich von Deinem allzukühnen Unternehmen abgeschreckt haben würden. Gilt mein Rath etwas bey Dir, so kehre wieder um, und muthe mir nicht zu, Dir den Weg zu Deinem Verderben zu zeigen.

Mein guter Vater! antwortete die Prinzessinn, Du kannst unmöglich wollen, daß ich den Früchten einer so weiten Reise bloß wegen

einiger Schwierigkeiten entsage, die ich nicht einmal kenne. Erkläre Dich also deutlicher, ich bitte Dich, damit ich wenigstens abmessen kann, ob wirklich mein Muth den Gefahren nicht gewachsen ist, vor welchen Du mich warnst.

Der Derwisch wiederholte der Prinzessinn Parizade die Schilderung, durch die er bereits die Prinzen Bahmann und Parwis von dem Abenteuer abzuhalten gesucht hatte. Schrecklich, sprach er, ist schon der Anblick der vielen schwarzen Steine, die vor Kurzem noch tapfere Jünglinge waren. Aber noch weniger wird Dein zartes Ohr das unerhörte Getöse der drohenden und schimpfenden Stimmen ertragen, die Dich bis auf den Gipfel des Bergs, wo sich der Vogel in seinem Käfich befindet, verfolgen werden. Du wirst vor Entsetzen meiner Warnung vergessen, Du wirst fliehen wollen, Du wirst Dich umsehen, ach! und die schönste aller Jungfrauen wird als ein schwarzer Stein ihrer eigenen Unvorsichtigkeit zum Denkmahle dienen.

Zwey Dinge, antwortete die Prinzessinn mit der größten Gleichmüthigkeit, zwey Dinge sind es also, die ich zu beobachten habe. Ich darf weder vor schwarzen Steinen, noch vor drohenden und schimpfenden Stimmen mich entsetzen, und schlechterdings mich nicht umsehen. Die letzte Bedingung zu erfüllen, soll mich keine

Mühe kosten, und was die erste betrifft, so darf freylich ein Mädchen nicht behaupten, gegen Drohungen, und noch mehr gegen das Schimpfen weniger empfindlich zu seyn, als das andere Geschlecht. Aber sollte, ich frage Dich, sollte eine ehrliche List, die bey großen und gefahrvollen Unternehmungen von jeher erlaubt war, bey der meinigen verboten seyn?

Eine List? rief der Derwisch verwundert. Und welche List meinst Du denn?

Ich denke, mein guter Alter! erwiederte die Prinzessinn, mir zum Schutz gegen die schreyenden Stimmen die Ohren mit Baumwolle zu verstopfen. Mögen sie dann auch noch so arg toben, ich bin gewaffnet, und meine Ohren können wenigstens nicht in dem Grade betäubt werden, daß ich fürchten muß, die Besinnung zu verlieren.

Deine List läßt sich hören, meine Tochter! versetzte der Derwisch, und wenn Du einmal bey Deinem Vorsatz beharrst, so rathe ich Dir selbst, die Probe zu machen, ob ich gleich nicht weiß, ob sie schon vor Dir Jemand gemacht hat. Noch mehr rathe ich Dir aber, Dir jede Vorsicht zu ersparen, indem Du die Gefahr, gegen welche Du Dich waffnen willst, ganz vermeidest.

Auf diese Ermahnung zu achten, mein guter

Vater! antwortete die Prinzessinn, habe ich um so weniger Lust, da der von einem schützenden Genius mir zugelisperte Rath meinem Muth doppelte Flügel gibt. Halte mich also, ich bitte Dich, nicht länger auf, und benachrichtige mich, welchen Weg ich nehmen muß.

Der Derwisch, nach einer nochmaligen vergeblichen Warnung, gab der Prinzessinn eine seiner leitenden Kugeln mit dem nöthigen Unterricht, und empfahl sie dem Schutze des Himmels.

Die Prinzessinn ermangelte nicht, sobald sie den Fuß des Bergs erreichte, sich die Ohren aufs Beste zu verstopfen, und nachdem sie den vor ihr liegenden Weg mit den Augen gemessen hatte, fing sie an, mit gesetzten Schritten emporzusteigen. Die unsichtbaren Stimmen ließen sich hören, und strengten sich desto mehr an, je weniger die schöne Pilgerinn ihrer zu achten schien. Aber mochten sie noch so sehr toben, die schützende Baumwolle schwächte den Eindruck ihres Getöses so sehr, daß die Prinzessinn selbst durch einige Ausfälle gegen ihr Geschlecht sich nicht aus der Fassung bringen ließ. O Ihr Armseligen! sprach sie bey sich selbst, fänden doch Lästerungen und Schimpfreden immer so taube Ohren, als die meinigen! Der Vogel selbst setzte endlich, sobald sie dem Gipfel des Bergs sich so weit näherte, daß sie ihn in seinem Käfich

erblicken konnte, der Ungezogenheit die Krone auf, indem er die züchtige Jungfrau mit einem Namen begrüßte, welchen nach Jahrtausenden die späte Nachwelt kaum der berüchtigten Urheberinn des trojanischen Kriegs beyzulegen wagt. Aber gerade durch den Anblick und die Stimme des Vogels fand sich die Prinzessinn aufgemuntert, ihre Schritte zu verdoppeln. Endlich, o glücklicher Augenblick! sah sie sich auf dem Gipfel des Bergs, und bemächtigte sich sogleich des Käfichs. Nun, Vogel! habe ich Dich endlich, sprach sie. Sträube Dich doch, und entfliehe mir, wenn Du kannst!

Edle Dame! sprach der Vogel, indem die Prinzessinn sich die Baumwolle aus den Ohren zog, nimm es nicht übel, daß ich vorhin meine Worte gegen Dich nicht auf die Wagschale legte. Ich schimpfte für meine Freyheit, die ich als ein ächter Weiser auch im Kerker zu behaupten wußte. Indessen, wenn einmal Sclaverey mein Loos ist, so preise ich mich noch glücklich, daß ich gerade in Deine Gewalt gekommen bin, und schwöre Dir hiemit freywillig Treue und Gehorsam. Ich weiß, wer Du bist, und weiß also mehr, als Du selbst. Aber die Stunde ist nicht fern, in welcher ich durch einen höchst wichtigen Dienst mir das größte Recht auf Deine Dankbarkeit erwerben werde,

und damit Du mich desto weniger für einen Prahler hältst, so bitte ich Dich, meine Bereitwilligkeit sogleich auf irgend eine Probe zu setzen.

Es ist mir lieb, Vogel! sprach die Prinzessinn, sobald Freude und Ermattung sie zum Worte kommen ließen, daß Dein Anerbieten meinen Wünschen zuvorkommt. Belehre mich also vor allen Dingen, wo ich das goldgelbe Wasser finde.

Der Vogel bezeichnete ihr den Ort, der nicht weit entfernt war, und sie füllte sogleich eine kleine silberne Flasche, die sie mitgebracht hatte.

Das Wasser habe ich, sprach sie, als sie zurück kam. Aber jetzt laß mich wissen, wo ich den musicirenden Baum suchen muß.

Dieser Baum, antwortete der Vogel, steht in dem Gehölz, das hinter Dir liegt.

Das Gehölz war kaum hundert Schritte entfernt, und die entzückende Musik, die ihr entgegen tönte, machte es der Prinzessinn unmöglich, den Wunderbaum mit einem andern zu verwechseln. Aber als sie sah, daß der Baum, den sie aus der Wurzel reißen sollte, um ihn seiner Heimath zu entführen, dicker war, als eine tausendjährige Eiche, kehrte sie auf der Stelle zu dem Vogel zurück. Vogel! sprach sie, willst Du mich zum Besten haben? Ich frage

Dich nach einem Baume, den ich in der Hand davon tragen will, und Du zeigst mir einen, den hundert Riesen nicht aus der Wurzel zu reißen, und eben so viele Elephanten nicht von der Stelle zu schleppen vermöchten.

Beruhige Dich, meine schöne Gebieterinn! antwortete der Vogel, das kleinste Zweiglein des Baums, das Du an Deinen Busen stecken kannst, besitzt die Eigenschaft, wenn es in die Erde gesetzt wird, in unglaublich kurzer Zeit eben so zu wachsen, und nicht kleinere tonkünstlerische Fertigkeiten zu zeigen, als sein Stammvater, und Du brauchst Dich also mit diesem nicht zu schleppen.

Sobald die Prinzessinn sich im Besitz des dritten Wunders sah, sprach sie zu dem Vogel: Eine Pflicht, Vogel! hättest Du erfüllt. Aber Du bist Schuld an dem Tode meiner beyden Brüder, und mit Recht fordere ich also ihr Leben von Dir zurück.

Der Vogel zeigte wenig Neigung, den Wunsch der Prinzessinn zu erfüllen, und suchte allerhand Ausflüchte. Deine Brüder, sprach er unter anderem, büßen mit Recht für die Vermessenheit, daß sie, ohne den Muth und die Klugheit, die dazu gehörten, ein Abenteuer unternahmen, und ich fühle mich ganz und gar nicht berufen, von

solchen furwitzigen Sprudelköpfen die Folgen ihrer Thorheiten abzuwenden.

Vogel! sprach die Prinzessinn, Du vergissest, daß Du mein Sclave bist, der ohne lange zu vernünfteln gehorchen muß. Also besinne Dich nicht lange. Entweder rufe meine Brüder ins Leben zurück, oder ich werde, indem ich Dir Deinen schönen Hals umdrehe, dem Deinigen ein Ende machen.

Wenn Du aus diesem Tone sprichst, antwortete der Vogel, so werde ich wohl in einen sauren Apfel beißen müssen. Sieh Dich um, ob Du nicht in einiger Entfernung auf einem kleinen Hügel einen Altar von himmelblauem Marmor, und auf diesem eine Urne von einem blaßgelben Steine erblickst.

Ich sehe den Altar und die Urne, sprach die Prinzessinn, indem sie sich umwandte.

Nimm die Urne, sprach der Vogel, und um Deine Brüder wieder lebendig zu umarmen, brauchst Du bloß einige Tropfen von dem Wasser, mit welchem sie angefüllt ist, auf jeden schwarzen Stein zu gießen.

Die Prinzessinn Parizade nahm die Urne und zugleich den Käfich mit dem Vogel, die Flasche mit dem goldgelben Wasser und den Zweig des Concertbaums, und fing an den Berg hinabzusteigen. Jeden schwarzen Stein, den

sie antraf, benetzte sie nach der Anweisung des Vogels mit ein wenig Wasser, aus der Urne, und sah im Augenblicke den glücklichen Erfolg des Versuchs. Jeder der Steine wurde wieder, was er war, entweder ein Mensch, oder ein Pferd. Aber erst nach einiger Zeit kehrte die Besonnenheit der Entzauberten zurück, indem sie allmählich wie aus einem tiefen Schlummer zu erwachen schienen.

Guten Morgen, Bruder Bahmann und Bruder Perwis! rief die Prinzessinn ihren Brüdern zu, und streckte ihnen die Arme entgegen. Welch eine Erscheinung für die Prinzen! Beynahe noch mehr Stein, als Mensch, starrten sie die Schwester an, und warfen dann wilde Blicke in der Gegend umher, wo einer der Entzauberten nach dem andern, gleich einer aus dem Grabe hervorsteigenden Leiche, sich langsam und schwerfällig aufrichtete.

Um des Propheten willen, riefen sie endlich, was ist mit uns vorgegangen? Wo sind wir? Wer versenkte uns in den Todesschlummer, um uns an diesen fremden Ort zu versetzen?

Erst, sprach Parizade, gebt der Schwester einen wohlverdienten Kuß, ohne die ihr vielleicht Jahrtausende lang keinen andern Beruf gehabt hättet, als müden Wanderern zu Ruhebänken zu dienen. Und nun seht Euch um, und erinnert

Euch der Gegend, wohin Ihr kamet, um den redenden Vogel, den musicirenden Baum und das goldgelbe Wasser zu holen. Erinnert Euch zugleich der schwarzen Steine, die Ihr auf dem Berge zerstreut fandet. Aus jenen Steinen, zu deren Gesellschaft Ihr selbst noch vor wenigen Augenblicken gehörtet, sind jetzt diese Herren geworden, die sich eben so wie Ihr aus ihrem Schlummer erheben, und unten von ihren ebenfalls entzauberten Pferden erwartet werden.

Die Prinzessinn erzählte zugleich ihren Brüdern, durch welche Wunder es ihr gelang, ihre Retterinn zu werden, und diese, so wie die übrigen Entzauberten, die sich inzwischen um sie her versammelt hatten, waren außer sich über die Klugheit und Unerschrockenheit, mit welcher sie ein so schweres Abenteuer bestanden hatte, und konnten nicht aufhören, ihr zu danken. Alle erklärten, ihnen gebühre kein Recht mehr an ihr eigenes Selbst, und baten die Prinzessinn, sie als ihre Leibeigenen zu betrachten.

Meine Herren! antwortete die Prinzessinn, Nichts kann geringer seyn als mein Verdienst um Euch. Was kostete es mich, daß ich Euch aus Eurem verdrießlichen Schlaf erweckte, als einige Tropfen aus meiner überflüßig mit Wasser versehenen Urne? Daß Ihr Euch zu meinen Sclaven erbietet, ist eine Höflichkeit, wofür

ich Euch danke, ohne sie anzunehmen. Wenn ich dafür sorgte, daß Ihr aufhörtet, Steine zu seyn, kann mir dieser kleine Dienst ein Recht geben, noch etwas Schlechteres aus Euch zu machen? Doch warum, sprach sie endlich, verweilen wir an einem Orte, wo Nichts mehr für uns zu thun ist, und der bey den Wenigsten von uns angenehme Erinnerungen erweckt? Laßt uns unsere Pferde besteigen, und Jeder kehre in seine Heimath zurück.

Die Prinzessinn Parizade war die erste, die ihr Pferd aufsuchte, das sich noch an der Stelle befand, wo sie es verlassen hatte. Während sie aufstieg, hielt der Prinz Bahmann den Käfich mit dem redenden Vogel, und erbot sich, ihn die ganze Reise über zu tragen. Aber die Prinzessinn nahm ihn ihm sogleich wieder ab. Nein, Bruder! sprach sie, der Vogel ist mein Sclave, und darf nicht aus meiner Verwahrung kommen. Aber nimm den Zweig von dem musikalischen Baume, und Du, fuhr sie fort, indem sie sich gegen den Prinzen Perwis wandte, und ihm die Flasche mit dem goldgelben Wasser reichte, magst Dich mit der dritten Seltenheit beschweren.

Als die ganze Gesellschaft zu Pferde saß, entstand die Frage, wer sich an die Spitze des Zugs stellen, und ihn anführen sollte. Die

beyden Prinzen wollten, daß diese Ehre einem der Fremden, und die Fremden, daß sie der Prinzessinn zu Theil würde. Meine Herrn! sprach die Prinzessinn, als sie das Zögern gewahr wurde, worauf warten wir noch? Gebieterinn! antwortete der Nächste, Deine getreuen und dankbaren Knechte wünschen, daß ihre Königinn sie anführe.

Ihr erzeigt mir eine Ehre, die ich nicht verdiene, erwiederte die Prinzessinn. Aber um Euch nicht zu kränken, bequeme ich mich nach Eurem Willen. Mit diesen Worten nahm sie von ihrer Heerführersstelle Besitz, und die übrigen ordneten sich nicht wie der Rang, sondern wie der Zufall es wollte.

Die Reisenden wollten im Vorbeyreiten dem Derwisch einen Besuch machen, um ihm für seine treuen Warnungen zu danken. Aber sie fanden ihn todt, und blieben ungewiß, ob sie sein Absterben dem Alter, oder der Eroberung der drey Wunderdinge zuschreiben sollten, die seinem Rathgeberamt ein Ende machte.

Mit jedem Tage verminderte sich die Gesellschaft um einige Mitglieder, die den Ort der sie von den übrigen trennte, erreichten. Endlich sahen die Prinzessinn und ihre Brüder sich ganz allein, und bald betraten auch sie ihr Landhaus wieder.

Die Prinzessinn trug sogleich den redenden Vogel in den Saal, der an den Garten stieß, und bey dem ersten Laut, den man von ihm hörte, versammlte sich eine unendliche Menge von Nachtigallen, Lerchen, Drosseln, Dompfaffen, Stieglitzen, Finken und andern Vögeln des Landes, die seine Stimme mit den ihrigen begleiteten. Der Zweig erhielt seinen Platz im Garten in der Nähe des Hauses, und erhob sich in einer Nacht zu einem großen Baume, dessen harmoniereiche Blätter mit seinem Stammvater auf dem Zauberberge wetteiferten. Für das goldgelbe Wasser endlich ließ die Prinzessinn in der Mitte eines Blumenstücks ein großes und prachtvolles Marmorbecken anlegen, in welchem es sprudelnd aufschwoll, und als es den Rand erreichte, eine dicke strahlende Garbe bildete, die sich bis zu einer Höhe von zwanzig Fuß erhob, und ringsum gebogen in das Becken zurückstürzte, ohne daß auch nur ein Tropfen des Wassers überfloß.

Die drey Wunderdinge wurden bald durch das Gerücht in der Gegend weit umher bekannt, und da weder die Thür des Hauses, noch des Gartens für Jemand verschlossen war, so führte die Neugierde eine beständige Ebbe und Fluth von Menschen herbey.

Nach einigen Tagen der Erholung von den

Beschwerden der Reise begaben sich die Prinzen, die ganz ihre vorige Lebensart wieder anfingen, ihrer Gewohnheit gemäß auf die Jagd, und zwar nicht in ihr eigenes Lustgehölz, sondern in einen einige Meilen entfernten Wald. In eben diesem Walde jagte auch der Sultan von Persien, und die Prinzen, die seine Nähe an der Menge vornehmer Hofleute, von welchen er begleitet wurde, erkannten, zogen sich zurück, um ihm nicht zu begegnen. Aber zufällig schlugen sie den Weg ein, den er her kam, und der so enge war, daß sie weder ausweichen, noch umkehren konnten, und es blieb ihnen gerade noch Zeit, vom Pferde zu steigen, und sich vor dem Sultan mit der Stirn auf die Erde zu werfen.

Der Sultan, dessen Aufmerksamkeit die Kleidung und der prächtige Aufzug der fremden Jünglinge erregte, hielt still, und nachdem er ihnen aufzustehen befohlen, und einige Augenblicke ihre herrliche Gestalt und ihren edlen Anstand mit sichtbarer Bewunderung betrachtet hatte, fragte er sie, wer sie wären.

Gnädigster Herr! antwortete der Prinz Bahmann, unser Vater war der Aufseher der Gärten Deiner Majestät. Er starb vor einiger Zeit, und wir bewohnen das Landhaus, das er kurz vor seinem Tode bauen ließ, und das nach seiner

Absicht uns so lange zum Aufenthalt dienen sollte, bis wir die Jahre erreicht hätten, die uns erlaubten, Deiner Majestät unsere Dienste anzubieten.

Wie ich sehe, sprach der Sultan, seyd Ihr Liebhaber der Jagd.

Gnädigster Herr! antwortete der Prinz Bahmann, wie sollten wir eine Beschäftigung nicht lieben, durch die wir im Frieden allein uns tüchtig machen können, im Kriege die Waffen gegen Deine Feinde zu führen?

Bey diesen Gesinnungen, erwiederte der Sultan, dem die verständige Antwort des Prinzen ungemein gefiel, freue ich mich doppelt, ein Augenzeuge Deiner Geschicklichkeit zu seyn. Folge mir also, und wähle Dir das Wild, das Du jagen willst, nach Deinem Gefallen.

Die Prinzen ritten mit dem Sultan weiter, und bald sah man verschiedene aufgestörte wilde Thiere herbeystürzen. Der Prinz Bahmann wählte sich einen Löwen, und der Prinz Perwis einen Bären, und jeder traf seinen Feind so geschickt mit dem Wurfspieße, daß er durch und durchgebohrt auf der Stelle todt blieb. Ohne auszuruhen gingen sie von Neuem, mit Vertauschung der Rollen, der ältere Prinz auf einen Bären, und der jüngere auf einen Löwen los, und siegten eben so schnell und eben

so leicht, als das erste Mal. Schon wollten sie die dritte Probe ihrer gewandten Tapferkeit ablegen, als der Sultan sie zurück rufen ließ. Ich muß Euch Einhalt thun, sprach er, wenn ich nicht will, daß Ihr mir auf einmal meine ganze Jagd zerstört. Noch mehr aber liegt mir daran, daß Ihr ein Leben nicht zu sehr wagt, von welchem ich mir dereinst noch größere Dienste verspreche, als die Ausrottung der überflüssigen Lowen und Bären meines Reichs.

Die Prinzen hatten auf dieser Jagd sich die Gunst des Sultans Chosruschah in einem so hohen Grade erworben, daß er sie einlud ihm in seinen Pallast zu folgen.

Deine Majestät, antwortete der Prinz Bahmann, erzeigt uns eine Ehre, welcher wir uns nicht für würdig halten konnen, und die wir auch noch aus einem andern Grunde nicht annehmen dürfen.

Noch aus einem andern Grunde? fragte der Sultan. Und aus welchem?

Gnädigster Herr! erwiederte der Prinz, wir haben eine jüngere Schwester, und leben zusammen in einer solchen Eintracht, daß Nichts von dem Einzelnen geschieht, was nicht der Wille Aller ist. Kurz, wir sind zwar ein körperliches Drey, aber ein geistiges Eins.

Ich ehre in Euch einen Spiegel für alle

Geschwister, antwortete der Sultan. Geht also mit Eurer Schwester zu Rath, und sagt mir auf der morgenden Jagd Bescheid, ob sie mir das Glück Eurer Dienste gönnt, um das Ihr sie auch in meinem Namen bitten müßt.

Der Gedanke an eine Trennung von der geliebten Schwester war den Prinzen zu fremd, als daß er ihnen nicht während der Unterredung mit ihr, bey welcher sie ihr tausend Dinge zu sagen, und eben so viele von ihr zu hören hatten, nicht hätte aus dem Gedächtniß verschwinden sollen. Welche Verlegenheit daher für Beyde, als sie am folgenden Tage der Sultan mit der Frage empfing, ob sie mit ihrer Schwester gesprochen, und ihre Einwilligung erhalten hätten!

Gnädigster Herr! antwortete endlich Prinz Bahmann, nachdem er und sein Bruder einander einige Augenblicke mit stummem Erröthen angesehen hatten, die Ehre, die Deine Majestät uns zudachte, ist uns so neu und unerwartet, daß wir wohl Verzeihung verdienen, wenn sie uns zu Hause, während wir uns über die gewöhnlichen Gegenstände der Unterhaltung mit unserer Schwester besprachen, gleich einem angenehmen, aber flüchtigen Traum aus dem Gedächtniß entschlüpfte.

Ich muß mich also, sprach der Sultan

lächelnd, schon für heute noch gedulden, und hoffentlich bringt Ihr morgen desto angenehmere Bothschaft.

Auch am folgenden Tage mußten die Prinzen sich einer gleichen Vergeßlichkeit anklagen. Gnädigster Herr! antwortete Prinz Bahmann dem fragenden Sultan, daß wir auch dießmal den Befehl Deiner Majestät nicht ausrichteten, es kann nicht anders, es muß das Werk der Einwirkung eines uns übel wollenden Wesens seyn. Aber da wir seine Tücke schon zum zweyten Mal erfuhren, so hoffe ich, wird es uns desto gewisser gelingen, sie das dritte Mal zu vereiteln.

Du bist ungemein sinnreich, erwiederte der Sultan, die Untreue Deines Gedächtnisses zu entschuldigen. Man könnte vielleicht dem Uebel durch eine Kerbe, die man Dir ins Ohr schnitte, abhelfen. Aber ohne Zweifel, fuhr er fort, indem er drey goldene Kugeln aus seinem Beutel zog, und sie dem ältesten Prinzen zustellte, ohne Zweifel ist es Dir lieber, durch dieses glänzende Metall, welchem von jeher unter anderem auch die Kraft, das Gedächtniß zu stärken, beygewohnt hat, vor dem Vergessen bewahrt zu werden. Nimm also die drey Kugeln, und wenn sie Dir diesen Abend beym Auskleiden aus dem Gürtel fallen, so wird hoffentlich

weder ein gutes, noch ein böses Wesen Dich hindern können, meines Wunsches eingedenk zu seyn.

Schon hatten die Prinzen ihrer Schwester eine gute Nacht gewünscht, ohne ihr ein Wort von dem Sultan und seiner Einladung zu sagen, als dem ältesten die aus seinem Gürtel fallenden drey Kugeln seine dreymalige Nachlässigkeit vorwarfen. Nicht ohne innere Beschämung begab er sich im Augenblick in das Zimmer des Prinzen Perwis, und beyde eilten nach dem Gemach der Prinzessinn, die gerade im Begriff war, sich zu Bette zu legen.

Die zärtliche Schwester erschrack nicht wenig, als die Prinzen ihr erzählten, was ihnen mit dem Sultan begegnet war. Die Gnade des Sultans, sprach sie, die, wie ich hoffe, ein Glück für Euch ist, droht leider das meinige, das ich bisher nur in dem schönen Bunde fand, der uns seit unserer Geburt vereinigte, zu zerstören. Aus Liebe zu mir suchtet Ihr dem Wunsche des Sultans auszuweichen, und o möchte ich Euch beschreiben können, was mein Herz bey dieser Liebe empfindet! Aber was wird Euch, wenn Eure Ausflüchte erschöpft sind, am Ende übrig bleiben, als blinder Gehorsam? Oder was sind die Wünsche der Sultane sonst, als Befehle? So wenig Freude mir also auch

das Wohlgefallen macht, das der Sultan an Euch Beyden findet, so bin ich doch der Meinung, daß Ihr seine Einladung nicht ablehnen dürft. Doch wollen wir erst hören, was unser Vogel zu der Sache spricht. Er hat alle möglichen Eigenschaften eines guten Rathgebers, und versprach mir noch besonders, sich zu jeder Zeit als Freund in der Noth gegen mich zu bewähren.

Die Prinzessinn, ließ sich den Käfich bringen, und fragte in Gegenwart der beyden Prinzen den Vogel, indem sie ihm die Sache, worüber sie seinen Rath verlangte, mit allen Umständen vortrug, was er glaube, daß sie zu thun hätten.

Ich wünsche Deinen Brüdern Glück zu der Einladung, antwortete der Vogel, und rathe ihnen, sie nicht nur anzunehmen, sondern auch es sich von dem Sultan zur Gnade auszubitten, daß er Euch in Eurem Hause besucht.

Aber Du weißt, Vogel! antwortete die Prinzessinn, wie sehr wir Geschwister uns lieben, und ich furchte, die Dazwischenkunft des Sultans wird unserer Liebe nachtheilig seyn.

Im Gegentheil, antwortete der Vogel, diese Liebe wird, wenn Ihr meinem Rath folgt, noch gewinnen.

Aber, fuhr die Prinzessinn fort, kommt der

Sultan in unser Haus, so wird er mich sehen, und Du weißt ja, Vogel! wie wenig es sich für eine Jungfrau schickt, sich einem Manne zu zeigen.

Es ist durchaus nothwendig, erwiederte der Vogel, daß der Sultan Dich sieht, und Du darfst Dich in diesem Falle auf mein Wort über die gewöhnlichen Bedenklichkeiten hinwegsetzen.

Am folgenden Morgen begaben sich die Prinzen Bahmann und Perwis abermal auf die Jagd, und sobald der Sultan Gelegenheit fand, sie abzurufen, fragte er sie, ob die goldenen Erinnerungskugeln ihren Zweck erfüllt hätten.

Gnädigster Herr! antwortete Prinz Bahmann, Deine Majestät hat völlig uber unsere Personen zu gebieten. Unsere Schwester bewilligte nicht nur sogleich Deine und unsere Wünsche, sondern tadelte uns auch, daß wir sie erst um Rath fragten, statt unsere Pflicht gegen Deine Majestät auf der Stelle zu erfüllen. Aber, gnädigster Herr! diese Schwester ist unserer Achtung so würdig, daß wir für den Beweis derselben, den wir auch in dieser wichtigen Sache schuldig zu seyn glaubten, gewiß die Verzeihung Deiner Majestät hoffen dürfen.

Statt Eure Zärtlichkeit zu mißbilligen, Ihr guten Kinder! antwortete der Sultan, finde ich

sie so lobenswürdig, daß ich sie selbst mit Euch theilen will.

Diese huldvolle Aeußerung rührte die beyden Brüder aufs innigste, und indem sie dem Sultan durch eine tiefe Verbeugung für seine Herablassung dankten, färbte zugleich das Erröthen der Bescheidenheit ihre glühenden Wangen.

Der Sultan kürzte für heute die Jagd ab, um sich mit den beyden Jünglingen, von welchen er vermuthete, daß ihr Geist ihrer Tapferkeit nicht nachstehen werde, desto ungestörter unterhalten zu können. Beym Rückwege nach der Stadt gab er seine Achtung gegen sie durch die von allen seinen Hofleuten beneidete Auszeichnung zu erkennen, daß sie ihm zur Seite reiten mußten.

Die Erscheinung der beyden Prinzen erregte bey dem Volke in der Residenz, durch dessen gedrängte Reihen der Sultan ritt, die größte Verwunderung. Sind die Beyden Einheimische, oder Fremdlinge? fragte Einer den Andern. Ach! wer sie auch sind, sprachen die Meisten, wer wünscht nicht beym Anblick der schönen und edel gebildeten Jünglinge, der Sultan hätte seine Unterthanen mit zwey Prinzen wie diese beschenkt? Und könnte er nicht Söhne ungefähr von eben diesem Alter haben, wenn seine Gemahlinn, die schon so lange im Kerker schmachtet,

in der Geburt nicht so unglücklich gewesen wäre?

Der Sultan führte die Prinzen sogleich in seine Prachtzimmer, deren Vorzüge von ihnen mit Verstand und ohne eitles Wortgepränge erhoben wurden. Man rief zur Tafel, wohin sie dem Sultan, trotz ihrer weigernden Demuth, folgen mußten.

Um die Prinzen, die während der Mahlzeit ein bescheidenes und ehrfurchtsvolles Stillschweigen beobachteten, zum Sprechen zu bringen, fing der Sultan, dem es weder an Geist, noch an Kenntnissen fehlte, eine Unterredung über verschiedene Gegenstände an, und jede Antwort seiner jungen Gäste brachte ihm eine höhere Meinung von ihrem Witz, ihrem Verstand und ihren Einsichten bey. Welche Gründlichkeit und welche Anmuth des Geists! sprach er bey sich selbst. Wahrlich, wären sie meine eigene Kinder, sie würden mir Nichts zu wünschen übrig lassen, so günstig ist der Erfolg, mit welchem die glücklichsten Talente eine Erziehung belohnten, die des Namens einer königlichen in der That würdig ist. Selbst nach der Tafel, die doch länger als gewöhnlich dauerte, wollte er sich das Vergnügen einer so angenehmen Unterhaltung nicht sogleich entziehen, und setzte sie daher noch in seinem Kabinett, wohin die Prinzen

ihm folgen mußten, fort. Ich kann Euch, meine edlen Jünglinge! sprach er zuletzt, nicht bergen, daß es das unerwartetste aller Ereignisse für mich ist, auf dem Lande und bey Kindern meiner Unterthanen eine Bildung anzutreffen, die man nur zu oft in meiner Residenz und in den höchsten Ständen vermißt.

Endlich brach der Sultan die lange Unterredung ab. Es ist Zeit, meine guten Jünglinge! sprach er, daß Ihr auch einige der Ergetzlichkeiten meines Hofs kennen lernt, und da die Musik es ist, die den Geist am meisten erheitert, so laßt uns sehen, was die Talente meiner Sänger und Sängerinnen und meiner übrigen Tonkünstler über den Eurigen vermögen.

Auf den Wink des Sultans vereinigte sich ein auserlesenes Chor von Stimmen und Instrumenten zu einem Concert, das die Prinzen, so sehr es auch der Musik des Wunderbaums nachstand, doch nach Verdienst zu preisen nicht umhin konnten. Dem Triumph der Tonkunst folgten die theils verwegenen, theils possirlichen Uebungen einer Gesellschaft der gewandtesten Gaukler, und zuletzt versöhnte die edlere Tanzkunst durch einige ihrer würdigsten Priester und Priesterinnen die Zuschauer mit der minder geachteten Halbschwester.

Gegen Abend warfen die Prinzen sich dem

Sultan zu Füßen, und bathen, indem sie ihm für seine Gnade dankten, um die Erlaubniß, nach Hause zu gehen.

Geht in Frieden, sprach der Sultan, aber erinnert Euch, wie gern Ihr in meinem Pallaste gesehen seyd, wohin ich Euch, nicht ohne Bedeutung, den Weg selbst gezeigt habe.

Ehe sie sich aus dem Saale zurückgezogen, glaubte Prinz Bahmann dem Sultan noch den Wunsch vortragen zu müssen, ihr Haus durch seine Gegenwart geehrt zu sehen. Gnädigster Herr! sprach er, die Huld Deiner Majestät gegen uns ist zu groß, als daß wir Dir den sehnlichsten unserer Wünsche, so kühn er auch ist, nicht offenbaren sollten. Erlaube uns, Dir in unserem Hause, seys auch nur einen Augenblick, wenn die Jagd Dich wieder an ihm vorbeyführt, unsere Ehrfurcht zu bezeugen. Der Ort ist keineswegs Deiner Majestät würdig. Aber auf welche Weise werden die Erdengötter den himmlischen am ähnlichsten, als durch die Herablassung, mit welcher sie zuweilen auch eine niedrige Hütte nicht verschmähen?

Ein Haus, antwortete der Sultan, das solche Herren hat, wie Ihr, läßt Alles, was schön und anständig ist, erwarten. Es ist mein eigener Wunsch, es zu sehen, und Ihr und Eure Schwester, die gewiß solcher Brüder würdig

ist, sollt mich bewirthen. Und zwar verlangt mich so sehr nach diesem Vergnügen, daß ich meinen Besuch nicht länger, als bis übermorgen aufschieben will. An der Stelle, wo ich Euch zum erstenmal sah, erwartet mich also an diesem Tage, um mir den Weg zu zeigen.

Die Prinzen Bahmann und Perwis ermangelten nicht, ihrer Schwester den Besuch des Sultans anzukündigen. Wir haben also, sprach sie, keine Zeit zu verlieren, und müssen sogleich Anstalten zur standesmäßigen Bewirthung eines so hohen Gasts treffen. Der redende Vogel wird uns ohne Zweifel auch hier mit seinem guten Rathe dienen, und vielleicht weiß er uns sogar die Lieblingsgerichte des Sultans zu nennen.

Lieber Vogel! sprach die Prinzessinn, als man ihn ihr mit dem Käfich brachte, der Sultan wird übermorgen bey uns speisen, und wir wünschten gern von Dir zu erfahren, wie wir ihn am schicklichsten bewirthen können.

Meine gute Gebieterinn! erwiederte der Vogel, Deine Köche sind aus einer so trefflichen Schule, daß Du auch bey dieser Gelegenheit Dich ohne meinen Rath sicher auf sie verlassen kannst. Nur befiehl ihnen für ein Gericht mit Perlen gefüllter Gurken zu sorgen, das dem Sultan zuerst vorgesetzt werden muß.

Mit Perlen gefüllte Gurken! rief die Prinzessinn Parizade außer Fassung. Treibst Du Deinen Spaß mit mir, oder werden die Vögel auch toll? Im Ernst, Du kannst unmöglich bey Sinnen seyn. Seitdem man Gurken in die Erde pflanzt, und Perlen aus dem Meere fischt, hat man sie noch nicht zu einem Gerichte vereinigt. Und was wird der Sultan zu der abenteuerlichen Bewirthung sagen, wenn wir ihm statt der eßbaren Auster die ungenießbare Perle vorsetzen? Woher soll ich endlich so viele Perlen nehmen, als man braucht, um eine ganze Schüssel mit Gurken zu füllen?

Gebieterinn! versetzte der Vogel, warum in aller Welt verlangst Du meinen Rath, wenn Du stets hundert Einwendungen dagegen vorzubringen hast? Verstehst Du Deinen Vortheil, so beobachte ohne Widerrede, was ich Dir sage. Du fragst, woher Du die vielen Perlen zu dem Gurkengericht nehmen sollst? Unter dem ersten Baume Deines Lustgehölzes zur rechten Hand wirst Du mehr finden, als Du brauchst.

Die Prinzessinn wagte nicht, sich in einen längern Streit mit dem Vogel einzulassen, und begab sich am folgenden Morgen mit dem Gärtner, den sie noch am Abend zuvor bestellt hatte, an den bestimmten Ort des Gartens. Auf ihren Befehl fing dieser an zu graben, und bald

machte er sie auf ein goldenes, etwa einen Fuß im Viereck großes Kästchen aufmerksam, das aus der Erde hervorschimmerte. Gut, sprach sie, gerade dieses Kästchen suche ich. Grabe nur weiter, aber nimm Dich in acht, daß Dein plumpes Eisen das edle Gold nicht beschädigt.

Der Gärtner hob endlich das Kästchen aus der Grube hervor, und die Prinzessinn, die es, da es nur mit kleinen zierlichen Häckchen verschlossen war, sogleich öffnete, freute sich nicht wenig, als sie es mit Perlen angefüllt fand, die außerordentlich gleich, und für den bestimmten Gebrauch weder zu groß, noch zu klein waren.

Mit dem gefundenen Schatz unter dem Arme flog sie in fröhlicher Eile nach dem Hause zurück, und traf in der Mitte des Gartens mit ihren Brüdern, die ihr entgegen gegangen waren, zusammen. Guten Morgen, liebe Schwester! sprachen sie, Du wagst Dich fast zu früh in den Garten. Die Morgenluft wird Deinen Wangen verderbliche Küsse geben, und der perlende Thau auf dem Grase, so schön er ist, kann Dir leicht ein Fieber zurücklassen. Aber was trägst Du hier? Du hattest Nichts unter dem Arme, als wir Dich mit dem Gärtner nach dem Lustgehölze gehen sahen, und jetzt kommst Du mit einem goldenen Kästchen zurück.

Vermuthlich hat der Gärtner den Schatz gefunden, und ihn Dir überliefert?

Umgekehrt, meine lieben Brüder! antwortete die Prinzessinn, indem sie mit vergnügter Miene ihr Kästchen betrachtete, Eure Schwester hat den Schatz entdeckt, und der Gärtner hat mir bloß seinen Arm und seinen Spaten geliehen. Aber, fuhr sie fort, seht erst, was in dem Kästchen ist, wenn Ihr große Augen machen wollt.

Die Prinzessinn öffnete den Deckel, und die Prinzen sahen mit Erstaunen das Kästchen mit Perlen gefüllt, die, trotz ihrer nur mittelmäßigen Größe doch durch ihre Menge und durch ihre Vollkommenheit einen hohen Werth hatten. Welch ein Schatz, liebe Schwester! riefen sie aus. Laß uns doch wissen, durch welch ein Wunder er in Deine Gewalt gerieth!

Ihr sollt Alles erfahren, erwiederte die Prinzessinn. Folgt mir nur, wenn Ihr sonst Nichts zu thun habt.

Die Prinzessinn kehrte in Gesellschaft ihrer Brüder nach dem Hause zurück, und nachdem sich alle drey die Köpfe über den sonderbaren Rath des Vogels, dem Sultan mit Perlen gefüllte Gurken vorzusetzen die Köpfe zerbrochen hatten, wurden sie einig, daß das Geheimniß

nicht zu ergründen sey, daß aber der Rath aufs Pünctlichste befolgt werden müsse.

Die Prinzessinn ließ, als sie ins Haus zurück kam, sogleich den Küchenmeister rufen. Du mußt, sprach sie, nachdem sie die Mahlzeit, mit welcher sie den Sultan zu bewirthen gedachte, bestellt hatte, noch ein besonderes Gericht, nämlich eine Schüssel mit Perlen gefüllter Gurken, eigenhändig für den Sultan bereiten. Die Perlen, fuhr sie fort, indem sie das goldene Kästchen öffnete, sind hier, und Du mußt sehen, wie Du damit auskommst.

Der Küchenmeister, der in seinem Leben noch nie Perlen für die Küche benutzt hatte, fuhr drey Schritte zurück, als er den unerhörten Befehl vernahm, und ließ wenigstens seine Mienen sich durch starke Zweifel an dem Verstande seiner gebietenden Dame versündigen.

Du erstaunst über die neue Probe Deiner Kunst, die ich von Dir fordere, sprach die Prinzessinn, als sie seine Verlegenheit bemerkte. Freilich bist Du wohl der Erste, der mit Perlen gefüllte Gurken für die Tafel bereitet. Aber was ist ehrenvoller, als bey irgend einem Unternehmen der Erste zu seyn? Kurz, Du mußt den Auftrag ausrichten, und ich hoffe, Du wirst Dich mit Verstand aus der Sache ziehen. Nimm also die Perlen, und Deiner Ehrlichkeit brauche

ich wohl nicht zu sagen, was Du mit dem Rest, den Du nicht für die Gurken verwendest, anzufangen hast.

Der Küchenmeister ging kopfschüttelnd mit dem Kästchen davon, und nach Bestellung der Küche gab die Prinzessinn Befehl, daß Alles im Hause und im Garten zum würdigen Empfange des Sultans aufs Beste und sorgfältigste geordnet würde.

Am folgenden Morgen trafen die beyden Prinzen noch vor dem Sultan an dem bestimmten Orte der Jagd ein. Als die drückende Hitze den Sultan erinnerte, das gastfreundliche Dach seiner beyden jungen Begleiter zu suchen, ritt Prinz Perwis voran, um ihm den Weg zu zeigen, während Prinz Bahmann ihm zur Seite blieb. Prinz Perwis spornte, als er das Haus zu Gesicht bekam, sein Pferd, um seiner Schwester die Ankunft des Sultans zu melden. Allein diese hatte die Nachricht schon früher durch ihre ausgestellten Leute erhalten, und der Bruder fand sie also vollkommen bereit, den hohen Gast zu empfangen.

Der Sultan ritt in den Hof, und im Augenblick, da er vor der Pforte der Wohnung vom Pferde stieg, warf sich die Prinzessinn Parizade vor ihm nieder. Der Monarch, als er von den Prinzen Bahmann und Perwis

vernahm, die Dame, die er zu seinen Füßen sehe, sey ihre Schwester, bückte sich sogleich, um sie aufzuheben. Lange stand er sprachlos vor der Jungfrau, die durch ihre hohe Schönheit, und durch eine Gestalt, die keiner Krone bedurfte, um ihre Königswürde anzukündigen, ihm selbst die Ehrfurcht abnöthigte, mit welcher sie ihn empfing, und die er von Jedem zu empfangen gewohnt war.

Nur eine solche Schwester kann solche Brüder haben, sprach er endlich. Wahrlich, ich tadle Euch nicht, Ihr beyden Jünglinge! wenn Ihr von ihren Lippen alle Eure Lebensregeln empfangt. Und mit welchen Erwartungen betrete ich ein Haus, in welchem eine Schutzgöttinn wie diese waltet!

Gnädigster Herr! antwortete die Prinzessinn, es ist bloß eine ländliche Hütte, in welche die huldvollste Herablassung den größten aller Monarchen führt. Eine andere würde sich auch für drey jugendliche Einsiedler nicht schicken, von welchen die Pracht der großen Welt, sammt ihren Sitten, kaum dem Namen nach gekannt wird.

Dein Haus, meine Schöne, erwiederte der Sultan, mag eine Hütte, oder ein Pallast seyn, immer wird es den Geist seiner Besitzerinn verrathen, und gewiß wird auch über seine Pracht

meine Unbefangenheit ein anderes Urtheil fällen, als Deine Bescheidenheit. Kurz da ich schon beym ersten Anblick der Dinge um mich her eine verdächtige Richterinn in Dir erkenne, so muß ich nothwendig selbst prüfen, und bin bereit, mich Deiner Führung zu überlassen.

Die Prinzessinn führte den Sultan durch alle Zimmer des Hauses, mit Ausnahme des Saals. Er betrachtete jedes mit großer Aufmerksamkeit, und ließ bey keinem die eigenthümliche Schönheit, durch welche es sich von den übrigen unterschied, außer Acht. Ich muß gestehen, meine Schöne! sprach er endlich, nachdem er das letzte gesehen hatte, zu der Prinzessinn, eine Hütte, wie die Deinige, ist mir noch nicht vorgekommen. In der That, die stolzesten Bewohner der Stadt würden sich gern in Hirten und Bauern verwandeln, wenn sie zugleich ihre Häuser mit solchen Hütten vertauschen dürften. Ohne Zweifel wird der Garten, den ich mir jetzt zu zeigen bitte, nicht besser und nicht schlechter seyn, als das Haus ihn erwarten läßt.

Die Prinzessinn öffnete die Thür, die in den Garten führte, und plötzlich sah der Sultan sich durch das springende goldgelbe Wasser überrascht. Ists möglich, rief er aus, täuscht mich mein Gesicht, oder ist es wirklich Wein von der schönsten Goldfarbe, den ich dort aus

jenem prachtvollen Marmorbecken sich erheben, und in majestätischen Strahlen wieder niederstürzen sehe? Wahrlich, hier ist weder Natur, noch Kunst, ein Wunder ist es, was sich meinen Blicken darstellt.

Der Sultan verlangte den Brunnen in der Nähe zu sehen, und die Prinzessinn führte ihn an dem musicirenden Baume vorbey. Eine neue Veranlassung zum Erstaunen für ihn! Lange suchten seine Augen die Tonkünstler, die ihn durch eine ihm eben so fremde, als vollkommene Harmonie überraschten. Schöne Dame! sprach er, laß mich wissen, schweben die Töne, die mein Ohr entzücken, von der Luft herab, oder entsteigen sie der Erde? Und warum verbergen sich diese Meister, die so gerechte Ursache haben, auf ihre Kunst stolz zu seyn, warum verbergen sie sich dem dankbar bewundernden Hörer?

Gnädigster Herr! antwortete die Prinzessinn lächelnd, der Tonkünstler, welcher das Glück hat, den Beyfall Deiner Majestät zu erhalten, kann das ihm so schmeichelhafte Lob so wenig hören, als die Harmonie, mit welcher er Andere entzückt. Der Urheber der Töne, die den Garten erfüllen, ist Niemand, als der Baum, den Du vor Dir siehst. Und doch, als ob er es wüßte, von wem er gehört wird, scheint er

jetzt seine ganze Kunst aufzubieten, um sich selbst zu übertreffen, und nie hörte ich von ihm ein so bezauberndes Wechseln von majestätischen und schmeichelnden, von ernsten und tändelnden, von fröhlichen und wehmüthigen, von rauschenden und sanften, von erhabenen und schmelzenden Accorden, als in diesem Augenblicke.

Der völlig bezauberte Sultan trat näher, und betrachtete den Baum mit immer neuem Erstaunen. Ich sehe, sprach er endlich zur Prinzessinn, ich sehe den Baum; ich höre seine Musik. Aber kann ich glauben, was ich sehe und höre? O ich bitte Dich, erkläre mir das Wunder! Welche Fee hat Dich mit dem Baume beschenkt, der selbst in den Zaubermährchen seinesgleichen nicht hat?

Gnädigster Herr! erwiederte die Prinzessinn, ich verdanke den Baum, der freylich nicht unter die alltäglichen Bäume gehört, und hier zu Lande gar nicht wächst, allerdings einem Wunder. Aber seine Geschichte, die mit dem goldgelben Wasser und mit dem redenden Vogel, den Deine Majestät nachher sehen wird, zusammenhängt, ist etwas weitläuftig, und Deine Majestät wird mir daher erlauben, Dich nicht hier, wo Dir die Sonnenhitze beschwerlich fällt, sondern im Hause, während Du von der Ermüdung der Jagd ausruhest, mit ihr zu unterhalten.

Meine Schöne! antwortete der Sultan, Deine Gesellschaft und mein Erstaunen über die Wunder, die ich sehe, lassen mich weder Müdigkeit noch Hitze empfinden. Aber ich darf nicht vergessen, daß eine so zarte Dame wie Du sich schon zu lange den sengenden Sonnenstrahlen preis gegeben hat, und wenn es Dir also gefällt, so betrachten wir noch das goldgelbe Wasser, um desto eher zu dem redenden Vogel zu kommen, den ich zu sehen und zu hören, beynahe vor Begierde sterbe.

Mit doppeltem Erstaunen betrachtete der Sultan jetzt, da er ihm nahe war, das goldgelbe Wasser, dessen herrliche Strahlen zu einer ungeheuren Garbe vereinigt in die Luft stiegen, und indem sie oben zu einer runden Form sich vereinigten, mit abgewandten Bogen in das marmorne Becken zurückfielen.

Meine Schöne! sprach endlich der Sultan, da, wie Du sagst, dieses Wasser keine Quelle hat, und auch nicht unter der Erde hieher geleitet wird, so denke ich ist es wohl eben so wenig als, der harmonische Baum, hier im Lande zu Hause.

Zum Beweise, antwortete die Prinzessinn, daß ich die Wahrheit sage, bitte ich Deine Majestät, dieses Becken zu betrachten. Es ist aus Einem Stücke, und das Wasser kann also nirgends durchfließen. Was aber Deiner Majestät vielleicht noch unglaublicher scheint, ist der Umstand, daß diese gewaltige Wassermasse, die in ein Bett geleitet einen kleinen Strom bilden würde, so unbedeutend war, daß sie in einer Flasche Raum hatte, aus welcher ich sie in das Becken goß.

In der That, sprach endlich der Sultan zur Prinzessinn, nachdem er die Seltenheit lange genug betrachtet hatte, man fühlt sich hier bey jedem Schritte festgezaubert, und wird nur durch ein neues Wunder dem alten entführt. Ich würde schwerlich von diesem außerordentlichen Anblick mich jetzt schon losreißen können, wenn nicht Dein redender Vogel, der, wie ich vermuthe, mehr als ein gewöhnlicher Papagay ist, meine Erwartung aufs Höchste spannte.

Der Sultan, mit welchem die Prinzessinn jetzt dem Saale sich näherte, sah die Bäume in diesem Theile des Gartens mit einer zahllosen Schaar von Vögeln bedeckt, deren mannigfaltiger Gesang das Ohr zugleich entzückte und betäubte. Unbegreiflich! sprach der Monarch, auf den übrigen Bäumen des Gartens schien das Vogelgeschlecht beynahe ganz ausgestorben, und hier glaubt man sich in einer Welt zu befinden, die beynahe ganz aus gefiederten Sängern besteht.

Gnädigster Herr! erwiederte die Prinzessinn, der redende Vogel, den selbst die gefiederte Virtuosinn, die Nachtigall, für ihren Meister erkennt, lockt durch seinen Zaubergesang alle geflügelten Sänger der ganzen Gegend, als ihr Apollo, in seine Nähe.

Der Sultan trat in den Saal, und der Vogel setzte, ohne daß er den Monarchen zu bemerken schien, seinen Gesang fort. Aber die Prinzessinn verwies ihm auf der Stelle diese Unschicklichkeit. Sclave! sprach sie, was soll ich von Dir denken? Siehst Du den Sultan nicht? Unverzüglich höre auf zu singen, um Seiner Majestät Deine Ehrfurcht zu bezeugen.

Der Vogel gehorchte. Heil Dir, Chosru-schah! rief er, Heil Dir, Beherrscher von Persien! Lange lebe Du selbst, und ewig Dein Name in den Jahrbüchern Deines Reichs!

Der Sultan hörte diesen Gruß mit besonderem Vergnügen. Ich danke Dir, Vogel! sprach er, indem er sich an die nahe bey dem Fenster desselben gedeckte Tafel niederließ, ich danke Dir, und ernenne Dich zugleich zum Sultan der persischen Vögel.

Der Sultan sah die Schüssel mit Gurken die sein Lieblingsgericht waren, und legte sich selbst eine vor. Darf ich meinen Augen trauen? rief er, als beym Aufschneiden ihm die Perlen entgegen rollten. Perlen in einer Gurke! O sprecht, wie soll ich mir das Wunder erklären?

Das Räthsel, rief der Vogel, ohne den Prinzen und der Prinzessinn Zeit zur Antwort zu lassen, will ich Deiner Majestät auflösen, wenn Du mir nur erlaubst, einen Augenblick kein Schmeichler zu seyn. Es ist um kein Haar seltsamer, daß man Perlen in einer Gurke findet, als daß eine Frau erst eine Mißgeburt mit dem Kopf eines Hundes, zum zweyten Mal eine mit dem Kopf eines Katers, und zum dritten Mal gar ein Stück Holz zur Welt bringt. Ueber die Perlen in der Gurke wunderst Du Dich, und forschest nach der Ursache, aber das Mährchen von den drey Mißgeburten der Sultaninn nahm Deine Majestät auf Treue und Glauben an. Verstehst Du nun, was die seltsame Speise Dich lehren soll?

Wie konnte ich, antwortete der Sultan, an einer Begebenheit zweifeln, welche mir von den Hebammen der Sultaninn, ihren

eigenen Schwestern, mit Thränen hinterbracht wurde?

Gerade, erwiederte der Vogel, weil diese Weiber Schwestern der Sultaninn waren, hätte Deine Majestät ihnen nicht glauben sollen. Kann die Gemahlinn eines Sultans tödtlichere Feindinnen haben, als ihre Schwestern, wenn diese an den Bäcker und den Koch ihres Gemahls sich verheirathet sehen müssen? Der Neid, mit Einem Wort, verleitete diese Weiber, die Leichtgläubigkeit Deiner Majestät zum Verderben Deiner Gemahlinn zu mißbrauchen. Gib nur Befehl, daß man ihnen mit einigen scharfen Fragen zusetzt, und sie werden es bald müde werden, ihr Verbrechen zu läugnen. Deine Kinder, die von den beyden Tiegern in Weibergestalt ausgesetzt, und von dem Aufseher Deiner Gärten gerettet wurden, sind diese drey Geschwister, deren Gast Du in dem gegenwärtigen Augenblicke bist.

O Vogel! aus welchem eine höhere Stimme spricht, rief der Sultan, was Du mir jetzt sagst, sagte mir beym ersten Anblick dieser drey edlen Geschöpfe mein Herz, das ich jetzt erst verstehe, und wie leicht wird es mir also Dir zu glauben, daß ich der glücklichste, wenn gleich der schuldvollste aller Väter bin! Könnt Ihr verzeihen, könnt Ihr mich lieben, theure Jünglinge, und Du, Zierde der Jungfrauen, o so kommt an dieses reuevolle Herz, kommt, und laßt mich den süßesten Namen hören, und den süßesten aussprechen. Kinder, Kinder, umarmt den Vater! Brüder, umarmt Euch, umarmt Eure Schwester! Schwester, umarme Deine Brüder! Umarmt Euch nicht mehr als die Kinder

des Aufsehers meiner Gärten, umarmt Euch als meine Kinder, als Nachkommlinge der persischen Könige, deren Ruhm Ihr bis in die fernsten Zeiten fortzupflanzen bestimmt seyd.

Nach tausend Umarmungen und nach tausend Aeußerungen des höchstens Entzückens vollendeten Vater und Kinder ihre Mahlzeit, und der nämliche Tisch sah diese mit jenem durch das zärtlichste Band vereinigt, an welchen sie sich als gegenseitige Fremdlinge niedergesetzt hatten. Kinder! sprach der Sultan, Ihr kennt jetzt Euren Vater, morgen sollt Ihr Eure Mutter, ach! Eure von einem zu leichtgläubigen Gemahl schwer mißhandelte Mutter sollt Ihr sehen.

Der Sultan eilte aufs schleunigste nach der Hauptstadt zurück, und kaum war er vom Pferde gestiegen, als er den Großvezier rufen ließ, und ihm befahl, den Schwestern der Sultaninn den Proceß zu machen.

Die beyden, der Erbarmung eben so wenig fähigen, als würdigen Ungeheuer wurden eingezogen, und nachdem die Folter ihnen das Bekenntniß ihres aufs wunderbarste entdeckten Verbrechens ausgepreßt hatte, befreyte der rächende Arm der Gerechtigkeit noch in der nämlichen Stunde die Erde von ihnen.

Zu gleicher Zeit begab sich der Sultan Chosruschah in Begleitung seines ganzen Hofs zu Fuße nach der Pforte der großen Moschee, und führte die Sultaninn selbst aus dem dunkeln Kerker, in welchem die schwärzeste Bosheit und die schwächste Leichtgläubigkeit sie eine Reihe schreckenvoller Jahre für ein nicht begangenes Verbrechen hatten büßen lassen.

Meine theure Sultaninn! sprach der Sultan,

indem er das blasse Bild der sanftesten Duldung mit Thränen an sein Herz drückte, ich kann nicht sagen vergib mir! Wie könnte ich von Dir Verzeihung für ein Unrecht fordern, das ich mir selbst nie vergeben werde? Aber glaube an meine Reue, und laß mich den Himmel bitten, Dir jede Thräne des Kummers mit Millionen, welche die Freude Dich vergießen läßt, zu vergelten! Oder bist Du ein zu himmlisches Wesen, um selbst dem grausamsten aller Beleidiger zu grollen? O wohl mir, wohl mir! Du verzeihst mir um zweyer edlen Söhne, und einer reitzenden, Dir gleichenden Tochter willen, die ich Deinen Armen zuführen werde.

Eine zahllose Volksmenge, die bey dem schnell verbreiteten Gerücht von der glücklichen Entdeckung herbeyströmte, war Zeuge von dieser Scene, und ein allgemeiner Jubel bereitete der siegenden Unschuld den herrlichsten Triumph.

Am folgenden Morgen begab sich der Sultan mit seiner Gemahlinn, die ihre Trauerkleider mit dem königlichen Schmuck vertauscht hatte, nach dem Landsitz ihrer Kinder. Hier, meine Theure! sprach der Sultan beym Eintritt in den Saal, zu seiner Gemahlinn, hier siehst Du unsere Kinder, die Du längst geboren hast, wenn gleich erst der heutige Tag Dich zur Mutter von ihnen macht. Aber die unglücklichste Mutter wird die glücklichste, indem sie Kinder in ihre Arme schließt, die selbst eine Mutter nicht zu viel lieben kann.

Man ging zur Tafel, und nach der prächtigen Mahlzeit, welcher der ganze Hof anwohnte, führte der Sultan seine Gemahlinn in den Garten, um ihr den harmonischen Baum und den

Springbrunnen mit dem goldgelben Wasser zu zeigen. Den redenden Vogel, welchem sie so viel Dank schuldig war, hatte sie schon während der Mahlzeit gesehen, und sich von dem Sultan seine Geschichte und seine Verdienste erzählen lassen.

Der Sultan fand, daß es Zeit zum Aufbruch sey, und stieg zu Pferde. Zur Rechten ritt ihm der Prinz Bahmann, zur Linken der Prinz Perwis, hinter ihm die Sultaninn, und zu ihrer Linken die Prinzessinn Parizade. In dieser Ordnung nahmen sie in der Mitte der Hofbedienten, die ihrem Range gemäß einander folgten, ihren Rückweg nach der Hauptstadt. Beym Anblick der Sultaninn hätte das Jubelgeschrey der ihnen entgegenströmenden Menschenfluth selbst den Donner des Himmels übertäubt. Nichts desto weniger ließ der redende Vogel, welchen die Prinzessinn Parizade in seinem Käfich vor sich auf dem Pferde trug, zur Feyer des Einzugs unaufhörlich seine helle Stimme ertönen, und welch ein Anblick für das Volk, als es alle Vögel der Gegend, indem sie die Bäume des Felds und die Dächer der Häuser umflatterten, und seinen Gesang nebenbuhlerisch begleiteten, ihm folgen sah! Eine prachtvolle Beleuchtung der Stadt beschloß den Abend, und eine ganze Reihe von Festtagen mußte eine der denkwürdigsten Begebenheiten verherrlichen, welche die Jahrbücher von Persien der Nachwelt aufbewahrt haben.

II.

Das Gastmahl.

Schakabak, ein armer Mann in Bagdad, der vom Almosen lebte, sah durch die offene Pforte eines prächtigen Pallasts eine Menge reich gekleideter Diener in dem geräumigen Hofe versammelt, und beschloß sogleich nach seiner Gewohnheit, sich einen Mäcen unter ihnen zu suchen.

Mein hochzuverehrender Herr! redete er den ersten, der ihm in den Weg lief an, wolltest Du nicht die Gnade haben, mir zu sagen, wer der Herr dieses Pallasts ist?

Welch ein Fremdling, antwortete der Diener, bist Du in Bagdad, daß Dir nicht Alles, was Du hier wahrnimmst, den Herrn des Hauses verräth, der ein Barmezide ist?

Schakabak, der längst wußte, daß in dem edlen Geschlechte der Barmeziden von jeher Großmuth und Freygebigkeit einheimisch waren, war dennoch zu bescheiden, diese Tugenden bey dem Herrn des Pallasts unmittelbar in Anspruch zu nehmen, und begnügte sich daher, die Pförtner, deren bey der Weitläuftigkeit des Pallasts mehrere waren, zu Vertrauten seiner Noth zu machen.

Wenn Du ein Almosen verlangst, antwortete ihm einer derselben, so gehe, um Dich an meinen Herrn selbst zu wenden. Er versagt keinem Unglücklichen den Zutritt, und läßt keinen ungetröstet von sich.

Schakabak hatte einen langen Weg zurück-

zulegen, ehe er von den vielen Gebäuden, die zum Pallast gehörten, dasjenige erreichte, das von dem erhabenen Eigenthümer selbst bewohnt wurde. Es war ein vortrefflich gebautes Viereck, und seine Annehmlichkeiten wurden durch einen Vorplatz und einen prächtigen Garten erhöht, in welchem man sogar den Gängen durch vielfarbige Kiesel das Ansehen von Blumenbeeten gegeben hatte. Die Zimmer befanden sich auf ebener Erde, und waren statt der Thüren mit Vorhängen versehen, die, wenn man der Abendkühle genießen wollte, aufgezogen wurden.

In einem mit den schönsten Gemählden und mit geschlagenem Gold und Azur aufs reichste geschmückten Saale fand er auf einem Sopha einen Greis, dessen langer weißer Bart eben so viel Ehrfurcht, als seine gutherzige Miene Liebe und Vertrauen einflößte.

Der Alte hieß ihn aufs freundlichste willkommen, und Schakabak, der in ihm sogleich den Herrn des Hauses vermuthete, bath ihn auf seine Frage, was er begehre, mit dem kläglichsten Gesicht, das er in seiner Gewalt hatte, um ein Almosen.

Der Barmezide fuhr mit scheinbarem Erstaunen nach seinem Kleid, als ob er es aus Verzweiflung zerreißen wollte. Ich Unglücklicher! rief er, in Bagdad, in der Stadt, wo ich lebe, gibt es noch einen Menschen, der Hülfe bey Andern suchen muß? Aber dem Himmel sey Dank, daß Du mir Dich und Dein Elend wenigstens jetzt noch vor Augen stellst. Wie man eine Hand umwendet, sollst Du weder Hunger noch Durst mehr empfinden, und Dich keines Lochs in Deinem Mantel mehr zu schämen haben.

Schakabak erwartete nach diesem Eingang ein Geschenk, das ihn für immer aller Sorgen für seinen Unterhalt überhob, und überschüttete den großmüthigen Geber zum voraus mit tausend Segenswünschen.

Kurz und gut, fuhr der Barmezide fort, der Himmel hat es Dir eingegeben, Dich an mich zu wenden. Weder Du, noch ein Anderer soll mir nachsagen, daß ich einen Mann, wie Dich, ohne Hülfe von mir gelassen habe.

Da Schakabak, der heute noch Nichts gegessen hatte, sich vom Hunger fürchterlich gequält fühlte, so ergriff er die erste Gelegenheit, dem Barmeziden zu bedeuten, daß in diesem Augenblicke sein Magen die nächsten Ansprüche an seine Wohlthätigkeit mache.

Ists möglich? rief der Barmezide, wie außer sich. Du hast heute noch Nichts gegessen bis auf diese Stunde noch Nichts? In der That, heute noch Nichts gegessen, und vermuthlich gestern nicht viel mehr als Nichts, welcher Mensch kann ein solches Fasten aushalten? Aber ich wette, Du hast mich zum Besten. Die Sache ist gar zu unglaublich.

Schakabak wiederhohlte seine Versicherung, und der Barmezide stellte sich, als wollte er verzweifeln. Ich bin, sprach er, in der größten Angst. Was würden die Leute sagen, wenn sie hörten, in meinem Hause, in welchem täglich zehn Lämmer, zwanzig Kälber, und unzählige Hühner, Gänse und Schnepfen verzehrt werden, sey ein Armer Hungers gestorben. Holla! rief er mit lauter Stimme, holla Bursch! bringe uns ein Becken mit Wasser zum Hände waschen!

Es ließ kein Mensch sich sehen. Aber dennoch rieb der Barmezide sich die Hände, als ob Jemand ihm Wasser darauf gegossen hätte. Komm doch her, sprach er zu seinem Gast, und wasche Dich ebenfalls!

Der alte Herr Barmezide ist, trotz seiner eisgrauen Haare, und trotz seiner drey Ellen schneeweißen Barts, ein Spaßvogel, dachte Schakabak, und da er längst wußte, daß man bey den Reichen, wenn man Ansprüche auf ihre Wohlthätigkeit machen will, Scherz verstehen muß, so ermangelte er nicht, sich in die Wette mit seinem Wirth die trockenen Hände zu waschen.

Jetzt tragt das Essen auf, Ihr Sclaven! rief der Barmezide nach der Ceremonie des Waschens. Hurtig, hurtig, Ihr Trägen! Laßt uns nicht lange warten!

Nun, kommt Ihr doch endlich? sprach er nach einigen Augenblicken, als — Niemand erschien. Wißt Ihr nicht, daß der ehrliche Mann hier heute noch keinen Bissen gegessen hat? Mit diesen Worten langte er in die Schüssel, die nicht da war, und hatte seinen Magen zum Besten, indem er die Rolle eines Essenden spielte.

Nun, sprach er zu seinem Gast, muß man Dich, trotz Deinem Hunger, erst noch zum Essen nöthigen? Sey doch kein Kostverächter! Oder gib wenigstens mir die Schuld nicht, wenn Du ungesättigt von meinem Tisch aufstehst.

Ich bitte um Verzeihung, mein gütiger Herr! erwiederte Schakabak, indem er eben so gierig, als der Barmezide, Luft kaute. Du siehst ja, daß ich mich nicht säume, und wie unvergleichlich es mir schmeckt.

Wie findest Du dieses Brot? fragte der Barmezide.

Es ist das erste seiner Art, das ich in meinem Leben gegessen habe, antwortete Schakabak. Erlaubt doch, daß ich mir noch ein Stück abschneide.

Es freut mich, sprach der Barmezide, daß das Brot Deinen Beyfall hat. Dafür ist es aber auch von einer Bäckerinn gebacken, für die ich fünfhundert Goldstücke bezahlte.

Bringt uns eine neue Schüssel! rief er jetzt. Nun, sprach er, mein wackerer Freund! würdige auch dieses Gericht Deiner Prüfung, und bekenne, daß Du nie besseres Hammelfleisch mit Graupen gegessen hast.

Herr! antwortete Schakabak, ich hätte weder das Hammelfleisch, noch die Graupen erkannt, wenn Du sie mir nicht genannt hättest, so künstlich wußte der Koch den natürlichen Geschmack von beyden zu verstecken.

Laß uns sehen, sprach der Barmezide, ob er bey dieser Gans, mit ihrer Brühe von Weinessig, Honig, Rosinen, Kichern und trockenen Feigen sich ein gleiches Lob zu verdienen gewußt hat. Schade, fuhr er fort, indem er sich stellte, als ob er sie zerlege, daß sie ein wenig zu fett ist! Ich rathe Dir, höchstens eine Keule und einen Flügel davon zu essen, damit Du auch für die vielen folgenden Gerichte noch Appetit behälst.

In der That forderte er noch eine Menge Schüsseln, welchen zu Ehren der gefällige Schakabak, während der Hunger ihn fast aufrieb, sich als den unmäßigsten Esser bewies. Am meisten rühmte ihm der Wirth ein mit Pistazien

gefüttertes Lamm. Bey diesem Gericht, sprach er, darfst Du mir nicht so jüngferlich thun, als bey den bisherigen. Du findest es nirgends, als bey mir, und selbst der Kalif hat es nicht auf seiner Tafel. Hier, fuhr er fort, indem er sich stellte, als ob er ihm ein Stuck vor den Mund hielte, mache einmal die Probe, und sage mir, ob diese Schüssel nicht eine Göttertafel zu zieren verdiente.

Schakabak öffnete den Mund, und schnappte und schluckte, und biß sich fast die Zähne an dem herrlichen Braten aus, den der freygebige Wirth ihm mit Worten vormahlte.

Sagte ichs nicht gleich, fuhr der Barmezide fort, Du würdest dem Lammfleisch Geschmack abgewinnen?

Ich bin nicht werth, antwortete Schakabak, daß mein Gaumen eine solche Speise kostete. Ueberhaupt solltest Du, mein gütiger Herr! lauter Emire und andere Große, die des Wohllebens gewohnt sind, zuweilen etwa auch einen Kadi, oder einen Finanzminister, oder sonst einen Beamten, nur keinen Poeten, zu Deiner Tafel bitten. Für Meinesgleichen ist der Aufwand, den ich Dich machen sehe, im Ernst ein wenig übertrieben.

Im Gegentheil, versetzte der Barmezide. Ich bin selbst kein Freund des Ueberflusses, und bewirthe Dich bloß mit Alltagskost. Aber dieses Ragout, mein Freund! darf nicht abgetragen werden, ohne daß Du wenigstens einige Bissen davon genießest.

Verzeih mir, mein gütiger Herr! erwiederte Schakabak, zu viel ist ungesund. Ich müßte der ärgste Nimmersatt seyn, wenn ich nur halb

so viel essen wollte, als Du mir zumuthest, und Du wirst mir also erlauben, daß ich mich bey dem Ragout bloß mit dem köstlichen Geruch der mancherley Gewürze begnüge, die kein Koch so künstlich zu mischen gewußt hat, daß keines der Wirkung des andern schadet.

Nun, rief der Barmezide, so tragt ab, Ihr Sclaven, und setzt den Nachtisch auf!

Er wartete, bis die Bedienten ungefähr fertig seyn konnten, und dann nöthigte er seinen Gast von Neuem zum Essen. Diese Mandeln sprach er, sind schon und frisch gepflückt. Laß Dich die harte Schale nicht hindern, die Süßigkeit ihres Kerns zu schmecken.

Beyde knackten etwa ein Dutzend unsichtbare Mandeln auf, und dann ließ sich Schakabak auch noch von seinem Wirth erbitten, die Güte der übrigen, ihm genannten Früchte, Kuchen, Konfituren und eingemachten Sachen der Prüfung seiner Zunge zu unterwerfen.

Zur Verdauung, sprach endlich der Barmezide, laß Dir dieses vortreffliche Magenkuchlein dienen.

Der Muskus ist nicht daran gespart, sprach der Gast, indem er sich stellte, als ob er es in den Mund steckte.

Du hast Recht, versetzte der Barmezide. Meine Leute verfertigen diese Küchlein selbst, und was in meinem Hause zubereitet wird, ist noch von keiner vernünftigen Zunge getadelt worden. Aber noch einmal, Freund! Du hast mir nicht die Wahrheit gesagt. Du behauptetest, heute noch Nichts gegessen zu haben, und doch ist es gleichfalls so viel als Nichts, was ich Dich an meinem Tische genießen sah.

Ich kann Dir schwören Herr! antwortete Schakabak, daß mich die Kinnbacken schmerzen, so viele Arbeit hast Du ihnen gegeben.

Nun, mein werther Gast! fing der Wirth an, wenn Du also durchaus Nichts mehr essen willst, so halte Dich desto tapferer beym Trinken. Hoffentlich trinkst Du doch Wein?

Wein? rief Schakabak. Wo denkst Du hin, mein edler Herr? Wie könnte ich Wein trinken? Du weißt ja, daß er im Gesetz verboten ist.

Possen! antwortete der Barmezide. Ein guter Muselmann muß in allen Stücken gewissenhaft seyn, nur nicht im Punct des Weinverbots. Wein, mußt Du wissen, ist ein Getränk, das sich seiner Natur nach gar nicht verbieten läßt.

Ich kann Dir Nichts abschlagen, Herr! erwiederte Schakabak, und wenn Du also darauf bestehst, so will ich zum ersten Mal in meinem Leben einer so oft bezwungenen Neigung folgen. Doch ich besinne mich. Du kennst, Herr! die Tücke des Weins, und weißt, zu welchem Unfug er seine Freunde verleitet. Wie leicht könnte ich in der Trunkenheit den Wohlstand, oder gar die Ehrerbietung gegen Dich verletzen!

Ich will Nichts von Deinen albernen Bedenklichkeiten hören, antwortete der Barmezide. Trinken sollst Du, und zwar Wein, und kein Wasser, wenn wir gute Freunde bleiben sollen.

Der Barmezide goß jetzt unsichtbaren Wein aus einer unsichtbaren Flasche in ein unsichtbares Glas. Er trank zuerst, und reichte dann das wieder eingeschenkte Glas seinem Gast. Dieses volle Glas, sprach er, sollst Du auf

meine Gesundheit leeren, und dann sage mir aufrichtig, wie findest Du meinen Wein?

Schakabak griff nach dem Glase, und weidete zuerst das entzückte Auge an dem strahlenden Golde des köstlichen Safts. Nachdem er ihn noch durch den Geruch, und dann mit den Lippen geprüft hatte, schlürfte er mit langsamen Zügen auf das Wohlergehen des gütigen Wirths. Herr! sprach er endlich nach einer Pause, die so lange dauerte, als man braucht, um einen nicht allzukleinen Pokal nicht allzuschnell auszutrinken, darf Dein Sclave offen mit Dir sprechen? Ich rede zwar nicht gern von Jemand übel, und am wenigsten vom Wein. Aber der Deinige wird mir verzeihen, wenn ich ihm bloß Gerechtigkeit widerfahren lasse, und also auch seine Fehler nicht verschweige. Er besitzt zwar manche feine Tugend, für die er von Freunden und Feinden gepriesen zu werden verdient. Aber er sollte billig von Natur etwas rascher, feuriger und lebhafter seyn, und kurz, seine schwache Seite ist — Schwäche.

Ich erstaune, rief der Barmezide. Sage mir, ich bitte Dich, in welcher Schule hast Du die Weisheit gelernt, mit welcher Du der ersten Weinsorte, die über Deine Zunge kommt, das Urtheil sprichst? Aber, guter Freund! der Wein, dem Du nicht ganz mit Unrecht seinen Mangel an Feuer und Kraft vorwirfst, hat ältere und jüngere Brüder in meinem Keller, die Dir vielleicht mehr Ehrfurcht einflößen werden. Was sagst Du zum Beyspiel gleich von diesem hier, der noch bey weitem keiner der stärksten ist?

Die neue Probe erhielt den unbedingtesten

Beyfall des Gasts, und nachdem er das Scheintrinken, noch einige Mal wiederholt hatte, stellte er sich, als ob der Wein allmählig seine furchtbare Gewalt über sterbliche Köpfe und Füße auch an ihm beweisen wollte. Er taumelte rechts und links. Bald lobte er die Großmuth des Barmeziden, und bald schalt er auf ihn. Zuletzt fiel er ihm um den Hals, und erstickte ihn fast mit Küssen, und da ihn der Barmezide, um sich von den beschwerlichen Liebkosungen zu befreyen, zurückstieß, stellte er sich hoch beleidigt, und berührte mit seiner nervigen Faust den Kopf des gastfreyen Alten so unsanft, daß er plötzlich seinen wohlgepolsterten Sitz auf dem Sopha mit dem harten Lager des Bodens vertauschte.

Der nüchterne Trunkenbold machte Miene, den Scherz zu wiederholen. Aber der Barmezide hielt ihm den Arm, und erhob ein Mordgeschrey.

Der verwünschte Wein! fing Schakabak an, als ob er plötzlich zur Besinnung käme. Ich will doch nicht hoffen, mein gütigster Herr! daß ich auf irgend eine Weise die Ehrerbietung gegen Dich vergaß. Ich weiß selbst nicht, was ich in dem Taumel, der sich plötzlich meiner bemächtigte, vorgenommen haben mag. Aber warum machtest Du es auch nicht, wie so viele der vornehmsten und reichsten Leute, die ihren Gästen wenig zu essen, und noch weniger zu trinken geben? Deinen Wein hättest Du sparen, oder es wenigstens bey Einer Gattung bewenden lassen sollen. Doch Gottlob! daß es noch so gut abgelaufen ist. Wie leicht hätte

ich mich in meinem Zustande an Deiner eigenen, mir heiligen Person vergreifen konnen!

Bey dieser Rede seines Gasts brach der Barmezide, weit entfernt, unwillig zu seyn, in ein lautes Gelächter aus. Schalk, aller Schälke, sprach er, ich sollte Dich zur Thür hinauswerfen lassen, statt daß ich Dich bey mir behalten will. Aber ich suchte längst einen Haus- und Tischgenossen, der — nicht gerade, wenn er voll süßen Weins ists, sich bey dem Wirthe mit Faustschlägen bedankt, aber doch, wenn es mir einfällt, ein kleines Possenspiel aus dem Stegreife aufzuführen, Witz und Gefälligkeit genug hat, eine Rolle darinn zu übernehmen. Aber, fuhr er fort, eine Mahlzeit in Gedanken, ist nur dann erträglich wenn sie einer wirklichen Platz macht, und ich hoffe, Du sollst mit der sichtbaren Bedienung in meinem Hause wenn nicht besser, doch wenigstens eben so wohl zufrieden seyn, als mit der unsichtbaren.

Bey diesen Worten klatschte der Barmezide in die Hände. Zehn Diener erschienen auf einmal, und im Augenblick dufteten auf der Tafel alle Gerichte, mit welchen bisher der Muthwille des Wirths die Einbildung des Gasts geneckt hatte.

Nach geendigter Mahlzeit brachte man den Wein. Laß Dir nicht bange seyn vor diesen Flaschen! sprach der Barmezide zu seinem Gast. Sie sind bloß für mich bestimmt, und Dir will ich dießmal nicht wehren, bey Deinem gewöhnlichen Getränke zu bleiben. Ich habe gesehen,

daß Du den Wein nicht mit Unrecht verabscheust. Er bekommt Dir nicht gut, und macht zum Ueberfluß Andern Deine Nachbarschaft gefährlich.

Herr! versetzte Schakabak, erlaube mir einen Unterschied zwischen Deinem vorigen und Deinem jetzigen Wein zu machen. Von jenem, der war und nicht mehr ist, läßt sich in der That Nichts sagen, als daß der Himmel jeden durstigen Muselmann vor ihm bewahren möge. Er hatte, beym Bart des Propheten! vom Wein gar Nichts, als den Namen. Aber dieser? O! schon sein bloßer Anblick ist mir Bürge, daß nicht die geringste Falschheit, noch sonst eine böse Tucke, sondern lauter Lust und Fröhlichkeit in ihm steckt, und Du wirst sehen, mein gütiger Herr! daß wenn ich auch ein Dutzend Flaschen leere, ich doch so fromm bleibe, als ein Lamm.

Vortrefflich! sprach der Barmezide, indem er seinem Gast eigenhändig einen mächtigen Pokal füllte. Ich glaube Deinen Worten um so lieber, da ich bereits besorgte, ich wurde Deine Gesellschaft gerade zur Zeit entbehren müssen, während welcher man am liebsten Gesellschaft hat.

Während Schakabak und sein Wohlthäter sich in die Wette beeiferten, den Mundschenken in seiner Pflicht zu uben, war ein Chor reitzender und reich gekleideter Sclavinnen geschäftig, Ohr und Auge durch Musik, durch Gesang und Tänze zu ergetzen.

Der Barmezide, der immer mehr Wohlgefallen an der Unterhaltung seines Gasts fand, beschenkte ihn beym Abschiede mit einem prächtigen Feyerkleide, und vertraute ihm in Kurzem die Aufsicht über sein Haus, und überhaupt seine ganze Geschäftsführung an.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Friedrich Weisser's

neue

Sammlung

auserlesener prosaischer

Schriften.

Dritter und lezter Theil.

Augsburg und Leipzig,
in der v. Jenisch- und Stage'schen Buchhandlung.
1827.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite.

Biographischer Aufsatz.

Ferdinand Weckherlin 3

Zeitereignisse.

I. Kann der Mord eine rühmliche Handlung seyn? . 15
II. Kotzebue und sein Mörder 19

Dramatische Dichtungen.

Der Gelegenheitspoet. Scenen aus einem ungedruckten Lustspiele 25

Büchernachdruck.

Untersuchungen über den Büchernachdruck. In vier verschiedenen Einkleidungen 45

Schriftsteller und Schriftstellerey.

I. Aus der geheimen Geschichte eines Schicksalstragödienschreibers 125
II. Das neue Literatur- und Conversationsblatt . . 131
III. Penelope und ihre Gegenfüßlerinnen 135
IV. Gelegenheitliche Betrachtungen und Rügen . . 144

Seite.

V. Der große Dichter und sein Widersacher . . . 159
VI. Ueber Hyperbeln 163
VII. Nachrichten von einigen deutschen gelehrten Frauenzimmern aus frühern Zeiten 167

Komödienwesen.

Schauspielervergötterung 179

Aufsätze vermischten Inhalts.

Blumenlese aus dem neu bearbeiteten altdeutschen Roman Simplicissimus. Zweyter Abtheilung . . . 187

Auswahl aus den Mährchen der Scheherazade.

I. Das Fischermädchen 259
II. Das Verhängniß 306
III. Der Oliventopf, oder das Kindergericht . . . 317

Biographischer Aufsatz.

Ferdinand Weckherlin.

Schweig', o richtende Muse! nicht schweig' am
Grabe der Tugend!
So nur strafst Du die Schuld, wenn Du an
ihrem verstummst.

Ferdinand Weckherlin wurde den 8. August 1795 zu Stuttgart geboren. Früh bemerkte man bey dem Knaben einen Trieb sich zu unterrichten, der immer der Verkündiger ungewöhnlicher Geistesanlagen zu seyn pflegt, weil die Natur keinen Willen ohne die Kraft, ihn zu vollbringen, verleiht. Bücher waren das erste Spielzeug des Kinds, das beynahe sprechen

und lesen zugleich lernte. Schon in seinem sechsten Jahre fand man ihn beym Anbruch des Tags im Bette mit Lesen beschäftigt. Es las die Erzählungen der Bibel, Aesops Fabeln, die Lieder aus dem Kinderfreunde und ähnliche Schriften. Entschiedenen Einfluß auf sein späteres Lieblingsstudium hatte jedoch seine Bekanntschaft mit alten Chroniken, deren er nicht genug zusammen tragen konnte, und die ihn sogar zu eigenen Nachbildungen anfeuerten.

Im Gymnasium seiner Vaterstadt, das man ihn früher als die Seinigen es wünschten, besuchen lassen mußte, waren seine Fortschritte ganz dieselben, die seine mit der seltensten Lernbegierde vereinigten ausgezeichneten Fähigkeiten, unter der Leitung trefflicher Lehrer, erwarten ließen.

Schon im Jahr 1811, also in seinem sechszehnten Jahr, lernte das Publikum den Jüngling als Schriftsteller kennen, und — achten. Er ließ „Beyträge zur Geschichte altdeutscher Sprache und Dichtkunst" drucken, die selbst gereifte Männer ihrer Aufmerksamkeit nicht unwürdig fanden. Je größer der Unfug ist, den der leidige Schwindelgeist unserer Tage nahmentlich auch mit den Ueberresten der ältern

deutschen Literatur getrieben hat, desto mehr hat man Ursache, dem Jünglinge Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der auch in diesem Felde mit männlichem Verstande das von den meisten Bearbeitern desselben, zum Nachtheil der Sache selbst so sehr überschrittene Maß zu treffen wußte. Spricht überhaupt nicht schon das Fach, in welchem er seine Kräfte zuerst versuchte, im höchsten Grade zu seinem Vortheile? Wo ist der Jüngling, der in seinem sechszehnten Jahre diesem Alter des Flattersinns, in welchem der beste Kopf sich kaum an ein poetisches Exercitium wagt, auch nur an ein Werk zu denken kühn genug wäre, das so vielseitige Kenntnisse als eine Geschichte der Sprache und der Dichtkunst erfordert, und das selbst die volle Kraft des Mannes in Anspruch nimmt?

So stand also der sechszehnjährige Jüngling schon beynahe als Mann vor seiner Nation. Aber wenn irgend ein Zug aus seinem Leben die höhere Weihe seines Geistes beurkundet, so ist es dieser, daß kein noch so unzweydeutiger Beyfall ihn über die Ferne des Ziels täuschte, nach welchem sein Blick unverwandt gerichtet war. Er war beynahe bis zum Unrecht strenge gegen sich selbst, und würde sich schwerlich sobald entschlossen haben, durch eine neue Schrift

zu beweisen, welche schnelle Fortschritte ein Geist wie der seinige, wenn zumahl der redlichste Eifer für das Gute und rastlose Thätigkeit ihn unterstützen, im Gebiethe des Wissens zu machen pflegt.

Im Jahr 1812 scheiterte sein Vorhaben, sich dem Studium des Rechts und der sogenannten Kameralwissenschaften zu widmen, an den Zeitverhältnissen, die so manchen trefflichen Jüngling seinem Beruf entrissen. Das Geräusch der Waffen, das schon längst die Musen ganz von der Erde zu verscheuchen gedroht hatte, verrückte auch ihm sein Ziel, ohne ihn jedoch ganz den Wissenschaften zu rauben. Schon im folgenden Jahre ernannte ihn König Friedrich zum zweyten Bibliothekar an seiner Privatbibliothek, und bedarf es erst einer Erwähnung, mit welchem Eifer ein Jüngling, wie er, diese neue Laufbahn für seine Lieblingsstudien, Alterthumskunde und Geschichte, benutzte?

Zur nähmlichen Zeit begann er, während er zugleich seine Kenntniß der französischen Sprache zu erweitern trachtete, die englische, italienische und spanische zu erlernen, und bald war ihm die Literatur in diesen Sprachen nicht mehr unzugänglich. Ueberhaupt konnte man kaum

eine entschiedenere Anlage zum Sprachstudium besitzen, als er.

Dem Dichterberuf, den verschiedene vorhandene kleine Versuche von ihm beurkunden, zu folgen, hinderte ihn eine Tugend, die, wie man behaupten will, sonst am wenigsten die Tugend junger und alter Poeten ist — die Bescheidenheit. Alle Aufforderungen des Verfassers der gegenwärtigen Schilderung, den Musen minder seltene Opfer zu bringen, blieben ohne Erfolg bey ihm. Er bezweifelte seinen Beruf, weil er zu viel von sich forderte.

Indessen nahm sein Durst nach Wissenschaft in dem nähmlichen Maße zu, in welchem er ihn befriedigte, und die lebhafte Ueberzeugung, daß er ohne eine höhere Lehranstalt zu besuchen, auf die vollendete Bildung, ohne welche für ihn schlechterdings kein Heil war, verzichten müsse, führten ihn endlich zu dem Entschlusse, dem Rufe des Gottes in ihm, so viele Schwierigkeiten sich auch ihm entgegen setzten, zu gehorchen. Wirklich opferte er auch mit frommer Hingebung diesem Rufe sein Amt, und bezog im Spätjahre 1816 die hohe Schule zu Tübingen, um sich dem Studium der theologischen Wissenschaften, zu welchem er sich schon

seit Jahren mit dem Eifer, mit welchem er Alles betrieb, vorbereitet hatte, zu widmen.

Mit Rührung erinnert sich der Verfasser dieses Aufsatzes aus jenem Zeitpunct der vielen Gespräche mit seinem jungen Freunde über die Wahl seiner künftigen Bestimmung. Nichts war nach meiner vollen Ueberzeugung so gewiß, als daß Geist, Herz und Kenntnisse des trefflichen Jünglings ihn in keine andere, als in die gewählte Laufbahn riefen, und ich freue mich noch heute um so inniger des Antheils, den auch meine Zustimmung an seinem Entschlusse hatte, je mehr die Folge lehrte, daß der neue Beruf die Sonne war, von welcher das leider nur noch kurze Daseyn eines der edelsten Jünglinge Glanz, Wärme und Leben empfing. Er wäre besonders als Lehrer der Religion zuverläßig ein wahrer Mann des Heils geworden. Aber er schied von uns, und brauchen wir mehr als den Rath zu kennen, in welchem dieses Scheiden beschlossen wurde, um mit gemäßigter Wehmuth nach dem Grabhügel des theuren Entschlafenen zu blicken?

Man lasse mich nur noch mit wenigen Worten sagen, daß mein junger unvergeßlicher

Freund am 30. October 1817 in Basel auf einer Erhohlungsreise seine kurze, aber schöne irdische Laufbahn beschloß. Die Welt konnte ihn wenig kennen, aber ihr ist viel in ihm gestorben. Mag ein Geist, wie der seinige, so ausgezeichnet er auch war, weniger selten seyn, ein Herz, wie das seinige, ist es desto mehr. Jeder Zuwachs seines Wissens war für ihn eine neue Pflicht, und Nichts war ihm fremder, als sein eigner Werth. Der Liebe und der Achtung der Menschen freute er sich, weil sie selbst ein Gegenstand seiner Liebe und Achtung waren. So schnell sein Geist zur Männlichkeit reifte, so kindlich blieb sein Gemüth. Der Mensch stand in seiner ganzen Würde vor seiner Seele, und die schönste und edelste Schwärmerey, die Schwärmerey, die ihn alle seine Brüder in der Vergänglichkeit diesem Bild einst ähnlich zu sehen, hoffen ließ, wer hört es, daß sie die seinige war, ohne ihn noch mehr lieb zu gewinnen? Man ehre sein Andenken, und pflanze eine Rose auf sein Grab! Er war eine Zeder, die dahin sank, ehe ihr Gipfel die Wolken erreichte.

Zum Beschlusse muß ich noch einer Behauptung widersprechen, die ich nicht ohne eine dem

Unwillen sehr nahe verwandte Empfindung in einer Characterschilderung meines jungen Freundes gelesen habe. Zwar kann ich nicht bergen, daß es mir schwer geworden ist, den eigentlichen Sinn des Schildernden aus seinen Worten zu entziffern. Aber genug, daß er von einem Pöbel der Geister spricht, der die Antriebe der Ehre für die einzigen Erzeuger alles Trefflichen hält, statt daß diese Antriebe, durch die freye That des Willens gefesselt (?) ihre unbeschränkte Gewalt der rücksichtlosen Liebe zur Wahrheit, zur Pflicht, und zu dem allwaltenden, allumfassenden Geist, der in Jesus Christus die ganze Fülle seiner Herrlichkeit offenbarte, überlassen müßten.

Seit wenn, möchte ich den eifernden Schilderer fragen, seit wenn gebeuth es die Religion, den Antrieben der Ehre Fesseln, von welcher Art sie auch seyn mögen, anzulegen? Seit wenn ist eben dieser Trieb, der Trieb nach Ehre nähmlich, den Gott um des Guten, Großen und des Schönen willen, das er den Menschen vollbringen heißt, ihm in die Brust gelegt hat, ein dem Pöbel eigenes Laster? Und muß man nicht glauben, der Verfasser habe es nie der Mühe werth gefunden, sich die wahre Bedeutung der Wörter Ehre und Trieb zur Ehre

deutlich zu machen, weil er annimmt, dieser edelste aller Triebe wolle nicht das Nähmliche, was Wahrheitsliebe, was Pflicht und Religion wollen? Wie soll man es endlich erklären, wenn er, nachdem er der Ehrliebe alle Ehre abgesprochen hat, auf einmahl vom Ehrgeitz zu sprechen beginnt, als ob er wünschte, das Böse, das von diesem gilt, möchte von den Schwachen jener zur Last gelegt werden?

Uebrigens hätte man wenigstens nicht im nähmlichen Augenblicke, in welchem der an die Religion der Liebe und der Duldung erinnernde Nahme Jesus Christus genannt wird, einen förmlichen Bannfluch gegen die Antriebe der Ehre, und gegen die Armen, welchen diese Antriebe nicht wie dem Verfasser ein Gräuel sind, und keine Schimpfworte, wie Pöbel der Geister, erwarten sollen. Legte Jemand auch wirklich den Antrieben der Ehre einen zu großen Werth bey, was wäre er, als ein Irrender? Ist es aber christlich, einen Irrenden zu verdammen? Ueberhaupt ist das Denkmahl eines Todten gewiß am wenigsten der Ort, um die Lebenden der Verdammniß zu übergeben.

Ich bin diese Bemerkungen den Manen meines jungen Freundes schuldig, in dessen Brust

neben der Demuth des ächten Christen zugleich der Trieb nach wahrer Ehre wohnte, ohne welchen die christliche Kirche überhaupt ihre Heiligen, und die protestantische insbesondere ihren Luther entbehren würde.

Zeitereignisse.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Kann der Mord eine rühmliche Handlung seyn?

Du sollst nicht tödten! spricht das fünfte Geboth, und so oft leider noch immer dieses Geboth übertreten wird, so wagt es doch nicht leicht selbst ein Uebertreter desselben den seine That dem Henker überliefert, ihm seine Gültigkeit geradezu abzusprechen. Allein in unsern Tagen hat man bey einer bekannten Veranlassung eine Unterscheidung von ganz ungemeiner Feinheit ausgesonnen, bey welcher mir, ich bekenne es, aus keiner andern Ursache die Haare nicht zu Berge stehen, als weil ich hoffe, sie werde bey vernünftigen und rechtlichen Leuten so wenig Glück machen, als Mahomets Lehre in der Christenheit.

Es ist wahr, sagt man nähmlich, der Mord ist nicht nur gesetzwidrig, er ist auch unsittlich. Aber wenn man auch nicht morden darf, so darf man doch gemordet haben. Wenn nähmlich

dieser oder jener Schwärmer, weil er sich in den verrückten Kopf setzt, es möchte diesen oder jenen Menschen aus der Welt hinauszuschaffen, der Welt sehr zuträglich seyn, und eben daher der Mörder dieses Menschen ein sehr verdienstliches Werk vollbringen, wirklich zum Mörder wird: so hat man, sagen die Bekenner der neuen Sittenlehre, sehr Unrecht, ihn seiner That wegen zu verdammen. Freylich, hätte er den Mord noch nicht begangen, so würde man ihm rathen, ihn lieber nicht zu begehen. Aber jetzt kommt es nur auf die Beurtheilung einer geschehenen Handlung, zu welcher man ohnehin nach dem Sprichwort das Beste reden muß, an, und man hat also nicht das allgemeine Gesetz, sondern die Ueberzeugung und die Beweggründe des Handelnden zum Maßstabe zu nehmen. Nur nach seinem Glauben wird Jeder gerichtet, und der Mörder hat also recht gethan, weil er recht zu thun glaubte. Sein Irrthum wird entschuldigt und gewissermaßen aufgehoben durch die Festigkeit und Lauterkeit der Ueberzeugung, und die Leidenschaft wird geheiligt, durch die gute Quelle, aus der sie fließt.

Fühlt man sich auch empört durch Grundsätze, wie diese, so wird doch der gerechte Unwille sogleich wieder durch das Mitleid mit

Menschen entwaffnet, deren grobe Trugschlüsse sich im eigentlichen Sinne des Worts mit Händen greifen lassen.

Seit wenn, frage ich, hat man, um recht zu handeln, nicht mehr zu wissen nöthig, was recht ist? Wer glaubt, er handle groß und edel, wenn er einen Mord begeht, muß, wenn man ihn nach diesem seinen Glauben richtet, zum wenigsten für einen Narren erklärt werden. Und wie soll man also die Leute nennen, die von diesem Tollhäusler nicht anders als mit Begeisterung sprechen, und sich nicht schämen, die Reinheit und Frömmigkeit des Mörders zu preisen? Man gesteht ein, der Mord sey ein Verbrechen. Man kann nicht läugnen, es könne durch dieses Verbrechen nichts Gutes gestiftet werden, und doch fordert man für die Unthat eines Mörders, indem man sie mit dürren Worten für rechtmäßig erklärt, aus keiner andern Ursache Bewunderung, als weil sein Kopf verkehrt genug war, Wahrheiten zu mißkennen, welche, der Lehren des Christenthums nicht zu gedenken, dem Menschen von der Natur selbst ins Herz geschrieben sind! Und welch ein Unsinn, wenn von einem gewissermaßen aufgehobenen Irrthum gesprochen wird! Kann der Irrthum aufhören, ein unbedingter Begriff zu seyn? Wenn z. B. Jemand das Schwarze für

weiß hält, so frage ich, wie kann sein Irrthum gewissermaßen aufgehoben werden? Oder mit andern Worten: Kann das Schwarze gewissermaßen ein Weisses seyn? Beweist man endlich nicht, daß man sogar seine Muttersprache nicht gelernt hat, wenn man Ueberzeugung nennt, was Wahn heißen muß?

Soll ich auch noch von den Folgen sprechen, die man von dem Grundsatze zu erwarten hat, der Unsinnige verdiene Liebe und Bewunderung, der im Wahn, er handle recht, und mache sich um die Menschheit verdient, einen Mord begeht? Diese Folgen sind keine andere, als daß von nun an jeder Mensch sich als vogelfrey zu betrachten hat. Man wird wenigstens in der Schriftstellerwelt sich gleichsam für jede Meinung mit einem eigenen Panzer gegen die Reinen und Frommen waffnen müssen, die den Beruf zu haben wähnen, oder nach dem Ausdruck der Bekenner gewisser Lehren ihn zu haben überzeugt sind, nach jeder Brust, in welcher ein anderer Glaube wohnt, als in der ihrigen, den Dolch des Banditen zu zucken. Oder soll etwa gar durch die Lehre, ein Mord sey in irgend einem Falle ein schönes Zeichen der Zeit, und nur der große Haufe könne einen Mörder dieser Art für einen

Verbrecher halten, die christliche Liebe und die öffentliche Sicherheit gewinnen?

Eine ähnliche Sittenlehre, wie die gegenwärtige, bestritt ich schon vor mehreren Jahren aus Gelegenheit des Kleist-Vogelschen Mords und Selbstmords, und vergaß über dem Beyfall des gebildeten Publikums das pöbelhafte Schelten einiger Unsinnigen, das sogar erst vor Kurzem wieder von einem bekannten vielverlachten Dichterling und Afterkritiker, der, wenn gleich sein neuestes Werk jedes Mahl auch sein erbärmlichstes ist, doch den Frosch in der Fabel an Aufgeblasenheit übertrifft, aufs Neue angestimmt wurde. Ohne Zweifel werden eben diese Menschen mich auch wegen der gegenwärtigen Bemerkungen zu verketzern nicht ermangeln. Und sollte ich vergebens hoffen, es werde mir auch bey diesen Unbilden nicht an dem Troste fehlen, den die Billigung der Bessern jedem Freund und Vertheidiger der Wahrheit gewährt?

II.

Kotzebue und sein Mörder.

Der ungenannte Verfasser des Buchs: Leben August v. Kotzebue, Leipzig bey Brockhaus, 1820,

mahlt den unseligen Gehen des Theaterpöbels mit schwarzen, doch nicht zu schwarzen Farben. Dafür taucht er aber bey dem Bilde seines Mörders, Sand, seinen Pinsel in lauter Licht, und sagt am Ende: Welch ein schwerer Beruf (,) hier richten zu müssen, als berufene Richter. Aber die unberufenen mögen schweigen; (,) schweigen auch die unberufenen Vertheidiger. Es ist gleich verbrecherisch, Sand anzuklagen, (als) ihn entschuldigen zu wollen; (,) jenes thut die begangene That hart genug; (,) dieses am lautesten sein reines Leben.

Welch ein Unsinn! Verbrecherisch soll es seyn, einen Mörder, einen Meuchelmörder anzuklagen? Wer ist der Mensch, der mit beyspielloser Unverschämtheit den Leuten verbiethen will, ihre Stimme über eine That laut werden zu lassen, bey welcher die ganze gesittete Menschheit sich aufgeregt fühlt? Worinn liegt denn das Verbrecherische des Urtheilens? Im schlimmsten Falle kann der Urtheilende sich irren, obgleich ein Irrthum bey dem Urtheil über eine Unthat, wie die Sand'sche, kaum möglich ist. Und was geschieht denn von dem Verfasser in seiner sinnlosen Anmaßung anders, als daß er sich zum Richter der That aufwirft, wenn er sagt, man dürfe den Thäter weder anklagen, noch entschuldigen, weil jenes durch die begangene

That selbst, und dieses durch das reine Leben des Mörders geschehe? Freylich ist eben dieses Urtheil so beschaffen, daß man ein ähnliches nur aus einem Tollhause erwarten sollte. Oder ist es etwa Weisheit, eine offenbare Frevelthat in einem Athem anklagen und entschuldigen? Kann ein Mensch zugleich schuldig und unschuldig seyn? Man weiß es ohne das Gewäsch des Kotzebueschen Lebensbeschreibers, daß Umstände das Urtheil über eine That mildern können. Aber wenn er den Mörder Kotzebues durch sein reines Leben entschuldigen will, so fragt man ihn zuerst, was ihm von diesem reinen Leben bekannt ist? Hat er nie etwas von abscheulichen Bösewichtern gehört, die vor den Augen der Welt ein ganz reines Leben führten? Und lassen wir auch das reine Sand'sche Leben unangefochten, ist dadurch sein verabscheuungswürdiger Meuchelmord — entschuldigt? Wie viele Verbrechen darf man denn begehen, um endlich für eins derselben büßen zu müssen? Wehe dem Menschen, der einen Mörder für entschuldigt hält, weil er in seinem Leben nie gestohlen hat? Und welche Unverschämtheit, wenn der Kotzebue'sche Lebensbeschreiber, indem er selbst derjenige ist, der sich durch den Ausspruch, der Meuchelmörder werde durch sein reines Leben entschuldigt, zu seinem Advokaten aufwirft, sich stellt, als halte er es im Ernst für einen Frevel,

eben diesen Mörder entschuldigen zu wollen! Gibt es eine gröbere Art, den Leuten Staub in die Augen zu streuen?

Zum Beschlusse bin ich noch verbrecherisch genug, dem eben so lächerlichen, als insolenten Verbot des Kotzebue'schen Lebensbeschreibers zum Trotz, seinen Schützling Sand anzuklagen, indem ich, wenn ihm anders nicht die einzige Entschuldigung zu Statten kommt, daß er seine That im Zustande des Wahnsinns beging, diese That für das, was sie ist, für einen des Abscheus aller rechtlichen Menschen würdigen Meuchelmord erkläre. Was auch gewisse Leute behaupten mögen, ein Verbrechen wird nicht einmal entschuldigt, viel weniger gerechtfertigt, wenn der Verbrecher sich einbildet, er handle recht. Niemand kann recht handeln, wer nicht weiß, was recht ist. Diese Wahrheit sollte man doch nicht erst predigen dürfen. Und gibt es eine unsinnigere Behauptung, als diese, Jemand könne aus guter Absicht einen Mord, und also ein Verbrechen begehen, gegen welches sich im Innern eines jeden Menschen eine verurtheilende Stimme erhebt.

Es ist hohe Pflicht, sich den Verkündigern einer solchen Sittenlehre mit einem Nachdruck entgegen zu setzen, der ihrem frechen Trotz einigermaßen zum Gegengewicht dient. Ist es doch bereits so weit gekommen, daß diese Menschen die ganze, ihre Grundsätze verdammende rechtliche und vernünftige Welt durch einen eigentlichen, freylich bey ihrer gänzlichen Nichtigkeit höchst lächerlichen Terrorismus zum Schweigen zu bringen versuchen.

Uebrigens mag das Publikum nach der gegenwärtigen Rüge den Werth der ganzen Kotzebue'schen Lebensbeschreibung beurtheilen.

Dramatische Dichtungen.

Der Gelegenheitspoet.

Scenen aus einem ungedruckten Lustspiele.

Personen.

Heinrich, ein Bedienter.
Agnese.
Magister Liederkranz.
Peter, sein Diener.
Raubfisch.
Raß, ein Kutscher.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Heinrich. Agnese.

Heinrich. Kommt hier nicht das zarte Agneschen? Ich wette, sie will die Sterne zählen, oder jungen Leuten die sich auf der Straße verirrten, den rechten Weg zeigen. Ich bin Dein ergebenster Diener, meine tugendsame

Jungfrau! wenn Du Dich anders des altväterschen Titels nicht schämst.

Agnese. Bist Du es, Heinrich? Kennst Du mich?

Heinrich. Um Dich zu kennen, braucht mir weder die heiße Sonne, noch der kalte Mond, noch eine flammende Fackel zu leuchten.

Agnese. Weißt Du schon, daß ich in den heiligen Ehestand trete?

Heinrich. Du willst heirathen? Unmöglich! Alle Welt ist der Meinung, Du habest Dich dem Kloster gewidmet. Aber wer ist der Glückliche, der die Unvergleichlichste aller Unvergleichlichen heimführt?

Agnese. Ich verbitte mir allen Spott, wenn wir gute Freunde bleiben sollen. Mein Bräutigam, mußt Du wissen, darf sich sehen lassen. Er hat sich auf geheime Künste gelegt, und der Teufel mag wissen, worauf er sich als versteht. Willst Du, daß er Dir aus der Karte, oder aus der Weinbouteille, oder aus der Kaffeetasse wahrsage?

Heinrich. Ich will Nichts von seinen Prophezeyungen, da er sich selbst so schlecht prophezeyt hat. Aber laß einmal hören, wie kannst Du ohne meine Einwilligung Dich in den langweiligen Frauenstand begeben? Was soll jetzt aus mir werden? Rede!

Agnese. Beruhige Dich, mein Freund! Es bleibt immer noch in meinem Herzen einiger Raum für Dich übrig. Mein Mann und ich wollen eine kleine Gastwirthschaft anlegen, und Dein Besuch wird ihm so willkommen seyn, als mir.

Heinrich. Er hat recht, wenn er nicht eifersüchtig ist. Aber welches Geschäft führte Dich hieher, mein theures Schäfchen?

Agnese. Ich will zu dem sogenannten Magister Liederkranz, bey dem ich ein Hochzeitgedicht bestellt habe. Gute Nacht, mein Schatz! Vergiß nicht, mich zu besuchen. Ich werde mit meinem Mann in der Nachteule wohnen.

(Sie geht, und klopt an eine Hausthür.)

Heinrich. O glücklicher Zufall! Du sollst mir bey meinem Anschlag herrliche Dienste leisten. Schnell fort, um Geld bey meinem Herrn zu hohlen! Doch halt! Erst will ich ein wenig lauschen, bis die Lucretia zurück kommt. Ich bin gar zu begierig, wie man es angreift, um eine solche Göttinn zu besingen.

(Er stellt sich in eine Ecke.)

Zweyter Auftritt.

Agnese. Peter.

Peter. Ihr kommt gerade recht, meine süße Rosenknospe! Die Verse auf Eure preiswürdige Person hat mein Herr bereits fertig, und Ihr sollt nicht mehr als zwey Thaler dafür bezahlen.

Agnese. Ich bin aber mit Deinem Herrn um zwey Gulden einig geworden.

Peter. Es mag seyn. Aber mein Herr meint, Ihr solltet Euch nicht weigern, etwas mehr als eine Andere zu geben, weil er . . . . . Doch hier kommt er selbst, und Ihr könnt also von ihm hören, warum Euer Lob so viel kostet.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magister.

Magister. Hier sind die Verse, liebe Jungfer! Ich hoffe, Ihr werdet damit zufrieden seyn, und mir gern zwey Reichsthaler dafür bezahlen. So unschuldig, als ich Euch abmahlte, seyd Ihr in Eurem Leben nicht gewesen, und die Vergleichung zwischen Euch und dem jungfräulichen Schnee ist allein zwey Thaler werth.

Agnese. Nun, haben Sie mich schon gelobt,

Herr Magister! so sollen Sie auch schön bezahlt werden. Hier sind die zwey Thaler.

(Der Magister und Peter gehen ins Haus.)

Vierter Auftritt.

Heinrich. Agnese.

Agnese. Nun will ich sehen, wer sich untersteht, meinem guten Nahmen zu nahe zu treten. Gereimt und gedruckt will ich ihm zeigen, daß er ein Verleumder ist.

Heinrich. Hast Du die Verse, mein Täubchen?

Agnese. Hier lies, und falle nieder, mich anzubethen.

Heinrich. (Nachdem er für sich gelesen hat.) O Du gepriesenste von allen mit der Erbsünde behafteten Töchtern des Staubes. Es ist ein wahres hohes Lied, das dieser hochbegabte Magister Liederkranz auf Dich Einzige gemacht hat. Heil sey Dir, und seiner wahrhaften und unbestechlichen Muse! Aber, theure Seele! das Gedicht muß von der ganzen Stadt gelesen werden. Erlaubst Du mir wohl, eine Abschrift davon zu nehmen.

Agnese. Recht gern. Begleite mich nur nach meiner Wohnung.

(Beyde gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Raubfisch (allein).

Bey meiner Ehre! ich weiß gar nicht, was die Herrschaften heut zu Tage wollen. Melde ich mich irgendwo um einen Dienst, gleich heißt es, guter Freund! wo ist Dein Zeugniß? Und doch ist es nie erhört worden, daß ein Herr einem Bedienten, den er aus dem Hause warf, noch ein Zeugniß seines Wohlverhaltens ausgestellt hat. Mich aber haben von zwanzig Herrn, welchen ich seit einem Jahr diente, neunzehn weggejagt, und der zwanzigste hat selbst die Flucht ergriffen, ehe er mich wegjagen konnte. Wenn sie mir nur wenigstens die Gerechtigkeit hätten widerfahren lassen, daß ich im Stehlen eine gewisse Mäßigkeit beobachtete, und selten des Morgens schon betrunken war! Aber die Meisten hatten noch überdieß die Boßheit, mich bey allen ihren Bekannten so zu empfehlen, daß mir die Mühe, Dienste bey ihnen zu suchen, völlig erspart wurde. Ein Glück ist es noch, daß es nicht an Leuten fehlt, die es sich zur Pflicht machen, einem ehrlichen Kerl, der keiner ist, Schwarz auf Weiß zu geben, daß er einer ist. Besonders soll der hier wohnende Magister Liederkranz gegen Unglückliche und Unschuldige meines Schlags, wenn

sie nicht von allem Gelde entblößt sind, sich sehr mitleidig erzeigen, und ich gehe also, um dem guten Manne meine Noth zu klagen.

(Er klopft an.)

Sechster Auftritt.

Raubfisch. Peter.

Peter. Du Spitzbube! was hast Du an unsere Thür zu klopfen?

Raubfisch. Kennst Du mich denn?

Peter. Wer wird Dich nicht kennen? Auch mein Herr kennt Dich, und also sey so gut, und mache Dich fort. (Er ruft zur Thür herein.) Herr Magister, kommt doch heraus! Hier ist Einer, den es nach seines Nächsten Gut gelustet.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magister.

Magister. Seyd Ihr der Galgenvogel? Ihr kommt hier unrecht an. Ich verstehe mich darauf, wie man seine Habseligkeiten vor Euresgleichen verwahrt.

Raubfisch. Sie verkennen mich ganz, Herr Magister! Ich will Ihnen Nichts nehmen. Im Gegentheil, ich bringe Ihnen etwas. Hier ist ein Thaler, für den ich Nichts verlange,

als eine Empfehlung an alle Herrschaften, die einen treuen und redlichen Diener brauchen.

Peter. Wie gefällt Ihnen der Mensch, Herr Magister? Es scheint doch, er gehöre nicht zu den Schlimmsten.

Magister. Es ist schändlich, wie zuweilen die rechtschaffensten Leute verleumdet werden. Ich sehe es Eurem Thaler an, mein Freund! daß Ihr noch wenig oder gar keine Spitzbübereyen begangen habt. Die Empfehlung, die Ihr zu haben wünscht, soll auf der Stelle geschrieben werden.

(Er geht hinein.)

Peter. Mein Herr ist die Gefälligkeit selbst, wenn man ihn nur recht zu behandeln versteht. Du darfst von Glück sagen, daß Du gerade an ihn gekommen bist. Schwerlich ist außer ihm noch ein Mensch in der Stadt, der sich hätte entschließen können, Dir das Zeugniß zu geben, daß Du ehrlicher bist, als Dein Gesicht.

Raubfisch. Es ist wahr, ich weiß nicht, wie es manchem Verfolgten ohne die Dienstfertigkeit Deines Herrn gehen würde.

Peter. Möchten nur gewisse Splitterrichter, die gleich Ach und Weh schreyen, wenn ihr armer Nächster ein wenig stiehlt, oder

betriegt, an ihm ein Beyspiel nehmen! Mein Herr treibt in der That ein eigentliches Gewerbe mit dem Liebesmantel, und ist zugleich so billig mit seinen Versen, daß er oft in Einem Tage zehn Schurken zu ehrlichen Leuten reimt, ohne mehr als eben so viele Thaler dafür einzunehmen.

Raubfisch. Desto größer ist der Ruhm, den er sich erwirbt, und der Segen der Armen, welchen seine wohlthätige Feder zu einem Stückchen Brot verhilft.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magister.

Magister. Hier, mein Freund! ist die verlangte Empfehlung, in welcher ich beynahe ein wenig zu viel gesagt zu haben fürchte. Doch die Schrift kommt aus der Feder eines Poeten, und ohne Uebertreibung gibt es gar keine Poesie. Solltet Ihr aber auch seiner Zeit an den Galgen kommen, so werdet Ihr doch, als ein Mensch, der nicht auf den Kopf gefallen ist, mein Zeugniß zu vertheidigen wissen.

Raubfisch. (Nachdem er das Zeugniß gelesen hat, gibt er dem Magister Geld, und geht ab.)

Neunter Auftritt.

Der Magister. Peter. Naß.

Naß (betrunken). Der Teufel hohle den Schurken, der behauptet, ich sey in acht Tagen mehr als ein Mahl betrunken gewesen!

Magister. Kennst Du diesen Menschen, Peter?

Peter. Nur zu wohl. Es ist Naß, der Miethkutscher, der jeden Abend zwey Maß Branntwein zum Schlaftrunk haben muß.

Naß. Gewiß, einen andern Rausch, als diesen, habe ich seit acht Tagen nicht gehabt. Aber wahr ist es auch, daß ich in diesen acht Tagen keinen Augenblick nüchtern gewesen bin. (Er singt: Freut Euch des Lebens! und schreyt dazwischen.) Ach, Du guter Branntwein! Du himmlischer Branntwein! Man wird satt vom Essen, und wem entleidet nicht das Spielen mit Würfeln und mit Mädchen? Aber wer hat jemahls genug Branntwein getrunken? Je mehr man ihn kennen lernt, je lieber gewinnt man ihn. Ich wette, daß Götter und Göttinnen einander um einen Tropfen des Lebenssafts die Haare ausreißen. Dir will ich leben und sterben! Aber halt! Ein Paar Tage muß ich mich doch stellen, als hätte ich Dir alle Freundschaft aufgekündigt, weil ich, wenn ich mich recht besinne,

übermorgen ein Weib nehmen will. (Zu Peter.) Herr, mein guter Herr! wißt Ihr nicht, wo der Magister Firlefanz wohnt?

Peter. Ihr wollt sagen, der Herr Magister Liederkranz. Dieser wohnt hier.

Naß. Gut also, Herr Magister Liederkranz! Können Sie ein Wort mit sich reden lassen?

Peter. Ihr irrt Euch, Freund! Ich bin sein Diener.

Naß. Ich bin ebenfalls sein Diener.

Peter. Versteht mich doch recht! Ich wollte sagen, ich sey der Diener des Herrn Magisters, der hier steht.

Naß. Nun, so bin ich Ihr Diener, Herr Magister! Seyn Sie nicht böse, daß ich Einen, der Ihnen den Rock ausklopft, und der wieder von Ihnen ausgeklopft wird, für Ihre eigene Person ansah.

Magister. Es ist Euch gern vergeben.

Naß. Glauben Sie mir, es war ein bloßer Irrthum.

Magister. Ich glaube es ja.

Naß. Ich will täglich ein Glas Branntwein weniger trinken, wenn ich es böse meinte.

Magister. Hört doch einmahl auf, davon zu sprechen! Es hat gar Nichts zu bedeuten. Was ist sonst Euer Begehren?

Naß. Nun, der Teufel ist los. Ich soll ein Weib nehmen, und die Leute sagen, ich müsse ein Paar Hochzeitverse haben. Was kosten heuer solche Reime?

Magister. Ihr sollt die Eurigen für zwey Thaler haben.

Naß. So viel bezahle ich gern. Aber Herr! wird es auch in den Versen heißen, daß es sich nicht der Mühe lohnt, von dem Branntwein, den ich trinke, zu reden?

Magister. Ich werde sagen, daß wenn Ihr auch berauscht seyd, es doch nicht vom Trinken herkommt. (Leise.) Ich gehe, und hohle ihm eins von den alten Hochzeitliedern aus der Schublade Nummer 3.

(Er geht hinein.)

Naß (zu Peter). Ich bitte aber um Vergebung, Herr Magister! daß ich vorhin Ihren Kerl, der eben hineinging, für Sie angesehen habe.

Peter. Ich bin nicht sein Kerl, ich bin sein Famulus, vnd wer eben hinein ging, ist der Herr Magister. Er wird Euch eure Verse bringen.

Naß. Ich schwöre, Herr Magister! es geschah durch ein bloßes Mißverständniß.

Peter. Ihr habt ja längst gehört, daß ich nicht der Herr Magister bin.

Naß. Ich verlasse mich also darauf, Herr Magister! daß Ihr mir mein Versehen nicht übel nehmt.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magister.

Magister. Hier, mein Freund! habt Ihr recht schöne Verse.

Naß. Und hier, Herr Magister! haben Sie zwey recht schöne Thaler. (Er geht, kommt aber sogleich zurück, und sagt:) Nehmen Sie es nicht übel, Herr Magister! beynahe hätte ich vergessen, Sie zu bezahlen.

Peter. Wißt Ihr denn gar nicht, was Ihr thut? Ihr habt ja schon bezahlt.

Magister. Willst Du Dein Maul halten, Du Schlingel!

Naß. Was kosten die Verse?

Magister. Wie ich Euch sagte, zwey Thaler.

(Naß gibt dem Magister das Geld, und alle drey gehen ab.)

Eilfter Auftritt.

Heinrich, (in Frauenkleidern.)

Hoffentlich wird doch Niemand des Henkers seyn, und mein wahres Ich aus dieser Tracht herauswittern Mit zehn Thalern, die

ich von meinem Herrn empfing, hoffe ich dem Magister und seiner Reimfabrik einen Stoß beyzubringen, von dem sich beyde so leicht nicht wieder erhohlen werden. Weil sein Peter mich als Heinrich kennt, fand ich für gut, meine Knechtsgestalt abzulegen, und stellte, wie ich mir schmeichle, ein recht ehrbares Weibsbild vor. Hier ist die Pforte, die zur Höhle des Verse speyenden Ungeheuers führt. Ich fasse ein Herz, und klopfe an.

(Er klopft.)

Zwölfter Auftritt.

Heinrich. Der Magister. Peter.

Peter. Schönen Tag, schöne Frau! Zu wem wollt Ihr?

Heinrich. Wohnt hier nicht ein Magister mit Nahmen Hans Frieder, oder Friederhans?

Peter. Liederkranz, wenn Ihr es nicht übel nehmt. Dieses Haus hat die Ehre, den berühmten Mann zu beherbergen. Aber mein süßes Turteltäubchen! was wollt Ihr von ihm?

Heinrich. Was ich von ihm will, will ich nicht Dir, sondern ihm sagen.

Peter. Nun, hier steht er, meine schnippische Ehrendame!

Heinrich. Hochzufeyernder Herr Magister

der Poesie! Ich beschwöre Sie neun Mahl bey allen neun Musen, mir ein Gedicht zu machen, in welchem Sie neun Mahl sich selbst übertreffen.

Peter. Gottlob! heute haben wir einen guten Markt mit unsern Reimen.

Magister. Welch ein Heros soll denn durch das Gedicht unter die Götter versetzt werden, meine venerable Frau, oder Jungfer Abgesandtinn? Ist es ein Feldherr, oder ein Rathsherr?

Heinrich. Ach, höchstbegabter Herr Magister! meine gebiethende Dame hat einen Verlust erlitten, der unersetzlicher, als unersetzlich ist, und ich selbst möchte dem Tod die Augen auskratzen, daß er die Treue selbst nicht verschont. Könnten meine Frau und ich das häßliche Gerippe mit Thränenbächen ersäufen, man sollte ihn heute noch zu seinen Schlachtopfern auf den Kirchhof bringen.

Magister. Eure Domina, mein betrübtes Kind! hat also ohne Zweifel ihren Gemahl verloren?

Heinrich. Ihren Gemahl? Warum nicht gar ihre Schlafhaube? Sie hörten ja eben, daß ihr Verlust unersetzlich sey.

Magister. Nun, wen hat sie denn verloren?

Heinrich. Ihr ist ein Freund gestorben, der auf vier Füßen zum Orkus wanderte. Mit Einem Wort, eine Krankheit, an welcher alle Aerzte verzweifelten, hat in der vorgestrigen Nacht zwischen drey und vier Uhr ihren heiß geliebten und unvergeßlichen Schooßhund hinweggerafft.

Magister. Der Hund ist also gestorben und vermuthlich auch begraben. Aber was geht dieser Todesfall mich an?

Heinrich. Was er Sie angeht, Herr Magister? Welche Frage! Meine Frau ausgenommen, geht das Erblassen des Hundes keinen Menschen näher an, als Sie. Sie haben sehr wohl bemerkt, daß er begraben ist. Aber damit er Ruhe unter der Erde, und meine Frau über der Erde hat, sollen Sie, Herr Magister! als ein bekannter großer Poet für Menschen und Vieh, ihm nach besten Kräften eine Grabschrift, zu deutsch ein Epitaphium, setzen.

Magister. Welche unwürdige Zumuthung für meine würdige Muse! Entbiethet Eurer Frau meinen Gruß, und bedeutet ihr, Magister Liederkranz sey über ihr Begehren höchlich entrüstet.

Heinrich. Ich begreife Sie nicht, Herr Magister! Stets sind Sie bereit, für jeden schlechten Kerl und für jeden Dummkopf eine

Grabschrift zu machen, und einen der tugendhaftesten und vernünftigsten Hunde, die je mit dem Schwanze gewedelt, und einer Dame im Schooße gelegen haben, wollen Sie die gleiche Ehre versagen? Doch Gottlob! Es gibt noch mehr Leute, die Tod und Noth, Jammer und Kammer, Herz und Schmerz, Schlummer und Kummer zu reimen wissen, und für die zehn Thaler, die der edle und großmüthige Hund dem Verfasser seiner Grabschrift vermachte, wird mir schwerlich der beste Taschenbücherpoet seinen Beystand versagen.

Magister. Von zehn Thalern sprecht Ihr? Warum bringt Ihr Eure Sachen nicht in der Ordnung vor? Ein Hund, der so viel Herzensgüte und Kunstliebe besitzt, daß er einem Poeten zehn Thaler vermacht, verdient den Vorzug vor tausend Menschen, und Eure Frau soll mir also ihr Vertrauen nicht umsonst geschenkt haben.

Heinrich. Aber, Herr Magister meine Frau fordert ein wenig viel. Sie müssen den heimgegangenen Mignon unter die Sterne versetzen, oder wenn es sich schickt, noch über die Sterne erheben.

Magister. Man muß Nichts übertreiben. Ich will um die Urne des Hunds einen stattlichen Kranz winden, und seinen Manen den

gebührenden Weihrauch, aber nur nicht in Hekatomben opfern.

Heinrich. Meine Frau will aber kein Machwerk, das weder kalt noch warm ist, und ich hoffe, Herr Magister! (Er klingelt mit dem Beutel.) Sie werden bedenken, daß hier mehr als ein elender Lorberkranz, oder ein brockhausischer Preis zu verdienen ist.

Magister. Nun, so kommt nur mit mir herein, meine angenehme Person! Ich will versuchen, was sich meine Muse wegen der Hundeseele zumuthen läßt.

(Alle drey gehen hinein.)

Büchernachdruck.

Untersuchungen
über
den Büchernachdruck.

In vier verschiedenen Einkleidungen.

Erste Untersuchung.

Inhalt.

I. Liegt das Recht nachzudrucken nicht schon in dem Recht zu drucken?
II. Ist der Nachdrucker ein Dieb?
III. Wird das Recht nachzudrucken nicht schon durch den Kauf eines Buches erworben?
IV. Schadet der Nachdruck dem Absatz der sogenannten ächten Ausgabe eines Buches?
V. Würde selbst durch den erwiesenen Schaden der Schriftsteller und Verleger der Nachdruck zum Unrecht?
VI. Haben der Verfasser und Verleger eines Buches mehr Rechte, als die Besitzer anderer Waaren?
VII. Befördert oder hindert der Nachdruck die Literatur?
VIII. Wie müßte ein Verboth des Nachdrucks lauten?
IX. Schlußbemerkungen.

I.

Liegt das Recht nachzudrucken nicht schon in dem Recht zu drucken?

Wer im Besitz des Rechts zu drucken ist, hat das Recht, allen möglichen Gebrauch von den vorhandenen Schriftzeichen zu machen, und er darf also nach Gutbefinden Buchstaben zu Wörtern, Wörter zu Gedanken, und Gedanken zu Büchern vereinigen. Dieses Recht kann zwar allerdings, aber nur durch Gesetze beschränkt werden, und Niemand wird mir also z. B. wehren, folgende Zeilen aneinander zu reihen:

„Noch Einmahl sattelt mir den Hypogryphen, Ihr Musen,
Zum Ritt in's alte romantische Land!
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das magische Band
Um meine Stirne? Wer treibt von meinen Augen den Nebel,
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?
Ich seh' in buntem Gewühl, bald siegend, bald besiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel."

Stand mir aber dieses Recht von jeher zu, wie sollte es mir in dem Augenblicke entzogen

worden seyn, in welchem es einem Poeten in Weimar, Nahmens Wieland, einfiel, ein Gedicht, Oberon genannt, mit einer Stanze zu beginnen, zu welcher er die nähmlichen Zeichen nothig hatte? Er bediente sich ihrer mit Recht als Dichter, und ich bediene mich ihrer mit Recht als Drucker. Und sein Recht sollte das meinige beeinträchtigen konnen? Gerade der Umstand, daß der Schriftsteller, um seine Gedanken der Welt mittheilen zu können, sich solcher Mittel bedienen muß, die Jeder in seiner Gewalt hat, schließt jeden Rechtsgrund eines Nachdruckverbothes aus. Der Nachdrucker kann kein Gedicht hervorbringen, wie Wieland. Aber er besitzt die nähmlichen Druckzeichen wie der Verleger desselben, und wie sollte Wielandisches Dichten die Folge haben, daß er sich ihrer mit weniger Freyheit als zuvor bedienen dürfte? Ein Anderes ist ein Buch als geistige Schöpfung, ein Anderes ein Werk mechanischer Buchstaben- und Wörterzusammenstellung auf dem Papier durch Druckerschriften. Wer diesen Unterschied im Auge behält, bey dem kann die Frage gar nicht davon seyn, ob man Bücher nachdrucken darf. Er wird im Gegentheil die Behauptung, daß die Leute, welche ihre Gedanken der Welt durch Hülfe der Druckerschwärze und der Buchstaben- und Wortverbin-

dung mittheilen, ein ausschließendes Recht an diese Verbindung hätten, für im höchsten Grade widersinnig, und für eine Verletzung des natürlichen, Allen gemeinschaftlichen Rechts an jeden Gebrauch, der sich auf dem Papier von den vorhandenen Buchstaben und Wörtern in allen möglichen Zusammensetzungen machen läßt, erklären. Dieses natürliche, nicht zu bestreitende Recht, nach welchem selbst ein Mensch, der ein Buch in der Handschrift entwendet und es drucken läßt, nicht wegen der letzten Handlung, sondern bloß wegen des ersten Verbrechens zur Strafe gezogen werden darf, beginnt mit dem Abc, und wie kann man also von einer Einschränkung desselben sprechen, da diese Einschränkung wieder nicht anders als mit dem Abc beginnen könnte? Darf ich den ganzen Oberon nicht nachdrucken, oder vielmehr, darf ich die Wörter, aus welchen das Gedicht besteht, nicht in derselben Ordnung auf einander folgen lassen, so kann man mir auch mit gleichem Recht erst den Nachdruck eines Gesangs, dann den Nachdruck einer Strophe, dann den Nachdruck einer Zeile desselben, und zuletzt gar den Gebrauch jedes Buchstabens, der in dem Gedicht vor kommt, verbiethen. Ich weiß wenigstens nicht, wo die Gränze gezogen werden soll. Wahrlich, der Mensch, der ein Buch

schreibt, und das Nachdrucken desselben nicht dulden will, maßt sich, indem er sich zum Eroberer aller Wortverbindungen, aus welchen seine Schrift zusammengesetzt ist, aufwirft, eine Gewalt an, welche auszuüben noch keinem Despoten eingefallen ist. Nur im Reiche der Gedanken, nicht aber in der Buchstabenwelt ist das von ihm erschienene Werk sein Eigenthum, und sollte es von Niemand vervielfältigt werden, als von ihm, so müßte die Gabe, es zu vervielfältigen, ihm eben so ausschließend angehören, als die Gabe, es hervorzubringen. Und so lange also ein Schriftsteller nicht im ausschließenden Besitz der Kunst zu drucken ist, so lasse er sich nicht in den Sinn kommen, erlangen zu wollen, was nur weiland Faust und Guttenberg, wären sie Schriftsteller gewesen, hätten erlangen können. Er ergebe sich vielmehr geduldig in sein Schicksal, und schreibe, wenn die Werke, die er drucken läßt, Jeder, der es für gut findet, wieder druckt, das Unheil bloß dem Umstande zu, daß die Kunst zu drucken kein Geheimniß ist. Es ist gar nicht die Frage von einem Unrecht, das der Nachdrucker an dem Schriftsteller begeht, sondern von einem Recht an gewisse Zeichen, das dieser ihm aus dem sonderbaren Grunde entziehen will, weil er sich eben dieser Zeichen

bediente, um eine Geburt seines Gehirns in der Welt erscheinen zu lassen. Wer darf es wagen, dieser Anmaßung das Wort zu reden? Und was braucht also schon aus diesem Grunde jeder Nachdrucker einem ihn zu Rede stellenden Brockhaus, einem Kotzebue und allen gegen den Nachdruck schreyenden Buchhändlern und Scriblern zu antworten: Ich drucke nach, weil — es mir so beliebt, und weil — das Drucken mein Handwerk ist, und weil — ich Papier, Druckerpressen, Druckerlettern und Druckerschwärze besitze?

II.
Ist der Nachdrucker ein Dieb?

Ein Dieb ist, wer — gestohlen hat. Wir wollen also Einmahl den Nachdrucker vor den Richter schleppen, und hören, was dieser zu unserem Begehren, ihn aufzuknüpfen, sagt. Natürlich ist seine erste Frage: Was hat denn der Mensch Euch gestohlen? Und Schriftsteller und Verleger sind keineswegs um die Antwort verlegen. Das Werk meines Geistes antwortet jener, und das Werk meines Verlags antwortet dieser. Der Mensch ist also, fährt der Richter fort zu fragen, Euch Beyden in's Haus

gebrochen, und hat Dir, dem Schriftsteller, Deine Handschrift, und Dir, dem Verleger, Deine Abdrücke heimlicherweise weggenommen? Nein! ist die Antwort, in's Haus ist er uns nicht gebrochen, und weggenommen hat er uns auch Nichts. Ich glaube, Ihr seyd Beyde im Kopfe verrückt, oder wollt Euren Spaß mit mir haben, spricht der Richter voll gerechten Unwillens. Ihr verlangt Gerechtigkeit von mir gegen einen Dieb, und wenn ich frage: Was hat er Euch gestohlen? so antwortet Ihr: Nichts! Der gnädige Herr Richter verzeihen! erwiedern die Kläger. Es ist wahr, daß der Mensch uns Nichts genommen hat. Aber er hat uns doch bestohlen, und ist ein Erzdieb. Er hat das Buch, von welchem die Rede ist, nachgedruckt. Also man bestiehlt die Leute, ohne daß ihnen etwas genommen wird? Welcher Richter wird in diese unsinnige Behauptung einstimmen? Und wird nicht vielmehr jeder die Kläger fragen, wie sie, wenn sie das Nachdrucken eines Buchs einen Diebstahl nennen, das heimliche Entwenden des nähmlichen Buchs nennen wollten? Vergessen denn die Leute ganz, daß Stehlen nichts Anders heißt, als Jemand sein Eigenthum heimlich und wider dessen Willen wegnehmen, und daß sie also, indem sie behaupten, der Nachdrucker habe sie

bestohlen, und doch zugleich gestehen müssen, daß sie noch im Besitz der entwendeten Sache sind, zu dem Verdacht Anlaß geben, was sie einbüßten, sey — der gesunde Menschenverstand?

Wenn aber, sagen die Feinde des Nachdrucks, der Nachdrucker eines Buchs auch nicht zum Dieb an der Handschrift des Verfassers, oder an den Abdrücken des Verlegers wird, so stiehlt er doch jenem seine Gedanken. Seine Gedanken? Im Ernst, wenn diese Beschuldigung Grund hat, so muß man auf der Stelle die Nachdrucker zwar nicht als Diebe hängen, aber als die gefährlichsten Hexenmeister verbrennen. Oder kann man Köpfe wie Schränke erbrechen, und Gedanken wie Münze aus ihnen herausholen? Nicht Einmahl eines sogenannten Plagiats macht sich der Nachdrucker an dem Schriftsteller schuldig, indem es noch keinem eingefallen ist, ein nachgedrucktes Werk für das seinige auszugeben. Wielands Werke, und nicht Müllers Werke steht auf dem von dem Carlsruher Buchdrucker dieses Nahmens veranstalteten Nachdruck derselben, und erscheint also nicht auch von dieser Seite das Geschrey über Diebstahl als eine Albernheit, die sich nur aus der Verblendung des Eigennutzes erklären läßt? In der That ist auch weder ein Schriftsteller,

noch ein Buchhändler im Ernst der Meinung, man begehe durch den Nachdruck einen Diebstahl an ihm, weil sonst keiner um ein Verboth des Nachdrucks, sondern bloß um die Bestrafung desselben bitten würde.

Wenn aber die Feinde des Nachdrucks selbst gestehen müssen, er sey kein Diebstahl, und doch fortfahren, ihn für ein Unrecht zu erklären: so fragt man sie mit Recht: Welchen Nahmen gebt Ihr denn diesem Unrecht? und so lange sie die Antwort auf diese Frage schuldig bleiben, so lange können sie auch nicht fordern, daß irgend ein Richter ihrer Klage Gehör gibt.

Uebrigens hat auch der weiland berühmte Kotzebue, der wie über alle möglichen Dinge, also auch über den Büchernachdruck sein Wort mitzusprechen nicht ermangelte, den Satz, daß die Nachdrucker Diebe sind, auf eine höchst possirliche Art durch das Sprüchlein:

„Was Du nicht willst, das Dir geschicht,
Das thu auch einem Andern nicht,“

und durch das Berufen — auf seine dreyzehn Kinder zu beweisen gesucht.

Wer erinnert sich endlich nicht mit Unwillen der unbändigen und gemeinen Wuth, mit welcher der Verfasser des Siegfried von Lin=

denberg und anderer platten Romane das Diebsgeschrey gegen die Nachdrucker erhoben hat?

III.

Wird das Recht nachzudrucken nicht schon durch den Kauf eines Buchs erworben?

Wäre das Recht, ein gedrucktes Buch wieder zu drucken, auch kein natürliches, so würde es wenigstens von jedem Käufer eines Buchs durch den Kauf erworben. Ein Buch geht doch unstreitig, wie jede andere Waare, in das Eigenthum des Käufers über. Und welches Recht kann also der Verkäufer noch an die veräußerte Waare ansprechen? Das Buch ist Einmahl mein Eigenthum, und wenn man also nicht den Begriff des Eigenthums zu einem bloßen Wortspiele machen will, so muß mir das Recht, es nachzudrucken, eben so gut zustehen, als das Recht, es abzuschreiben, es zu lesen, und Andere lesen zu lassen. In einem wie in dem andern Falle geschieht nichts weiter von mir, als daß ich von meinem Eigenthum einen Gebrauch mache, den sein Wesen zuläßt. Ich darf freylich mit einem gekauften Messer

weder den Verfertiger, noch sonst Jemand todtstechen, und eben so wenig darf ich auf einer Leiter darum als Dieb den Leuten in die Häuser steigen, weil ich sie gekauft habe. Aber ich darf mich des Messers und der Leiter zu jeder Handlung, sie mag auch noch so sehr dem besondern Vortheile des Messerschmids und des Leiternmachers entgegen stehen, wenn sie nur nicht wie Mord und Diebstahl ein Verbrechen ist, bedienen.

Bey dieser Gelegenheit muß auch noch eines gar seltsamen Mittels gedacht werden, welches einige Buchhändler gegen den Nachdruck zu erfinden, sinnreich genug waren. Es soll nähmlich nach ihrem Vorschlage kein Buch mehr von dem Verleger abgegeben werden, ohne daß jeder einzelne Käufer sich ausdrücklich zu der Bedingung versteht, es nicht nachzudrucken. Welch' ein Einfall! Wird nicht jeder Bücherkäufer, so wenig er auch gesonnen seyn mag, sich jemahls in die Zunft der Nachdrucker zu begeben, auf der Stelle den Laden des Buchhändlers verlassen, der unbescheiden genug ist, ihn in dem Gebrauch einer Waare, die er ihm mit seinem guten Gelde bezahlen muß, noch beschränken zu wollen? Bin ich denn ein Nachdrucker? wird er sagen, und wenn ich keiner bin, warum soll ich mir eine Bedingung ver-

schreiben lassen, die höchstens bey jenem einen Zweck hätte? Warum laßt Ihr nicht lieber vollends gar Jeden, der ein Buch von Euch kauft, auf die Bibel schwören, damit er es doch ja nicht nachdruckt? Und wie reimt sich diese Vorsichtsmaßregel mit Eurer Behauptung, daß die Nachdrucker Diebe seyen? Wem ist es noch eingefallen, mit einem Dieb einen förmlichen Vertrag abzuschließen, daß er ihn — nicht bestehlen möchte? Und gesetzt, der ungereimteste aller Einfälle ließe sich ausführen, was würden die Buchhändler gewinnen? Die eingegangene Bedingung, nicht nachzudrucken, kann unmöglich auf der Sache, nähmlich dem Buche, sondern muß allein auf der Person, nähmlich dem Käufer, ruhen, und was kümmert sie also einen Besitzer, der das Buch nicht unmittelbar von dem Buchhändler, sondern aus der zweyten Hand empfing? Oder ist ein Buchhändler verkehrt genug, das Gegentheil, und also zu behaupten, ein Vertrag, den Peter mit dem Paul schloß, müsse auch von Hans und Caspar, und überhaupt nicht nur von allen jetzt lebenden Adamssöhnen, sondern selbst von ihren noch ungeborenen Nachkömmlingen gehalten werden? Doch die Buchhändler selbst haben längst anerkannt, daß dieser Einfall ihnen kein Heil bringt. Wir hätten sie sonst,

wenn es um den Nachdruck zu verhüthen, bloß einer Bedingung beym Bücherverkauf bedürfte, erst den Wiener Congreß, und jetzt den Frankfurter Bundestag um ein Verboth desselben zu beschwören gebraucht?

Kann man endlich die Buchhändler, wenn sie den Eigenthümer in dem freyen Gebrauch eines gekauften Buchs beschränken wollen, nicht mit Recht fragen, warum sie nicht auch gegen die Lesegesellschaften, gegen die Leihbibliotheken, und sogar gegen jeden Einzelnen Klage führen, der ein gekauftes Buch einem Freunde leiht? Vermindert der Nachdruck nach ihrer Behauptung, die Käufer ihrer Ausgabe, so vermindert ja die Gelegenheit, ein Buch zu lesen, ohne es zu kaufen, die Käufer überhaupt, und das Eine kann unmöglich ein Unrecht seyn, ohne daß das Andere es auch ist. Indem aber die Buchhändler sich nicht getrauen, die ihren Absatz vermindernden Bücherverleiher, so sehr ihnen auch besonders diejenigen, die das Verleihen sogar unentgeldlich treiben, ein Dorn im Auge seyn mögen, zu belangen: so frage ich sie, ob sie nicht offenbar durch dieses Unterlassen selbst stillschweigend einräumen, daß eine Verminderung des Absatzes ihrer Verlagswerke ihnen noch kein Recht zur Klage gibt, und daß sie den Nachdrucker nur antasten, nicht

weil sie ihn für schlimmer halten, als ihr übrigen vermeinten Brotdiebe, sondern weil sie mit einem einzeln stehenden Nachdrucker leichter fertig zu werden hoffen, als mit zahllosen Lesegesellschaftsmitgliedern und Bücherverleihern? Im Ernst. Wenn die Buchhändler dem Vorwurf des Widerspruchs in ihren Grundsätzen entgehen wollen, so müssen sie nothwendig Jeden einen Dieb schelten, der ein bloßer Leser eines Buchs, und nicht zugleich der Käufer desselben ist, und aus gleichem Grunde können die Regierungen den Nachdruck nicht verbiethen, ohne ihr Verboth auf den Gebrauch der Bücher überhaupt für Jeden, der sich nicht mit dem Verleger abgefunden hat, auszudehnen.

IV.

Schadet der Nachdruck der sogenannten ächten Ausgabe eines Buchs?

Weil der Nachdrucker wohlfeilere Preise macht, als der Verleger: so scheint den Schriftstellern und Buchhändlern nichts bündiger, als der Schluß, daß er sie um ihre Abnehmer bringe. Allein wo bleibt der Beweis, daß ein Käufer der wohlfeilen Waare in Ermanglung

dieser auch die theure gekauft haben würde? Wer diesen Satz behauptet, von dem fordere ich auf der Stelle den Beweis, daß wer einen Thaler in der Tasche hat, nothwendig auch drey darin haben müsse, und daß wer theuer kaufen **kann**, nothwendig auch theuer kaufen **wolle**. Lehrt nicht im Gegentheil die tägliche Erfahrung, daß es nicht an Leuten fehlt, die eine ächte Ausgabe dem ungleich wohlfeilern Nachdrucke vorziehen? Der Buchhändler Göschen in Leipzig, z. B. indem er sich über die Carlsruher Nachdrucker der Wielandischen Werke beklagt, druckt eine neue Ausgabe eben dieser Werke, die wahrlich nicht wohlfeil, und selbst gegen Vorauszahlung drey Mahl theurer ist, als der Nachdruck. Und eben so erklärt der Verleger des sogenannten Conversationslexikons, der lärmende und anmaßende Brockhaus, indem er eine fünfte Ausgabe des wenig brauchbaren Werk ankündigt, daß alle Exemplare der vorigen Auflagen vergriffen seyen. Fehlt es also nicht den Schriftstellern und Verlegern, da ihnen der rechtskräftige Beweis, daß sie um des Nachdrucks willen auch nur Ein Exemplar ihrer Ausgabe weniger verkaufen, ewig unmöglich bleiben wird, sogar an dem einzigen Fundament ihrer Klage?

V.

Würde selbst durch den erwiesenen Schaden der Schriftsteller und Verleger der Nachdruck zum Unrecht?

Wer von seinem Recht Gebrauch macht, begeht kein Unrecht, dieser Satz ist so alt, als der Begriff von Mein und Dein, und wenn also Schriftsteller und Verleger den Nachdruk darum verbothen wissen wollen, weil er ihnen schadet, so fragt man sie mit Recht: Wenn Ihr behauptet, Alles, was Euch schadet, sey unrecht, warum duldet Ihr es, daß wenn drey Eurer Zunft an Einem Orte leben, sich noch ein Vierter zu ihnen gesellt? Dieser Vierte schadet ja offenbar dem Gewerbe von jenen, und sie müßten also das Recht haben, ihn so gut als den Nachdrucker einen Dieb zu schelten. Noch mehr. Nach demselben Grundsatze dürfen Kinder ihrer Mutter verbiethen, ihnen noch mehrere Geschwister zu geben, weil jedes später geborene Kind das Erbtheil der früher geborenen schmälert, und diesen also schadet.

Also nicht darum, weil Jemand beweisen kann, er leide Schaden durch mich, bin ich strafbar. Ist meine Handlung an sich nicht

widerrechtlich und gesetzwidrig, so gehen die Folgen, die sie etwa für einen Andern hat, mich Nichts an, und so lange man also nicht das unbedingte Unrecht des Nachdrucks bewiesen hat, so lange hat man durch den Beweis, daß Einzelne durch ihn zu Schaden kommen, Nichts gewonnen. Er ist kein Unrecht, weil er Einigen schadet, sondern er darf Niemand schaden, wenn er ein Unrecht ist. Oder mit andern Worten. Wenn die Buchhändlerlogik sagt: Der Nachdruck schadet uns, also ist er ein Unrecht, so kehrt die ächte den Satz um, und sagt: Der Nachdruck ist kein Unrecht, und also kann auch Euren Klagen, daß er Euch schade, kein Gehör gegeben werden.

Fragen wir aber zum Ueberfluß den Verleger eines Buchs, auf welche Art denn eigentlich der Nachdruck ihm schade, was wird er antworten? Der Nachdrucker, sagt er, verkauft seine Waare, und da seine Preise wohlfeiler sind, als die meinigen, so macht er die Käufer von mir abwendig. Hier haben wir es. Also, man merke es wohl! nicht im Nachdrucken, sondern im Verkaufen des Nachdrucks soll das Unrecht liegen. Hat aber noch jemahls ein Mensch behauptet, daß Verkaufen an sich ein Unrecht ist? Wird der Dieb gestraft, nicht weil er gestohlen, sondern weil er die

gestohlene Waare verkauft hat? Verkaufen darf in der Regel Jeder jede Sache, in deren Besitz er ist. Am wenigsten kann der Preis der Waare in Betrachtung kommen, und folgender Satz ist also unumstoßlich: Wäre der Nachdruck ein Unrecht, so könnte er es einzig und allein durch den Verkauf der nachgedruckten Bücher werden. Nun ist aber das Verkaufen an und für sich unbedingt die unschuldigste und erlaubteste Sache von der Welt, und also kann auch eine Handlung, die bloß unter der Bedingung des Verkaufs dieser oder jener Waare zum Unrecht werden könnte, niemahls ein Unrecht seyn. Wie könnte eine Handlung, die vorhin kein Verbrechen ist, durch eine andere gleich unschuldige zum Verbrechen werden?

Endlich kann man auch noch von dem Buchhändler, wenn er klagt, daß das Verkaufen des Nachdrucks seinen Absatz verminderc, den Beweis verlangen, daß ein Buchhändler ein Recht an die Leute habe, die vielleicht den Preis für seine Ausgabe bezahlen würden, wenn kein wohlfeilerer Nachdruck vorhanden wäre. Steht es ihnen nicht frey, zu kaufen, oder nicht zu kaufen? Und wo ist also das Unrecht, wenn der Nachdrucker sie zu seinen Kunden macht? Aber wenn der Nachdrucker nicht wäre,

würden sie bey mir kaufen, sagt der Verleger. Es sey. Aber wenn Du kein Recht hast, zu fordern, daß sie bey Dir kaufen, so geschieht Dir auch durch das Verkaufen des Nachdruckers kein Unrecht. Er beraubt Dich, da er Jedem die Freyheit läßt und lassen muß, ob er bey Dir oder bey ihm kaufen will, so wenig eines Rechts, als einer Sache.

VI.

Haben der Verfasser und der Verleger eines Buchs mehr Rechte, als die Besitzer anderer Waaren?

Schriftsteller und Buchhändler sind die Einzigen, die um ihren Taglohn, oder ihren Nachtlohn zu sichern, dem Staate zumuthen, die Rechte Anderer zu kränken. Kein Handelsmann läßt seine Waare aus den Händen, ehe er den Preis dafür entweder wirklich empfangen, oder sich wenigstens des Empfangs versichert hat. Ganz anders verfährt aber der Buchhändler. Er will z. B. die Gedanken eines Schriftstellers verkaufen, und hat sich einen Preis von zweytausend Thalern dafür bestimmt. Die

Gedanken sind also die Waare, und zweytausend Thaler sind ihr Preis. Wenn aber der Kaufmann von den tausend Abdrücken, die er machen ließ, dem nächsten besten Käufer einen für zwey Thaler verkauft: so frage ich, hat er sich nicht der nähmlichen Waare, von welcher er behauptete, sie sey ihm für nicht weniger, als für zweytausend Thaler feil, für zwey Thaler entäußert? Der Umstand, daß er noch neunhundert neun und neunzig Abdrücke von den nähmlichen Gedanken in seinem Laden liegen hat, kann die Sache unmöglich ändern. Ob die Welt tausend Abdrucke des Buchs, oder nur Einen erhielt, sie ist in einem wie in dem andern Falle im rechtmäßigen Besitz der gekauften Gedanken, und darf jeden möglichen Nutzen von ihnen ziehen. Wer hat aber jetzt die Schuld an dem Verlust, über welchen der Buchhändler sich beklagt? Doch wohl Niemand, als er selbst? Wer heißt ihn seine Waare mit einem Leichtsinn verschleudern, der so unglaublich ist, als die Verblendung, mit welcher er die natürlichen Folgen desselben Andern zur Last legt, und die Ungereimtheit, mit welcher er dem Staate zumuthet, ihn gegen die Folgen desselben sicher zu stellen? Nicht Einen Abdruck, in so fern er nicht für diesen allein den ganzen Preis erhält, alle tausend Abdrücke seines Buchs

muß er zugleich verkaufen, wenn der Inhalt desselben ihm im Ernst für nicht weniger, als für zweytausend Thaler feil ist. Er müßte also, höre ich fragen, die ganze Auflage auf einmal absetzen? Wie soll er es aber anfangen, um diesen schnellen Verschluß zu bewerkstelligen? Diese Sorge, antworte ich, überlassen wir dem Buchhändler. Und ist es denn so unerhört, daß Bücher — auf Unterzeichnung erscheinen, oder mit andern Worten daß ein Gedankenkrämer, gleich dem Käsekrämer und jedem andern Krämer, sich des Preises für seine Waare versichert, ehe er sich der Gewalt über sie begibt? In der That, dieser Weg ist Schriftstellern und Buchhändlern von der Natur selbst vorgeschrieben. Ich kann unmöglich dieselbe Sache veräußern, und doch in meiner Gewalt behalten wollen. Wer ein Geheimniß für sich behalten, oder durch die Mittheilung desselben einen Gewinn machen will, darf es nicht ausplaudern. Was ist aber ein durch den Druck bekannt gemachtes Buch anders, als ein ausgeplaudertes Geheimniß? Ich kann, um die Sache auch noch durch ein anderes Gleichniß zu erläutern, einen Vogel am Faden fliegen lassen, und ihn wieder an mich ziehen. Sind aber Jemands Gedanken einmahl in die Welt geflogen oder gekrochen, so hat die Herrschaft

des Urhebers über sie für immer ein Ende, und der Schriftsteller, der sich den Werth seines abgetretenen Werks nicht im Augenblicke der Veräußerung vergüten läßt, hat also die Folgen seiner unterlassenen Vorsicht sich selbst beyzumessen. Nicht der Nachdruck muß verbothen werden, weil er den Buchhandel beeinträchtigt, sondern der Buchhandel muß sich ändern, wenn er je nicht neben dem Nachdruck bestehen kann. Das Letzte ist eben so natürlich und gerecht, als das Erste unnatürlich und ungerecht seyn würde. Und was läßt sich auch mit Grunde gegen den schon so oft mit Erfolg betretenen Weg der Unterzeichnung einwenden? Wer wird nicht auf ein Werk unterzeichnen, an dessen Erscheinung ihm gelegen ist? Nur versteht es sich von selbst, daß der Unterzeichnende überzeugt seyn muß, ohne Unterzeichnung erscheine das Werk gar nicht. Im entgegengesetzten Falle wird es freylich Jeder bequemer finden, die wirkliche Erscheinung des Werks abzuwarten. Die Nimmersatte unter den Buchhändlern, die an ihren Verlagsartikeln einen ewig wiederkehrenden Gewinn machen wollen, werden freilich auf einer Seite gegen den Weg der Unterzeichnung selbst mit einer Menge Einwendungen auftreten, und auf der andern auch bey dem Gebrauch dieses Wegs doch noch ein Verboth

des Nachdrucks fordern. Aber wer wird bey der Frage: Was ist Recht? dem Eigennutz eine Stimme zugestehen? Läßt sich endlich auch in der Regel nur für die bereits vortheilhaft bekannten Schriftsteller ein günstiger Erfolg von dem Wege der Unterzeichnung, weil man auch auf dem Büchermarkte nicht gern eine Katze im Sack kauft, hoffen, so ist dagegen auch für die wenig oder gar nicht bekannten Schriftsteller die Gefahr des Nachdrucks so gut als gar nicht vorhanden, und hat je einer oder der andere eine so vortheilhafte Meinung von seinem Werke, daß er wirklich das Schicksal wenn nicht der besten, doch der beliebtesten Schriftsteller fürchten zu müssen glaubt, so gibt es ja der Gelegenheiten nur gar zu viele, um eine Probe desselben zur Lockspeise für die bedenklichen Unterzeichner in aller Welt zu verbreiten.

Kann, ich berufe mich auf jedes unbefangene Urtheil, ein Vorschlag billiger seyn, als ein solcher, der die Ansprüche aller streitenden Theile befriedigt? Durch den Weg der Unterzeichnung sichern sich Schriftsteller und Verleger ihren rechtmäßigen Gewinn, und durch die Freyheit des Nachdrucks werden nicht nur die Bedürfnisse ärmerer Bücherkäufer befriedigt, sondern es verdient zugleich ein Mensch, der auch leben will, ebenmäßig sein Stückchen

Brot. Uebrigens steht den Buchhändlern neben dem sie gegen den befürchteten Schaden des Nachdrucks schützenden Wege der Unterzeichnung noch ein anderes gleich sicheres Mittel, ihm völlig zu steuern, zu Geboth, nähmlich das Mittel — wohlfeilerer Preise, für welche sie sich durch größere Auflagen vollkommen entschädigen konnten. Aber das Mittel wird verworfen, weil man es bequemer findet, denselben Gewinn durch einen kleinen, als durch einen großen Absatz zu erhalten.

Wenn aber Schriftsteller und Verleger es selbst in ihrer Gewalt haben, sich gegen den von ihnen behaupteten, wenn gleich nicht erwiesenen, und wie gezeigt worden ist, schlechterdings nicht zu erweisenden Schaden des Nachdrucks zu sichern, wie kann es ihnen einfallen, noch den Schutz des Staats ertrotzen zu wollen? Hilf Dir selber! ist der natürlichste und der gerechteste Bescheid für alle Klagenden, die sich selber helfen können, und selbst für diejenigen, deren Klagen nicht so grundlos sind, als die Klagen der Buchhändler gegen den Nachdruck. Oder soll die Obrigkeit etwa Jedem eine Schildwache vor sein Haus stellen, der aus Trägheit oder Nachläßigkeit es zu verschließen unterläßt? Was würde man von dem Elephantentreiber sagen, der sein Thier, statt es in

einen Kasten zu verschließen, öffentlich über den Markt führte, und die Leute, die sich an dem Anblick desselben ergetzten, ohne ihm ihren Groschen in den Hut zu werfen, Diebe und Spitzbuben schimpfte, und indem er von dem Richter Hülfe gegen sie verlangte, die Ungereimtheit bis zu der Behauptung triebe, die Beschauer hätten ihm seinen Elephanten gestohlen? Oder wer würde den Luftschiffer nicht für unsinnig erklären, der während er über unsern Häuptern schwebt, allen Leuten, von welchen er nicht für seinen Versuch bezahlt wäre, verbiethen wollte, in die Höhe zu blicken? Diese unsinnigen Ansprüche machen aber alle gegen den Nachdruck eifernde Schriftsteller und Buchhändler, statt daß sie dem Beyspiele des klügern Luftschiffers folgen sollten, der vor allen Dingen sich seines Lohns versichert, ehe er sich, gleich unsern himmelan fliegenden Poeten, zur Ergetzung seines Publikums in höhere Regionen erhebt. Im Ernst. Sind die Nachdrucker Diebe, so sind die von ihnen Bestohlenen die einfältigsten Leute von der Welt, und in der That, gäbe es sonst keinen Grund gegen ein Verboth des Nachdrucks, so wäre es an dem einzigen genug, daß er weder Schriftsteller noch Verleger hindert, ihre Waaren unterzubringen. Machen beyde übertriebene Forderungen an das

Publikum, so ist es ihre Schuld, wenn dieses sich mit ihnen nicht einlassen will. Da zugleich die Buchhändler unaufhörlich ihre unmäßigen Bücherpreise mit dem Nachdruck entschuldigen, so können sie bey dem Wege der Unterzeichnung, durch welchen ja der Nachdruck beseitigt wird, sich von dieser Seite um so billiger finden lassen, und in demselben Grade sich desto mehr Abnehmer versprechen.

Betrachten wir also die Sache auch von Seiten des schriftstellerisch-kaufmännischen Vortheils, so ist und bleibt unbedingte Freyheit der Presse die Losung. Wenn ein Schriftsteller, der den Völkern sein Evangelium predigen will, seinem edlem Zwecke jedes Opfer zu bringen verbunden ist, und wenn man von einem Liebling der Musen mit Recht fordert, daß er keine Krämerseele sey, so kann man Schriftstellern und Verlegern ihr Geschrey gegen den Nachdruck um so weniger verzeihen, da man nicht Einmahl ein Opfer von ihnen begehrt. Mögen auch sie ihren Handel treiben, wie Andere. Der Staat wird ihnen gleichen Schutz mit allen seinen übrigen Bürgern angedeihen lassen. Aber er würde die Gerechtigkeit verletzen, wenn er ihnen, indem er ihrem trotzigen Verlangen, den Nachdruck zu verbiethen, nachgäbe, mehr Rechte als diesen zugestände.

Uebrigens könnte man, was die Schriftsteller insbesondere betrifft, auch noch fragen, seit wenn das Bücherschreiben unter die ordentlichen Gewerbe gehört, und also auf Rechte Anspruch machen kann, die der Staat nur diesen zugestanden hat. Man weiß wenigstens bis jetzt noch Nichts von einer Steuer oder sonst einer Auflage, mit welcher die Büchermacher sich diese Rechte erworben hätten.

Ueberhaupt sind die Schriftsteller auch in dem Umstand, daß sie ein unbedingtes Recht an ihre Erfindungen ertrotzen wollen, anmaßender als andere Leute, die auch, und zwar mit nicht weniger Geistesanstrengung als irgend ein Buchmacher erfinden. Welchem Baumeister z. B. ist es noch eingefallen, den Mann einen Dieb zu schelten, der ihm ein Haus oder einen Tempel so getreu nachgebaut hat, als jemahls ein Nachdrucker ein Buch nachdruckte? Der Erfinder der künstlichsten Maschine wehrt es keinem Menschen, sie nachzumachen, so lange kein Patent, dessen Ertheilung übrigens aus den bisher angeführten Gründen mit den Grundsätzen des Rechts unvereinbar ist, ihn berechtigt, es ihm zu wehren. Faust und Guttenberg wurden zwar nicht nachgedruckt, aber nach ihnen wird noch bis auf den heutigen Tag gedruckt. Und wie würde es um

das Büchérdrucken überhaupt beschaffen seyn, wenn die Erfinder desselben das ausschließende Recht sich und ihren Erben hätten vorbehalten wollen?

Kann bey so völlig unstatthaften Ansprüchen je von einem Verboth des Nachdrucks die Rede seyn? Und würden die Regierungen, falls sie wider Verhoffen es sich abtrotzen, oder abschmeicheln ließen, nicht statt einem vermeinten Unheil zu steuern, ein wirkliches stiften? Doch eine Sorge dieser Art ist eitel. Es wird auch in Sachen des Nachdrucks so gewiß beym Alten bleiben, als durch die Veränderung weder für die Literatur, noch für die Schriftsteller, und kaum für die Buchhändler ein Gewinn zu hoffen wäre. Mag man aber auch am Ende den zehn Gebothen noch das eilfte: Du sollst nicht nachdrucken! da es doch unter dem siebenten nicht begriffen ist, anhängen, ich wette den Ehrensold einer Schicksalstragödie, das neue eilfte Geboth wird weder mehr noch weniger gehalten werden, als die ältern zehn.

VII.

Befördert oder hindert der Nachdruck die Literatur?

Man hört nicht auf zu fragen, was bey dem Nachdruck aus der Literatur und aus der Geistesbildung werden soll. Ich könnte kurz antworten: Fiat justitia, et pereat mundus! Ist es wahr, was ich ewig behaupten werde, daß nur eine Willkühr, bey welcher man am Ende, trotz aller Unschuld, auch seines Kopfs nicht mehr sicher wäre, den Nachdruck verbiethen kann, so möchte es meinetwegen um alle Geistesbildung und um alle Literatur, sammt allen Schriftstellern und Buchhändlern geschehen seyn, ehe ich diesem Verboth das Wort spräche. Aber zum Glück kann durch das Recht nie das Gute, sondern nur das entschiedene Unrecht zu Grunde gehen, und wir können also, da es nichts als entschiedene Gerechtigkeit ist, wenn man den Schriftstellern und Buchhändlern ihr Begehren, den Nachdruck zu verbiethen, rund abschlägt, über die Folgen ganz ruhig seyn. Müßten wir doch, wenn der Nachdruck nur ein halb so großes Uebel wäre, als seine Feinde die Welt gern bereden möchten, die verderblichen Folgen desselben, da er

schon seit Jahrhunderten besteht, längst erfahren haben. Aber ist es nicht zum Erstaunen? Je größer das Schreyen gegen den Nachdruck wird, desto mehr häuft sich die Zahl der Bücher, und es ist also klar, daß Schriftsteller und Buchhändler noch Aufmunterung genug finden, um ihre Geschäfte fortzusetzen. Und ist es, was nahmentlich die bessern Schriftsteller betrifft, etwa der Bogenlohn der Buchhändler, durch welchen sie sich an ihr Schreibpult fesseln lassen? Oder mit andern Worten, ist es ein Mährchen, was bisher die ganze Welt gutmüthig glaubte, daß z. B. die Dichter nur durch himmlische Begeisterung, daß sie nur durch neunfache Museneingebung selbst gegen ihren Willen zu ihrem Gesange hingerissen werden? Nicht die Liebe zu dieser oder jener Wissenschaft, oder zu dieser oder jener Kunst, nicht die Begierde, Wahrheiten zu verbreiten, Irrthümer und Vorurtheile auszurotten, die Schönheit der Tugend anzupreisen, und das Laster in seiner Häßlichkeit darzustellen, um Liebe für jene, und Haß gegen dieses zu erwecken, mit einem Wort, nicht die Begierde, durch die Vorzüge ihres Geistes und durch ihren Reichthum an Kenntnissen die Welt zu belehren, sondern schnöder Durst nach Geld, sollte die edelsten, weisesten und geistreichsten Männer be-

wegen, ihr Licht in gedruckten Schriften vor der Welt leuchten zu lassen? Das lohnende Bewußtseyn, Gutes zu wirken, und der Dank und der Beyfall der Zeitgenossen, kurz, der lockende Silberton des Ruhms sollte dem Klange eines Geldbeutels weichen, und die Unsterblichkeit, dieser große, des Schweißes der Edlen werthe Gedanke, sollte seine ganze Kraft verlieren, weil Buchhändler, die sonst für manches Buch wenig mehr als Nichts bezahlten, jetzt aus Furcht vor dem Nachdruck wirklich gar Nichts mehr dafür bezahlen? Wer darf es wagen, einen Mann, der vom Himmel den Beruf erhielt, ein Lehrer seiner Brüder zu seyn, durch eine Besorgniß wie diese zu lästern? Ist es nicht weltkundig, welchen armseligen Lohn Gellert von seinem Verleger, der von dem Gewinn seiner Werke Schätze auf Schätze häufte, empfing? Und doch wurde der Mann, trotz dieses schnöden Lohns, und trotz seines siechen Körpers, nicht müde, seine Schriften, die ihm die Welt nie genug verdanken kann, zu vermehren. Wahrlich, wer eine so niedrige Seele besitzt, daß er den Musen nur für ein Buchhändler-Trinkgeld huldigt, verdienet ganz aus ihrem Tempel gestoßen zu werden. Und wie sollte der Geist in ihm wohnen können, ohne welchen es unmöglich ist, Werke hervorzubrin-

gen, deren Verlust die Welt wirklich zu beklagen Ursache hätte? Es ist mir immer in einem hohen Grade zuwider gewesen, wenn ich selbst Schriftsteller von einigem Nahmen über Schmälerung ihrer Leibesnahrung durch den Nachdruck klagen hörte, und waren die Klagenden vollends aus der dichtenden Zunft, so konnte ich es dem prosaischen Pöbel, über welchen ich mich sonst so oft ereiferte, weniger verargen, daß in seiner Sprache Poet und Hungerleider von gleicher Bedeutung sind. Verbiethet aber dem Schriftsteller seine Würde, ein Geschrey gegen den Nachdruck zu erheben, so verbiethet es ihm noch mehr der Zweck seines Schreibens. In der That, die Leute, die sich mit Geisteswerken beschäftigen, müssen entweder gestehen, daß bey ihrem schreiben der Wunsch, durch die allgemeine Verbreitung ihrer Gedanken sich um die Welt verdient zu machen, und zugleich die größte Menge der Leser und Bewunderer zu zählen, nur eine Nebensache sey, oder sie müssen aufhören, den Mann für ihren Todfeind zu halten, dessen Bemühungen sie es hauptsächlich zu danken haben, wenn ihnen das schönste Loos des Schriftstellers, ihre Werke fast in allen Händen zu sehen, zu Theil wird. Wer ist es, als der Nachdrucker, der sein Haupt nicht sanft legt,

bis er auch den ärmsten Teufel in den Stand gesetzt hat, dieses oder jenes vortreffliche Werk sich anzuschaffen? Und diesen Mann belegt der Verfasser des Werks mit allen möglichen Schmähungen, und will gar, daß der Henker ihm das Handwerk lege! Im Ernst. Ist es nicht der höchste Grad des Unsinns, wenn ein Schriftsteller gegen die Leute wüthet, die seine für alle Welt geschriebene Weisheit auch in alle Welt verbreiten, und eben dadurch die eigentlichen Gründer seines Ruhms werden? Wer kann sich des Lachens erwehren, oder vielmehr, wer denkt nicht, der Mensch habe den Verstand verloren, wenn er einen Schriftsteller zum Nachdrucker sagen hört: Spitzbube! Du bist schuld, daß alle Welt mich liest, und daß ich von Großen und Kleinen, von Reichen und Armen bewundert und gepriesen werde! Und was soll man vollends von den armseligen Buchmachern sagen, die gar nicht aufhören, gegen den Nachdruck zu sprechen, obgleich an den Geburten ihrer hohlen Köpfe kein Nachdrucker sich vergreifen kann, wenn er nicht von aller Welt, statt für einen Dieb für einen Tropf, und zugleich für einen Dieb an sich selbst erklärt werden will?

Der Nachdruck wird uns also, da die guten Schriftsteller, wenn sie gleich von den

den Buchhändlern Bezahlung annehmen, doch nicht der Bezahlung wegen schreiben, und die schlechten nicht leicht nachgedruckt werden, weder um jene bringen, noch von diesen befreyen, und das Gespenst, mit welchem man uns zu schrecken sucht, verschwindet, sobald man ihm in's Angesicht leuchtet.

Bey dieser Gelegenheit muß auch noch der Rolle gedacht werden, die einst Wieland, nicht zu seinem Ruhm, in Sachen des Nachdrucks spielte. Er ließ eine Vertheidigung desselben, die ihn zum Verfasser hatte, in seinem Merkur abdrucken. Einige Buchhändler lärmten, und Wieland, statt über die Schreyer zu lachen, trug kein Bedenken, den Aufsatz ungefähr mit dem nähmlichen Recht für Ironie zu erklären, mit welchem er seinen neuen Amadis ein ernsthaftes Gedicht hätte nennen können. Er vergaß also aus Furcht vor zwey oder drey habsüchtigen Buchhändlern seine Würde so sehr, daß er seine öffentlich bekannte Ueberzeugung öffentlich abläugnete. Er ließ sich eine unwiderlegliche Wahrheit reuen, und sagte statt ihrer eine Unwahrheit, die jedes Kind mit Händen greifen kann. Uebrigens ist gerade diese Geschichte ein Triumph für den Nachdruck. Warum mußte Wieland seinen Ernst

für Spaß erklären, als weil man seine Gründe unwiderleglich fand?

VIII.

Wie müsste ein Verboth des Nachdrucks lauten?

Nachdem wir den Nachdruck von der Seite des Rechts sowohl, als von der Seite seines Einflusses auf die Literatur und den Buchhandel betrachtet, und alle Gründe erschöpft haben, welche ein Verboth dieses sogenanten Verbrechens verbiethen, sey es mir noch erlaubt, zu zeigen, wie das Verboth, wenn es troß jener Gründe ergehen sollte, ungefähr lauten müßte.

I. Es läßt sich nicht läugnen, daß der Einfluß des Nachdrucks für die Literatur, weil er ihre Freunde, für die Schriftsteller, weil er ihre Leser und Bewunderer vermehrt, und für das Publikum, weil er dem minder vermögenden Theile desselben, den Ankauf der Bücher möglich macht, der wohlthätigste ist.

II. Es ist im höchsten Grade ungereimt, wenn die Schriftsteller und ihre Verleger den

Nachdruck einen Diebstahl nennen, indem er beyde im vollen Besitz ihres Eigenthums läßt.

III. Der Schaden, den die Buchhändler durch den Nachdruck zu leiden behaupten, läßt sich schlechterdings nicht beweisen, weil es auf die Frage ankommt, ob ein Käufer des wohlfeilen Nachdrucks ohne diesen die theure ächte Ausgabe gekauft haben würde.

IV. Der Beweis wird um so schwieriger, da die tägliche Erfahrung lehrt, daß trotz des wohlfeilen Nachdrucks die ächte Ausgabe eines Buchs ihre Abnehmer findet.

V. Wäre aber auch der nicht zu erweisende Schaden gegründet, so würde er dennoch den Beschädigten nur in dem Falle ein Recht zur Klage geben, wenn sie zugleich das Unrecht des Nachdrucks zu beweisen vermöchten.

VI. Das Recht nachzudrucken muß nothwendig in dem Recht zu drucken überhaupt begriffen seyn, weil dieses Recht ohne den freyen Gebrauch aller möglichen Buchstaben- und Wortversetzungen ein Unding wäre, und sobald also der Druck eines Buchs überhaupt nicht verbothen ist, sobald muß auch der Nachdruck desselben erlaubt seyn.

VII. Dieses natürliche Recht wird durch den Ankauf eines Buchs eben so gut auch ein erworbenes, als das Recht, es zu lesen, es

abzuschreiben, es auswendig zu lernen, es zu verleihen, oder es gar zu vernichten.

VIII. Durch das Schreiben eines Buchs kann sich der Verfasser desselben unmöglich das Recht erwerben, Andere in dem freyen Gebrauch der Zeichen, welcher man sich zu schriftlichen Gedankenmittheilungen bedienen muß, auf irgend eine Weise zu beschränken.

IX. Der Verleger eines Buchs hat bloß das Recht, dasselbe feil zu biethen, keineswegs aber das Recht, zu verlangen, daß die Käufer des Nachdrucks bey ihm kaufen, und aus eben diesem Grunde geschieht ihm auch durch das Verkaufen des Nachdruckers um so weniger ein Unrecht, da auch dieser Jedem die Freyheit lassen muß, ob er seinen Nachdruck, oder die ächte Ausgabe kaufen will.

X. Wenn Schriftsteller und Verleger durch den Nachdruck zu Schaden kommen, so haben sie das Unglück ihrer eigenen Unvorsichtigkeit und Nachläßigkeit zuzuschreiben, weil sie sich ihrer Waare, nähmlich der Gedanken des Schriftstellers entäußern, ehe sie sich des Preises derselben versichert haben.

XI. Wenn die Schriftsteller, nicht zufrieden, ihre zu einer Waare gemachten Gedanken Ein Mahl verkauft zu haben, behaupten, diese Gedanken hörten auch als Waare nach dem

Verkaufen nicht auf, ihr Eigenthum zu seyn, und das ausschließende Recht, sie immer aufs Neue zu verkaufen, gehe sogar auf ihre Erben über: so gebührt ihnen das Lob, in der Kunst, lächerliche und widersinnige Ansprüche zu machen, das Höchste geleistet zu haben.

Betrachtet man also die Sache aus diesem Gesichtspunct, so gewinnt es allerdings das Ansehen, als ob Schriftsteller und Verleger mit ihrem Gesuch um ein Verboth des Nachdrucks, da

I. derselbe in jeder Beziehung wohlthätig, und

II. kein Unrecht ist, hingegen

III. die Klagen gegen ihn theils offenbar ungegründet, theils nicht zu erweisen sind, schlechterdings und um so mehr abzuweisen seyn möchten, da es nur auf die Kläger ankommt, sich gegen den Schaden, den sie zu leiden vorgeben, entweder durch den Weg der Unterzeichnung, oder durch billigere bey stärkern Auflagen mögliche Preise zu sichern. Allein es sind zum Verderben der Nachdrucker folgende Gegengründe wohl in Betrachtung zu ziehen.

I. Unmöglich können die Leute, die Bücher schreiben, unmöglich können Philosophen, Rechtsgelehrte, Theologen, unmöglich können Poeten und Prosaisten, die alle mit Einem Munde den

Nachdruck verdammen, gegen einen Nachdrucker Unrecht haben.

II. Gewisse am heftigsten gegen den Nachdruck eifernde Buchhändler sind, wenn gleich ihre Bücherpreise alles Maß übersteigen, doch die uneigennützigsten Leute von der Welt, und da sie bey ihren Klagen gegen den Nachdruck nicht sowohl ihren eigenen Vortheil, als vielmehr das Beste der Literatur und des Publikums vor Augen haben, so kann die Frage gar nicht davon, ob ihre Klagen gerecht sind, oder nicht, sondern nur davon seyn, als so uneigennützige Leute, als die belobten Buchhändler sind, nicht mit Recht verlangen, daß man, um sie nicht zu betrüben, ihnen auch das ungerechteste und ungereimteste Gesuch gewährt.

III. Man kennt Buchhändler, die trotz des Nachdrucks Millionen mit ihrem Handel gewonnen haben. Aber wer kennt einen einzigen, in dem Grade reichen Nachdrucker? Soll aber der Besitzer einer Million seinen Rechtshandel gegen einen Menschen verlieren, der vielleicht nicht so viele Groschen, als er Thaler besitzt, und im Verhältniß zu ihm ein Bettler ist? Und ist nicht der Reichthum der meisten Buchhändler ein Beweis ihrer guten, und die Armuth der meisten Nachdrucker ein Beweis ihrer schlechten Sache? Soll man endlich die Leute,

die ein besonderes Talent haben, Geld zu gewinnen, nicht im Nothfalle sogar mit Aufopferung des Rechts aufmuntern, der ersten gewonnenen Million eine zweyte, und der zweyten eine dritte beyzufügen?

IV. Der Nachdruck des Conversationslexikons, dieses eben so trefflichen, als gemeinnützigen Werks, welchem man es allein zu danken hat, wenn man in Kurzem gar keine andere Welt mehr kennt, als eine gelehrte, ist, da er dem beklagenswürdigen Verleger es unmoglich machte, bis jetzt mehr als fünf sogenannte rechtmäßige Auflagen abzusetzen, schon allein ein solches Verbrechen, daß er mit dem gänzlichen Verboth des Nachdrucks überhaupt noch viel zu gelinde bestraft wird.

V. Die Zumuthung, daß Schriftsteller und Verleger sich des Preises ihrer Waare versichern sollen, ehe sie sich der Gewalt über dieselbe begeben, ist zu verwerfen, weil er sich nicht mit ihrer Bequemlichkeit verträgt.

VI. So sehr auch manche Schriftsteller mit ihrer Behauptung, der Nachdrucker stehle ihnen ihre Gedanken, sich dem Gelächter und der Vermuthung Preis gegeben, daß ihre Gedanken des Stehlens nicht werth seyn möchten, so verdient doch der Einfall, ein besonderes Gesetz gegen das Gedankenstehlen zu verlangen,

schon um seiner Eigenthümlichkeit willen alle mögliche Aufmerksamkeit.

VII. Niemand darf weniger taub seyn, als die Gerechtigkeit, und da Niemand ärger schreyt, als die über den Nachdruck klagenden Schriftsteller, und Buchhändler, was müßte man von dem Richter halten, der durch dieses Geschrey sich das Herz nicht rühren ließe?

VIII. Wer wollte es endlich einem Richter zumuthen, aus Begierde nach den Lobpreisungen, und aus Furcht vor den Verunglimpfungen der Schriftsteller, und besonders derjenigen unter ihnen, die ihr Wohlgefallen und ihr Mißfallen absingen, nicht das Recht ein wenig zu beugen?

Aus diesen und noch unzähligen andern Gründen von gleichem Gewicht wird hiemit zu Recht erkannt, daß der Büchernachdruck ein förmlicher Gedankenraub ist, und daß eben daher von nun an jeder Nachdruck eines Buchs, so lange es auch nur noch in Gewürzläden zu finden ist, dem Straßenraub gleich geachtet, und gleich diesem mit Galgen und Rad bestraft werden soll.

IX.

Schlussbemerkungen.

Ich schließe diese Untersuchung mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Ist es nicht seltsam, daß der Büchernachdruck ein so großes Unrecht, und sogar ein förmlicher Diebstahl seyn soll, und daß dem ungeachtet es noch keinem seiner unaufhörlich schreyenden Feinde, welchen es doch allen zuverläßig nicht an gutem Willen, und manchen auch nicht an Scharfsinn, um zumahl eine gerechte und klare Streitsache geschickt zu führen, gebrach, gelungen ist, ein allgemeines Gesetz gegen das abscheuliche Verbrechen zu bewirken? Wissen die Regenten und ihre Räthe, wissen unzählige Gerichtshöfe nicht mehr, was Recht und Unrecht ist? Und sind so viele rechtliche und einsichtsvolle, dem Nachdruck das Wort redende Männer, sind diese mit Blindheit geschlagen, oder zwingt sie etwa ein persönlicher Vortheil, für eine von ihnen für schlecht erkannte Sache zu sprechen? Ich weiß auf diese Fragen keine andere Antwort, als daß das Recht der Schriftsteller und der Buchhändler nicht völlig so sonnenklar seyn muß, als sie behaupten. In der That, wir sind weder mit einer so dichten

Finsterniß umhüllt, daß wir nicht mehr Recht und Unrecht unterscheiden könnten, noch sind wir so ausgeartet, daß wir es nicht mehr unterscheiden wollten, und wenn also die Regierungen Anstand nehmen, den Nachdruck für ein mit dem Galgen und Rad zu bestrafendes Verbrechen zu erklären: so kann diese ihre Bedenklichkeit unmöglich einen andern Grund haben, als daß er wirklich kein Verbrechen ist.

Was soll man endlich sagen, wenn die rechtlichsten Menschen sich keinen Augenblick bedenken, den Nachdruck eines Buchs zu kaufen, sobald die ächte Ausgabe ihnen zu theuer ist? Etwa, daß sie keine rechtliche Menschen sind? Manche Buchhändler sind dreist genug, diese Meinung mit dürren Worten auszusprechen. Aber ich denke, wenn der nähmliche Mann, dem alle Welt das Zeugniß gibt, daß er sich nimmermehr erlauben würde, eine gestohlene Waare zu kaufen, doch ein nachgedrucktes Buch kauft, so erregt seine Handlung so lange die Vermuthung, daß ein nachgedrucktes Buch keine gestohlene Waare ist, bis man das Gegentheil auf das strengste bewiesen hat.

Ich nehme keinen Anstand, meine Bekenntnisse über einen so oft abgehandelten, und doch noch nicht ins Klare gesetzten Gegenstand, als der Büchernachdruck ist, der öffentlichen Prüfung

zu unterwerfen. Dürfen gewisse Schriftsteller, dürfen die Buchhändler und ihre Sachwalter und Wortführer unaufhörlich gegen den Nachdruck schreyen, so müssen doch andere ehrliche Leute auch einmal für ihn reden dürfen. Nichts wäre nach meiner Meinung unerträglicher und nachtheiliger zugleich, als der Zwang, welchen die über den Nachdruck klagenden Schriftsteller und Buchhändler fordern. Der nähmliche Mensch, der seine Gedanken in keiner andern Absicht drucken lassen konnte, als um sie so weit als möglich zu verbreiten, ist der Erste, der sich dieser Verbreitung aus allen Kräften widersetzt, und bloß ihm und dem Manne zu gefallen, der seine Gedanken zu einer Waare macht, sollen die Gesetze was Recht ist, zum Unrecht stempeln. Was der Eigennutz fordert, soll unbedingt und ungeprüft gewährt werden, weil er die Miene eines Leidenden anzunehmen versteht. Menschen klagen über Raub, die zugleich bekennen müssen, daß sie noch im ungestörten Besitz von Allem sind, was sie ihr Eigenthum nennen dürfen, und die, wenn je ihr angeblicher Schaden ein erwiesener wäre, ihn bloß ihrer Sorglosigket und Nachläßigkeit zuzuschreiben hätten. Was kann barbarischer und widersinniger zugleich seyn, als daß Alle, welche die ächte Ausgabe eines Buchs

wegen des zu hohen Preises schlechterdings nicht zu kaufen vermögen, es aus keiner andern Ursache ganz entbehren sollen, als weil ein Anderer, der es ihnen wohlfeiler zu liefern bereit wäre, es durch das Machtgeboth des Verlegers nicht drucken darf? Die Armen sollen verhungern, damit die Bäcker im ungestörten Besitz bleiben, theures Brot zu verkaufen. Kann mir irgend ein Buchhändler, wenn ich ihn frage, ob es nicht wünschenswerther sey, daß ein die Welt aufklärender und die Menschheit bessernder Schriftsteller, z. B. ein Mann wie Gellert oder Möser, zwanzigtausend Leser im Nachdruck, als nur zweytausend in der ächten Ausgabe erhalte, ohne roth zu werden mit Nein antworten? Und doch sind es gerade die Buchhändler, die sich gegen die Erreichung dieses anerkannt heilsamen Zwecks auflehnen. Ihre Stunden der Andacht sollen nur dem reichen Manne den Weg zum Himmel zeigen. Hunderttausend Arme mögen nach den Grundsätzen dieser Selbstsüchtigen lieber aus Mangel der Erbauung zur Hölle fahren, als daß der Nachdruck ihnen auch nur Einen Käufer ihrer Ausgabe, an welchen sie jedoch nicht den Schatten eines Rechts haben, entzieht. Und muß der Unwille gegen diese Anmaßenden und Unersättlichen nicht den höchsten Grad erreichen,

wenn sie, wie neuerlich der Verleger des Conversationslexikons, selbst öffentlich bekennen müssen, daß sie mit vier Auflagen nicht einmahl ihre Abnehmer befriedigen konnten, und daß der gewiß ungeheure Gewinn von diesen vier ungeheuren Auflagen ihrer Habsucht immer noch nicht genügt? Gewiß, der Nachdrucker jenes Werks hat nicht nur den Liebhabern desselben, sondern auch dem Verleger selbst einen wesentlichen, obgleich von ihm mit schnödem Undank belohnten Dienst geleistet, indem er jene gegen die Steigerung des Preises schützte, und diesen zu der ihm durch Vermehrung des Absatzes vortheilhaften Mäßigung desselben zwang.

Gibt es also, frage ich, eine höhere Pflicht, als daß Jeder, dem Recht und Wahrheit am Herzen liegen, sich, ohne auf das Geschrey der Leute zu achten, die Nichts als schreyen können, und ihre Gegner, die sie nicht zu widerlegen wissen, wenigstens betäuben möchten, sich laut und öffentlich gegen ein Verboth erklärt, das nur Böses stiften und Gutes verhindern würde, und zugleich mit den klarsten Begriffen des Rechts im Widerspruch stände?

Können die Feinde des Nachdrucks, unter welchen ich jedoch diejenigen, die mit der kecken Seichtigkeit eines Kotzebue ihr Stimmchen über die Sache erheben, ungezählt und unbeachtet

lasse, mich des Irrthums überführen, so bin ich zum augenblicklichen Widerruf bereit. Sind aber, wie ich fürchte, die gegen ein Verboth des Nachdrucks sprechenden Gründe nicht umzustoßen, so wird es gut seyn, sie lieber ganz unangetastet zu lassen, als, wie es bey der trefflichen Schrift des würdigen Krause nahmentlich auch im Morgenblatte, und neuerlich erst von dem Verfasser des Bahrdt mit der eisernen Stirn in seinem nichtswürdigen Wochenblatte geschehen ist, mit Unverstand und Ungeschliffenheit gegen sie und ihre Vertheidiger zu Felde zu ziehen. Man hat bisher in den zahllosen Schriften gegen den Nachdruck den Fehler begangen, daß man das erst zu Beweisende als schon bewiesen voraussetzte, und es war daher kein Wunder, daß einige der Verfasser ihre Gründe, deren Schwäche sie selbst fühlen mußten, noch durch andere Waffen zu verstärken suchten, durch deren Gebrauch man die Welt nur zum Achselzucken, und seine Gegner zwar zum Schweigen bringen, aber weder überzeugen, noch verwunden kann. Ob auch in Sachen des Büchernachdrucks ein Buchhändler, wie der nun verstorbene Brockhaus, der sich nicht entblödete, mit tapferem, neu deutschem Turnermuthe ganze Regierungen an ihrer Ehre anzutasten, und einzelnen angesehenen Staats-

beamten, bloß weil sie sich besser als er und seine armseligen Anwälte auf's Denken und auf die Lehre von dem was recht ist, verstehen, auf's unwürdigste zu begegnen, ewig vor der Wahrheit die Ohren verstopft, sie hört nichts desto weniger keinen Augenblick auf, Wahrheit zu seyn.

In der That, wenn die Gegner des Nachdrucks mit fanatischer Wuth jeden ehrlichen Mann verketzern, der eine der ihrigen entgegengesetzte Meinung laut werden läßt, so geben sie gerade durch dieses Betragen ihre Sache verloren. Nur das Unrecht darf das Licht scheuen, und wenn also die Behauptung: Der Nachdruck ist ein Diebstahl! unumstößlich ist, so kann man ja über jeden Versuch, sie umzustoßen, lachen. Man nenne mir einen einzigen Menschen, dem es noch mit allen möglichen Redekünsten gelungen wäre, die Welt glauben zu machen, das Gerade sey krumm, und das Weiße sey schwarz. Nur wer also gern Krummes für Gerades, und Schwarzes für Weißes verkaufen möchte, wird die Leute anfeinden, die sich mit der Untersuchung: Was ist krumm, und was ist gerade, was ist schwarz, und was ist weiß? beschäftigen.

Was mich betrifft, so fordere auch ich von jedem Gegner, der gegen mich in die Schran-

ken treten will, vor allen Dingen, daß er den Anstand nicht verletze, und wer mir also, indem er wie der Buchhändler Brockhaus, ungeschliffenen Andenkens, von Seigneurs und Teufelsadvocaten spricht, den Handschuh hinwirft, kann versichert seyn, daß ich ihn — nicht aufnehme.

Zum Beschlusse verwahre ich mich auch noch feyerlich gegen jedes Berufen auf das Ansehen dieses oder jenes Schriftstellers, dessen Lehre von dem Büchernachdruck eine andere ist, als die meinige. Gilt ein Ansehen, wo es auf Gründe ankommt? Und was kann ich daher anders sagen, als auch Du, Brutus? wenn ich unter den Verschworenen gegen den Büchernachdruck, die übrigens dem Gegenstand ihres unrepublikanischen Hasses noch die erste Wunde beyzubringen haben, auch einen Jean Paul erblicke?

Uebrigens kann und wird die Herrschaft der Vorurtheile nicht ewig dauern, und der Vertheidiger des Nachdrucks, den man im neunzehnten Jahrhundert verketzert, mag sich mit der Hoffnung trösten, daß man im zwanzigsten seinen Grundsätzen desto gewisser Gerechtigkeit widerfahren läßt. —

Zwote Untersuchung.

§. 1. Ein Buch mit den Gedanken, die es enthält, und durch die es zum Buche wird, ist eine Waare, so gut als jede andere, die mit der Elle gemessen, oder auf der Waage gewogen wird.

§. 2. Die Gedanken des Buchs, insofern sie als eine Waare zu betrachten sind, können also von dem Verfasser und dem Verleger nach der Veräußerung nicht mehr als ihr ausschließendes Eigenthum angesprochen werden.

§. 3. Die Veräußerung geschieht mit dem ersten Abdruck des Buchs der verkauft wird, weil die übrigen Abdrücke von gleichem Inhalt mit dem ersten sind.

§. 4. Hat aber die ausschließende Ansprache des Verfassers und des Verlegers an den Inhalt des Buchs aufgehört, so ist es eben so viel, als wenn sie eine verkaufte Waare noch als die ihrige behandeln wollten, wenn sie das Recht zu haben behaupten, einem Besitzer des Buchs den Nachdruck desselben zu verwehren.

§. 5. Die Einwendung, daß der wohlfeilere Verkauf des Nachdrucks dem Absatz ihrer

Auflage schade, kommt zu spät, weil nach §. 3. ihre Waare bereits abgesetzt ist.

§. 6. Daß sie bey diesem Absatz sich nicht des Preises für ihre Waare versicherten, ist eine Unvorsichtigkeit, die um so mehr nur ihnen allein zur Last fällt, weil sie das Mittel dieser Sicherstellung, nähmlich den Weg der Unterzeichnung, oder der Vorausbezahlung, nicht nur kennen, sondern in manchen Fällen auch wirklich anwenden.

§. 7. Der angebliche Schaden läßt sich aber nicht Einmahl erweisen, weil es unmöglich zu erweisen ist, Einmahl, daß wer wohlfeil kauft, auch theuer kaufen kann, und zweytens, daß er, wäre die wohlfeilere Waare nicht vorhanden, auch die theuere würde kaufen wollen.

§. 8. Umgekehrt hingegen läßt sich, da nach der täglichen Erfahrung die sogenannte ächte Ausgabe eines Buchs neben dem Nachdruck verkauft wird, mit Grunde behaupten, daß der Absatz der theureren und vorzüglichern Waare durch den Absatz der wohlfeilern und geringern nicht gehindert wird.

§. 9. Jedem, der zur Ausübung der Buchdruckerkunst berechtigt ist, muß nothwendig jede mögliche Zusammensetzung der vorhandenen Schriftzeichen gestattet seyn.

§. 10. Ist ihm aber der unbeschränkte Gebrauch dieser Zeichen gestattet, so ist er auch im Besitz des Rechts, alles ohne Ausnahme zu drucken, was nicht an und für sich durch besondere Gesetze zu drucken verbothen ist.

§. 11. Der Umstand, daß ein Buch bereits von einem Andern gedruckt ist, kann also sein auf den freyen Gebrauch der Schriftzeichen sich gründendes Recht, es gleichfalls zu drucken, unmöglich aufheben.

§. 12. Wenn aber dieses Recht ihm wirklich zusteht, so kann es auch, eben weil es ein Recht ist, selbst in dem Falle nicht angefochten werden, wenn die Ausübung desselben dem Vortheile eines Dritten entgegen ist.

§. 13. Einem Schriftsteller also, der einen Nachdrucker zur Rede stellt, braucht dieser Nichts zu antworten, als: Ich druckte Dein Buch, weil ich so gut ein Buchdrucker bin, als der Mann, der es zuerst für Dich und Deinen Verleger gedruckt hat.

§. 14. Wer ferner im Besitz eines Buchs ist, besitzt auch das volle Eigenthum der Gedanken, die es zum Buche machen, insofern sie eine Waare sind.

§. 15. Ist aber ein Buch Einmahl mein Eigenthum, wie sollte es mir der nähmliche Mann, der es mir mittelbar oder unmittelbar

verkaufte, irgend einen Gebrauch, den ich von ihm zu machen für gut finde, und also auch das Nachdrucken derselben verbiethen dürfen?

§. 16. Das Recht nachzudrucken beruht also auf einem doppelten Grunde, nähmlich zunächst auf dem Recht zu drucken überhaupt, und dann auf dem Eigenthumsrecht.

§. 17. Wenn der Nachdrucker seine Waare feilbiethet, so hindert er den Verleger der ächten Ausgabe nicht, mit seinen noch unverkauften Abdrücken ein Gleiches zu thun.

§. 18. Eben so wenig hindert er die Käufer, bey dem Verleger zu kaufen.

§. 19. Der Verleger eines Buchs hat kein Recht, zu verlangen, daß man vorzugsweise bei ihm kaufe.

§. 20. Steht ihm aber eses Recht nicht zu, so geschieht ihm auch durch das Verkaufen des Nachdruckers kein Unrecht.

§. 21. Eben so wenig kann das wohlfeilere Verkaufen des Nachdruckers dem Verleger gegenuber ein Unrecht seyn.

§. 22. Das Verkaufen einer Waare überhaupt ist die unschuldigste und erlaubteste Sache von der Welt.

§. 23. Nur durch den Verkauf seiner Abdrücke könnte aber der Nachdruckende ein

Bayerische Staat...

Unrecht an Schriftstellern und Verlegern be- gehen.

§. 24. Der einzige Grund gegen den Nachdruck ist also, da Verkaufen unter keiner Bedingung ein Unrecht seyn kann, ein nichtiger.

§. 25. Aus der bisherigen Untersuchung ergibt sich gegen die Ansprüche der Schriftsteller und Verleger an ein Verboth des Nachdrucks,

I. daß das Recht, das sie zu besitzen behaupten, von ihnen selbst veräußert worden ist,

II. daß der Schaden, auf welchen sich ihre Klage gründet, schlechterdings nicht erwiesen werden kann, und

III. daß sie, um diesen Schaden abzuwenden, Nichts weiter nöthig haben, als die Vorsicht zu gebrauchen, die, weil sie von der Natur des Handels unzertrennlich ist, außer ihnen von allen übrigen Waarenverkäufern gebraucht wird.

Für das Recht der Nachdruckenden hingegen sprechen folgende Gründe:

I. Das Recht, ein Buch nachzudrucken, liegt in dem Recht zu drucken überhaupt.

II. Dieses Recht liegt auch in dem Besitz des Buchs.

III. Diesem klaren und festgegründeten Recht kann der Schaden, den Schriftsteller und Ver-

leger durch den Nachdruck zu leiden behaupten, selbst in dem Falle nicht entgegen gesetzt werden, wenn dieser nicht zu erweisende Schaden wirklich erwiesen wäre.

Endlich setzt die Untersuchung auch noch in's Klare, daß schon die Art, auf welche der Nachdrucker dem Schriftsteller und Verleger schaden soll, ihn von aller Schuld frey spricht, indem das ihm zur Last gelegte Vergehen im Verkaufen der nachgedruckten Bücher, und also in einer unbedingt erlaubten und unschuldigen Handlung besteht.

§. 26. Ein Verboth des Nachdrucks würde also auf einer Seite die Nachdruckenden eines entschiedenen Rechts berauben, und auf der andern Kläger begünstigen, die

I. selbst bey erwiesenem Schaden kein Recht zur Klage hätten,

II. den Schaden, auf welchen sich ihre Klage gründet, schlechterdings nicht zu erweisen vermögen, und

III. eben diesen Schaden, wäre es auch wirklich gegründet, bloß dem Umstand zuzuschreiben hätten, daß sie bey dem Verkauf ihrer Waare die Vorsicht zu unterlassen pflegen, die jedem Verkaufenden von der Natur des Handels selbst gebothen wird.

§. 1. Drucken oder mit andern Worten, Schriftzeichen auf's Papier prägen, ist eine rein unschuldige Handlung.

§. 2. Diese Handlung kann durch den Sinn, welcher sich aus der Zusammenstellung der Schriftzeichen ergibt, wenn in diesem an und für sich nichts Unerlaubtes liegt, unmöglich zum Verbrechen werden.

§. 3. Es ist also vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft und der Sittenlehre gleichgültig, ob das Buch, das von Jemand gedruckt wird, schon vorher gedruckt war, oder nicht.

§. 4. Kann man die Wahrheit dieses Satzes nicht läugnen, so muß man auch einräumen, daß wer ein Buch nachdruckt, sich keines Unrechts schuldig macht.

§. 5. Wer eine Sache, in deren Besitz er Einmahl ist, verkauft, begeht selbst in dem Falle kein Unrecht, wenn er auf eine unrechtmäßige Art in ihren Besitz gekommen ist.

§. 6. Der Nachdrucker also, dessen rechtmäßiges Eigenthum das von ihm nachgedruckte Buch ist, hat auch das Recht, es feilzubiethen und zu verkaufen.

§. 7. Ist aber 1) das Nachdrucken eines Buchs, und 2) das Verkaufen desselben, so wie das Verkaufen jeder Sache, kein Unrecht, wie kann der Verleger eines Buchs einem Andern das Nachdrucken desselben, oder das Verkaufen des Nachdrucks verbiethen wollen?

§. 8. Wer eine Waare feilbiethet, hindert Niemand, die seinige ebenfalls feilzubiethen.

§. 9. Wer ferner eine Waare feilbiethet, kann keinen Käufer nöthigen, bey ihm zu kaufen.

§. 10. Das Recht des Nachdruckers, seine Waare feilzubiethen und zu verkaufen, entzieht also nicht Einmahl dem Verleger das gleiche Recht.

§. 11. Jeder darf seine Waare so theuer, oder so wohlfeil verkaufen, als er es für gut findet.

§. 12. Findet also die wohlfeilere Waare des Nachdruckers mehr Abnehmer, als die theurere des Verlegers, so ist dieser Erfolg, so sehr er auch dem Vortheil des letzten entgegen seyn mag, nichts weniger als ein Unrecht, das dem ersten zur Last gelegt werden kann.

§. 13. Wer ein Buch nachdruckt, läßt den Verfasser im Besitz seiner Gedanken, die sich ohnehin nicht stehlen lassen.

§. 14. Eben so entzieht der Nachdrucker dem Verleger nicht einen einzigen seiner Abdrücke.

§. 15. Schimpfen also Verfasser und Verleger den Nachdrucker einen Dieb, so läßt sich weiter Nichts sagen, als Verfasser und Verleger haben — geschimpft.

§. 16. Wer für eine Waare einen Thaler ausgibt, von dem kann weder behauptet noch bewiesen werden, er würde für die nähmliche Waare, wenn sie nicht wohlfeiler zu haben wäre, auch drey Thaler ausgeben.

§. 17. Von dem größern Theil der Nachdruckskäufer läßt sich also mit Gewißheit behaupten, daß sie nie Kunden des Verlegers gewesen seyn würden.

§. 18. Durchaus nicht zu erweisen aber ist es, daß auch nur Ein Käufer des Nachdrucks ohne diesen die ächte Ausgabe gekauft haben würde.

§. 19. Ist es aber auf der einen Seite gewiß, daß durch den Nachdruck neue Käufer eines Buchs entstehen, und läßt es sich auf der andern schlechterdings nicht mit Grunde behaupten, daß der Nachdrucker dem Verleger auch nur Einen seiner Abnehmer entzieht, so erscheint auch von dieser Seite eine Klage gegen den Nachdruck als völlig unstatthaft.

§. 20. Jedem Kaufmann liegt ob, sich des Preises seiner Waare vor ihrer Veräußerung zu versichern.

§. 21. Die Gedanken des Schriftstellers sind es, die ein Buch zum Buche machen.

§. 22. Mit dem ersten verkauften Abdruck eines Buchs sind also die Gedanken des Schriftstellers verkauft.

§. 23. Hat aber sich der Verleger mit dem ersten verkauften Abdruck eines Buchs seiner Waare entäußert, so war es auch seine Sache, sich bey dieser Entäußerung des Preises der Waare zu versichern.

§. 24. Wäre also auch der Schaden, den er durch den Nachdruck zu leiden behauptet, ein wirklicher, so hätte er ihn nur als eine Folge seiner eigenen Nachläßigkeit zu betrachten.

§. 25. Schriftsteller und Verleger versichern sich des Preises ihrer Waare durch den Weg der Unterzeichnung.

§. 26. Es fehlt ihnen also nicht einmahl an dem Mittel, den behaupteten Schaden des Nachdrucks von sich abzuwenden.

§. 27. Gibt aber dieser Schaden, selbst wenn sie ihn nicht abzuwenden vermöchten, ihnen noch kein Recht zur Klage gegen den Nachdruck, so können sie dieses Recht noch weniger in Anspruch nehmen, da wirklich der Schaden

ohne das Unterlassen der ihnen obliegenden Vorsicht gar nicht entstehen kann.

§. 28. Je wohlfeiler eine Waare verkauft wird, desto größer wird die Zahl ihrer Abnehmer seyn.

§. 29. Mäßigen also die Buchhändler ihre Bücherpreise, so läßt sich annehmen, daß der verminderte Gewinn beym einzelnen Verkauf ihnen durch den vermehrten Absatz im Ganzen wieder ersetzt wird.

§. 30. Der wohlfeilere Preis des Nachdruckers ist es allein, der ihm das Betreiben seines Geschäfts dem Verleger gegenüber möglich macht.

§. 31. Je mehr also der Verleger seine Preise mäßigt, desto weniger Aufmunterung wird der Nachdruck finden.

§. 32. Sind aber mäßige Preise des Verlegers ein Mittel gegen den Nachdruck, so hat jeder Verleger, der sich dieses Mittels nicht bedient, den angeblichen Schaden des Nachdrucks abermahl nur sich selbst zuzuschreiben.

§. 33. Auch aus dieser Untersuchung ergeben sich folgende, dem Nachdruck das Wort redende Sätze.

I. Drucken an und für sich ist unbedingt eine ganz gleichgültige Handlung.

II. Das Verkaufen eines nachgedruckten Buchs

kann noch weniger ein Unrecht seyn, als das Nachdrucken selbst, weil durch das Verkaufen einer Sache an und für sich nie ein Unrecht begangen werden kann.

III. Da der seine Waare feilbiethende Nachdrucker weder den Verleger mit der seinigen ein Gleiches zu thun hindert, noch irgend einen Käufer nöthigen kann, bey ihm zu kaufen, und da es endlich Jedem freistehen muß, seine Waare so theuer, oder so wohlfeil zu verkaufen, als es ihm beliebt: so kann Nichts grundloser seyn, als die Behauptung der Buchhändler, daß das Verkaufen des Nachdruckers eine unerlaubte Handlung, und nahmentlich ein an ihnen begangenes Unrecht sey.

IV. Da der Nachdrucker den Schriftsteller weder seiner Gedanken, noch seiner Handschrift, und den Verleger nicht seiner Abdrucke beraubt: so ist es schwer zu bestimmen, ob die Behauptung der Schriftsteller und Verleger, daß der Nachdrucker einen Diebstahl an ihnen begehe, ungereimter, oder unverschämter ist.

§. 34. Gegen die Schriftsteller und Verleger insbesondere hingegen sprechen folgende Gründe.

I. Es kann von ihnen nicht einmahl bewiesen werden, daß die Käufer des Nachdrucks ohne diesen auch die Ihrigen seyn würden.

II. Im Gegentheil läßt es sich von den meisten derselben mit Grunde behaupten, daß sie das nachgedruckte Buch in der ächten Ausgabe wegen des zu hohen Preises würden entbehren müssen.

III. Der Verleger hat sich mit dem ersten verkauften Abdruck eines Buchs seiner Waare, nähmlich der Gedanken des Schriftstellers, entäußert, und hat also auch die Folgen sich selbst zuzuschreiben, wenn er bey dieser Entäußerung sich nicht sogleich des Preises versichert.

IV. Die Folgen dieser Unterlassung fallen um so mehr nur allein ihm zur Last, da er die Mittel, den behaupteten Schaden des Nachdrucks abzuwenden, nähmlich Unterzeichnung und wohlfeilere Preise, vollkommen in seiner Gewalt hat.

Vierte Untersuchung.

Titius findet einen Vorrath von Gedanken in seinem Kopfe, die er nicht untergehen lassen will. Flugs greift er nach der Feder, und die Gedanken sind Schwarz auf Weiß zu lesen. Aber der beste Gedanke, wie er glaubt, ist dieser, daß er denkt, ich bin meine Gedanken der

Welt schuldig, und mir bin ich schuldig, sie für baares Geld umzusetzen, und um diese doppelte Pflicht zu erfüllen, läßt er drucken, was er geschrieben hat. Seine Gedanken sind also jetzt eine Waare und sein ist die Sorge, sie so hoch als möglich zu verkaufen. Er hat tausend Abdrücke von ihnen machen lassen. Diese Abdrücke sind unstreitig sein Eigenthum, und unstreitig ist Jeder ein Dieb, der sich einen davon, oder alle gegen seinen Willen zueignet. Verkauft er einen Abdruck, so hört nur dieser auf, sein Eigenthum zu seyn, und die übrigen neunhundert neun und neunzig bleiben es unstreitig nach wie vor. Aber nicht also verhält es sich mit den Gedanken, welche das Buch zum Buche machen. Diese sind von dem Augenblick des ersten Verkaufs an, als Waare betrachtet, Eigenthum des Käufers, und es hängt nur von ihm ab, sie im eigentlichen Sinne des Worts zum Gemeingut zu machen.

Dieses Rechts bedient sich wirklich auch Sempronius. Für die Gedanken dieses Buchs, spricht er zu sich selbst, konntest Du in Deinen Umständen leicht zwey Thaler bezahlen. Aber wie viele Leute gibt es, die kaum vermögend sind, nur die Hälfte dafür auszugeben! Und machst Du Dich also, Deines eigenen Vortheils nicht zu gedenken, nicht um das Vergnügen

und den Unterricht von Tausenden, machst Du Dich nicht um den Schriftsteller selbst, dessen Zwecke Du beförderst, und dessen Ruhm Du vergrößerst, in einem hohen Grade verdient, wenn Du dafür sorgst, daß das Buch, für welches man dem Verfasser, oder seinem Verleger zwey Thaler bezahlen muß, bey Dir für Einen zu haben ist?

Der gute Sempronius! Welcher Dank glaubt Ihr wohl, daß ihm von dem Schriftsteller zu Theil wird, welchem er den größten Dienst leistet, den man irgend einem nach Ehre dürstenden, und für die Bildung seiner Mitbürger besorgten Sterblichen leisten kann?

Welche Frage! höre ich Euch sagen. Was kann Titius weniger thun, als daß er den Sempronius öffentlich für seinen besten Freund, für seinen größten Wohlthäter, und zugleich für einen um das gemeine Wesen hochverdienten Mann erklärt?

Ihr habt vollkommen errathen, was Titius thun sollte, aber jetzt hört auch, was er wirklich thut. Nicht für seinen Freund und Wohlthäter, sondern für einen Spitzbuben, der ihm seine Gedanken, und mit ihnen sein Stückchen Brot gestohlen hat, erklärt er öffentlich den guten Sempronius. Aber Ihr wißt es ja, daß man sich mit der ganzen ungeheuren Summe

von Schimpfwörtern, die dem Pöbel zu Gebothe stehen, überschütten lassen und lachen kann, wenn man — Verstand und Recht hat, und Sempronius, statt mit dem Titius, dessen Sitten durch den Umgang mit den Musen aufgehört haben, wild zu seyn, und unglaublich milde geworden sind, um den Preis im Schimpfen zu ringen, setzt also dem Unrecht seines Gegners Nichts, als mit kaltem Blute sein Recht entgegen.

Du klagst mich, Freund! spricht er, des Diebstahls an, aber ein Anderes ist anklagen, und ein Anderes beweisen, und Du wirst Dich also nicht weigern, mir zu antworten, wenn ich Dich frage, was ich Dir denn gestohlen habe. Deine Gedanken, sagst Du. Gut. Ich will mich selbst eines bis auf diese Stunde unerhörten Verbrechens, des Gedankendiebstahls, schuldig bekennen, sobald Du zugibst, die Gedanken in Deinem Buche hätten durch meinen Nachdruck aufgehört, Deine Gedanken zu seyn. Fährst Du aber immer fort sie für die Deinigen zu erklären, so ist Deine Behauptung, ich hätte sie Dir gestohlen, um kein Haar weniger abgeschmackt, als wenn Jemand vor Gericht mit vieler Beredsamkeit beweisen wollte, Dieser oder Jener habe ihm die Zunge ausgerissen.

Ich habe gedruckt, was Du drucken ließest, und diese unschuldige Handlung sollte ein Verbrechen seyn? Bin ich nicht ein Buchdrucker so gut als der Mann, der Dein Buch druckte? Und steht Dir und ihm allein das Recht an dasjenige Ordnen der Schriftzeichen zu, durch welches Deine Gedanken auf dem Papier erscheinen? Kannst Du mir verbiethen, ein A, ein B, ein C zu setzen, wo Du eins gesetzt hast? Und wenn mir dieser gleiche Gebrauch der Buchstaben mit Dir einmahl erlaubt ist, wo ist die Grenze meines Rechts? Die Buchdruckerey ist einmahl erfunden, für mich so gut als für Dich, und nennst Du, was Du zu drucken veranstaltest, ein von Dir geschriebenes Buch, so nenne ich meinen Nachdruck Zeichen, die ich nach freier Willkühr so und nicht anders zusammenstellte.

Aber, höre ich Dich weiter sagen, Du verkaufst Deinen Nachdruck, und weil er wohlfeiler ist, als meine ächte Ausgabe, so kauft man natürlich lieber bey Dir, als bey mir, und ich bin also durch Deine Schuld ein verlorener Mann.

Darf ich meinen Ohren trauen? Ich bin ein Verbrecher, weil ich meine Waare — verkaufte! Wo sind die göttlichen, oder menschlichen

Gesetze, durch welche das Verkaufen eines unverbothenen Buchs verbothen ist? Und was geht Dich der Preis meiner Waare an, wenn ich sogar das Recht habe, sie ohne Preis wegzugeben, oder mit andern Worten, sie zu verschenken? Und wer sind die Leute, die bey mir kaufen? Sind es Leibeigene von Dir, die ich Dir geraubt habe? Es ist ihr freier Wille, ob sie bey Dir, oder bey mir, oder ob sie gar nicht kaufen. Und wo ist also ein Dir zustehendes Recht gekränkt, wenn sie meine Waare, es sey aus welchem Grunde es wolle, der Deinigen vorziehen? Wo bleibt ferner der Beweis, daß meine Käufer die Deinigen seyn würden, wenn mein Nachdruck nicht wäre? Kannst Du zwey Thaler ausgeben, wenn Du nur Einen im Beutel hast? Und willst Du, selbst bey dem Vermögen theuer zu kaufen, auch immer theuer kaufen? Kann ich Dir nicht vielmehr, da Du oft und viel neben mir Deine Waare vollständig absetzest, das Gegentheil, daß ich nähmlich für ein ganz anderes Publikum als das Deinige drucke, und daß also mein Unternehmen Dir nicht einmahl zum Schaden gereicht, beweisen? Und selbst den unmöglichen Fall angenommen, daß der Schaden, den Du durch mich zu leiden vorgibst, von Dir bewiesen wird, hört mein Recht aus dem Grunde

auf Recht zu seyn, weil es sich mit Deinem Vortheil nicht verträgt?

Es ist also klar, mein Freund!

I. daß Du mit Deinem Mordgeschrey über den Nachdruck Deiner von Dir verkauften Gedanken einem Menschen gleichst, der seinen Rock verkauft, und nicht leiden will, daß der Käufer ihn trage;

II. daß Du über einen Schaden klagst, den Du nicht beweisen kannst;

III. daß selbst der bewiesene Schaden Dir nicht einmahl ein Recht zur Klage geben würde. Eben so klar ist es

IV. daß mir das Recht zusteht, auf dem Papier den nähmlichen Gebrauch von den Schriftzeichen zu machen, den Du von ihnen gemacht hast;

V. daß es, da das Verkaufen eines unverbothenen Buchs eine rein unschuldige Handlung ist, Deiner Klage gegen mich, die sich allein auf diese Handlung gründet und gründen kann, durchaus an einem Rechtsgrunde gebricht;

VI. daß ich Dir Deine Gedanken, in so fern sie eine Waare sind, nicht gestohlen, sondern abgekauft habe, und daß, in so fern sie keine Waare sind, sie Dir unmöglich gestohlen werden können.

Du bist zwar, fährt Sempronius fort, mit

diesen wenigen Sätzen, wie ich denke, vollkommen abgefertigt, und ich glaube meine gute Sache gegen Deine schlechte hinlänglich vertheidigt zu haben. Aber da Du mich einmahl angetastet hast, so mußt Du mir auch erlauben, Alles zu erschöpfen, was sich über den Gegenstand unsers Streits sagen läßt, sollte es auch für den Zweck meiner Rechtfertigung überflüssig seyn.

Wenn Du, nicht zufrieden mit dem hohen Beruf, die Welt durch Schriften zu vergnügen, zu erleuchten und zu bessern, auch ein Kaufmann seyn willst, so solltest Du doch wenigstens das A b c Deines Gewerbs verstehen, und also Dich der Gewalt über Deine Waare so lange nicht begeben, bis Du den Preis dafür entweder wirklich empfangen, oder Dich seiner wenigstens versichert hast. Aber wird nicht diese Vorsicht von Dir aufs unverantwortlichste vergessen, wenn Du Deine Gedanken mit dem ersten verkauften Abdruck derselben zum Eigenthum der ganzen Welt machst? Du willst zweytausend Thaler durch sie gewinnen, und verschleuderst sie an den ersten besten Käufer, der sich meldet, für zwey Thaler! Kostet einer von tausend Abdrücken nur zwey Thaler, was ist natürlicher, als daß Du, um zweytausend Thaler zu bekommen, auch nicht einen

einzigen dieser Abdrücke aus den Händen lassen darfst, bis sich Käufer für alle tausend gefunden haben, oder mit andern Worten, daß Du es hältst, wie es manche Deiner klügern Brüder in der Feder, oder ihre Verleger zu halten pflegen, und Dein Werk nicht anders als gegen Unterzeichnung erscheinen lässest? Es ist Dir also noch zur Last zu legen, daß es nur auf Dich ankommt, den unbewiesenen und nicht beweisenden Schaden, über welchen Du Klage führst, von Dir abzuwenden.

Von welcher Seite man also Dein angebliches Recht gegen den Nachdruck beleuchtet, immer erscheint er gleich grundlos. Aber Dein Unrecht soll einen Augenblick Recht seyn, und ich frage mit der ganzen unbefangenen Welt: Wie verträgt sich dieses Recht mit Deiner Würde? Ein Liebling Apollos, ein Vertrauter der Musen, und eine Krämerseele! Wenn ein erhabener Geist ein Buch hervorgebracht hat, mit welchem er seine minder begabten Brüder zu ergetzen, zu belehren und zu bessern hoffen darf, soll er fragen: Füllt der Ertrag des Werks meinen Beutel ganz, oder nur halb? Oder soll es nicht vielmehr seine Hauptsorge seyn, sein Evangelium auch den Leuten zu verkündigen, die entweder Nichts, oder nur wenig von ihrem Zeitlichen auf das Heil ihrer

Seelen verwenden können? Es ist ungewiß, und in keinem Falle zu beweisen, daß von tausend Käufern meines wohlfeilen Nachdrucks auch nur zehn Deine theure Ausgabe gekauft haben würden. Wir wollen aber den Fall als wirklich gelten lassen, wirst Du nicht roth, wenn Du durch Dein Toben gegen den Nachdruck das Geständniß ablegst, Du wollest lieber neunhundert und neunzig Leser, als zehn Käufer verlieren? Daß mein Unternehmen Deinen Werken Gemeinnützigkeit, und Deinem Nahmen Ruhm und Glanz verleiht, ist eben so klar, als es ungewiß ist, daß durch dasselbe Dir auch nur ein Heller klingende Münze entgeht. Und dennoch schämst Du Dich nicht, mich einen ehrlosen Menschen und einen des Galgens würdigen Dieb zu schimpfen! Wahrlich, es gibt keine größere Satyre auf die Schriftsteller, als ihr Schreyen gegen den Nachdruck, und wird dieser je verbothen, so ist das Verboth ein bleibendes Denkmahl der Schande für eine Menschenklasse, von welcher man mehr als von jeder andern erwarten sollte, daß ihr das Gold wenigstens nicht für der Güter Höchstes gelte, und daß ihr die Wahl zwischen seinem Klange und dem lockenden Silbertone des Ruhms nicht einen Augenblick schwer fallen könne. Entweder ist das Bücherschreiben ein Handwerk, oder

es ist keines. Im ersten Falle treibt das Handwerk im Schweiß Eures Angesichts, und laßt Euch, gleich dem Schuster und Schneider, Euer Macherlohn in dem Augenblicke bezahlen, in welchem Ihr Euer Stück Arbeit dem Kundmanne ausliefert. Im andern Falle aber streckt die Hände nach dem Lorber, und nicht nach dem schnöden Buchhändlersolde aus. Die Musen haben sich noch immer an Jedem gerächt, der sie zu seinen Brotspenderinnen erniedrigen wollte, und gewiß würde der Geist manches berühmten Schriftstellers in einem ganz andern Glanz erscheinen, wenn die Sorge für den Leib nicht so vielen Antheil an seinen Schöpfungen hätte. Wahrlich, gereichte der Nachdruck auch dem Schriftstellererwerb zum Schaden, so müßte man ihn als eine gerechte Strafe der Gemeinheit betrachten, die Geschenke der Musen zu einer Erwerbquelle zu machen, und Heil ihm und der Welt, wenn er es dahin bringt, daß alle Schriftsteller die Feder wegwerfen, die sich ihrer wie der Bauer des Pflugs und der Schuster des Pfriems bedienen!

Es ist schon tausend Mal gesagt worden, und auch ich sage es wieder, daß der Grund gegen den Nachdruck, nähmlich Schmälerung des Buchmacherlohns, zuviel, und also Nichts beweist. Darf man nähmlich aus diesem

Grunde den Nachdruck verbiethen, so müssen eigene Schergen bestellt werden, die Jedem, der ein ihm geliehenes Buch liest, dasselbe sogleich aus der Hand reißen, und ihn als einen Dieb an dem erhabenen Verfasser und seinem Verleger vor den Richter schleppen. Man muß alle Leihbibliotheken verbrennen, und alle Lesegesellschaften mit größerer Strenge ausrotten, als wenn in ihnen Verschwörungen gegen den Staat geschmiedet würden. In der That, daß Manche, ohne die Gelegenheit ein Buch umsonst zu lesen, dasselbe kaufen würden, läßt sich mit mehr Sicherheit annehmen, als die gleiche Voraussetzung bey einer ächten Ausgabe und dem Nachdruck, und wenn daher einer der vielen, zum Theil sehr albernen Gegner des letzten, Herr Martin Ehlers, es zu einer Gewissenssache macht, Bücher, die man bezahlen kann, trotz der Gelegenheit, sie umsonst zu lesen, sich selbst anzuschaffen, so muß man bekennen, daß seine Zumuthung, wenn gleich im höchsten Grade unverschämt, doch ganz folgerecht ist. Wie kann es auch anders seyn, als daß man auf die größten Ungereimtheiten verfällt, wenn man, wie die Gegner des Nachdrucks, beweisen will, der Schnee sey schwarz?

Doch, schließt endlich Sempronius, mit den Leuten, die im Ernst den Schnee für schwarz

halten, muß man gar nicht streiten wollen, und ich werde mich daher auch keineswegs wundern, wenn ich Dich, mein guter Titius! trotz aller Gründe, die ich Dir zu Gunsten meiner Sache ans Herz gelegt habe, wo möglich noch unbändiger, als bisher, auf den Nachdruck und die Nachdrucker schimpfen höre. Magst Du fortfahren, Deines geringen Orts den Schnee für schwarz zu halten, wenn es Dir nur nicht gelingt, zum Verderben der Leute, die für die Wahrheit, daß er weiß ist, leben und sterben, Deinen Irrthum zu einem Glaubensartikel zu machen.

Die vier Untersuchungen über den Büchernachdruck, die uns bisher beschäftigten, liefern den Beweis, daß die Schriftsteller, wenn sie mit ihren Verlegern den Nachdruck verbothen wissen wollen, ihr Begehren auf folgende schlechterdings ungereimte Sätze gründen müssen.

1. Weil ein Schriftsteller, um seine Gedanken der Welt mitzutheilen, Schriftzeichen in eine gewisse Reihe stellen muß: so hat er das Recht, allen Buchdruckern der ganzen Welt zu verbiethen, daß sie diese Schriftzeichen in derselben Ordnung auf dem Papier erscheinen lassen. Oder mit andern Worten, wer es sich

erlaubt, ein A, ein B, ein C zu setzen, wo er eins gesetzt hat, macht sich eines Diebstahls an ihm und seinem Verleger schuldig.

II. Ein Schriftsteller, der seine Waare verkauft, hört trotz des Verkaufs nicht auf, der einzige Eigenthümer dieser verkauften Waare zu seyn.

III. Ein Schriftsteller darf Andern ihre natürlichen Rechte unter dem Vorwand entziehen, daß die Ausübung derselben sich mit seinem Vortheile nicht vertrage.

IV. Einem Schriftsteller, der über Schaden klagt, muß man aufs Wort glauben, wenn gleich der Beweis seiner Klage eine reine Unmöglichkeit ist.

V. Ein Schriftsteller hat das Recht, zu verlangen, daß der Staat ihn gegen einen Schaden schütze, der, wenn er auch nicht bloß in der Einbildung bestände, nur die Folge seiner eigenen Nachläßigkeit wäre.

Neben diesen ungereimten Ansprüchen gibt ein Schriftsteller, der den Nachdruck nicht dulden will, auch noch zu erkennen,

I. daß er nur für reiche, und nicht auch für arme Leute schreibt, weil er ein Geschrey erhebt, sobald für die letzten eine Ausgabe gedruckt wird, die sie bezahlen können, und

II. daß er als eine wahre niedrige und gemeine Krämerseele lieber viel Geld, als viele durch ihn ergetzte, belehrte und gebesserte Leser zählt.

Zum Beschlusse noch ein Wort über ein Verboth des Büchernachdrucks mit Rücksicht auf das Publikum. Den Büchernachdruck verbiethen, hieße wenigstens von hundert Lesern neun und neunzig von dem Besitz eines Buchs ausschließen. Kann man dieses Verfahren mit der Absicht rechtfertigen, der hundertsten, der ohne den Nachdruck die ächte Ausgabe gekauft haben würde, für den Verleger zu erhalten? Ich antworte: Wenn man es kann, so muß wenigstens aufs strengste bewiesen werden,

I. daß wirklich ein solcher hundertster vorhanden ist,

II. daß der Verleger sich seiner durch kein anderes Mittel, als durch ein Verboth des Nachdrucks versichern kann, und endlich

III. daß dieses Mittel, nähmlich ein Verboth des Nachdrucks, überhaupt gerecht ist.

Es ist aber das Erste behaupten, und sich für allwissend erklären, gerade zu einerley, und der sein Gewerbe vertheidigende Nachdrucker

braucht also über diesen Punct weiter kein Wort zu verlieren.

Der **zweyten** Behauptung setze ich die Forderung an den Verleger entgegen: Verhüthe, daß Dein Buch nicht nachgedruckt werden kann, bis Du Dich der Käufer desselben, es seyen ihrer viele oder wenige, versichert hast. Daß die Verleger selbst am besten wissen auf welche Weise man dieser Forderung Genüge leistet, haben sie längst der Welt durch ihre häufigen Ausgaben auf **Unterzeichnung** bewiesen.

Will man, um die **dritte** Bedingung zu erfüllen, beweisen, daß ein Verboth des Nachdrucks überhaupt gerecht ist, so übernimmt man den Beweis folgender Sätze:

I. man kann eine Waare verkaufen, und doch noch Herr derselben bleiben;

II. man kann eben deswegen eine Waare kaufen, ohne das Eigenthum derselben zu erlangen;

III. der armseligste Büchermacher hat das Recht, was die Natur freygegeben hat, und was schlechterdings frey seyn muß, den Gebrauch der Schriftzeichen, zu beschränken;

IV. der Armselige hat dieses Recht sogar, wenn

1) der Schaden, auf welchen er dasselbe gründet, von ihm schlechterdings nicht bewiesen werden kann, und wenn
2) eben dieser nie zu beweisende Schaden ein selbst verschuldeter ist.

Muß also nicht Jeder, dem Freiheit, Recht und Wahrheit am Herzen liegen, seinen Unwillen gegen diejenigen Schriftsteller und Buchhändler laut erklären, die ohne einen andern Grund, als ihren noch obendrein schlecht rechnenden Eigennutz, ein Verboth des Nachdrucks ertrotzen wollen?

Schriftsteller
und
Schriftstellerey.

I.

Aus der geheimen Geschichte eines Schicksaltragödienschreibers.

Ein Schicksalstragödienschreiber, dessen Nahme wegen der Erbärmlichkeit seiner Schriften längst untergegangen ist, obgleich das Andenken an seine Anmaßung und an seine Unverschämtheit noch immer fortdauert, hatte die Gewohnheit, die lobpreisenden Anzeigen seiner Tragödien für einige ihm ergebene Tagblätter bey sich selbst zu bestellen.

Die ganze Welt entdeckte im Augenblick den plumpen Betrug, und warf ihn dem literarischen Falschmünzer ins Angesicht vor. Aber der elende Scribent, der sich schämt, soll noch geboren werden, und es war also kein Wunder, daß der unsrige, den wir den armen Messert nennen wollen, endlich die erschöpfte Langmuth der Götter zu einer unerhörten Züchtigung reitzte.

Er wurde nähmlich, als er sich anschickte, seiner neuesten Schicksalstragödie durch eine für das unpartheyische Mitternachtsblatt bestimmte Selbstrecension Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, plötzlich aus seiner eigenen Persönlichkeit herausgerissen. Durch unmittelbare Einwirkung der Nemesis hörte er auf, der arme Messert zu seyn, und da zugleich durch ein noch unglaublicheres Wunder eben diese Rachegöttinn dem seichtesten und befangensten aller Kritikaster für einen Augenblick die Gabe, gründlich und gerecht zu urtheilen, verlieh: so wurde jetzt die Tragödie des armen Messert von dem armen Messert selbst auf eine Art gewürdigt, die ihm zum ersten Mal, seitdem er eine Feder halten konnte, eine Ansprache an den Beyfall der Welt erwarb. Wir haben hier, begann der wider Wissen und Willen Recht sprechende Anzeiger, eine neue Schicksalstragödie vor uns, bey welcher allerdings dem Leser und dem Zuschauer die Haare zwar nicht nach der Absicht des fruchtbaren Verfassers vor Furcht und Entsetzen, aber doch vor Ekel und Abscheu zu Berge stehen. Alles, was ein Trauerspiel zu einem Trauerspiele macht, fehlt dieser unseligen Geburt einer matten und doch zügellosen Phantasie. Will man sich überzeugen, daß es dem Verfasser ganz am ordnenden Verstand gebricht,

so betrachte man die innere Einrichtung des Stücks, dessen Fabel zugleich jeder andern den Preis der Ungereimtheit streitig macht. Von seinem Mangel an Geschmack liefert er durch den Bombast seiner Diction, und von seiner technischen Unfähigkeit durch seine selbst minder zarte Ohrenzerreißenden Verse nicht sprechende, sondern schreyende Beweise. Helden endlich, wie die seinigen, können nur in dem Chaos eines verrückten Kopfs vorhanden seyn. Doch wozu, wird der Leser fragen, die Kritik eines Werks, das unter aller Kritik ist? Und wozu Belehrungen an einen Verfasser, der sich nicht bessern kann, wenn er auch wollte? Uebrigens, so lautet die Schlußbemerkung des Anzeigers, tragen auch Schriftsteller, wie der arme Meffert, das Ihrige dazu bey, um das Reich des Schönen unter uns zu bauen. Ihre Hervorbringungen sind ein Canon des Ungereimten, und da sie Proben von allen möglichen Fehlern nach dem größten Maßstabe liefern, so müssen sie nothwendig den Beschauer, indem sie ihn mit Abscheu erfüllen, nach der entgegengesetzten Laufbahn hinweisen.

Wer war entzückter über diese gerechte Würdigung des armen Meffert, als — der arme Meffert? Heil mir! rief er vor Freude in die Höhe springend, Apollo muß nothwendig mich

öffentlich für seinen Liebling erklären, weil meine Kritik den Verhaßten züchtigte, dessen Werke seinen Augen vor allen andern ein Gräuel sind. O Ihr Setzer des Mitternachtsblatts, fuhr er fort, nimmer soll ein Schlummer auf Eure müden Augen, noch ein Schermesser über Euren Bart kommen, bis meine Darstellung der Messertschen Jämmerlichkeit von Euch der Presse überliefert ist. Und Ihr, schnellfüßige Postpferde des deutschen Vaterlands, jagt auf Leben und Tod, um die Probe meiner kunstrichterlichen Befugniß in der kürzesten Weile nach allen zwey und dreyßig Winden zu tragen! Freylich wird Nichts so gewaltig seyn, als der Grimm des Afterpoeten über die Aufdeckung seiner Blöße. Aber wer zittert vor den Flüchen der Ohnmacht, und wer lacht nicht über die Schimpfwörter der Gemeinheit?

Mit dieser rücksichtslosen Wahrheitsliebe ließ sich Messert, der Recensent, über Messert, den Schicksalstragödienschreiber vernehmen, und nur das wachsame Auge seines Verlegers und Brodherrn, des Buchhändlers Geizwurm, verhinderte den Abdruck der gerechtesten aller Selbstrecensionen. Geizwurm sandte nähmlich die Handschrift mit fliegender Post und mit dem Geständniß an den Verfasser zurück, daß seit dem Empfang eines Blatts, in welchem Messert

nicht nur sich selbst nicht lobe, sondern sich sogar nach Verdienst beurtheile, und also — schelte, ihm das Ding, das er seinen Verstand zu nennen pflege, still stehe. Er begehrte zugleich zu wissen, ob denn der arme Meffert im Ernst von seinen Werken eben so wie andere vernünftige Leute zu denken anfange, und setzte hinzu, in diesem unglaublichen Falle wirst Du, mein mir vielfach verpflichteter Knecht! es selbst billig finden, daß mir vor allen Dingen das Kaufgeld für Deine letzte leidige Tragödie von Dir zurückbezahlt wird, ehe ich mich entschließen kann, die Urkunde im Mitternachtsblatt abdrucken zu lassen, in welcher Du Dich selbst, freylich mit dem größten Recht, für den ärmsten aller armen Sünder erklärst, die jemahls den Zorn der Musen und des Apollo gereizt haben.

Der Augenblick, in welchem dieses Geitzwurmsche Schreiben von dem Meffert gelesen wurde, war auch derjenige, der die bisherige Bezauberung des armen Tropfs auflöste, und welche Muse vermag diesen entsetzlichen Augenblick nach Würden zu singen? Die Wuth von zehn Tiegern, zwanzig Löwen und dreißig Leoparden ist Nichts gegen die Raserey des verzweifelnden Tragödienschreibers. Er brüllte, daß man ihn von einem Landstädtchen des

Königreichs Sachsen bis in die erste Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Würtemberg hören konnte, und nicht zu zählen waren die Maulschellen, die er in der Tollheit sich selbst versetzte. Auch nicht ein Härchen ließ er auf seinem fruchtbaren Goliathshaupt stehen, und einmahl übers andere ersuchte er den Teufel, ihn zu hohlen, der aber leider taube Ohren hatte. Zuletzt warf er die Handschrift der lästernden Kritik ins Feuer, um sie zu Pulver zu verbrennen. Aber o Schicksal, Schicksal! Das Blatt, das als ein Werk der Nemesis durch keine Gewalt und durch kein Element vernichtet werden konnte, erhob sich unverletzt aus den Flammen in die Luft, um zuerst in den Werken eines der unersättlichsten Verschlinger aller Schicksalstragödien und eben so unersättlichen Bewunderers des unsterblichen Meßfert, und nachher in allen Zeitschriften, das Morgenblatt und die Hekate allein ausgenommen, das zürnende Fatum an dem sein Schild aushängenden tragischen Stelzenläufer zu rächen.

II.

Das neue Literatur- und Conversationsblatt.

Paul an Peter.

So wenig Du Dich auch, mein guter Peter! durch das seltsame Ding, das die hochmüthigen Deutschen, ihre Literatur zu nennen pflegen, in Deiner Geschäftsunruhe, und in Deinem Ausruhen von dieser Unruhe stören lässest, so ist es Dir doch, weil Du einmahl in der Welt lebst, wo man nicht nur Strümpfe, sondern auch Bücher fabricirt, nicht nur Eisen, sondern auch Verse schmiedet, nicht nur Blumen auf Leinwand, sondern auch Buchstaben auf Papier druckt, nicht unbekannt geblieben, daß unser Bücherüberfluß einen Ueberfluß an solchen Blättern nachgezogen hat, in welchen man den Büchern und ihren Verfassern, je nachdem es die Umstände mit sich bringen, zuweilen Recht, ungleich häufiger aber Unrecht zu sprechen pflegt. Diese Blätter, die in der Regel gelesen und — verachtet werden, sind kaum mehr zu zählen, und wenn beynahe jedes Städtchen mit seinem eigenen prangt, so kann kaum etwas gerechter seyn, als die Hoffnung, daß

man in Kurzem ihrer beynahe so viele zählt, als Leser. Um aber diesen wünschenswerthen Zeitpunct zu beschleunigen, thue ich das Meinige, und unternehme ein Blatt, zu dessen einzigen Leser ich Dich, mein guter Peter! hiemit in der Hoffnung ernannt und bestellt haben will, ich werde durch Dich, wenn gleich kein von Vielen gelesener, doch ein viel gelesener, Autor werden.

Ob mein Blatt überhaupt gelesen zu werden verdient, diese Frage dürfte ich zwar, wenn ich dem Beyspiele anderer Blätterschreiber folgen wollte, ohne alle Zurückhaltung öffentlich zu meinem Vortheil beantworten. Allein da es mir noch nicht gelungen ist, mich von der Schwäche, welcher man den Nahmen Bescheidenheit zu geben pflegt, loszumachen: so will meine zagende Feder kaum die Versicherung niederschreiben, daß mein und Dein Blatt um kein Haar schlechter als das Morgenblatt, sammt seinem Müllner-Cottaschen Literaturblatt seyn, und der Hekate, dem Brockhausischen Conversationsblatt, und der Jenaischen Literaturzeitung nur in ihren unloblichen Eigenschaften den Rang zugestehen wird.

Es ist, wie Du, mein guter Peter! weißt, nicht Jedem gegeben, impertinent zu seyn, und wenn es also Dir meinem Publikum, zuweilen

vorkommt, Dein Freund, Bruder und Autor besitze weder göttliche, noch menschliche, weder kritische, noch bäurische Grobheit, so entziehe mir eines Fehlers wegen, für den ich Nichts kann, nicht gleich Deine Gunst, und denke, während Du Dich bey den so eben genannten ältern Blättern schadlos hältst, zugleich an das Dir wohl noch von der Schule bekannte Sprüchlein: Non omnia possumus omnes. Ich verabscheue die Rolle eines verkappten Buschkleppers, der meuchlings Freunde und Feinde recensirt, und da mir auch kein Buchhändler befehlen darf, diesem Schriftsteller einen Judenkuß zu geben, und jenen nach ächter Bubensitte mit Koth zu bewerfen: so wirst Du in meinem Blättchen weder Honig noch Galle, dafür aber freylich das Manchem oft bitter schmeckende Kräutchen Wahrheit finden.

Dem Nahmen eines Conversationsblatts getreu, werde ich meine Leser nicht selten auch von andern, als literarischen Gegenständen zu unterhalten suchen, und vergessen, daß es Bücher und Bücherschreiber in der Welt gibt.

Mitarbeiter habe ich keine geworben, und noch weniger Mitarbeiterinnen. Du kannst Dir leicht denken, daß ich von dem einzigen Abdruck meines Blatts, den ich an Dich verschließe, fremde Beyträge nicht so großmüthig,

als ich wünschte, und nicht einmahl so ungroßmüthig bezahlen kann, als es von den Unternehmern solcher Blätter geschieht, die vielleicht fünfzigmal mehr Abnehmer zählen, als ich. Ist es Dir aber gleichgültig, ob ich den größern Theil meiner Beyträge kaufe, oder stehle, so bin ich um so bereitwilliger, kein neu erscheinendes Buch ungeplündert zu lassen, da die Straflosigkeit des sehr stattlichen Unternehmers eines bekannten anspruchvollen Blatts auch meine Person Sicherheit vor dem Pranger hoffen läßt. Uebrigens will ich für unbrauchbare Beyträge, die mir vermuthlich ohne mein Verlangen in Menge zukommen werden, aber auch nur für diese, gern ein Uebriges thun, und die milden Hände von ganz Deutschland auffordern, sich für diese schreibenden Hände zu öffnen.

Nach dem Beyspiel der sich sehr breit machenden Urania, hoffentlich aber mit besserem Glück, als diese, werde ich jährlich in meinem Blatt auch einen poetischen Wettlauf veranstalten, und fordere hiemit den Verleger meines Musters öffentlich auf, mir bey der Sache nicht nur mit seiner Erfahrung, sondern auch mit seinen bekannten und allgemein bewunderten tiefen ästhetischen Einsichten an die Hand zu geben. Ich freue mich zum Voraus auf

das Gedeihen des Unternehmens, und ertheile hiemit die feyerliche Versicherung, daß auch der elendeste Poet, der nicht zu stolz ist, sich um den Preis zu bewerben, vor dem Krönen nicht sicher seyn soll.

Du wirst Dich hoffentlich, mein theurer Peter! mit dieser Skizze meines Plans begnügen, und ohne erst ein halbes Dutzend Probeblätter zu erwarten, unterzeichnen. Auf richtiger Zahlung aber muß ich um so mehr bey Dir bestehen, da ich den ganzen Ertrag meines Blatts, nach Abzug der Druckkosten, dem Griechenverein in unserer Vaterstadt zugedacht habe.

III.

Penelope und ihre Gegenfüsslerinnen.

Was würde des Odysseus berühmte Gattinn, dieses vom Homer, dem Fürsten der Dichter, hochgepriesene Muster der Häuslichkeit sagen, wenn sie hörte, daß ein ihren Nahmen führendes Taschenbuch die dichtenden Frauen, die in der Regel mit Recht geschworene

Feindinnen der ersten aller weiblichen Tugenden genannt zu werden verdienen, in Schutz nimmt? Und doch ist es leider nur zu wahr, daß erst neuerlich ihr Andenken auf diese Art entweiht worden ist.

Ein dichtender Mann nähmlich, der auf seine Aussprüche kein geringes Gewicht zu legen pflegt, hat in einem nichts weniger als meister- und musterhaften Aufsatze jenes Taschenbuchs vom Jahr 1821 mit dürren Worten „die rohe Anmaßlichkeit“ verworfen, mit welcher, wie er sich nicht sonderlich zart und bescheiden auszudrücken beliebt, manche Schriftsteller dem weiblichen Geschlecht im Reiche der Geister Grenzsteine zu setzen versuchen.

Je größer mein angeborener Respect gegen das Wir ist, dessen sich der Urtheilsprecher bey seinem fast zornigen Schelten auf die Andersdenkenden bedient, desto heftiger ist meine Begierde, von diesem stolzen Abendzeitungsplural erleuchtet zu werden, und der unüberwindliche Beschützer der die Nähnadel mit dem Dichterkiel verwechselnden Schönen wird also hoffentlich meine Behauptungen, wenn auch nicht ohne das Achselzucken der Ueberlegenheit, doch ohne einen mich Armen zermalmenden Zorn anhören. Gilt es doch meine eigene Vertheidigung, da ich schon seit mehr als dreyßig Jahren

Verse und Prosa in Bewegung gesetzt habe, um meinen schönen Landsmänninnen den undankbaren und unweiblichen Musendienst zu entleiden. Es ist wahrlich in meinen Augen kein Spaß, wenn eine sonst sanfte und bescheidene Penelope auf einmahl die hadernde Xantippe spielt, und die Leute, unter welche ich mich leider auch zählen lassen muß, die Leute nähmlich, die eine Dame sogar lieber den halben Tag am Putztische, als nur eine Stunde am Schreibtische beschäftigt sehen, roh und anmaßlich schimpft.

Für zuversichtliche Behauptungen fordert man mit Recht stattliche Gründe. Wie entspricht aber der Poetinnenanwalt dieser Forderung? Antwort. Er versichert uns, er sey durch Erfahrung fest überzeugt, daß der Dienst der Grazien sich mit dem Dienste der Musen gar wohl vereinigen lasse.

Im Ernst, eine ganz neue, und zugleich sehr bequeme Art, seine Behauptungen geltend zu machen! Also die Erfahrung des Herrn Hofraths Kind soll nicht für ihn allein, sie soll für die ganze Welt beweisen? Wenn aber nun andere ehrliche Leute ihre Erfahrung der seinigen entgegensetzen? Was will er antworten? Etwa, Ihr mögt den Teufel erfahren haben! Nur der Hofrath, Friedrich Kind, in Dresden,

Herausgeber des Beckerschen Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen, und Verfasser des Freyschützen, erfährt das Rechte? Und was heißt der Dienst der Grazien bey den Weibern? Und wie fern ist der Dienst der Musen von ihm verschieden? Eine befriedigende Antwort auf diese Fragen möchte der Herr Hofrath wohl ewig schuldig bleiben. Allein er beantworte sie gut oder schlecht, in keinem Falle wird er die Leute, deren sogenannte rohe Anmaßlichkeit er vom Katheder herab zu verwerfen kein Bedenken trug, auch durch die erwiesene Behauptung, daß der Dienst der Musen sich mit dem Dienste der Grazien vertrage, zu Freunden des weiblichen Musendiensts machen. Haben die Weiber innern Beruf zur Dichtkunst, und erlaubt es ihr äußerer, diesem innern zu folgen? Diese Frage ist es allein, auf welche es bey dem von ihm erhobenen Streit ankommt. Der Dienst der Grazien, welche Vorstellung sich auch der Herr Hofrath von ihm machen mag, kann eben so wenig die Bestimmung des Weibs seyn, als der Dienst der Musen, und wehe dem Manne, dessen Frau sich diesen beyden, die Tugend der Häuslichkeit und die weiblichen Berufsgeschäfte wenn auch nicht ganz ausschließenden, doch in einem hohen Grade beeinträchtigenden Diensten widmet! Jede Stunde,

die ein Weib dem Versemachen opfert, ist ein Raub an ihren Pflichten als Gattinn, als Mutter, als Hausfrau, deren Erfüllung wahrlich ihre ganze Zeit in Anspruch nimmt. Man wird hoffentlich nicht einwenden, die Frauen müßten doch auch ihre Erhohlungsstunden haben, und diese nur würden von ihnen den Musen gewidmet. Dichten ist keine Erhohlung, sondern ein Geschäft, von welchem man sich erhohlen muß. Und da die Poesie nicht bloß Geist, sondern, neben anhaltendem Studium, mannigfaltige wissenschaftliche Bildung, ausgebreitete Kenntnisse und vielseitige Belesenheit erfordert, wo nähme eine Frau die Zeit, um nur die Hälfte dieser Forderungen zu erfüllen? Und wie steht es endlich, um auf die Hauptsache zu kommen, um den innern Beruf der Weiber zur Dichtkunst? Gegen diesen Beruf spricht eine ganz andere Erfahrung als diejenige, mit welcher der Anwalt dichtender Damen in der Penelope sich brüstet. Er nenne mir ein einziges poetisches Meisterstück aus einer weiblichen Feder, und ich will ihm, wenn gleich bekanntlich eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, Alles zugeben, was er zu Gunsten des weiblichen Dichtens in seinem Aufsatze nicht sagt, sondern — hätte sagen können. Wir lesen täglich recht artige Damenverse, die eine Stelle in der

Abendzeitung, und sogar im Becker-Kindschen Taschenbuche zum geselligen Vergnügen mit dem größten Recht ansprechen können. Aber welcher Mann von Geist und Geschmack zieht nicht eine kunstreiche Stickerey, oder Nähterey, und selbst einen wohlgestrickten Strumpf den Versen vor, denen selbst der galanteste Stutzer mit gutem Gewissen kein anderes, als das Lob der Artigkeit beyzulegen vermag? Unser Anwalt nennt es, wenn man das weibliche poetische Organ läugnet, dem weiblichen Geist Grenzsteine setzen. Ich aber frage ihn, was ihm das Recht gibt, diesen Geist für grenzenlos zu erklären? Hat nicht jedes Wesen in der Natur seine Grenzen? Singt der Rabe mit der Nachtigall in die Wette? Ist dem Lamm die Stärke des Rosses verliehen? Geht der Hirsch mit dem Löwen auf Raub aus? Ist die Mücke ein Elephant? Das Weib hat nicht die körperliche Kraft des Mannes, und doch sollte ihm die geistige beywohnen? Entehrt es denn eine Frau, daß sie kein Mann ist? Und hören die Weiber aus dem Grunde auf, Geist überhaupt zu besitzen, weil ihnen die Natur den männlichen versagt hat? Doch genug, oder vielmehr bereits zu viel, für das unbefangene Nachdenken, und ewig zu wenig für die Anmaßung, die nicht untersuchen, sondern nur recht haben will.

Nicht ohne sichtbare Verlegenheit erinnert sich Herr Hofrath Kind in seinem Aufsatze der bekannten Schillerschen Satyre, die berühmte Frau. Aber man muß sich zu helfen wissen. Soll ein Kind einen Schiller des Unrechts, oder des Irrthums, oder gar einer rohen Anmaßlichkeit beschuldigen? Dieses Wagstuck schien dem kühnen Verfechter der Weiberschriftstelley, so sehr er sich auch fuhlt, doch ein wenig zu groß, und daher behauptet er mir Nichts, Dir Nichts, was Schiller dem klagenden Ehemann in den Mund lege, sey — nicht seine eigene Meinung gewesen. Ich frage, ob eine Behauptung wie diese bey einem Manne, der sie ohne allen Beweis niederschreibt, nicht die unverzeihlichste Anmaßung voraussetzt? Wer, wenn er auch nur eine Zeile des Gedichts gelesen hat, kann über den Zweck desselben noch zweifelhaft seyn? Und wäre es ohne den Ernst des Dichters nicht das abgeschmackteste Machwerk unter der Sonne? Kommt es endlich bey der Entscheidung des Streits überhaupt auf die Frage an, zu welcher Partie Schiller, oder Hinz, oder Kunz gehört? Aber freylich hat unser Anwalt seine Sache mit so wenig Geschick geführt, daß er sich sogar vor Autoritäten fürchten muß. Wäre es übrigens nach meinem eigenen Gefühl nicht unstatthaft, sich bey einem

Streit auf solche Thatsachen, die der Erzählende allenfalls auch erdichtet haben kann, zu berufen: so würde ich der ergrimmten Penelope sagen, daß ich aus Schillers eigenem Munde das Gegentheil von ihrer Behauptung weiß, indem dieser sich kurz nach dem Erscheinen seines Gedichts, bey seinem letzten Besuch in Stuttgart, gegen mich vollkommen im Geiste seines klagenden Ehemanns über die sich in den Musenhain verirrenden Frauen ausgesprochen hat. Doch was kostet es am Ende die sich bey jeder Gelegenheit offenbarende Rechthaberey unsers Anwalts, zu behaupten, auch gegen mich habe Schiller über den Gegenstand anders, als er dachte, gesprochen? Was Herr Hofrath Friedrich Kind meint, muß nothwendig der Hofrath, Friedrich Schiller, auch gemeint haben.

Es liegt außer meinem Plane, mich auf den Aufsatz in der Penelope im Allgemeinen einzulassen, sonst möchte ich den Verfasser wohl auf die Sonderbarkeit aufmerksam machen, daß er sich der dichtenden Frauen aus Gelegenheit einer Frau annimmt, der, wenn sie gleich einen Poeten zum Manne hatte, es doch in ihrem Leben nie einfiel, auch nur einen Reim fürs Haus zu machen, und deren Beyspiel also geschickter ist, gegen die dichtenden Frauen, als für dieselben benutzt zu werden. Daß

Frau von Caniß, ohne selbst zu dichten, auf die Dichtkunst überhaupt, oder auf die Dichtkunst ihres Gatten insbesondere irgend einen Einfluß gehabt hätte, geht aus ihrem ganzen Lebenslauf auf keine Weise hervor, und Herr Friedrich Kind hat ihr also eine Ehre erzeigt, die sie ihm noch im Grabe wenig zu danken Ursache hat. Anders verhält es sich nach ihrem Tode, weil dieser in der That nicht ohne Einwirkung auf die Dichtkunst geblieben ist, indem er neben dem Gemahl der Verstorbenen auch noch den Herrn von Besser und einige andere Poeten ihrer Zeit zu Trauergedichten begeisterte.

Zum Beschlusse sey mir noch vergönnt, den Leser wegen meiner wahren Meinung vom weiblichen Dichten auf meine frühern und spätern Gedichte und prosaischen Aufsätze zu verweisen, und mich zugleich auf das Urtheil aller Unbefangenen zu berufen, ob man sich an der Frauenwürde versündigt, wenn man glaubt, einer Frau, die sich, mit Verachtung der schnöden Schöngeisterey, ausschließend ihrem edlen, wichtigen und einflußreichen Beruf widmet, könne die Huld der Huldgöttinnen nicht fehlen, und das ganze schöne Geschlecht brauche sich um so weniger zum Dienst der Musen herab-

zulassen, da die Musen eigentlich zu seinem Dienste bestimmt sind.

IV.

Gelegenheitliche Betrachtungen und Rügen.

Nichts ist in unsern Tagen gewöhnlicher, als daß solche Schriftsteller ihre Zuflucht zum Kritikerhandwerk nehmen, deren Werke selbst unter aller Kritik sind. An welche Nahmen das Publikum bey dieser Bemerkung denken will, ist seine Sache. Ich denke an Niemand, als an die Gans, die den Flug des Adlers verachtet, weil ihre eigenen Schwingen sie nicht über ihren Stall emportragen wollen.

In der Kunst, sich durch Trauerspiele lächerlich zu machen, hat es von den Zeiten Gottscheds an bis auf die leidige Zeit der Schicksalstragödien keine Nation so weit gebracht, als die unsrige.

Von der Zeit an, daß man den Musen einen Kalender widmete, gerieth die Dichtkunst

im Zerfall, und die neuesten ihnen gewidmeten Kalender verkündigen in der That Nichts, als schlechtes Wetter auf dem Helikon.

Die Behauptung, daß wir Deutschen eine Dichtkunst haben, ist — ein Gedicht.

Unsere Tagblätter, sie mögen ihren Nahmen vom Morgen oder vom Abend, vom Tag oder von der Nacht, oder gar, wie das elendeste und verächtlichste von allen, die in ihrem eigenen Unrath erstickte Hekate, von unterirrdischen Göttinnen entlehnen, werden bloß geschrieben, um die Zeit zu tödten. Aber die Zeit weiß ihren Tod an ihnen und ihren Verfassern aufs schrecklichste zu rächen.

Unsere Poesie genoß früher einer fast bänrischen Gesundheit. Später bekam sie ein hitziges Fieber, und jetzt wendet man mit Abscheu das Auge von ihr, weil sie in epileptischen Zuckungen liegt.

Wie arm ist die sogenannte schöne Literatur der Deutschen, wenn die Gerechtigkeit, und nicht der Hochmuth sie zählt! Haben wir eine

Epopee, außer der Messiade von Klopstock? Und wer nennt außer Lessing, Goethe und Schiller noch einen Nahmen, wenn man nach unsern Trauerspieldichtern fragt? Doch ich besinne mich. Müllner wird wenigstens von — Müllner genannt. Wie klein ist, besonders gegenwärtig, die Zahl unserer vorzüglichen lyrischen Sänger! Sind wir reich an erzählenden und an didactischen Gedichten? Stolz mögen wir immer in hohem Grad auf Männer, wie Herder, Möser und Klinger seyn. Aber werden nicht gerade ihre Verdienste am wenigsten anerkannt? Endlich frage ich auch noch: Ist Kotzebue ein Moliere, oder ein Holberg, und ist er überhaupt ein Lustspieldichter? Und doch kann sich diesem eben so geistlosen als herzlosen Geschmacks- und Sittenverderber in seinen wenigen bessern Eigenschaften kaum einer seiner Nachfolger an die Seite stellen. Doch genug von einer Literatur, die sich längst in Taschenbücher verkrochen hat!

Ich weiß kaum, ob es etwas Ekelhafteres gibt, als eine Kritik über Theaterleistungen, wenn sie auch nicht im Morgenblatte steht.

Ein gar possirlicher Mensch schreibt gegenwärtig die Geschichte der deutschen Poesie im

Ton, wie etwa ein Dorfschulmeister den Lebenslauf eines Gehenkten erzählen würde.

Ich möchte wohl wissen, welche Aufnahme die Leiden des jungen Werthers fänden, wenn das Buch in unsern Tagen erschiene. Die Bewunderung, die es noch jetzt genießt, ist eine hergebrachte, und kann also Nichts entscheiden.

Unter zehn Schriftstellern sind immer neun, deren jeder von neun Teufeln besessen ist.

Wie viele unserer neuesten poetischen Waghälse, Gaukler und Seiltänzer haben nicht schon den Hals gebrochen!

Unsere Poeten rasen nicht in der Fieberhitze, sondern im Fieberfrost.

O lächerlicher Stolz auf Eure Modepoeten! Es sind nicht einmahl goldene Kälber, die Ihr anbethet.

Wenn mir irgend etwas die Poesie verhaßt machen könnte, so wären es die Poeten.

Aus dem nähmlichen Grunde, aus welchem man ehemals Sänger aus Italien, und Tänzer aus Frankreich kommen ließ, sollten wir uns auch, wie einst ein großer König, Poeten vom Ausland verschreiben.

Dieser junge Mensch legt sich auf die neueste Poesie, und hofft auch noch mit Gottes Hülfe toll zu werden.

Wir werden nie einen guten Operndichter bekommen, weil kein guter Dichter Opern schreibt.

Der Operndichter steht kaum höher, als der Theatermaschinist.

Unsere Poeten sind allein schuld, daß wir noch keine Philosophie haben, und unsere Lust an Werken der Einbildungskraft beweist mehr, als jedes andere Zeichen, daß die Menschheit noch in ihrer Kindheit ist.

Warum sind viele unserer Poeten so roh? Hat etwa Horaz mit seinem bekannten Spruch, daß die Kunst die Sitten veredle, gelogen? Keineswegs. Die Poesie ist nur, wenigstens in Deutschland, keine Kunst.

Sehr passend und mit gerechtem Unwillen nannte der alte Gleim Klopstocks Oden zur Ehre der französischen Revolution Lärmtrommeln, und ich möchte sein Schwärmen für ein so Unheil bringendes Ereigniß den Sündenfall des Messiadensängers nennen.

Der Gesang des Schwans ist eine Fabel. Aber mit dem Schnattern der Gänse hat es leider seine Richtigkeit.

Wem ist Bürgers ungeheure Anmaßung, die er bey jeder Gelegenheit laut werden ließ, nicht im höchsten Grade zuwider? Und wo findet man eine gleiche bey ächten Verdiensten? Hat er doch sogar einen an ihn ergangenen höchst zweydeutigen Heirathsantrag als einen Beweis seiner Dichtergröße geltend machen wollen. Wer lacht nicht, wenn er Shakespear nicht besser zu loben weiß, als wenn er von ihm sagt, dieser Britte stehe hoch über ihm? Und muß man nicht die Achsel über ihn zucken, wenn er sein sogenanntes, der Kritik so viele Blößen darbiethendes hohes Lied einen geistigen Adon, und einen Sohn (!) nennt, dem er, der Vater, das Meistersiegel der Vollendung auf die Stirn gedrückt habe? Was dachte der

Mann, als er sein Blümchen Wunderhold schrieb?

Wir sind in der poetischen Kunst zu fliegen nicht viel weiter, als in der mechanischen. Es will überhaupt mit uns nirgends himmelan.

Asmus, der mystisch schwärmende Wandsbecker Bothe, ist der Erfinder einer ganz eigenen bäurischen Poesie unter uns, und zugleich der Erste, der den Hanswurst auf dem Parnaß spielte. Es gehört unter die Zeichen der Zeit, daß eine bekannte Schule ihn wieder aus der Nacht seiner Vergessenheit hervorzuziehen trachtete.

Ich laufe aus jeder Gesellschaft weg, in welcher ich das Rheinweinlied des Wandsbecker Bothen, und noch ein Paar bekannte neuere Lieder, die jeder Stallbube unter uns singt, anstimmen höre. Dem Pöbel gefallen, ist ein Verschulden, und kein Verdienst.

Ich lasse die Frage, ob der verstorbene Bürger wirklichen Beruf zum Dichter gehabt hat, dahin gestellt. Dagegen erlaube man mir aber eine andere. Hat sich ihm in irgend einem

seiner Gedichte die Muse in ihrer reinen Schönheit geoffenbart?

Durch ein Paar Bändchen Gedichte, mögen sie auch noch so gelungen seyn, beweist man zwar, daß man Verse machen kann, aber man erwirbt sich durch sie noch keinen Anspruch auf den Nahmen eines Dichters. Der ächte Dichter leistet Großes und erzeugt Vieles, und hört nicht eher zu dichten auf, als bis er zu athmen aufhört.

Was auch der große Kunstrichterhaufen sagen mag, ein Roman ist eine Erdichtung, aber nimmermehr ein Gedicht, und die Gattung ist schon der Form wegen aus dem Gebiethe der Poesie zu verweisen.

So oft ich einen weiblichen Gesang vernehme, fühle ich mich zu einem Klaglied herausgefordert. O Schlange des Paradieses! fährst Du noch immer fort, die Lüsternheit der Weiber nach dem Baum der Erkenntniß rege zu machen? Zwar nicht in verbothene Aepfel beißen die neuen Even, aber sie tauchen dafür ihren Kiel in die verbothenen Tintenfässer ihrer Männer, und wahrlich dieser neue

Sündenfall ist tausendmal mehr zu bejammern, als der alte.

Die meisten Romane des sogenannten genialen Hoffmann, was sind sie mehr, als phantastische Mißgeburten, die zuverläßig ihrem Urheber bald ins Grab nachfolgen werden?

Ich bekenne, daß ich unter den Büchern, wie unter den Menschen, die Riesen und die Zwerge nicht leiden kann, und also auch kein Taschenbücherfreund bin. Schon das Wort: Taschenbuch, läßt sich von dem Begriff der Kleinheit, der Geringfügigkeit und der Verächtlichkeit kaum trennen. Es ist unter der Würde eines Buchs bey Schnupftüchern und Tobaksdosen der Männer, oder in den Arbeitsbeuteln der Damen bey Riechfläschchen, Strickstrümpfen und Kinderhäubchen zu wohnen. Und welcher Muse ist es anständig, sich nicht nur die Jahrszeit, sondern selbst den Tag ihrer Erscheinung auf dem Jahrmarkt der Kleinigkeiten vorschreiben zu lassen? In Deutschland wird Alles, am meisten aber das an sich schon Tadelhafte übertrieben, und unsere Buchhändler werden daher mit ihren stets fertigen Söldlingen so lange durch Taschenbücher das Feld der Oberflächlichkeit, der Bedeutungslosigkeit und

selbst der Leichtfertigkeit bauen, bis aus dem nimmersatten Publikum ein übersattes wird, und ein Stutzer es eher wagen darf, seiner Herzenskoniginn einen Strauß von Gänseblümchen, als das jetzt so beliebte Taschenbuch, dem das harmlose Blümchen Vergißmeinnicht seinen Nahmen borgen muß, zum Geschenk zu machen.

Eine recht naive Anmaßung herrscht in den jährlichen Vorreden des Becker-Kindschen Taschenbuchs, in welchen so sehr für die Bequemlichkeit des Lesers gesorgt wird, daß er sich alles Selbstdenken über den Werth des wichtigen Büchleins ersparen kann. Ueber die richtenden Tadler ergeht ein strenges Urtheil, und wenn man es ihnen auch nicht beweist, so wirft man ihnen doch vor, daß sie den Henker davon verständen, was zu einem Taschenbuche des geselligen Vergnügens gehöre, und daß sie bloß tadelten, weil sie tadeln wollten, kurz, daß der Neid aus ihnen spreche. Will man dem Vorwurf zu einem der letzten Jahrgänge glauben, so hat sich der Heros und Halbgott Herkules Glück zu wünschen, daß zu seiner Zeit die Taschenbücher noch nicht erfunden waren, weil ihm sonst ohne Zweifel der feindselige Eurystheus statt der zwölf Kinderspiele, die

man seine Thaten nennt, eine so entsetzlich schwere Arbeit, als die Herausgabe eines Werks, wie das Taschenbuch zum geselligen Vergnügen ist, aufgetragen hätte. Uebrigens kann man an der Schwierigkeit des Geschäfts keinen Augenblick zweifeln, wenn man bedenkt, wie schlecht es bis jetzt selbst einem Manne gelungen ist, den die Welt als Schauspieldichter, Operndichter und Romanendichter bewundert, und der, wenn er die Leyer rührt, über den Orpheus selbst die Achsel zuckt.

Den literarischen Kriegern sollten billig nicht weniger eigene Blätter gewidmet werden, als den politischen. Oder herrscht etwa Friede in dem anarchischen Staat, den man die gelehrte Republik nennt? Wer weiß es nicht, daß man nicht einmahl ein Gelehrter, sondern nur wie weiland der hoffärtige Brockhaus, ein Händler mit gelehrter Waare zu seyn braucht, um das jus belli et armorum zu erlangen? Freylich ist das Recht der Waffen, die man den Gänsen entwendet, nicht so durchgreifend, als das Kanonenrecht, und nicht selten wird der Held, der als Sieger den Kampfplatz behauptet zu haben wähnt, von dem nächsten besten Gerichtsdiener beym Kopf genommen, und auf die Knie niedergeworfen, um in dieser demüthigsten aller

Stellungen seinem vermeintlich zu Boden geworfenen Gegner durch Abbitte und Ehrenerklärung zum Werkzeuge des vollständigsten Triumphs zu dienen. Und welche Ehrenbezeugungen haben diese kampflustigen Unmächte, oder Ohnmachten von dem neutralen Publikum zu erwarten? Wo sind die Triumphbogen, durch welche sie ziehen, und die geschmückten Jungfrauen in weissen Kleidern, die ihnen den Weg mit Blumen bestreuen? Was sagen die Zeitungen, die nicht von ihnen selbst geschrieben werden, von ihren Thaten? Verfolgt sie nicht das Halloh der Gassenjungen? Nennt man ihre Nahmen anders, als mit Verachtung? Entsteht nicht ein allgemeines Zischen, wo sie sich blicken lassen? Und müssen sie sich nicht glücklich preisen, wenn der Verständige sie bloß mit einem Achselzucken bestraft? Wahrlich, der Pöbel selbst verachtet die Pöbelhaften. Aber da man das Schreiben von dem Krieg so wenig als das Kriegführen selbst vermeiden kann, so ist nichts nothwendiger, als daß selbst die friedfertigsten Tagblätter dem Kampfe wenigstens einen Schlagwinkel einräumen, wenn nicht die Griechen und die Trojaner; sondern ihre Homere einander auf Tod und Leben herausfordern.

Der arme deutsche Kleinstädter, der in seinem Krähwinkel, mitten unter Wollspinnern, Bortenwirkern und Webern erbärmliche Tragödien fabricirt! Er weiß nicht, was er bey seiner Ohnmacht mit seiner Boßheit anfangen soll. Er möchte gar zu gern beißen, wenn er — nur könnte. Den Rachen, sagt eine ihm geltende Satyre,

„Den Rachen hat er zwar der scheußlichen Hyäne,
Doch klug versagtest Du, Natur! ihm ihre Zähne."

Armer, armer Kotzebue! Wer von beyden verdient Dein größerer Feind zu heißen, Sand, oder der berüchtigte Sudler, der Deinen Nahmen mißbraucht, um seinem nichtswürdigen Flugblatt Kredit zu verschaffen? Jener stieß Dir nur den Dolch i. die Brust. Aber dieser scheut sich nicht, Dir seinen jämmerlichen Gernwitz und seine armseligsten Armseligkeiten in den Mund zu legen.

Der vielverhöhnte Aftertragiker, den wir Alle kennen, will schlechterdings, daß wir ihn für einen großen Kopf halten, weil er — ein großes Maul hat.

Einem bekannten verdorbenen Trauerspielsudler hat sich das tragische Gift unter den

Händen in Gassenkoth verwandelt, mit welchem er jetzt als Recensent nach den Leuten wirft.

Ich sagte einem schlechten Schriftsteller die Wahrheit, und der Rasende griff zur Feder, um mir zu beweisen, daß er auch ein schlechter Mensch ist.

Was geht über die Tollheit der deutschen Buchhändlersoldtlinge? Prostituirt doch einer derselben sogar von einem sächsischen Bauernstädtchen aus durch den Nahmen einer bekannten verächtlichen und verachteten Flugskarteke Woche für Woche den ganzen furchtbaren Tartarus.

Es lag, wie es scheint, in dem Plan eben dieser im ersten Jahr ihrer Geburt wieder zu Grabe getragenen Skarteke, durch gehäufte Beyspiele zu zeigen, wie grob die Dummheit, und wie dumm die Grobheit ist.

Wer hat sich nicht gereitzt gefühlt, Steine aufzuheben, als kürzlich ein bis zum Wahnsinn anmaßender Schriftsteller sich die Freyheit nahm, vor den Augen des ganzen Publikums seinen ansehnlichen Kopf zu waschen, und sich den Bart zu scheren?

Kein Mensch ist einer Spinne so ähnlich, als der bekannte tragische Stelzenläufer, der sich zugleich ein kritischer Herkules zu seyn einbildet. Was er aus sich herausspinnt, ist Unrath für den Auskehricht, und wem ist seine Mordlust gefährlich, als — den Fliegen?

Die elende, ekelhafte und stinkende Wanze möchte gern eine kritische Horniss seyn! rufe ich aus, so oft ich in das nächste beste Buch eines berüchtigten geist- und geschmacklosen Aftertragikers und Afterkritikers blicke.

Folgendes Bruchstück aus einer noch ungedruckten Komödie würde sich für die Methusalemsche Zeitung, und für Steffens Mischmasch vorzüglich eignen.

Peter. Weißt Du schon, mein Freund! daß Messert ein Buch über den höchst merkwürdigen Besuch schreiben will, mit welchem er, wie er bereits in der ganzen eleganten Welt verkündigte, kürzlich beehrt worden ist?

Paul. Wer hat denn den Unvergleichlichen, den Allbewunderten, den Bescheidenen, den Liebenswürdigen besucht? Etwa einer von den tausend Poeten, die so groß sind, als — er selbst, und an welchen sich der Luxus- und Modenprediger Steffen, der elegante Methusalem,

und der Lobredner von Haus aus, Faßbinder genannt, nicht satt bewundern konnen.

Peter. Ich bitte um Verzeihung. Der Besuchende, mußt Du wissen, ist durch den Umstand merkwürdig, daß er — gerade vom Galgen kam. Messert selbst hat die ihm widerfahrene Ehre auf der Stelle durch folgenden Reim verewigt:

„Der Mann, der mich besucht, o welch ein Mann ist er!
Er kam, wer weiß es nicht? Vom Galgen kam er her."

Ein berüchtigter, eben so elender Scribent, als Recensent, lese hier das letzte Wort, das ich an ihn und über ihn verliere. Quoniam tu maledicendi potestatem habes, non audiendi, ego.

V.

Der grosse Dichter und sein Widersacher.

Paul an Peter.

Du weißt, mein guter Peter! was ich oft im Vertrauen gegen Dich über einen der ersten

Sterne am deutschen Dichterhimmel äußerte. Ich wünschte, sprach ich, der Mann zu seyn, der Werke, wie die seinigen schreiben könnte, möchte aber kaum eins davon geschrieben haben, und Du antwortetest jedes Mal, halb mir beystimmend, und halb mich berichtigend, in Deinen Augen gleiche der Wundervolle einem Kometen, der von der Menge angestaunt, aber nicht begriffen werde, und wenn man manches Unheil seinem Einfluß zuschreibe, so möchte ihm wohl weniger Unrecht geschehen, als seinen Schrecken verbreitenden Vorbildern am Firmament.

Ganz anders, als Deine und meine Wenigkeit, hat sich kürzlich die gar kecke Stimme eines vermummten Sternsehers über das leuchtende Gestirn vernehmen lassen, das in seinen Augen ein bloßer Irrwisch ist, der die betrogenen Wanderer, die fröhlich seinem Scheine nachziehen, in Sümpfe und Moräste führt.

Der Mann, mein guter Peter! ist, wie Du weißt, nicht nur von Reinen und Unreinen, von Graubärten und Milchbärten bereits hinlänglich gesteinigt, es hat auch zum Ueberfluß eine wohlbetagte zahnlose Amazone unter dem schreibenden Volk gräßliche Gesichter gegen ihn geschnitten, und indem ich mich also billig enthalte, ihm auch noch nach dem Kopf zu zielen,

frage ich Dich bloß unter vier Augen, was Du von dem gewaltigen Sausen und Brausen denkst, das der Angriff noch bis auf diese Stunde in unserem lieben Vaterlande erregt.

Daß die Jünger des Angegriffenen den Verkleinerer ihrer Gottheit der Gotteslästerung beschuldigen, wird keinen Unbefangenen befremden. Aber was wollen die Ketzermacher? Muß Jeder gleiches Glaubens mit ihnen seyn? Und wenn ich tadle, ist mein Recht dazu weniger gegründet, als das ihrige, wenn sie loben? Aber, fahren sie ihren Gegner an, Dein Tadel ist grundlos und nichtig. Wohl. Zeigt ihm diese Grundlosigkeit und Nichtigkeit, und Eure Sache ist gewonnen, statt daß Euer Ach- und Wehgeschrey ihre Güte bey Unbefangenen wenigstens verdächtig macht.

Am wenigsten schlau ist es, wenn diese Jünger der sogenannten Menge ins Angesicht sagen, sie beurkunde durch ihr Beyfallrufen beym Auftreten des lästernden Kritikers, wie wenig sie, trotz ihrem Zujauchzen, unsern großen Dichter gefaßt habe. Wo bleibt denn der Ruhm des großen Dichters, wenn die ihm zujauchzende Menge ihn nicht gefaßt hat? Wahrlich, möchte ich ihnen antworten, Ihr gebt mir, dem verachteten Tadler, gewonnenes Spiel. Wer nicht von der Menge gefaßt

wird, kann gar kein großer Dichter seyn. Oder ist die Dichtkunst etwa bloß für die wenigen außerordentlichen Geister, unter die Ihr gezählt seyn wollt, vorhanden? Die Menge, die einen großen Dichter liest und ihm zujauchzt, ist doch wohl das Publikum, und wenn Ihr diesem das Recht und die Fähigkeit zu urtheilen absprecht, so weiß ich Eurem großen Dichter und Euch selbst Nichts zu rathen, als daß Ihr mit Euren unsterblichen Werken Euch zu den Gegenfüßlern begebt, um zu erfahren, ob diese Euch etwa besser begreifen. Statt Euch endlich über den Kritiker zu ereifern, und ihn einen Schwindler zu schimpfen, weil er den Werken Eures großen Mannes Immoralität und Mangel an Idee vorwirft, fordert man mit Recht von Euch, daß Ihr entweder ihm die Falschheit seines Vorwurfs darthut, oder uns arme Layen von unserem bisherigen Vorurtheil bekehrt, daß Immoralität und Mangel an Idee den Werken eines Dichters ihren ganzen Werth benehmen. Kurz, ehe Ihr uns als Rebellen gegen Euren poetischen Alleinherrscher den Proceß machen wollt, müßt Ihr uns erst beweisen, daß er ein legitimer Herrscher, und kein Usurpator ist.

Ich denke, mein guter Peter! Dieser Streit kann uns aufs Neue belehren, wie schwankend

noch unsere Begriffe von der Kunst zu dichten überhaupt sind, und wohl darf man bey der poetischen Thronerschütterung, von welcher die Rede ist, dem etwas stolzen und ungebeugten deutschen Dichterchor überhaupt zurufen: Wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle!

VI.

Ueber Hyperbeln.

Das Uebertriebene an sich kann nicht witzig seyn, und wenn ich also z. B. von einer ungewöhnlich grosen Nase behaupte, durch ihr Niesen werde der Olymp erschüttert, so werde ich schwerlich viele Leute, die Sinn für das ächt Komische und Belustigende haben, zum Lachen zwingen. Heißt es hingegen in folgendem, ursprünglich griechischen Epigramm:

„Klitander, scheint es nicht, er habe mich zum Narren?
Zwey Stunden läßt er hier umsonst mich seiner harren,
Und ach! wie lang wird mir die Zeit!
Doch seh' ich deutlich nicht dort seine Nas' erscheinen?
Nun ist er selber, sollt' ich meinen,
Nun ist er selber nicht mehr weit."

so wird die Wirkung auf den Leser schwerlich verfehlt. Fragt man, woher dieser so ganz

verschiedene Erfolg rührt, so weiß ich den Grund nur in dem Umstand zu finden, daß im ersten Falle die Uebertreibung die Hauptsache ist, im andern Falle aber die Größe der Nase uns gleichsam versinnlicht wird. Der Harrende sieht die Nase, aber noch nicht den Mann. Doch glaubt er aus ihrem Erscheinen schließen zu dürfen, auch er könne nicht gar zu weit mehr entfernt seyn. Vielleicht hätte ein Dichter, der kein Maß zu halten verstände, um die Sache noch besser zu machen, gesagt: Himmel! Noch sehe ich erst die Nase des Mannes. Wie lange wird es dauern, bis er endlich selbst kommt! Aber welchem feinen Gefühl kann es entgehen, daß durch diesen Schritt weiter im Uebertreiben der Scherz frostig geworden wäre, und also seinen ganzen Werth verloren hätte? Nirgends mehr als hier findet die Regel: Ne quid nimis! ihre Anwendung.

Schade, daß der glückliche Verfasser der zweyhundert Hyperbeln auf Herrn Wahls große Nase dieser goldnen Regel nicht immer eingedenk geblieben ist! Wenn er, um einige Beyspiele anzuführen, von der Wahlschen Nase behauptet, sie stoße Lavasteine vom Mond herab, sie spieße Welten, und erhalte Nasenstüber von den Wandelsternen, sie werde täglich unter die Sterne versetzt, sie hohle Ziegenmilch

aus dem Zodiakus, sie habe die Milchstraße mit der Pest angesteckt, wer sie besteige, lerne Astronomie unmittelbar am Himmel, ein Schlag von ihr vernichte einen Fixstern u. s. w. so geht, wenn man auch über die zu nahe Verwandtschaft dieser Einfälle hinwegsieht, die beabsichtete Wirkung bey dem Leser aus dem Grunde verloren, weil ihm für die gegebene Größe der Maßstab gebricht. Die Entfernung des Sirius kann nicht einmahl von der Einbildungskraft gemessen werden, und was ist eine Sache, die wir weder sehen, noch uns vorstellen können, für uns mehr, als — ein Nichts. Ueberhaupt, wenn die Uebertreibung schrankenlos ist, so gibt es für jede Sache nur eine einzige, und wenn also der Verfasser der zweyhundert Hyperbeln die Länge der Wahlschen Nase hyperbolisch verspotten will: so muß er durchaus von allen Entfernungen die größte denkbare annehmen. Aber wo bleibt in diesem Falle die Wahl, und mit ihr der Witz? Wer kann nicht für die Länge einer Nase die größte Entfernung im Raume als den Maßstab angeben? Aber wer wird eine Uebertreibung, die Jedermann in seiner Gewalt hat, für etwas Besonderes halten? Also sich selbst nimmt der Verfasser das Vermögen, oder vielmehr die Freyheit, witzig zu seyn, sobald er die Grenzen

nicht achtet, welche von der Natur selbst sogar dem Uebertriebenen gesteckt sind. Wie kann er von einer Nase, von welcher er einmahl behauptet hat, ein Schlag von ihr vernichte einen Fixstern, noch sagen, ein Fuhrmann habe sie für einen Schlagbaum angesehen, oder sie wetteifere mit der Kuppel der Peterskirche in Rom oder mit den Pyrenäen? Eine Nase von diesem Umfang wäre ja ein wahres Stumpfnäschen gegen eine, die Ziegenmilch aus dem Zodiakus hohlt. Mit einem Wort, ein Poet, und wenn er zehn Mahl Magister der freyen Künste ist, bleibe sogar mit seinen Hyperbeln hübsch auf der Erde, die gewiß groß und weit genug für ihn ist, wenn er seinen löblichen Zweck, von den Söhnen dieser guten Mutter bewundert zu werden, nicht verfehlen will. Beyläufig ist auch noch zu fürchten, die Astronomen möchten sich an der Ziegenmilch im Zodiakus ärgern, und es dem Dichter nicht erlauben wollen, ihre Thierbilder in wirkliche Thiere zu verwandeln.

Gewiß, hätte unser Herr Magister Hophthalmos nicht zweyhundert Epigramme auf die Wahlsche Nase liefern wollen, wir hätten funfzig vortreffliche von ihm erhalten.

VII.

Nachrichten
von
einigen deutschen gelehrten Frauenzimmern aus frühern Zeiten.

Aus C. F. Paullinis im Jahr 1712 erschienenem Büchlein:

Hoch- und Wohlgelahrtes deutsches Frauenzimmer.

1.

Johanne von Knobloch. Diese vornehme adeliche Jungfer aus Thüringen führte in dem neu errichteten Kloster Ottbergen ein gar strenges Leben. Nachdem sie in den ersten drey Monathen ihres dortigen Aufenthalts entweder in ihrer Zelle, oder in der Kirche auf den Knien gelegen und gebethet hatte, wurde sie von einem heftigen Fieber befallen, und in diesem Zustand begann sie, wie unser Autor sagt, wunderliche Dinge. Sie verstand keine andere, als ihre Muttersprache. Wurde ihr aber, sagt Herr Paullini mit vieler Naivetät, der Giebel in der Krankheit verruckt, so hörte

man sie fertig Latein reden. Die schwersten Fragen machten sie nicht verlegen, und nicht genug, daß sie ganze Psalmen und Lieder, die man im Chor singt, hersagte, sprach sie zugleich von theologischen Sachen über die Maßen gelehrt. Gegen den Mittag nahm ihr Wahnwitz, und mit ihm ihre Fertigkeit, Latein zu reden, ab. Zwischen drey und vier Uhr Nachmittags kam sie wieder ganz zum Verstand, und ganz vom Latein, und wußte von Allem, was mit ihr während ihrer Verzückung vorgegangen war, kein Wort. Als der Abt Hermann, zu Corbey, von dieser Hellseherinn Kunde erlangte, säumte er nicht, sie zu besuchen, und war voll Erstaunen, als sie aus seinem ihr vorgelegten griechischen Testament sogleich einige Kapitel überlaut herlas.

Herr Paullini will nicht, daß man an der Wahrheit seiner wunderbaren Erzählung zweifle, und beruft sich wegen mehrerer ähnlicher Beyspiele auf verschiedene Zeugnisse. Besonders, sagt er, sey von fremden ungelernten Sprachen wohl zu lesen, der nett gelahrte Herr von Frankenau, Königlich Dänischer Justizrath und Leibmedicus, sein werthgeschätzter Gönner.

Die neuern Freunde der Hellseherey bedauern es ohne Zweifel ungemein, daß man unsere Nonne weder Todesfälle hoher Häupter

vorhersagen ließ, noch ihr versiegelte Briefe auf den Magen band, um sie statt mit den Augen mit diesem zu lesen. Eine Reise in den Mond, wie eine ihrer neuesten Schwestern in Schwaben hat sie ebenfalls nicht gemacht, noch wie diese künstliche Maschinen vorgeschrieben, die bey ihrer Heilung hätten gebraucht werden sollen. Allein wenn Alles mit der Zeit fortrückt, warum sollten die unglaublichen Dinge allein zurück bleiben? Und ist es also ein Wunder, wenn eine Hellseherinn im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts drey Mahl heller sieht, als eine im ersten Viertel des achtzehnten?

Uebrigens wurde die gute Johanne von Knobloch, nachdem ihr Zustand einen ganzen Monat gedauert hatte, zwar halb und halb geheilt, nahm aber, da noch eine Gemüthskrankheit hinzu kam, bald nachher Abschied von der Welt.

2.

Rosemunde Juliane Fräulein von Asseburg gehörte zwar nicht unter die gelehrten Damen, aber sie stand hoch über diesen, weil sie sich göttlicher Offenbahrungen rühmte. Sie lebte bey dem Superintendenten, D. Petersen, zu Lüneburg, der in einer Schrift:

„Ob Gott nach seiner Auffahrt nicht mehr durch Offenbarungen mit den Menschen rede," die ihrigen alle erzählte, wegen der Bejahung seiner Frage aber von dem Synodus in Celle verdammt wurde, und zuletzt gar sein Amt verlor. Viele Theologen, nahmentlich Spener und Winkler, läugneten die Göttlichkeit der Offenbarungen des Fräuleins, und einige erklärten sie sogar für Betrug und für Erdichtungen des D. Petersen.

3.

Sabine Ammelthan, aus Schlesien, verdankt ihre Stelle in dem Büchlein dem Umstand, daß sie, ob ihr gleich die Hände fehlten, sich auf die deutsche, polnische und moscowitische, und auch ein wenig auf die französische Sprache verstand. Größer wäre das Wunder freylich, wenn sie diese Sprachen statt ohne Hände, ohne Zunge gesprochen hätte.

4.

Anna Blumelin entlehnte nicht ohne Bedeutung den Titel eines Büchleins, das sie zu Nürnberg 1586 herausgab, vom Damenputz, indem sie es ein goldenes Halsband nannte. Billig sollten die neuern Schriftstellerinnen die Kinder ihres Geistes mit ähnlichen Nachahmen,

oder auch mit den Nahmen ihres Arbeitsgeräths taufen. Ein Nähkästchen voll Erzählungen, ein poetischer Spinnrocken, eine Schürze voll Sonette, ein dichtender Haubenstock, wären eben so neue, als passende Titel, und verdienen um so mehr Empfehlung, je überdrüßiger es das Publikum ist, die um Büchertitel verlegenen schönen Geister nicht nur von Göttern und Göttinnen, sondern auch von Blumen und Früchten, und selbst von Harfen, Leyern und Schwertern die Nahmen ihrer Bücher und Büchlein, deren eigentlicher Nahme Legio ist, borgen zu sehen. Ohne Zweifel würde es auch einer Dichterin bey dem männlichen Theil des Publicums zur Empfehlung gereichen, wenn sie durch den Titel ihrer Musenopfer sich von dem Verdacht reinigte, daß ihr Dinge, wie Spinnrocken, Nadel und Nähkästchen selbst dem Nahmen nach ein Gräuel sind.

5.

Sophia Eleonora Baronesse von Degenfeld konnte neben dem, daß sie französisch, italienisch und lateinisch redete, Manchen mit ihren Geberden und ihrer Schönheit gewinnen. Zuverläßig wären auch ohne ihr Italienisch, ohne ihr Französisch, und vor Allem ohne ihr Latein die Geberden und die

Schönheit der Dame nicht weniger siegreich gewesen.

6.

Abigail Dreyweg hatte sich sogar, wie unser Verfasser sagt, in's Kalendermachen verliebt, und war bereits so weit gekommen, daß sie den ersten zur Probe und zu ihrer Lust ausbrütete. Da aber auch sie zu ihrem Verdruß die Erfahrung machte, daß sich Wind und Wetter nicht Einmahl nach dem Kopf eines Frauenzimmers richten wollen: so warf sie den Plunder weg, und legte sich auf gute Gebethbücher.

7.

Emerenzia Julbicke, aus der Mark, ging als eine arme Waise mit dem Bettelsack von Dorf zu Dorf. Eine adeliche Dame, welcher die Bettlerin auf ihre Anrede: Mädchen! was bettelst Du? Hast Du Lust, gut zu thun, so will ich Dir Kleider und Essen schaffen, mit Freudenthränen alles Gute gelobte, nahm sie auf, und machte eine fleißige Kirchgängerinn und Spinnerinn aus ihr. Besonders erwarb sie sich die Gunst ihrer Wohlthäterinn durch ihre Andacht, wenn die Hausfrau dem Gesinde den Morgen- und Abendsegen vorlas. Einst

sprach die Dame: Emerenz! wenn Du ein Junge wärest, ich ließe Dich studieren. Ey, Frau! war die Antwort des Mädchens, ich wollte wohl etwas lernen, wenn ich nur angeführt würde. Nun, sprach der anwesende Präceptor im Schlosse, so komm zu mir. Ich will sehen, wie Du Dich anlässest. Geschwinder, als man dachte, lernte die junge Schülerinn lesen, bethen und schreiben, und da sie dem Präceptor mit Stubenfegen, Wasserholen, und ähnlichen Diensten fleißig an die Hand ging, so unterrichtete er sie nach ihrem Wunsch auf dem Klavier und auf der Geige, und lehrte sie „ein und anderes Liedlein.“ Die adeliche Frau, als sie von diesen Fortschritten hörte, genehmigte und beförderte durch Vorschub ihren fernern Unterricht, und „machte was Großes und Sonderbares aus dem Mägdlein,“ das endlich auch zum Latein gelangte, und seinen Justinus, seinen Nepos und seinen Terenz völlig verstehen lernte.

Mit unserer Karschin, deren poetische Ader noch bis auf den heutigen Tag in ihrer Enkelin fortsprudelt, können wir die gute Juldicke nur zum Theil, und weniger wegen ihres Wissens, als wegen ihrer Abkunft vergleichen, weil, wie es scheint, das märkische Bettelmädchen so wenig Verse machen, als das

schlesische Hirtenmädchen, ob ihr gleich in ihrer Jugend das Latein nicht ganz fremd geblieben seyn soll, den Terenz verstehen lernte.

8.

Welche musterhafte Pfarrfrau, die ihrem Manne nicht nur seine Suppe kocht, seine Pfeife stopft, seine Perrücke kräuselt, und seinen Rock ausstäubt, sondern ihm auch seine Predigten macht!

Diesen Ruhm erwarb sich Maria Klauinn, und in der That, zu welchem Geschäft taugen die Frauen besser, als zum Predigen, wenn sich gleich aus einer gelegenheitlichen Aeußerung unsers Autors vermuthen läßt, er habe es nicht ganz schicklich gefunden, wenn die Frau ihrem Manne die Predigten macht.

9.

Gertrud Möllerinn, geborene Eifflerinn, von Königsberg, hat, wie unser Autor sagt, mit ihrer wohlklingenden Poesie nicht nur bey hohen churfürstlichen und fürstlichen, und andern vornehmen Personen sich überall bekannt und beliebt gemacht, sondern sich auch das Lob eines sehr gelehrten und berühmten Mannes ihrer Zeit erworben. Wir müssen, sagt Morhof in seiner Schrift von der deutschen Poesie, auch hier der Frau Gertrud

Möllerinn nicht vergessen, welche ein Buch deutscher Oden ans Licht gegeben, die so wohl gesetzt sind, als sie der beste Poet setzen mag. Es fehlt hier nicht allein Nichts an Erfindung, an Eigenschaft und Zierlichkeit der Rede, an gehöriger Kunstrichtigkeit, sondern ich darf kühnlich sagen, daß sie einigen Dichtern unserer Zeit, die dennoch einigen Nahmen gesucht und erlangt haben, weit vorzuziehen sey.

Herr Paullini beschließt das Lob unserer Dichterinn mit dem Bekenntniß, daß er mit dem berühmten Morhof den Ruhm der Frauen, den sie durch die Poeterey erlangten, viel höher als den Ruhm der Männer achte. Es sey, setzt er hinzu, gar ein unbilliges Urtheil des vornehmen arabischen Poeten Pharezdaki, welcher bey dem schönen Gedicht einer Araberinn ausrief: Wenn die Henne wie der Hahn singt, muß man ihr den Hals abschneiden.

Lebte der grausame Araber in unsern Tagen, wie viele Hälse singender Hennen würden unter seinem Messer bluten!

10.

Charitas und Clara Pirkheimerin. Von diesem gelehrten Schwesternpaar rühmt Scheurl, ein gleichzeitiger Schriftsteller, daß sie nach dem löblichen Beyspiel ihrer Vorfahren

statt der Wolle das Buch, statt der Spindel die Feder, und statt der Nadel den Griffel ergriffen hätten, bis sie zum Gipfel der Gelehrsamkeit gestiegen wären.

Ob das gerühmte Beyspiel ein löbliches ist, über diese Frage wird bekanntlich von dem männlichen Geschlecht noch stark gestritten.

11.

Anna Christina Reterin war eine erfahrene Sterngucker inn, und wahrscheinlich eben deswegen eine desto unerfahrene Topfguckerinn.

12.

Sibylla Schwarzinn. Von dieser Dichterinn, deren Andenken unter uns erst kürzlich wieder in einem Taschenbuche erneuert worden ist, theilt unser Verfasser einige aus Morhofs Unterricht in der deutschen Sprache und Poesie entlehnte Nachrichten mit. Sie war die Tochter eines Bürgermeisters in Greifswald, und und lebte noch ums Jahr 1638. Schon im dreyzehnten Jahr ihres Lebens, das sie nicht höher als auf siebzehn Jahre brachte, schrieb sie Gedichte, die Alles, was die dichtenden Männer ihrer Zeit leisteten, weit hinter sich zurückließen. Samuel Gerlach, zu Danzig, gab im Jahr 1650 ihre Werke in Quart heraus.

Komödienwegen.

Schauspielervergötterung.

Eine Einladung von Sebastian Brant, dem jüngern.

Ein Mann, der die Schauspieler um so höher achtet, weil er selbst vor nicht gar langer Zeit noch einer war, hat vor Kurzem die Aufforderung durch den Druck ergehen lassen, man möchte doch einmahl gerecht und billig seyn, und den Helden auf den Bretern die ihnen gebührenden Staatstitel nicht länger vorenthalten.

Wenn dieses Begehren keinen allgemeinen Beyfall fand, so erregte es doch ein allgemeines Gelächter, und ich selbst bekenne aufrichtig, daß, lebten die sieben Weisen noch, ich einen ähnlichen Einfall auch dem letzten von ihnen nicht zutrauen würde.

Welche Lästerung, möchte ich ausrufen, die Helden des Tags und der Tagblätter, deren Nasen so gut an ihren täglichen Weihrauch gewohnt sind, als die Nasen der Götter, und welchen Kniebeugungen tausend Mahl häufiger

zu Theil werden, als diesen, mit Einem Worte, die Schauspieler, will man durch Titel den armseligen Sclaven an der Staats-Ruderbank, deren Personen sie beynahe zu spielen sich schämen, gleichstellen! Man frage einmahl den geringsten unter ihnen, ob er sich nicht höher dünkt, als ein Richelieu, oder ein Pitt. Und wie läßt sich also der Einfall rechtfertigen, solche Leute durch Staatstitel unter sich selbst erniedrigen zu wollen? Mit Einem Worte, einem Schauspieler einen Rathstitel beylegen, hieße das Gold versilbern, oder die Sonne zum Rang einer Pechfackel herabwürdigen, und der Urheber dieses Vorschlags hat es also sich selbst zuzuschreiben, wenn seine Clienten ihm seine Sorge für ihre Standesehre so wenig Dank wissen, als ob er sie mit den Besenbindern in Eine Zunft gesetzt hätte.

Kein Mensch, wenigstens kein deutscher Mensch wird es läugnen, daß man, um auf die höchste Ehre Anspruch zu machen, auf der Welt Nichts zu seyn braucht, als ein Schauspieler. Besteht aber diese höchste Ehre, wie der mehr eifrige als geschickte Sachwalter der Abkömmlinge des unsterblichen Roscius meint, in Staatstiteln? Ich weiß es, mit seiner Erlaubniß, besser, worin sie besteht. Was kann man für die Leute, die längst im Besitz aller

menschlichen Ehre sind, noch thun, als daß man sie vergöttert? Und wer getraut sich also die Nase zu rümpfen, wenn ich hiemit den öffentlichen Aufruf ergehen lasse, man möchte doch einmahl für die Schauspieler und Schauspielerinnen einen Olymp errichten, auf welchem, wie auf dem alten, auch die Dii minorum gentium, und also auch die Stümper und Stümperinnen, und selbst die Einsager im Loche und die Lampenputzer ihre Stelle finden. In der That, da ein Olymp voll Götter ungleich weniger kostet, als ein Haus voll Schauspieler, so wüßte ich nicht, was ich von dem Publikum denken sollte, wenn es einem Vorschlag seinen Beyfall versagte, der, indem er dem Verdienst seine Krone reicht, dem Staat und seinen einzelnen Gliedern ungeheure Summen erspart.

Es gibt Leute, die entsetzlich viel von den Schauspielern fordern, und leich entsetzlich wenig von ihnen halten, und diese möchten mich wohl mit meinem Vorschlag der Schauspieler-Vergötterung nicht weniger auszischen, als ich und Andere den Urheber des Vorschlags der Schauspieler-Staatsbetitlung ausgezischt haben. Soll ich über diese Elenden die Achsel zucken, oder soll ich mit Steinen nach ihnen werfen? Soll ich sie zu Boden schlagen, oder

soll ich sie vor mich auf einen Stuhl setzen, um den armen Blinden den Staar zu stechen? Ich wende mich von ihnen, um meiner Begeisterung freyen Lauf zu lassen. Arme Menschheit, heißt diese mich ausrufen, was wärest Du ohne Schauspieler? Eine Menschheit wärest Du, antworte ich mir selbst mit verstärktem Feuer, eine Menschheit ohne Schauspiele, und was noch mehr sagen will, eine Menschheit ohne Schauspieldichter! Darf jener Weissenfelser selbst es zu läugnen wagen, daß er ohne die Leute, gegen welche er beynahe in allen Tagblättern unter dem Nahmen des Kurzen bald lang, bald breit, aber nie kurz den Censor spielt, der verwaisten Welt seine Schuld ewig schuldig geblieben wäre? Und würde sie nicht ohne eben diese Genossen der Kunst aller Künste, die schon vor Jahrtausenden von den weisesten Völkern zu gleichem Rang mit dem zum Leben unentbehrlichen Brot erhoben wurde, von einem Grillparzer, statt einer Sappho in fünf Aufzügen, kaum ein frostiges Lied von fünf Strophen zum Andenken der verliebten griechischen Poetinn erhalten haben? Wem, als den Schauspielern habt, Ihr Euren Kotzebue zu danken, der Euch in seinen niemahls sterbenden, und dem Zahn der Zeit wie dem Zahn der Kritik trotzenden Werken

das Lachen und das Sündigen gleich leicht machte? Was gleicht endlich der Bewunderung, mit welcher Eure Geschmackslehrer, ohne sich an das Seufzen der die Rechte des gesunden Menschenverstands, der guten Sitten und des guten Geschmacks vertheidigenden Kreatur zu-kehren, noch bis auf diese Stunde von den Räubern sprechen? Und sind nicht eben diese Räuber beynahe noch mehr das Werk der Schauspieler, als des hochgefeyerten Schiller?

Wie gern möchte ich wenigstens die unzähligen schönen Hände küssen, von welchen jeden Abend, indem sie klatschend sich selbst nicht schonen, die besten Schauspieler so sehr aufgemuntert werden, daß sie gar nicht anders können, als ewig sich selbst übertreffen! Und wie soll ich die lobenden Tagblätter loben, die aus den Schauspielern viel machen, damit das Publikum aus ihnen selbst doch auch ein wenig macht? O Morgenblatt, wo bist Du? rufe ich jeden Morgen, laß wenigstens Deine letzte Seite, welches Deine Theater-Seite ist, mich mit Dir versöhnen, wenn auf Deinen drey ersten ein Klingelreimer, oder sonst ein unbärtiger Abkömmling des Bavius und Mävius meine Galle reizt, oder der langweiligste aller Reisebeschreiber mich kaum Erwachten von Neuem einzuschlafen zwingt, oder

wenn Deine ewigen Bücherauszüge mich in Versuchung führen, Dich der Bettelhaftigkeit, oder wohl gar einer kleinen Neigung zum Raube, wegen welcher man, wenn sie zu mächtig wird, die Tagblätter sammt ihren Schreibern an den Pranger stellt, zu beschuldigen!

Ich kann diesen Aufsatz nicht schließen, ohne noch ein Paar freundliche Worte mit dem Manne zu sprechen, welcher die Schauspieler so gern als Räthe begrüßen möchte. Ohne Zweifel wollte er von der Titelehre, die er den Schauspielern zudachte, auch die Schauspielerinnen, da die Ehrentempel-Pforte für die Künstlerinnen so weit als für die Künstler geöffnet seyn muß, nicht ausgeschlossen wissen. Aber, lieber, guter Mann mit Deinem widersinnig wohlwollenden Vorschlag, welch ein Zankapfel würde ein Titel in den sonst so friedlichen Schauspieler-Ehen seyn! Wird nahmentlich Madam es mit Gelassenheit ertragen, wenn der Mann, während der Staat sie nur zur Räthinn stempelt, sich plötzlich durch die gut gespielte Rolle eines Einfaltspinsels zum betitelten Staatsrath emporgehoben sieht, und also mehrere Stufen auf der Ehrenleiter höher steht, als seine Gebietherinn? Und wird das Fräulein Hofräthinn nicht dem Fräulein Geheimeräthinn aus gekränk-

tem Künstlerstolz auf öffentlicher Bühne in die Haare gerathen?

Ich verschone ihn mit den Einfällen verschiedener Witzlinge, die mir noch täglich über den seinigen, von welchem sie behaupten, er sey durch einen Wettstreit um den Preis der Ungereimtheit entstanden, zu Ohren kommen, und schließe mit dem aufrichtigen Wunsche, daß ihm seine Mühe, den Schauspielern zu Staatstiteln zu verhelfen, nicht von seinen Gunstlingen selbst mit einem Hohngelächter vergolten werde.

Aufsätze
vermischten Inhalts.

Blumenlese
aus
dem neu bearbeiteten altdeutschen Roman
Simplicissimus.

Zweite Abtheilung.

Der Schatz.

Als mich einst der Zufall an einem alten Gemäuer unweit der Stadt vorüber führte, konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, es genauer zu besichtigen, ob der Platz nicht zum Auflauern, oder zum Rückzug für uns Reiter, wenn wir uns übermannt sähen, gelegen wäre. In dieser Absicht ritt ich in den Hof, dessen Mauern ziemlich zerfallen waren. Als ich aber bey dem Keller, dessen Gewölbe noch rund umher aufrecht stand, vorüber reiten wollte, weigerte sich auf einmahl mein Pferd, weiter zu gehen. Ich stieg ab, und brachte es endlich theils mit Gewalt, theils durch gute Worte

dahin daß es sich von mir an der Hand, jedoch unter beständigem Widerstreben, die zerfallene Kellertreppe hinableiten ließ. Als ich aber unten es streichelte und ihm liebkoste, bemerkte ich, daß es vor Angst schwitzte, und die Augen stets nach einer Ecke, welcher es sich schlechterdings nicht nähern wollte, richtete, und plötzlich überfiel mich selbst ein solches Grauen, daß es mir nicht anders war, als würde ich von Jemand bey den Haaren emporgezogen, und mit einem Kübel voll kalten Wassers begossen. Indessen hörte das Pferd nicht auf zu zittern, und da es sich immer seltsamer stellte, so hielt ich es zuletzt sammt mir für bezaubert, und wollte zurückkehren. Allein das Pferd war nicht von der Stelle zu bringen, und ich band es daher an einen starken Hollunderstock, und wollte gehen, um Leute herbeyzurufen, die ihm wieder die Treppe heraufhelfen sollten. Plötzlich aber fiel mir ein, ob nicht in diesem Gewölbe, in welchem es offenbar spukte, ein Schatz verborgen läge, und wirklich bemerkte ich auch, indem ich meine Augen nach der verdächtigen Ecke richtete, ein Stück Gemäuer, ungefähr von der Größe eines Fensterladens, das sich von dem übrigen durch Farbe und Arbeit deutlich unterschied. Als ich mich aber dem Ort nähern wollte, stiegen mir die Haare

aufs Neue zu Berge, der Athem blieb mir aus, und ich fühlte mich von einer unsichtbaren Gewalt zurückgedrängt.

Tausend Mahl lieber hätte ich Kugeln gewechselt, als die Angst dieses entsetzlichen Augenblicks empfunden. Ich wurde gequält, und wußte nicht von wem, weil Nichts zu sehen, und Nichts zu hören war. Ich nahm meine beyden Pistolen vom Pferd, und wollte entfliehen. Allein ich vermochte die Treppe nicht hinaufzukommen, weil es war, als ob ich von einer starken Luft zurückgehalten würde. Jetzt hatte mein Entsetzen den höchsten Grad erreicht, und in dieser Noth kam ich auf den Gedanken, meine Pistolen zu lösen, um etwa die im Feld arbeitenden Bauern aufmerksam zu machen, daß sie mir zu Hülfe eilten. Mein Zorn, oder vielmehr meine Verzweiflung war aber so groß, daß ich die Pistole gerade nach dem Ort richtete, an welchem, wie ich glaubte, die Ursache meines seltsamen Abenteuers verborgen seyn mußte. Ich drückte also los, und traf das verdächtige Stück Gemäuer mit zwey Kugeln so glücklich, daß ein Loch entstand, durch welches man zwey Fäuste stecken konnte. Im nämlichen Augenblick spitzte mein Pferd die Ohren, und fing zu meiner großer Freude an zu wiehern. Doch weiß ich bis diese Stunde

nicht zu sagen, ob damahls das Gespenst aus dem Keller verschwand, oder ob das arme Thier seine Freude über das Schießen bezeugte. Genug, ich schöpfte wieder Muth, besonders da ich jetzt ungehindert nach der Oeffnung gehen konnte, die mein Schuß in der Mauer gemacht hatte. Ich erweiterte das Loch, und fand einen so reichen Schatz an Silber, Gold und Edelsteinen, daß er, hätte ich ihn zu Rath gehalten, mir noch jetzt den größten Ueberfluß gewähren würde. Nahmentlich fand ich sechs Dutzend altfränkische Tischbecher, einen großen goldenen Pokal, vier silberne Salzfässer und ein goldenes, eine altfränkische goldene Kette, verschiedene Diamanten, Rubine, Saphire und Smaragde, theils in Ringe, theils in andern Schmuck gefaßt, ein Schächtelchen voll großer Perlen, die aber alle abgestanden waren, in einem wohl verschnürten ledernen Sack achtzig der ältesten Joachimsthaler von feinem Silber, und endlich achthundert drey und neunzig goldene Münzen mit dem französischen Wappen und einem Adler, die Niemand kennen wollte, weil die Schrift nicht mehr zu lesen war. Einen großen Theil dieses Schatzes verwahrte ich in meinen Kleidern, und den Rest in einer Tasche, in welche ich meine Schabracke verwandelte, und bestieg nun voll Freude wieder

mein Pferd, um nach Hause zu reiten. Als ich aber aus dem Hof kam, sah ich zwey Bauern, die bey meinem Anblick sogleich davon liefen. Ich hohlte sie leicht ein, und auf die Frage, warum sie sich vor mir fürchteten, erhielt ich die Antwort, daß sie mich für das Gespenst gehalten hätten, das in dem zerfallenen Edelhof hause, und die Leute, die ihm zu nahe kämen, aufs schrecklichste zu mißhandeln pflege. Dieses Ungeheuer, fuhren sie auf meine weitere Erkundigungen fort, sey die Ursache, daß oft in vielen Jahren, hin und wieder einen irre gehenden Fremdling ausgenommen, sich kein Mensch diesem Ort nähere. Nach der gemeinen Sage befinde sich in dem Keller ein eiserner, mit Geld angefüllter Trog, der von einem schwarzen Hund und einer verwünschten Jungfrau bewacht werde. Nach eben dieser Sage und nach der Erzählung ihrer Großältern werde einst ein ins Land kommender fremder Edelmann die Jungfrau erlösen, und den eisernen Trog mit einem feurigen Schlüssel aufschließen. Es sey, erzählten sie mir noch weiter, noch Niemand an den Ort gekommen, dem das Gespenst nicht irgend ein Leid angethan, oder wenigstens die schrecklichste Angst eingejagt hätte. Zwar hätten noch bey Mannsgedenken einige fahrende Schüler, oder Teufelsbanner, sich an

den Ort gewagt, um das Gemäuer zu umgraben. Allein sie wären auf eine Weise empfangen worden, daß seitdem Andere sich um so weniger nach dem Schatz hätten gelüsten lassen, weil jene Teufelsbanner durch ihre Nachforschungen herausgebracht haben wollten, der Schatz könne von Keinem gehoben werden, der nur ein einziges Mahl Frauenmilch getrunken habe. Auf diese Weise, sprach ich, wird der Schatz wohl ewig liegen bleiben. Wer sagt Euch aber, fuhr ich fort, daß eine verwünschte Jungfrau in den Keller gebannt ist? Vor wenigen Jahren, antworteten die Bauern, als ein Mädchen aus unserem Dorf in den zerfallenen Hof ging, um eine von der Weide entlaufene Ziege zu hohlen, kam die Jungfrau zu ihr, und fragte sie, was sie hier zu thun habe. Das Mädchen gab ihr Bescheid, und die Jungfrau sprach, indem sie ihr ein Körbchen mit Kirschen wies: Gehe, und nimm dort von dem, was Du vor Dir siehst, sammt Deiner Ziege. Aber komm nicht wieder, und wage es auch nicht, Dich umzusehen, wenn Dir kein Unfall widerfahren soll. Das Mädchen erschrack, und ertappte in der Angst sieben Kirschen, die sich, sobald sie vor das Gemäuer hinauskam, in Gold verwandelten. Was führte Euch denn hieher, fragte ich weiter, da Ihr doch wißt,

daß Ihr Euch nicht in das Gemäuer wagen dürft? Wir hörten einen Schuß und einen Schrey, antworteten sie, und liefen hinzu, um zu sehen, was es gebe. Ich habe zwar geschossen, erwiederte ich, weil ich hoffte, es würden Leute zu mir ins Gemäuer kommen, allein von einem Schrey weiß ich nichts. Man könnte, sprachen sie, hundert Mahl in diesem Schlosse schießen hören, ohne daß sich Jemand hinein getraut, weil das Wagstück so bedenklich ist, daß wir, hätten wir den Junker nicht selbst herauskommen sehen, ihm nicht glauben würden, daß er darin war.

Zum Beschlusse hätten die Bauern gar zu gern von mir erfahren, wie es in dem Gemäuer aussehe, und ob ich die Jungfrau und den schwarzen Hund auf dem eisernen Trog nicht gesehen habe. Allein ich sagte ihnen lediglich Nichts, und am wenigsten, daß ich den Schatz gehoben hätte.

Lob des Gelds.

Ich kann es wahrlich den Leuten kaum verdenken, die das Geld zu ihrem Gott machen, weil ich mehr als irgend ein Sterblicher seine Allmacht erfahren habe. Ich weiß, wie es dem Glücklichen, der es besitzt, und dem Unglücklichen, dem es fehlt, zu Muthe ist, und

Nichts sollte mir leichter seyn, als der Beweis, daß es alle Kräfte und Tugenden, die man den Edelsteinen zuschreibt, in sich vereint. Es vertreibt die Melancholie, gleich dem Diamant. Es erregt, gleich dem Smaragd, die Liebe zu den Wissenschaften, und daher widmen sich mehr reicher, als armer Leute Kinder dem Studieren. Es benimmt die Furcht und verleiht dem Menschen Fröhlichkeit, gleich dem Rubin. Nicht selten hindert es, gleich den Granaten, den Schlaf, dafür befördert es ihn aber auch wieder, gleich dem Hiacinth. Es ist eine Herzstärkung und vertreibt unnütze Angst, und hilft zur Sittsamkeit, zur Munterkeit und zur Milde, gleich dem Saphir und dem Amethist. Es verscheucht schlimme Träume, schärft den Verstand, und habt Ihr einen Rechtshandel, so läßt es Euch, besonders wenn Ihr es bey dem Richter nicht spart, niemahls unterliegen. Es bändigt unordentliche Begierden, weil Weiber für Geld zu haben sind, und mit Einem Wort, die Wunder, die es verrichtet, sind so wenig zu zählen, als die Sterne des Himmels.

Die Krankheiten.

Bey meinem Studium der Menschen lernte ich nahmentlich die größte Kunst eines Arzts,

die in der Kenntniß aller Krankheiten besteht. Sagt doch das Sprichwort: Kennt der Arzt einmahl die Krankheit, so ist dem Kranken bald geholfen. Ich fand aber manchen tödtlich Kranken, der nicht nur von seiner eigenen Krankheit Nichts wußte, sondern auch von andern Menschen und von den Aerzten selbst für vollkommen gesund gehalten wurde. Ich fand Einige, die von der Krankheit, deren Nahme Zorn ist, geplagt wurden. Diese Kranken verstellten ihre Gesichter, gleich dem Satan; sie brüllten wie die Löwen, kratzten wie die Katzen, schlugen um sich wie die Bären, bissen wie Hunde, und damit sie die rasenden Thiere noch überträfen, warfen sie Alles, was ihnen in die Hände fiel, von sich, wie die Narren. Man sagt, diese Krankheit habe ihren Ursprung von der Galle, ich glaube aber, daß sie daher rührt, wenn ein Narr hoffärtig ist, und deswegen ist Nichts wahrer, als der Spruch jenes Weisen: Wenn Du einen Zornigen rasen hörst, besonders wegen einer geringen Ursache, so zweifle nicht, daß er mehr Stolz als Klugheit besitzt. Patienten kann man diese Kranken, so gefährlich ihr Zustand auch ist, nicht nennen, weil ihnen gerade die Patienz am meisten fehlt. Ich komme auf die Neidischen, von welchen man

sagt, daß sie ihr eigenes Herz fressen, weil sie immer bleich und traurig einhergehen. Diese Krankheit ist die schlimmste von allen, weil sie den Teufel zum Urheber hat, ob sie gleich aus lauter Gluck, nähmlich aus dem Glück entspringt, das dem Nebenmenschen des Kranken begegnet. Wer sie heilt, kann sich beynahe rühmen, er habe einen Verlorenen zum christlichen Glauben bekehrt, weil ein wahrer Christ nur die Sünde und das Laster Anderer, nicht aber ihren Wohlstand anfeindet. Daß die Spielsucht eine Krankheit ist, bringt schon ihr Nahme mit sich. Diese hat nicht, wie Manche glauben, den Geitz, sondern den Müßiggang zum Vater, und wenn man Wollust und Müßiggang hinwegzunehmen weiß, so verschwindet sie von selbst. Unter die Krankheiten ist auch die Unmäßigkeit im Essen und Trinken zu zählen, ihre Quelle aber ist nicht der Ueberfluß, sondern die Gewohnheit. Armuth ist ein Mittel gegen dieselbe, ohne sie jedoch aus dem Grunde zu heilen, weil man täglich Bettler in Saus und Braus leben, und die reichsten Filze Hunger leiden sieht. Ihre wahre Arzney bringt sie auf dem Rücken mit sich, oder mit andern Worten, der Mangel, es sey nun der Mangel des Gelds, oder der Mangel der Gesundheit, läßt endlich die Kranken,

wenn sie Nichts mehr haben, oder Nichts mehr ertragen können, von selbst gesund werden. Den **Hochmuth** halte ich für eine Krankheit, die ihren Grund in der Unwissenheit hat, und daher nur den Phantasten eigen ist, indem ein Mensch, der sich selbst kennt, und weiß, woher er kommt, und wohin er geht, unmöglich ein Hoffartsnarr seyn kann.

Sehe ich einen Pfauen, der seinen Schweif ausbreitet, oder einen wälschen Hahnen, der Eins herkollert, so ergetzt es mich ungemein, daß diese unvernünftigen Thiere die armen Menschen in ihrer Krankheit so treffend zu verspotten wissen. Eine Arzney gegen dieselbe zu erfinden, wollte mir nicht gelingen, weil die Kranken nur durch die Demuth, und also durch ein ihrer Natur durchaus verhaßtes Mittel zu heilen sind.

Daß auch das **Lachen** eine Krankheit ist, beweise ich durch das Beyspiel des Philemon, der am Lachen starb, und des Democritus, der bis an das Ende seines Lebens das Uebel nicht los wurde. Auch unsere Weiber sagen noch bis auf den heutigen Tag, sie möchten sich todt lachen. Der Behauptung, daß diese Krankheit ihren Sitz in der Leber habe, muß ich widersprechen, indem sie offenbar eine Folge der übrigen Thorheit eines Menschen ist. Per risum

multum debes cognoscere stultum, sagt das Sprichwort. Es wäre eine überflüßige Mühe, eine Arzney dagegen zu verordnen, nicht nur, weil es eine sehr lustige Krankheit ist, sondern weil es auch Manchem eher vergeht, als er wünscht.

Der Vorwitz ist eine dem weiblichen Geschlecht beynahe angeborene Krankheit, und so unbedeutend sie scheint, so gefährlich ist sie doch in der That, indem wir bekanntlich noch Alle bis auf den heutigen Tag für den Vorwitz unserer ersten Mutter büßen.

Von den übrigen Krankheiten, der Trägheit, der Rachsucht, der Liebe, des Ehrgeitzes, und wie ihre Nahmen ferner lauten, schweige ich für dießmahl.

Der Geitzhals.

Der Procurator, der mich in Kost und Wohnung aufnahm, hatte ein halbes Dutzend Kostgänger, und hielt stets acht Miethpferde für Reisende, nebst einem deutschen und einem wälschen Knecht. Endlich trieb er auch noch, weil keine Juden in Cöln geduldet wurden, die Handthierung von diesen, und es ist nicht zu beschreiben, zu welchem Wohlstand der Mann gelangte, der Procurator, Notarius, Pferde-

verleiher, Gastgeber und Handelsmann zugleich war. Was aber seinen Tisch betrifft, so war er so beschaffen, daß er mit seinen Kostgängern zehrte, und diese nicht mit ihm. Anfänglich speiste ich, weil es mein Geldvorrath nicht anders erlaubte, mit seinen Kindern und mit seinem Gesinde, und mußte mich mit dem Abtrag von seiner Studententafel, der meistens aus abgenagten Knochen in einer schwarzen, mit Pfeffer überteufelten Brühe bestand, begnügen lassen. An den Fasttagen, die er alle förmlich zu halten pflegte, weil er in diesem Punct ungemein gewissenhaft war, wurden wir mit verdorbenen Bücklingen und andern faulen Fischen bewirthet. Das Brot war so schwarz, als wenn es nicht aus Mehl, sondern aus Schießpulver gebacken wäre, und mußte wenigstens ein Alter von dreyßig Tagen zählen, ehe es auf der Tafel seiner Bestimmung entgegen gehen durfte. Weil er seinem elenden sauren Dünnbier den Titel gutes Märzbier beylegte, so muthete er uns zu, wir sollten es auch für das gelten lassen, was es — nicht war. Zum Ueberfluß erfuhr ich von seinem deutschen Knecht, daß der Geitzhals die unglaubliche Kunst verstehe, im Sommer seinen Tisch noch schlechter zu bestellen, als im Winter. Das im Winter nur harte Brot, sagte er mir, sey im Sommer schimmlicht,

und das Fleisch würden selbst die Adler und die Raben verschmähen. Mit einem Wort, die besten Speisen wären des Mittags ein Paar Rettiche, und des Abends eine Hand voll Salat. Ich fragte ihn, warum er sich nicht für die Dienste des Filz bedanke, und er antwortete, daß weil er die meiste Zeit auf der Reise zubringe, er sich durch die Trinkgelder der Reisenden für die karge Kost bey dem Schimmeljuden entschädige. Weil ich also schlechterdings es nicht länger am Tisch seiner Leute aushalten konnte, so verlangte ich für jeden Preis an seiner Studententafel zu speisen. Allein ich gewann nur wenig durch diese Veränderung. Der Geitzhals ließ seine Speisen aus zweyerley Gründen nur halb gar kochen, nähmlich erstens um Holz zu sparen, und zweytens, damit seine Gäste desto weniger verdauen konnten. Je mehr wir in den Mund steckten, desto mehr kratzte er sich hinter den Ohren. Der Käse, der die Mahlzeit beschloß, hätte seiner Härte wegen die Stelle eines Mühlsteins vertreten können, und an der sogenannten gesalzenen Butter war das Salz und nicht die Butter die Hauptsache. Uebrigens herrschte die größte Reinlichkeit in seinem Hause, weil er zum Gebrauch für die Haushaltung jeden Strohhalm und jedes Papierschnittchen vom Boden auflas,

und stets den Spruch im Munde führte: Viel Wässerchen geben auch einen Bach, und viel Zahnstocher geben auch ein Feuer. Einst hatte ihn einer seiner Clienten mit einem Hasen beschenkt, und als ich diesen in der Speisekammer hängen sah, dachte ich, wir würden auch einmahl Wildbret auf unserer Tafel sehen. Allein der deutsche Knecht sagte mir, ich möchte nur des Nachmittags auf den Markt gehen, wenn ich sehen wollte, daß der Hase in einer ganz andern Küche, als in der unsrigen gebraten zu werden, bestimmt sey. Auf der Stelle schnitt ich dem Gegenstand meiner Lüsternheit ein Stück vom Ohr, und beredete einen der Tischgenossen, dem ich sagte, daß ich den Geitzhals mit List um seinen Hasen bringen wollte, mich auf den Markt zu begleiten. Der Hausherr, der, wenn er etwas feil biethen ließ, sich selbst in die Nähe des Menschen, dem er das Geschäft anvertraute, zu stellen pflegte, um ja um k nen Heller übervortheilt zu werden, war auch jetzt zugegen, und gerade als wir ankamen, im Gespräch mit einigen angesehenen Personen begriffen. Ein von mir bestellter Schlaukopf ging auf den Menschen zu, der den Hasen verkaufen sollte, und sagte: Landsmann! der Hase ist mein. Er ist mir die Nacht vom Fenster weggestohlen worden,

und gibst Du mir ihn nicht gutwillig, so gehe ich auf Unrechtskosten mit Dir, wohin Du es begehrst. Der Unterkäufer antwortete, er möchte wohl bedenken, was er beginne. Der Hase gehöre dem vornehmen Herrn dort, der ihn gewiß nicht gestohlen habe. Im Augenblick hatte sich ein Trupp müßiger Leute um die Streitenden versammelt, und der Procurator, da er merkte, wovon die Rede war, gab, um seinen lächerlichen Handel nicht kund werden zu lassen, dem Unterkäufer einen Wink, daß er den Hasen verabfolgen lassen sollte, mein Schlaukopf aber ermangelte nicht, zum Beweis seines Rechts den Umstehenden zu zeigen, wie genau zum Ohr des Hasen das abgeschnittene Stückchen paßte. Indessen näherte ich mich ebenfalls mit meinem Begleiter, als ob wir von ungefähr kämen, und fing an, um den Hasen mit seinem jetzigen Herrn zu handeln. Dieser überließ mir ihn auch sogleich, und ich stellte ihn unserem Kostherrn mit der Bitte zu, ihn mit nach Hause zu nehmen, und für unsern Tisch zubereiten zu lassen, dem Schlaukopf aber gab ich statt der Bezahlung ein Trinkgeld. Auf diese Weise mußte der Geitzhals uns den Hasen wider seinen Willen abtreten, und durfte, wenn er nicht ausgelacht seyn wollte,

uns nicht einmahl wissen lassen, welchen Betrug man ihm gespielt hatte.

Die Marodebrüder.

Ohne Zweifel wissen die wenigsten Leser, was die Marodebrüder eigentlich für Leute sind, und einige Nachrichten von ihnen werden also hier um so weniger für überflüssig erachtet werden, da mir noch kein Schriftsteller bekannt ist, der von ihren Gebräuchen, Gewohnheiten, Rechten und Privilegien gehandelt hätte. Was ihren Nahmen betrifft, so würde ich es nicht sagen, daß sie ihn einem sehr tapfern Officier verdanken, wenn ich fürchten müßte, diesem durch die Entdeckung zu nahe zu treten. Als derselbe nähmlich ein neu geworbenes Regiment zur Armee brachte, vermochten die Leute die Beschwerden des Kriegs so wenig zu ertragen daß die Brigade in Kurzem kaum ihre Fähnlein mehr bedecken konnte, und wenn man einen oder mehrere kranke Leinweber auf dem Markt, in Häusern, oder hinter Zäunen und Hecken antraf, so erhielt man auf die Frage wes Regiments gemeiniglich die Antwort: Von Marode. Seit dieser Zeit heißt jeder ein Marodebruder, der nicht mit seinem Regiment, sondern außerhalb des Zugs marschirt, und

sein Quartier im Felde nimmt. Verliert ein Reiter sein Pferd, oder ein Musketier seine Gesundheit, oder erkrankt dem Einen oder dem Andern Weib und Kind, oder wollen diese sonst zurückbleiben, so hat man schon anderthalb Marodebrüder, und dieses Gesindel wird am besten mit den Zigeunern verglichen, weil es nicht allein nach Belieben vor der Armee, oder hinter derselben, neben ihr, oder mitten unter ihr herumschweift, sondern auch gleich jenen sich hinter Hecken, bald im Schatten, bald in der Sonne, und bald hinter einem Feuer lagert, Tobak raucht und faullenzt. Diese Brüder rauben vor der Armee, neben ihr und hinter ihr Alles, was sie antreffen, und da sie, was sie nicht genießen können, verderben, so fehlt es nicht selten den Regimentern, wenn sie ins Quartier kommen, selbst an einem guten Trunk Wasser. Zwingt man sie, beym Gepäck zu bleiben, so sieht man oft mit Erstaunen, daß sie beynahe stärker sind, als die Armee selbst. Wenn sie aber in kleinen Abtheilungen marschiren, sich einquartieren, oder lagern, so haben sie keinen Wachtmeister, der sie befehligt, keinen Feldwebel, oder Sergeanten, der sie durchprugelt, keinen Corporal, der sie wachen heißt, keinen Tambour, der sie an den Zapfenstreich und an die Schar- und Tagwache erinnert,

mit Einem Wort, Niemand, der sie statt des Adjutanten in Bataille stellt, oder statt des Fouriers einquartiert. Ihr größter Feind ist der Rumormeister, der ihnen, wenn sie es zu bunt machen, eiserne Silbergeschirre an Hände und Füße legt, oder sie wohl gar an ihre allerbesten Hälse aufknüpft. Ob sie gleich weder wachen, noch schanzen, noch stürmen, noch in eine Schlachtordnung kommen, so ernähren sie sich doch. Der heilloseste Reiterjunge, der zu Nichts als zum Fouragiren zu gebrauchen ist, hat mehr Werth für den Feldherrn, als tausend dieser Taugenichtse, die aus dem Marodiren ein Handwerk machen. Wie manches Dorf von ihnen, theils aus Unachtsamkeit, theils mit Vorsatz verbrannt wird, erfährt man beynahe täglich. Ein ehrbarer Bruder dieser Art war ich auch, und blieb es, bis am Tage vor der Wittenweyer Schlacht, als ich mit meinen Kameraden, um Kühe oder Ochsen zu stehlen, ins Gerolzeckische ging, und von den Weimarschen gefangen und unter das Hottsteinsche Regiment gesteckt wurde, um die Muskete zu tragen.

Der ungerathene Sohn.

Olivier war der Sohn eines reichen Kaufmanns, und wurde, wie er sich ausdrückte,

als der erste Erbe seines Vaters in der Kleidung wie ein Edelmann, im Essen wie ein Freyherr, und in der übrigen Pflege wie ein Graf gehalten. Was eine Nessel werden soll, sagt das Sprichwort, pflegt bey Zeiten zu brennen, und wenn dasselbe sich jemahls bewährte, so war es an diesem jungen Krämersprinzen. Noch ehe er das siebente Jahr erreichte, konnte er schon Trophäen von eingeworfenen Fenstern und andern Proben seiner muthwilligen Zerstörungen errichten. In der Schule lernte er gar vortrefflich, seinen Mitschülern Löcher in die Köpfe schlagen, ihnen die Kleider zerreißen, und was sich in ihren Taschen befand, in die seinigen versetzen. Dem Schulmeister spielte sein verschlagener Kopf mehr Streiche, als er von der Hand desselben empfing. Als er für den Galgen und für die hohe Schule reif war, wurde er auf die letzte mit einem Hofmeister geschickt. Er sollte jedoch, nach dem väterlichen Willen, in dem lieben Lüttich, wohin er kam, mehr Wälsch lernen, als studieren, weil jenes einen Kaufmann ziert, dieses aber ihn zu einem Dummkopf macht. Dem Hofmeister wurde alle Strenge gegen den jungen Herrn untersagt, um ihn vor dem Knechtssinn zu bewahren. Gesellschaften sollte er fleißig besuchen, damit er nicht leutschen würde, und weil

er kein Mönch, sondern ein Weltmann werden sollte. Alle diese Vorschriften waren jedoch bey dem Hofmeister völlig überflüßig, weil man die glücklichste Wahl von der Welt getroffen hatte. Er war ein Mann, dem sein Zögling selbst das Zeugniß gab, er habe ihm mehr Untugenden als Latein abgelernt. Was das Studieren betrifft, so vergaß der junge Olivier nicht, daß er nicht umsonst ein treffliches Gedächtniß und den hellsten Verstand habe, und also während langsame Köpfe über den Büchern sitzen, sich wohl erlauben könne, irgend einem Philister das Hirn einzuschlagen, oder einem artigen Mädchen die Zeit zu vertreiben. Nach anderthalb Jahren sandte der Factor seines Vaters diesem einen Bericht von den Studien seines Sohns, der ganz unerwartete Folgen hatte. Der Hofmeister wurde, ungeachtet er der ihm gegebenen Vorschrift vollkommen getreu geblieben war, weggejagt, und der Zögling kam unter strengere Aufsicht, und was noch schlimmer war, er mußte sich eine starke Schmälerung seiner Einkünfte gefallen lassen. Um diesen schmerzhaften Verlust zu ersetzen, trat er in eine geheime Gesellschaft, die des Nachts den Leuten auf der Straße ihre Mäntel abzunehmen pflegte. Allein eine Rotte von Polizeydienern nahm sich heraus, diese heldenmäßigen

Wagstücke gegen alle Erwartung durch ihre Dazwischenkunft zu stören. Es entstand ein Gefecht, bey welchem der Hofmeister erstochen, und Olivier mit fünf Andern, deren Spitzbüberey er nicht genug loben konnte, gefangen genommen wurde.

Da die Gerechtigkeit erfuhr, daß zwar nicht mein Freund, aber doch sein Vater Geld hatte, so entließ sie ihn nach ihrem hergebrachten Respect gegen das edle Metall sogleich gegen Bürgschaft aus dem Gefängniß. Inzwischen begrub man seinen Hofmeister, seine Kameraden wurden, als Spitzbuben, Räuber und Mörder gestraft, seine Sache aber legte sein Vater, der selbst nach Lüttich kam, mit Geld bey, und nahm den Sohn, der Besserung versprach, mit sich nach Hause.

Die versprochene Besserung erfolgte keineswegs, und da endlich der Vater ihm mit dem Zuchthaus in Amsterdam drohte, so wich er diesem geschickt aus, indem er auf einem tüchtigen Hengst, den er dem Meyer seines Vaters aus dem Stall nahm, statt nach Amsterdam ins Zuchthaus, nach Cöln in das beste Spielhaus reiste.

Die Schelme, Spitzbuben und Diebe, die er in Cöln fand, und die ihn gleich an seiner Art zu spielen erkannten, empfingen ihn mit

offenen Armen. Da aber Einer derselben, weil man ihn, als er einer vornehmen Frau auf dem alten Markt ihren schweren Geldbeutel leer machen wollte, auf der That ertappte, vor seinen Augen einen halben Tag lang mit einem eisernen Halsband an den Pranger gestellt, eines Ohrs beraubt, und zum Ueberfluß noch mit Ruthen zur Stadt hinausgestäupt wurde, so bekam der sonst muthige Olivier auf einmahl einen so großen Abscheu vor dem Handwerk, daß er in Magdeburg Kriegsdienste nahm.

In dem Treffen bey Wittstock zeigte er sich als einen tüchtigen Soldaten. Allein das Kriegsglück wollte, daß die Schweden ihn zum Gefangenen bekamen, und unter ein Regiment zu Fuß steckten. Er wurde jedoch bald zum Korporal befördert. Nichts desto weniger ging er durch, und nahm bey den Hessen Dienste. Diese, die ihm nicht trauten, verließ er, und ging zu den Holländern, bey welchen es ihm aus dem Grunde nicht gefiel, weil sie von ihren Leuten verlangten, sie sollten eingezogen wie die Mönche, und keusch wie die Nonnen leben.

In der Absicht zu den Spaniern zu gehen, fiel er den Bayern in die Hände. Bey diesen kam er unter die Marodebruder, und lebte vom Spielen und Stehlen. Im Treffen vor Witten-

weyer gerieth er in Weimarsche Gefangenschaft, und mußte abermahl Dienste unter einem Regiment zu Fuß nehmen. Da mir aber, schloß er endlich, das Leben im Lager vor Breisach nicht gefiel, so hielt ich in diesem Dienst meinen Soldateneid nicht besser, als anderwärts, und nahm Reißaus, um meine jetzige Lebensart zu ergreifen, die ich sobald mit keiner andern zu vertauschen gedenke.

Der Ort, an welchem Olivier mir seinen abscheulichen Lebenslauf erzählte, war der Kirchthurm, den er täglich in der Absicht bestieg, die unglücklichen Opfer seiner Raub- und Mordsucht schon in der Ferne zu entdecken. Jetzt, sprach er am Ende seiner Erzählung, kennst Du alle meine lustigen und traurigen Abenteuer, meine Thaten, meine Leiden und meine Meinungen, und ich brenne vor Begierde, auch Deine Schicksale zu vernehmen.

Ich zeigte mich bereit, seine Neugierde zu befriedigen. Allein kaum hatte ich meine Erzählung begonnen, als wir, weil wir eine von zwey Reitern begleitete Kutsche, die ihren Weg nach dem Dorfe nahm, bemerkten, eilig den Thurm verließen, und uns in einem für unsere räuberische Absicht bequem gelegenem Hause verbargen. Ich mußte mein Rohr für den

Nothfall bereit halten. Olivier aber erlegte mit Einem Schuß einen der Reiter sammt seinem Pferd. Der andere rettete sich durch die Flucht, und indem ich den Kutscher zu halten und abzusteigen zwang, spaltete Olivier ihm den Kopf, und machte Anstalt, auch die Frauenzimmer und die Kinder, die sich in der Kutsche befanden, seiner Mordlust aufzuopfern. Bey dieser Grausamkeit aber erfuhr er von mir den ernstlichsten Widerstand, und ich erklärte ihm geradezu, ehe ich es geschehen ließe, daß diesen Unschuldigen nur ein Haar von ihm gekrümmt würde, müsse er oder ich auf dem Platz bleiben. O Du närrischer Simplicissimus! antwortete er, hätte ich doch nie geglaubt, daß Du so ein Weiberherz hättest. Ich sage Dir, es ist ein gutes Werk, diese junge Brut von der Welt zu schaffen. Ich kenne ihren Vater, der ein Erzschinder und Schaber und Soldatenpeiniger ist. Allein ich kehrte mich nicht an seine Reden, und zwang ihn endlich, von seinem blutigen Vorhaben abzustehen. Es waren aber die Frau eines Majors, ihre Magd und drey Kinder, deren Leben ich rettete. Doch konnte ich es nicht hindern, daß er sie, um nicht durch sie verrathen zu werden, in einen Keller sperrte. Nachdem wir die Kutsche geplündert hatten, ritten wir mit sieben eroberten

Pferden in den Wald hinein, wo er am dicksten war.

Als wir die Pferde angebunden hatten, ging Olivier, um seinen ihm dienstbaren Bauer zu hohlen, und ließ mir Zeit, Betrachtungen über die Gefahr anzustellen, welcher ich stündlich in Gesellschaft eines Bösewichts von seinem Schlag ausgesetzt war. Bald dachte ich zu Pferd, bald zu Fuß zu entfliehen. Allein ich überlegte wohl, daß wenn ich auch dem Olivier entkäme, ich leicht den schwarzwäldischen Bauern, die damahls im Ruf standen, daß sie den gefangenen Soldaten nicht mit besonderem Glimpf begegneten, in die Hände fallen könnte. Wollte ich, um dem Olivier das Nachsetzen zu verwehren, alle Pferde mit mir nehmen, so mußte ich gewärtig seyn, im Falle die in der Nähe liegenden Weimarschen Truppen meiner habhaft würden, als Mörder und Straßenräuber aufs Rad geflochten zu werden. Zugleich machte mir mein Gewissen Vorwürfe wegen der Theilnahme an der letzten Frevelthat meines Gefährten, und wollte sich durch die Entschuldigung, daß ich mein Verbrechen nicht freywillig begangen hätte, keineswegs zum Schweigeu bringen lassen. Während ich aber auf diese Art mich selbst mit Zweifeln, Sorgen und Plänen für die Zukunft

quälte, kam Olivier in Begleitung des Bauers zurück. Dieser stellte die Pferde in seinen Hof um sie zu füttern, und nachdem wir einige Stunden geschlafen hatten, ritten wir nach Mitternacht weiter. Gegen Mittag kamen wir an die äußersten Grenzen der Schweiz, und während wir uns in einem Gasthof, in welchem Olivier bekannt war, mit Speise und Trank erquickten, schickte der Wirth nach einem Paar Juden, die uns die Pferde um das halbe Geld abhandelten. Man verstand sich zum Voraus so gut zusammen, daß nur wenig Worte gewechselt wurden. Als die Juden auf die Frage, ob die Pferde kaiserlich, oder schwedisch gewesen wären, die Antwort erhielten, daß sie von den Weimarschen herkämen, sprachen sie: Wir dürfen sie also nicht nach Basel, sondern müssen sie in das Schwabenland zu den Bayern reiten, und ich wunderte mich nicht wenig, daß die Leute so gut Bescheid wußten. Nachdem ich den Waldforellen und den Krebsen alle gebührende Ehre erzeigt hatte, und unser Bauer mit Gebratenem und andern Lebensmitteln trotz einem Esel beladen war, machten wir uns wieder auf den Weg, und da wir am folgenden Tag einen einzelnen Bauerhof erreichten, und freundlich aufgenommen wurden, so blieben wir wegen des ungestümen

Wetters einige Tage daselbst. Endlich aber gelangten wir durch Waldungen und auf lauter Abwegen wieder in das nähmliche Häuschen, wohin mich Olivier anfänglich, als ich mit ihm zusammenkam, geführt hatte.

Als wir in der Hütte saßen und ausruhten, schickte Olivier den Bauer weg, um Speise und Pulver und Bley einzukaufen, und sprach, als wir uns allein befanden, indem er seinen Rock auszog: Bruder! ich mag das Teufelsgeld nicht [illegible] so allein mit mir herumschleppen. Mit [illegible]en Worten band er ein Paar Wülste los, die er auf dem bloßen Leib trug. Du wirst Dich, sprach er, wohl mit einem Theil dieser Bürde bemühen müssen, bis wir einmahl beyde genug haben. Der verwünschte Mammon hat mir Beulen gedrückt, und lieber wollte ich ihn den Pfaffen in einem Kloster verehren, als ihn länger tragen. Bruder! antwortete ich, hättest Du so wenig Geld, als ich, es würde Dich nicht drücken. Was? fiel er mir in die Rede. Es versteht sich, was mein ist, ist auch Dein, und was wir von nun an in Gesellschaft erbeuten, wird immer gleich getheilt. Ich ergriff beyde Wülste, und fand, daß sie sehr gewichtig waren, weil sie lauter Gold enthielten. Ich sagte ihm, der Schatz sey unbequem gepackt, und verfertigte auf der Stelle, um das

Gold einzunähen, ein Scapulier, oder Schulterkleid, für ihn und für mich. Dieses Gewand, das wir unter dem Hemd trugen, leistete uns vorn und auf dem Rücken die Dienste eines goldenen Panzers, und machte uns wenn auch nicht schußfrey, doch stichfrey. Da ich den Olivier fragte, wie es komme, daß er bey einem so großen Goldreichthum nicht auch Silbergeld besitze, antwortete er mir, er habe mehr als tausend Thaler in einem Baum verborgen, mit welchem er den Bauer hausen lasse, weil er sich um diesen Schatz meist nicht viel bekümmere.

Am andern Morgen, als wir kaum aufgestanden waren, kamen sechs Musketiere mit einem Korporal in unser Häuschen, und schrieen, indem sie die Stubenthür aufstießen, wir sollten uns gefangen geben. Aber Olivier, der stets auf solche Ueberfälle gefaßt war, antwortete mit einem Paar Kugeln, und erlegte auf den ersten Schuß zwey von ihnen, ich aber tödtete den dritten, und verwundete den vierten, während Olivier mit seinem unüberwindlichen Schwert, das dem Schwerte des Königs Arthur von England, mit Nahmen Caliburn, Nichts nachgab, den fünften vom Kopf bis an den Bauch spaltete. Den sechsten schaffte ich durch einen Streich auf den Kopf mit meinem

umgekehrten Feuerrohr aus der Welt. Das nähmliche Schicksal hatte Olivier durch die Hand des siebenten, den ich aber wieder mit meinem Streitkolben so nachdrücklich zu treffen wußte, daß er sich auf der Stelle dem Todtenreihen seiner Kameraden anschloß. Jetzt ging ich auf den Verwundeten los. Allein dieser fand nicht für gut, mir Stand zu halten, und lief, nachdem er sein Gewehr von sich geworfen hatte, so schnell davon, daß ich ihn mit vier Füßen nicht hätte einhohlen können.

Dieses Gefecht kostete also, ungeachtet es kaum zehn Minuten gedauert hatte, sieben tapfern Soldaten das Leben.

Als ich auf diese Weise allein Meister auf dem Platz blieb, untersuchte ich zuerst, ob Olivier noch etwas von Athem in sich hätte. Da ich aber sah, daß er dieser Welt nicht mehr angehörte, so schien es mir ungereimt, einem Todten das schöne Geld, das er bey sich führte, zu lassen, und gesellte also das Scapulier, das ich erst am vorigen Tage für ihn verfertigt hatte, zu dem meinigen. Im Häuschen hatte ich jetzt Nichts mehr zu thun, und nachdem ich mir also die Muskete des Olivier, weil die meinige zerschlagen war, und sein scharfes Schlachtschwert zugeeignet hatte, machte ich mich aus dem Staube.

Die Friedenszeitung in der Hölle.

Einst, als ich unter einer Tanne lag, dachte ich, während ich meinen holden Freund, den Schlaf, erwartete, den neuesten Welthändeln nach, und über diesen Gedanken schlummerte ich ein. Da man aber gern im Traume von den Gegenständen geneckt wird, mit welchen man sich wachend beschäftigt, so hatte ich kaum die Augen geschlossen, als ich in einer grauenvollen Tiefe das höllische Heer, und unter demselben den Großfürsten Lucifer auf seinem Regimentsstuhl erblickte. Beynahe zugleich mit mir kam ein Eilbothe durch die Luft geflogen, der die Zeitung von dem auf der Erde geschlossenen Frieden der Hölle überbrachte. Lucifer, welcher, damit er nicht nach Gefallen auf der Erde wüthen konnte, mit Ketten an seinen Stuhl gebunden war, erschrack anfänglich über die Nachricht, brach aber bald in die schrecklichste Wuth aus. Er knirschte mit den Zähnen, daß es weit und breit zu hören war, und lief mit einer solchen Gewalt mit den Hörnern gegen die Felsen, daß die Hölle erbebte, und seine vornehmsten Fürsten im Ernst fürchteten, er möchte seine Ketten abreißen, oder ganz und gar von seinem Teufelsverstand kommen. Endlich faßte sich Belial ein Herz und redete den tobenden Unhold also an: Groß-

mächtigster Fürst! Ziemt es sich für Deine Hoheit, daß Du Dich nicht anders geberdest, als ein jämmerlicher Poet unter den Menschen, dem man seine Fatumstragödie ausgepfiffen hat? Hängen, brüllte Lucifer, sollte man uns Alle! Gereicht es uns nicht zur ewigen Schmach, daß wir die lerna malorum, unser liebstes Gewächs, das wir mit so großer Mühe und in so großer Menge auf dem Erdboden pflanzten, ausrotten ließen?

Das Uebel, antwortete Belial, ist nicht halb so groß, als Deine Hoheit zu glauben geruht. Fallen nicht mehr Menschen durch den Wein, als durch das Schwert? Und sollte den Christen ein ruhiger Friede, welchem stets die Wollust auf dem Fuße nachfolgt, nicht mehr Gefahr bringen, als der rauhe Mars? Ist es nicht bekannt, daß die Tugenden der Braut Christi nie heller leuchten, als zur Zeit der Trübsal? Mein Wille ist aber, erwiederte Lucifer, daß das verhaßte Adamsgeschlecht weder zeitliche, noch ewige Wohlfahrt genießen soll. Deine Hoheit sey ohne Sorgen! sprach Belial. Ich will mein Haupt nicht sanft auf den feurigen Rost legen, bis die lerna malorum wieder trotz dem Unkraut auf der Erde wuchert. Und wenn es an ihr nicht genügt, so will ich kein Teufel seyn, wenn ich der Jungfrau

Europa nicht noch ganz andere Kletten in die Haare werfe.

Das freundliche Gespräch zwischen den beyden höllischen Fürsten, welchem ich lauter freundliche Leser wünsche, erregte einen so entsetzlichen Lärm in der Hölle, daß im Augenblick die sämmtlichen höllischen Heerscharen herbeygerennt kamen, um zu hören, ob ihr geschwefeltes Vaterland in Gefahr sey. Die Hoffart, Lucifers erstgeborenes Kind, mit ihren Töchtern, der Geiz mit seinen Kindern, der Zorn, der Neid, der Haß, die Rachgier, die Mißgunst und die Verleumdung, die Wollust mit ihrem Anhang, die Trägheit, der Müßiggang, die Unzucht, die Völlerey, die Untreue, der Muthwille, die Lügen, der Vorwitz der die Jungfern theuer macht, die Falschheit mit ihrem Töchterlein, der Schmeicheley, die statt des Fächers einen Fuchsschwanz trug, hatten sich eingestellt, und diesem ungeheuren Schwarm hielt Lucifer eine nichts weniger als glimpfliche Strafpredigt. Er schalt zuerst den ganzen Haufen überhaupt, und dann jede Person insbesondere, weil, wie er behauptete, durch ihre Nachläßigkeit die lerna malorum ganz Europa habe räumen müssen. Am meisten haderte er mit der Trägheit, und verbannte sie als einen untüchtigen Bastard, der ihm seine ächten

Kinder verderbe, mit dem Befehl auf ewig aus seinem höllischen Reich, daß sie ihre Unterkunft auf dem Erdboden suchen sollte. Die übrigen ermahnte er, unter Bedrohung mit fürchterlichen Strafen, sich künftig ihrem hohen Beruf mit mehr Eifer als bisher zu widmen, und theilte ihnen zugleich neue gedruckte, von einem gelehrten, geistreichen und berühmten Schriftsteller in Deutschland verfaßte Verhaltungsbefehle mit, auf welche Weise sie am leichtesten und zuverläßigsten ihre Pflicht, Unheil auf dem Erdboden zu stiften, erfüllen könnten.

Der Geitz und die Verschwendung.

Da die höllische Reichsversammlung sich aufzulösen im Begriff war, kam ein ganz zerlumpter Kerl auf einem schäbigen Wolf angeritten. Er war bleich von Gesicht, und Mann und Roß hatten ein so verhungertes, mageres, mattes und hinfälliges Ansehen, als ob beyde ihr halbes Leben gefastet hätten. Dieses häßliche Gespenst beschwerte sich über eine zugleich mit ihm erschienene Dame, die einen prächtigen neapolitanischen Hengst, gleichsam ihm zum Spott, vor seinen Augen herumtummelte. Der Anzug dieser Dame und das Geschirr ihres Pferds glänzten beyde von Perlen und Edel-

steinen. Die Steigbügel der Reiterinn, die Buckeln, die Stangen, das Gebiß, die Kinnkette des Pferds waren von lauterem Gold, die Hufbeschläge aber von feinem Silber, daher man sie auch nicht Huf — eisen nennen kann. Die Dame blickte frey, kühn und trotzig umher; ihr Gesicht blühte gleich einer Rose, oder vielmehr sie sah aus, als ob sie einen halben Rausch hätte, und weit um sie her verbreitete sich ein stärkerer Duft von Haarpulver, Balsam, Bisam und Ambra, als bey uns in einer Gesellschaft von vierzig Damen, oder von zwanzig Stutzern. Kurz, es fehlte ihr Nichts als die Krone, um für die mächtigste aller Königinnen gehalten zu werden. Und wahrlich, erfährt man erst, daß sie die Verschwendung in eigener Person war, so wird man ihr auch keinen geringern Rang zugestehen, weil man mit Recht von ihr sagt, sie allein herrsche über das Geld, und das Geld nicht über sie. Aus eben dieser Ursache konnte ich mich nicht genug wundern, daß der erbärmliche Wolfsritter sich gegen sie aufzulehnen wagen durfte. Allein der Unhold trat trotziger auf, als man ihm hätte zutrauen sollen.

Großmächtigster Fürst! fing er an, indem er sich dem Throne Lucifers näherte, dieser Ausbund — ich will sie zwar nicht schimpfen —

dieser Ausbund eines losen Weibs wird es noch dahin bringen, daß die ganze Welt mit Fingern auf mich zeigt. Nicht genug daß sie einen falschen Nahmen annimmt, und sich Freygebigkeit nennt, nimmt sie auch noch Hoffart und Wollust zu Hülfe, um die Menschen auf ihre Seite zu bringen, und in Einem Tage niederzureißen, was ich in vielen Jahren aufbaute. Ist nicht der ganzen Hölle bekannt, daß mich die Menschen selbst eine Wurzel alles Uebels nennen? Welchen Vortheil habe ich aber von diesem schönsten aller Ehrentitel, wenn diese junge Volksverführerinn den Sieg über mich davon trägt? Ich frage Deine Hoheit, ob es einen größern Beförderer Deines Reichs gibt, als mich? Gebührt mir aber dieser Nahme, wie konntest Du zugeben, daß ich erst jetzt in meinem grauen Alter einer Landläuferinn weichen soll, die, wenn sie Dir auch zuweilen eine arme Seele anwirbt, doch, statt die Menschen gleich mir unaufhörlich zu peinigen, keine Mühe spart, um ihnen zu einem wahren Freudenleben zu verhelfen? Großer und mächtiger Fürst! was ist also billiger, als daß Du über meine gefährliche Widersacherinn, von welcher ohnehin die Väter der jetzigen Menschen gar Nichts wußten, und an welcher Hopfen und Malz verloren ist, um Deines eigenen

Vortheils willen den Bannfluch aussprichst, und sie wenigstens tausend Millionen Jahre an die stärksten Ketten schmiedest?

Der Geiz, der sich als einen der größten Redner zeigte, hörte noch lange nicht auf, sich zu erheben, und die Verschwendung herabzusetzen. Endlich aber legte ihm Lucifer Stillschweigen auf, und seine Gegnerinn nahm das Wort.

Dieser Alte, sprach sie, mächtiger Fürst des Abgrunds! dessen Enkelinn ich zu seyn, die Unehre habe, zeigt durch seine einfältigen Reden, daß er, wie die meisten Graubärte, völlig kindisch geworden ist. Er wirft mir vor, daß ich mich für die Freygebigkeit ausgebe. Ist es aber nicht die Pflicht aller Verbündeten der Hölle, unter welche ich mich nicht ohne Stolz ebenfalls zähle, sich zuweilen in Engel des Lichts zu verstellen, um die Menschen desto leichter zu bethören? Hält endlich nicht mein theurer Großpapa selbst sich für beschimpft, wenn man ihn bey seinem rechten Nahmen nennt, den er längst gegen den Nahmen Sparsamkeit vertauscht hat? Sollen denn Lügengeister, wie er und ich, zu unserem eigenen Verderben unsere Natur verläugnen, und die Wahrheit reden?

Um auch ein Wort von meinen Verdiensten zu sprechen, berufe ich mich zuerst auf das

mächtige französische Königreich, das ich mit Recht den Hauptschauplatz meiner Thaten nenne. Wessen Werk ist es, als das meinige, wenn dort manche Dame so viel für ein Kleid ausgibt, als ein ganzes Regiment zu erhalten kostet? Wie viele Schminken, Salben und Pudergattungen habe ich nicht erfunden? Verherrlicht nicht jeder Lackey meinen Ruhm, wenn er prächtiger, als mancher spanische Edelmann, einherstolziert? Wer hat den Vorsitz bey den Trinkgelagen der deutschen Höfe, als ich? Wem danken es die Damen, als mir, wenn das Erbgut junger Thoren, vom Junker bis zum Sohne des Krämers, sich in Perlen und Edelsteine verwandelt, und ihnen an ihre schönen Hälse und in ihre seidnen Haare fliegt?

Der Geitz auf dem Wolf nahm jetzt wieder das Wort, und schalt die Verschwendung eine ungerathene Tochter, die er enterben wolle. Allein die Enkelinn blieb dem Großvater Nichts schuldig. Ich gestehe es, sprach sie, daß ich ganz das Gegentheil von Dir bin, und wer hat es nicht erlebt, daß nichtswürdige Väter Kinder zeugten, die tausend Mahl besser waren, als sie?

Hört auf, unterbrach sie Lucifer, Euch zu zanken, und überzeugt mich dafür, wer von Euch Beyden sich die meisten Verdienste um

den höllischen Staat erwirbt. Nach diesen Verdiensten will ich bestimmen, wem vor dem Andern der Rang gebührt, und kein Ansehen der Person soll mein Urtheil bestechen.

Ich wiederhole, sprach der Geiz, was ich bereits gesagt habe, daß ich, indem ich die Menschen ihres zeitlichen und ewigen Glücks beraube, der wahren Absicht der Hölle das vollkommenste Genüge leiste. Kann es einen größeren Märterer, oder vielmehr ein elenderes Geschöpf auf dem Erdboden geben, als einen Geizhals? Ich raube ihm den Schlaf, und schlummert er ein wenig, auf der Stelle schicke ich ihm Träume von Dieben und Mördern zu, um ihn zu nöthigen, daß er schlafend mehr Sünden, als Mancher wachend begeht. Ich kleide ihn in schmählige Lumpen, und lasse ihn mehr Hunger leiden, als der Mangel den Bettler. Ich gönne meinen Sclaven weder Ruhe noch Frieden, und überhaupt, Nichts, was gut zu heißen verdient, und dem Leib und der Seele heilsam seyn kann. Ich verkupple blühende Jünglinge mit alten abgelebten Vetteln, und holdselige Jungfrauen mit eisgrauen abgelebten Greisen. Ich gestatte ihnen kein anderes Vergnügen, als daß sie unter Gram, Sorgen und Kummer, und durch ein Leben voll saurer Mühe und Arbeit ein wenig rothe Erde,

und mit dieser einen Platz in der Hölle erwerben. Ich lasse sie weder ernstlich bethen, noch aus gutem Herzen Almosen geben, und wenn sie sich halb todt hungern, so geschieht es nicht, um Gott zu dienen, sondern um mir zu fröhnen. Ich jage sie mit Gefahr des Leibs und des Lebens nicht nur zu Schiff über das Meer, sondern selbst unter die Wellen in den Abgrund. Sogar das innerste Eingeweide der Erde müssen sie mir durchwühlen, und wäre nur etwas in der Luft zu fischen, ich wollte sie bald lehren, auch diese zu beschiffen. Ich schweige von den Kriegen, die ich anzustiften pflege, und von ihren zahllosen Uebeln, und eben so wenig rede ich von den Wucherern, Beutelschneidern, Dieben, Räubern und Mördern, die mir ihr Daseyn verdanken. Die Summe meines Ruhms ist, daß Alle die sich mir ergeben, Sorge, Angst, Noth, Mühe und Arbeit zum Lohne haben, und gleich wie ich sie körperlich so sehr martere, daß sie keines andern Henkers bedürfen, also weiß ich auch ihr Gemüth mit so vielen Anfechtungen zu erfüllen, daß kein anderer höllischer Geist nöthig ist, um sie den Vorschmack der ewigen Verdammniß empfinden zu lassen. Ich ängstige den Reichen; ich unterdrücke den Armen; ich verblende die Gerechtigkeit; ich verbanne die christliche Liebe, ohne welche Niemand

selig werden kann, und selbst die Barmherzigkeit findet bey mir keine Statt.

Im Augenblick, in welchem der Geitz seine Rede beschließen, und die Verschwendung ihre Gegenrede beginnen wollte, erwachte ich aus meinem Schlaf, und erfuhr also nicht, ob der Geitz, oder die Verschwendung den Preis davon trug. Ohne Zweifel aber streiten beyde noch bis auf den heutigen Tag um den Vorzug.

Bald anders.

Als ich einst im Wald herumschweifte, um meinen eitlen Gedanken Gehör zu geben, fand ich ein steinernes Bild in Lebensgröße, welches dem Ansehen nach einen alten deutschen Helden vorstellen sollte, auf der Erde liegen, und da ich es gern auch auf der andern Seite betrachtet hätte, suchte ich es mit einem Hebel, den vermuthlich ein Holzhauer zurückgelassen hatte, umzuwenden. Allein kaum fing ich an, es ein wenig emporzuheben, als es sich von selbst zu regen anfing, und in die Worte ausbrach: Laß mich zufrieden! Ich bin bald anders! Ich erschrack zwar nicht wenig bey dieser unerwarteten Anrede, doch faßte ich mich bald wieder, und sagte: Ich sehe wohl, daß Du **bald anders** bist. Warst Du doch kaum erst ein todter Stein, und jetzt bist Du ein beweglicher Leib.

Aber wer bist Du sonst? Der Teufel, oder seine Großmutter? Nein, antwortete er, ich bin Nichts, als was Du mich so eben genannt hast. Aber, fuhr er fort, wie ist es möglich, daß Du mich nicht kennst, da ich doch alle Tage Deines Lebens bey Dir gewesen bin? Zwar sprach ich niemahls mit Dir, wie im Jahr 1534, den letzten Julius, mit Hans Sachs, dem Schuster und Meistersänger von Nürnberg. Allein Du hast dieses mein Schweigen bloß dem Umstande zuzuschreiben, daß Du, ungeachtet ich Dich mehr als jeden Andern, bald groß, bald klein, bald reich, bald arm, bald hoch, bald niedrig, bald lustig, bald traurig, bald schlimm, bald gut, mit Einem Wort, bald so, und bald anders gemacht habe, niemahls meiner achtetest.

Wenn Du sonst Nichts kannst, erwiederte ich, als die armen Menschen in einem ewigen Wechsel herumtreiben, so hättest Du mir auch jetzt immer noch unbekannt bleiben mögen.

Es mag seyn, erwiederte Baldanders. Aber so wie mein Ursprung aus dem Paradies ist, und so wie mein Thun und Wesen besteht, so lange die Welt bleibt, also werde ich auch Dich, es mag Dir gefallen oder nicht, nimmermehr verlassen, als bis Du wieder zur Erde wirst, von welcher Du herkamst.

Ich fragte ihn, ob er denn sonst zu gar Nichts, als zu dem unnützen Geschäft tauge, sich in die Händel der Menschen zu mischen, und sie ewig zu verändern.

Freylich, antwortete er, vermag ich noch mehr. Ich kann die Menschen die Kunst lehren, sich mit allerhand leblosen Dingen, mit Stühlen und Bänken, mit Kesseln und Töpfen zu unterreden, und daß ich die Wahrheit sage, kann mir Hans Sachs bezeugen, der in seinem Buch ein Paar Gespräche mittheilt, die er mit einem Dukaten und mit einer Roßhaut hielt. O, fiel ich ein, goldener Baldanders! auf den Knien bitte ich Dich, mich doch diese Kunst zu lehren!

Dein Wunsch soll erfüllt werden, erwiederte er, und nachdem er sich in eine Hand verwandelt hatte, schrieb er mir die Worte: Ich bin der Anfang und das Ende, und gelte an allen Orten, und noch eine ganze Seite voll Kauderwälsch in meine Schreibtafel, und verwandelte sich im nähmlichen Augenblick in einen Maulbeerbaum, und gleich nachher in einen schönen seidenen Teppich. Zweytens verwandelte er sich in drey Würfel. Aus den Würfeln wurden drey Säulen, die einen Triangel trugen, und also einen Galgen bildeten, an welchem drey Spieler hingen. Jetzt wurde

ein Schafskopf aus ihm, und aus dem Schafskopf ein bekanntes erzdummes Tagblatt, Hekate genannt. Zuletzt nahm er die Gestalt einer alten rasenden Vettel an, die bald vor Wuth schäumte, und sich die Haare ausraufte, und bald beträchtlich weinte, endlich aber jämmerlich zu einer Schicksalstragödie zusammenschrumpfte.

Ich glaubte, der alte Proteus sey wieder auferstanden, oder ich hätte gar die Ehre, als ein Einsiedler von dem Teufel in eigener Person versucht zu werden. Baldanders gab mir jedoch bessere Auskunft über seine Person. Er führe, sagte er, mit größerem Recht den Mond in seinem Wappen, als der türkische Kaiser. Die Unbeständigkeit sey sein Aufenthalt, und seine ärgste Feindinn sey die Beständigkeit. Doch achte er sie, weil er sie stets zur Flucht nöthige, so wenig, als der Löwe einen Hasen.

Mit diesen Worten flog er in der Gestalt eines Vogels davon, und ließ mir das Nachsehen.

Der Pilger.

Das Leben des heiligen Alexius, der sein reiches väterliches Haus verließ, um die heiligen Oerter zu besuchen, und endlich seine Pilgrimschaft unter einer Treppe in der höchsten Armuth

beschloß, erzeugte in mir den Gedanken der Nachfolge. Ist Einer allein, dachte ich, wer hilft ihm auf, wenn er fällt? Und ist es nicht besser, Du dienst Deinem Mitmenschen und sie Dir, als daß Du hier in dieser Einöde gleich einer Nachteule hausest? Was bist Du auf diese Weise anders, als ein todtes Glied des menschlichen Geschlechts? Und kannst Du nicht, besonders im Winter, wenn Schnee diese Gebirge bedeckt, und die Nachbarn ihrer Wohlthätigkeit gegen Dich müde werden, elendiglich umkommen? Vielleicht ist Dir Baldanders aus keiner andern Ursache in eigener Person erschienen, als um Dich bey Zeiten an die Unbeständigkeit der Dinge in der Welt zu erinnern. Diese Anfechtungen hörten nicht auf, mich zu quälen, bis ich mich endlich entschloß, aus einem Waldbruder ein Wallbruder, oder ein Pilger zu werden.

Nachdem ich also mein Einsiedlerkleid mit Hülfe meiner Schere und meiner Schneiderkunst in einen Pilgerrock verwandelte, und mich in Ermanglung des Pilgerstabs mit einem wilden Apfelstamm, den mir nachher auf der Reise ein frommer Schlosser mit einer tüchtigen Eisenspitze gegen die Wölfe versah, bewaffnet hatte, begab ich mich in das wilde Schappach, um von dem Pfarrer einen Schein über mein

bisheriges Einsiedlerleben und meine jetzige Pilgerschaft zu erbetteln. Ich erhielt, was ich verlangte, obgleich der Pfarrer, der mich wegen der Anhänglichkeit der gemeinen Leute an meine Person seines heiligen Neids würdigte, mir ins Angesicht sagte, ich möchte wohl wegen eines begangenen losen Streichs meine Wohnung so schnell verlassen, oder gar einen zweyten Empedocles Agrigentinus abgeben wollen, der sich in den Aetna stürzte, um die Welt glauben zu machen, er sey, weil man ihn nirgends fand, lebendig gen Himmel gefahren.

Von dem wilden Schappach zog ich die Guttach hinauf über den Schwarzwald nach Villingen, dem Schweizerland zu, und da ich nach Schafhausen gelangte, wurde ich nicht nur in die Stadt gelassen, sondern auch, nach vielen frommen Gaukeleyen, die das Volk mit mir trieb, von einem ehrbaren und wohlhabenden Bürger freundlich in sein Haus aufgenommen.

Mein Wirth, als er mich heimbrachte, ließ ein wenig merken, daß er kurz zuvor — kein Wasser getrunken hatte, und fragte mich daher ohne viele Umstände wie einen verdächtigen Landstreicher aus. Er wollte wissen, woher ich komme, wohin ich gehe, welche Handthierung ich treibe, wie alt ich sey, ob ich Weib und Kinder habe, und da er vernahm, daß ich von

vielen von mir besuchten Ländern, von Moskau, von der Tartarey, von Persien, von China, von der Türkey, und sogar von den Antipoden zu erzählen wußte, ertränkte er mich beynahe im Veltliner und Oetschwein. Er selbst hatte Rom, Venedig, Ragusa, Constantinopel und Alexandria gesehen, und als ich ihm daher von den Wahrzeichen und Gebräuchen dieser Länder und Städte viel Wahres zu erzählen wußte, glaubte er mir auch um so leichter, was ich ihm von andern, die er nicht selbst besucht hatte, vorlog, weil ich mich nach dem Reim des Salomon von Golau richtete:

„Wer lügen will, der lüg' von fern!
Wer zieht dahin, erfährt es gern."

Zuletzt kam ich mit meiner Erzählung beynahe in der ganzen Welt herum. Ich war in dem dicken Walde des Plinius gewesen, in welchen man zuweilen unvermuthet gelangt, nachher aber ihn weder bey Tag, noch bey Nacht mehr zu finden weiß. Ich hatte selbst von dem lieblichen Wundergewächs Borametz in der Tartarey gegessen, und ob ich es gleich nie mit Augen sah, so wußte ich es doch ihm so deutlich zu beschreiben, daß ihm ordentlich der Mund nach der köstlichen Frucht wässerte. Der Leser kann denken, daß ich auch von den Schlachten, Scharmützeln und Belagerungen,

welchen ich angewohnt hatte, viel zu erzählen, und noch mehr zu lügen wußte, und ich brauchte mich um so weniger bey der Verschönerung meiner Geschichte der Mäßigung zu befleißigen, da mein Wirth, wie Kinder, Ammen und Poeten, das Abenteuerliche dem Natürlichen weit vorzog. Ich fuhr fort, ihn so lange mit Wahrheit und Dichtung zu unterhalten, bis endlich der Schlaf sich seiner bemächtigte, und auch an mir die nähmliche süße Gewalt zu verüben drohte.

Am folgenden Morgen nahm ich nach genossenem Frühstück von meinem Wirth Abschied, und wanderte am Rhein hinunter Eglisau zu, machte aber unterwegs an dem Ort, wo der Rhein seinen Fall hat, und mit großem Sausen und Brausen sein Wasser gleichsam in Staub verwandelt, einen Stillstand.

Auf dieser Wanderung erfuhr ich, wie schlecht es sich in der Welt ohne Geld fortkommen läßt. Andere Pilger, die gleich mir nach Einsiedeln reisten, ließen sich auf einem Schiff den See hinabführen, ich hingegen mußte, weil ich den Schiffer nicht bezahlen konnte, mich durch Umwege zu Fuß fortschleppen. Indessen ließ ich mich die Sache nicht sonderlich anfechten, und machte desto kürzere Tagreisen. Ich war mit jeder Herberge zufrieden, und hätte

ich auch auf dem Kirchhof in einem Beinhäuschen übernachten sollen. Nahm mich irgend ein Neugieriger wegen meiner Sonderbarkeit, und um Neuigkeiten von mir zu vernehmen, bey sich auf, so bediente ich ihn, wie er es verlangte. Ich erzählte ihm die unglaublichsten Dinge, und schämte mich ganz und gar nicht, die Einfälle, Lügen und Grillen der alten Scribenten und Poeten für Wahrheiten an den Mann zu bringen. Ich hatte z. B. ein Geschlecht der poetischen Völker gesehen, die nach dem Zeugniß des Philarchus in dem einen Auge zwey Augäpfel, und in dem andern das Bild eines Pferds haben. Ich war am Ursprunge des Flusses Ganges bey den Astomen gewesen, die weder essen, noch einen Mund haben, sondern, wie Plinius erzählt, sich allein durch die Nase vom Geruch ernähren. Ich hatte vor einigen Jahren mit den Bewohnern des Bergs Mili gute Bekanntschaft gemacht, die, wie Megastenes sagt, Füße wie die Füchse, und an jedem Fuß acht Zehen haben. Bey den Trogloditen hatte ich mich, ohne Ruhm zu melden, auch ein wenig umgesehen, und mich überzeugt, daß Crescas, der von ihnen erzählt, sie hätten weder Kopf, noch Hals, sondern Augen, Mund und Nase auf der Brust, nicht gelogen hat. Ich kannte die Sciopeden, die

nur Einen Fuß haben, und doch so schnell laufen, daß sie einen Hirsch einhohlen, die Menschenfresser in Indien und Scythien, die unter dem Schnee wohnenden Samojeden, die Insulaner im persischen Meerbusen, die wegen der großen Hitze unter dem Wasser schlafen, die Undeutschen hinter Liefland, die sich zu gewissen Zeiten des Jahrs in Währwölfe verwandeln, die schwarzen Tartern, deren Kinder ihre Zähne mit auf die Welt bringen, die Brasilianer, welche die Fremden mit Thränen, und die Mosinecen, die ihre Gäste mit Prügeln empfangen, und zuletzt noch die Selenitischen Weiber, die Eyer legen und Kinder ausbrüten, die zehn Mahl größer sind, als die europäischen.

Ich erzählte von einem Brunnen, dessen Wasser zu Stein wird, aus welchem man Häuser baut, von einem, der im Winter warm, und im Sommer Eis ist, von den beyden Brunnen in Irland, von welchen der eine die Leute alt, und der andere jung macht, von einem in der Schweiz, der nie läuft, als wenn man das Vieh von der Weide zur Tränke führt, von isländischen Brunnen, von welchen der eine heißes, der andere kaltes Wasser, der dritte Schwefel, und der vierte geschmolzenes Wachs ausströmt, von dem Schandlibach bey Obernäheuheim, im Elsaß, der nie fließt, als um

Hunger, Sterben, oder Krieg zu verkündigen, von einem, in welchem die Ochsen weiß werden, von einem, der das Feuer der Liebe anzündet, und von einem, der es wieder auslöscht, von einem, aus welchem Nichts als Oehl, und von einem, aus welchem Nichts als Wagensalbe quillt, von dem Brunnen endlich auf der Insel Naxos, dessen Wasser betrunken macht. Ich ertheilte die zuverläßigsten Nachrichten von Wäldern, die sich von einem Ort zum andern schieben lassen. Ich hatte einen Wald gesehen, in welchem ich meinen Pilgerstab nicht in die Erde stecken durfte, weil er auf der Stelle eingewurzelt, und zu einem großen Baume geworden wäre.

Kurz, der Wunder, die ich nicht nur zu erzählen wußte, sondern auch mit eigenen Augen gesehen hatte, war kein Ende, und ich war zuweilen unverschämt genug, zu behaupten, daß ich auf der Zinne des babylonischen Thurms gestanden hätte. Es versteht sich jedoch von selbst, daß ich bey meinen Erzählungen nicht vergaß, wen ich vor mir hatte, und mehr oder weniger log, je nachdem verständige Leute, oder Schafsköpfe und Einfaltspinsel mir zuhörten.

Mit diesen Possen half ich mir bis nach Einsiedeln durch, und setzte, nachdem ich meine

Andacht verrichtet hatte, meinen Weg nach Bern fort, weil ich nicht nur diese Stadt zu sehen ein Verlangen trug, sondern auch, weil ich mich durch Savoyen nach Italien zu begeben gesonnen war.

In Bern sah ich einen wohlgeputzten jungen Menschen auf der Straße stehen, um welchen einige Kinder liefen, die ihn Vater nannten, und wunderte mich nicht wenig über diese frühe Vaterschaft, weil ich noch nicht wußte, daß dort die Söhne in der Absicht so frühe heirathen, bald Väter der Stadt, oder auch Landvögte zu werden. Dieses blutjunge Väterchen hatte gesehen, daß ich vor einigen Thüren bettelte, und da ich, weil ich keinen Hut auf hatte, den ich vor ihm abziehen konnte, mit einem tiefen Bückling an ihm vorüberging, griff er in die Tasche, und sagte: Warum forderst Du mir kein Almosen ab? Hier hast Du auch einen Lutzer. Herr! antwortete ich, ich konnte mir leicht einbilden, daß Ihr kein Brot bey Euch habt, und Geld zu nehmen, gebührt nach meiner Meinung keinem Pilger. Welch ein stolzer Bettler, rief er aus, der das Geld verschmäht! Während ich mich gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen suchte, näherte sich uns ein alter, ehrbarer Herr. Seht, Herr Vetter! redete ihn das junge Papachen an,

hier ist ein zweyter Diogenes von der Secte der Cyniker. Warum nicht gar! antwortete der Alte, hat er denn schon Jemand angebellt, oder gar gebissen? Gebt ihm ein Almosen, und laßt ihn seiner Wege gehen. Er will aber kein Geld, Herr Vetter! erwiederte das Väterchen, und eben darum nannte ich ihn einen Diogenes. Nun, sprach der Alte, viel Köpfe, viel Sinne! und befahl einem seiner Diener, mich in ein Wirthshaus zu führen, und dem Wirth zu sagen, er möchte mich auf seine Kosten gut verpflegen. Der jugendliche Ehemann aber rief mir nach, ich sollte bey Leib und Leben morgen früh wieder zu ihm kommen. Er wollte mir eine kalte Küche mit auf den Weg geben.

Im Wirthshause fand ich nichts als tolle Leute, die mir auf alle mögliche Weise zur Last waren. Jeder wollte mein Narr seyn, und Einige wollten sogar wissen wer ich sey. Der Eine hielt mich für einen Spion; der Andere behauptete, ich sey ein Wiedertäufer. In den Augen des Dritten war ich ein Narr, und von dem Vierten wurde ich als ein Prophet verehrt. Die Meisten aber ließen es sich nicht nehmen, daß ich der ewige Jude sey, und hielten sich durch diese Meinung berechtigt, mich auf alle mögliche Weise zu necken und zu verhöhnen. Endlich erbarmte sich der Wirth über

mich. Er riß mich von ihnen los, und sagte: Laßt mir den Mann in Frieden! Ich weiß nicht, wer von Euch der größere Narr ist.

Am folgenden Morgen begab ich mich vor das Haus des jungen Herrn, um das versprochene Frühstück zu empfangen. Er war ausgegangen, doch kam seine Frau herab, ohne Zweifel um den seltsamen Menschen zu sehen, von welchem ihr Mann ihr erzählt haben mochte. Ich vernahm gleich aus ihrem Gespräch, als ob ich es hätte wissen müssen, daß ihr Mann im Senat sey, und sichere Hoffnung habe, an demselben Tage die Stelle eines Landvogts, oder Landammans zu erhalten. Ich sollte, sagte sie, nur ein wenig verziehen. Er würde nicht lange mehr ausbleiben. In diesem Augenblick sah ich ihn auf der Straße seinem Hause zugehen. Allein er sah, wie mich dünkte, bey weitem nicht so vergnügt aus, als am vorigen Abend. Sobald er unter die Thür kam, sagte die Frau zu ihm: Ach Schatz! was bist Du geworden? Er aber lief die Treppe hinauf, und sagte im Vorübergehen zu ihr: Ein Bärenhäuter bin ich geworden. Hier, dachte ich, läßt sich heute wohl ein schlechtes Frühstück hoffen, und schlich mich sachte von der Thür hinweg, die Kinder aber folgten mir nach, um sich recht satt über mich zu verwundern.

Im Augenblicke gesellten sich noch andere Kinder zu ihnen, und als diese mit großer Freude rühmten, welch ein Ehrenamt ihr Vater heute bekommen habe, sprachen jene nicht weniger vergnügt: Unser Vater ist ein Bärenhäuter geworden. Diese Kindereinfalt wurde bald in der ganzen Stadt bekannt, und erregte ein allgemeines Gelächter.

Das Schloßgespenst.

Einst wurde ich, als ich mich gerade einem edelmännischen Schloß näherte, von einem fürchterlichen Ungewitter überfallen, und da der Edelmann von seinem Fenster aus bemerkte, daß ich, trotz des heftigen Regens, nicht einmahl unterzustehen begehrte, glaubte er, ich müsse ein Mensch seyn, bey dem es im Kopf nicht richtig stehe, und ließ mich durch einen seiner Diener fragen, wer ich sey, und was es zu bedeuten habe, daß ich so in dem argen Wetter um sein Haus herumgehe.

Mein Freund! antwortete ich, sagt Eurem Herrn, ich sey ein Ball des wandelbaren Glücks, ein Muster der Veränderung, und ein Spiegel der Unbeständigkeit des menschlichen Wesens. Daß ich aber so im Ungewitter wandle, bedeute Nichts, als daß mich, seit es zu regnen

anfing, noch Niemand unter sein Dach aufgenommen habe.

Als der Edelmann die Antwort vernahm, sprach er: Diese Reden verrathen keinen Narren. Ueberdieß ist es Nacht, und ein Wetter zum Umkommen. Er ließ mich also ins Schloß und in die Gesindestube führen, und man kann denken, daß ich recht gern folgte.

Der Edelmann hatte einen Menschen, der zugleich sein Schaffner, der Präceptor seiner Kinder, sein Schreiber, oder wie diese Leute jetzt heißen wollen, sein Secretär war. Dieser fragte mich aus, und ich sagte ihm, wer ich sey, wo ich bisher als Einsiedler gewohnt hätte, und daß ich jetzt als ein Pilger die heiligen Oerter zu besuchen im Begriff stehe. Auf diese Nachrichten ließ mich der Herr beym Nachtessen an seiner Tafel sitzen, und erkundigte sich so umständlich nach allen Kleinigkeiten, die mich betrafen, als wenn er selbst eine Rolle in meiner Geschichte gespielt hätte. Als ein Diener mir beym Schlafengehen leuchtete, ging er selbst mit, und ließ mir ein so prachtvolles Zimmer anweisen, daß ein Graf sich damit hätte begnügen können. Ich war thöricht genug, diese Auszeichnung dem Ansehen zuzuschreiben, das mir, wie ich mir einbildete, meine Pilgerheiligkeit in seinen Augen

verlieh. Allein ich blieb nicht lange in diesem Irrthum. Als ich mich nähmlich bereits niedergelegt hatte, sprach der abgehende Hausherr noch unter der Thür. Nun, wohlan Herr Simplicissimus! ich wünsche Euch wohl zu ruhen. Ich weiß von lange her, daß Euer Heldenmuth sich vor keinem Gespenst fürchtet. Aber ich versichere Euch, daß die Unholden, die in diesem Saale spuken, sich mit keiner Peitsche verjagen lassen. Mit diesen Worten verschloß er das Zimmer, und ließ mich in Angst und Sorgen liegen.

Ich konnte mich lange nicht besinnen, woher der Edelmann meinen Nahmen wisse, da ich ihn in meiner Geschichtserzählung nicht genannt hatte. Endlich aber erinnerte ich mich, daß einst in einem Gesundbrunnen zwischen mir und einigen Edelleuten und Studenten ein Gespräch über die Nachtgeister entstand. In der Gesellschaft befanden sich auch zwey Edelleute aus der Schweiz, die Brüder waren, und diese wußten Wunder von einem Gespenst zu erzählen, das in ihrem väterlichen Hause nicht nur bey Nacht, sondern zu gewissen Zeiten selbst am lichten Tage sein Unwesen treibe. Ich verweigerte ihrer Erzählung allen Glauben, und sagte: Nur ein Tropf kann sich vor Nachtgeistern fürchten. Wegen diesem Unglauben

wollten die Schweizer mich demüthigen, und daher schlich sich einer der Brüder, nachdem er sich mit einem weissen Tuch vermummt hatte bey Nacht in mein Zimmer, und trieb allerhand Possen, die mich ängstigen sollten. Allein statt mich zu fürchten, fuhr ich aus dem Bett, und indem ich den Geist bey der Gurgel packte, sprach ich: Wenn die Geister weiß gehen, so pflegen die Mädchen, wie man sagt, zu Weibern zu werden. Aber Ihr, mein Herr Geist! seyd irre gegangen, und mit diesen Worten jagte ich den Junker mit einer ergriffenen Peitsche zum Zimmer hinaus.

Das Räthsel war mir also jetzt gelöst, und ich sprach zu mir selbst: Haben die beyden Bruder von den fürchterlichen Gespenstern im Hause ihres Vaters die Wahrheit gesagt, so liegst Du sicher im nähmlichen Zimmer, welches den Unholden zu ihrem Haupttummelplatz dient. War aber ihre Erzählung erdichtet, so kannst Du Dich gefaßt machen, daß sie Dir die Schläge, mit welchen Du einst Einen von ihnen empfingst, mit reichlichen Zinsen zurückzahlen werden. Unter diesen Betrachtungen verließ ich das Bett um mich durchs Fenster zu retten. Allein um diesen klugen Gedanken auszuführen, hätte ich erst die eisernen Stäbe, mit welchen es verwahrt war, zerbrechen müs-

sen. Zum Unglück war ich auch mit keinem Gewehr versehen, und selbst meinen Pilgerstab hatte ich in der Gesindestube zurückgelassen. Ich legte mich also wieder nieder, und da vom Schlafen keine Rede war, so vertrieb ich mir die Zeit gar angenehm mit dem Gedanken an die Aussicht, ehe der Morgen kam, entweder von Geistern zu Tode geängstet, oder von Unholden mit Fleisch und Blut krumm und lahm geprügelt zu werden.

Die Mitternachtstunde schlug, und durch die sogar von innen verriegelte Thür trat ein gar stattlicher, in einen langen Talar von weissem Atlas mit goldenen Blumen gekleideter Mann mit einem langen Bart, nach altdeutscher Sitte. Ihm folgten drey andere Männer, bey deren Eintritt, ob sie gleich mit keinem Licht versehen waren, der Saal so hell wurde, als ob man ihn mit Fackeln erleuchtet hätte. Ich steckte den Kopf, die Augen ausgenommen, unter die Decke, und lauschte gleich einem erschrockenen Mäuschen, das in seinem Loche sitzt und aufpaßt, ob es räthlich sey, hervorzukommen. Die Männer aber traten vor mein Bett, und betrachteten mich mit vieler Aufmerksamkeit, und ich sie mit vieler Angst. Nach dieser stummen Scene gingen sie in eine Ecke des Zimmers, und nachdem sie eine stei-

nerne Platte aufgehoben, und aus der Oeffnung alle Geräthschaften, die ein Barbier nöthig hat, um einem Kunden den Bart zu scheren, genommen hatten, gaben sie mir, indem sie einen Stuhl in die Mitte des Zimmers setzten, mit Winken und Deuten zu verstehen, ich möchte mir den Dienst von ihnen leisten lassen, zu welchem sie so eben die Anstalten getroffen hatten. Ich war weit entfernt, auf diese Winke zu achten. Allein der Mann im weissem Talar zog mir die Decke weg, und machte Miene, mich mit Gewalt auf den Stuhl zu setzen. Trotz meiner Furcht leistete ich ihm Widerstand, und war in der Angst kühn genug, die Gespenster sogar anzureden. Ihr Herren, sprach ich, warum wollt Ihr mich scheren? Ich bin ein armer Pilger, der Nichts als seine eigenen Haare hat, um seinen Kopf gegen Wind, Regen und Sonnenschein zu schützen. Ohnehin seht Ihr mir viel zu adelig aus, als daß Ihr in die nichts weniger als adelige Schererzunft gehören könntet, und ich bitte Euch also um Eurer eigenen Ehre willen, daß Ihr mich ungeschoren lasset.

Du irrst Dich, guter Freund! antwortete der Vornehmere, in unsern Personen. Zwar gehören wir freylich nicht in die Schererzunft, aber wir sind dennoch Erzscherer. Hast Du

nie von Scherern gehört, die ohne Schermesser die Leute ärger scheren, als alle Barbier auf dem ganzen Erdboden? Zu dieser Gattung von Scherern haben wir uns leider ehemahls bekannt, und müssen noch jetzt dafür büßen. Aber Du kannst uns helfen, und mußt uns helfen, wenn Du anders ungeschoren bleiben willst.

Steht die Hülfe, antwortete ich, die Ihr von mir begehrt, in meiner Macht, so sollt Ihr keinen Augenblick länger leiden. Laßt mich also hören, was ich thun soll, und zweifelt nicht an meinem Diensteifer, ob ich es Euch gleich schlechten Dank weiß, daß Ihr mich in Eure Händel verwickelt.

Ich bin, antwortete der Vornehmste, der Urahnherr des jetzigen Schloßherrn. Durch einen Rechtshandel, in welchem meine drey Gefährten sich von mir zu einem ungerechten Urtheil bestechen ließen, brachte ich zwey Dörfer, die einem meiner Vettern gehörten, an mich, und fing sogleich an, meine neuen Unterthanen so unbarmherzig zu scheren, zu schröpfen und zu zwacken, daß ich in kurzer Zeit ungeheure Summen zusammenbrachte. Dieser ungerechte Mammon liegt in jener Ecke, und wenn gleich nach meinem Tode die beyden Dorfschaften ihrem rechtmäßigen Herrn wieder zurückgegeben wurden, so nimmt doch die Strafe, zu welcher

mein abgeschiedener Geist verurtheilt ist, nicht eher ein Ende, als bis das geraubte und vergrabene Geld wieder unter die Menschen kommt. Erzähle also was Du von mir gehört hast, meinem Urenkel, und damit er um so weniger ein Mißtrauen in die Geschichte setzt, so berufe Dich auf mein Bildniß, das sich im grünen Zimmer befindet.

Mit diesen Worten both mir der Geist die Hand, und verlangte, ich sollte mich durch einen Handschlag zur Erfüllung meines Versprechens verbindlich machen. Da ich aber oft gehört hatte, man sollte keinem Geist die Hand geben, so reichte ich ihm statt dieser den Zipfel meines Betttuchs, und Wunder! dieser gerieth sogleich in Flammen, und verbrannte, so weit der Geist ihn berührt hatte, völlig.

Die vier Gespenster trugen jetzt ihr Scherzeug wieder an seinen Ort, und nachdem sie die Oeffnung wieder mit dem Stein bedeckt, und auch den Stuhl an seine alte Stelle gesetzt hatten, gingen sie in feyerlicher Ordnung zum Zimmer hinaus, mir aber standen noch immer vor Angst die Haare zu Berg, und doch hatte ich zuletzt das Herz, einzuschlafen.

Es war schon ziemlich hoch am Tage, als der Schloßherr mit seinem Diener vor mein Bett kam. Nun, Herr Simplicissimus! fing

er an, habt Ihr Euch diese Nacht mit Eurer Peitsche recht tapfer gegen die Gespenster gehalten?

Herr! erwiederte ich, die hier wohnenden Geister haben keine Peitsche nöthig, wie der Mensch, der mich am Gesundbrunnen in Gespenstergestalt necken wollte.

Wie ging es aber? fragte er weiter. Fürchtet Ihr Euch noch nicht vor den Geistern?

Mit Geistern, erwiederte ich, läßt sich in keinem Falle scherzen. Aber ein Anderes ist Behutsamkeit, und ein Anderes ist Furcht. Wie es ging, fuhr ich fort, könnt Ihr zum Theil aus diesem verbrannten Bettuche sehen, und das Weitere will ich Euch erzählen, wenn Ihr mich in den grünen Saal führt, in welchem das Bildniß des Hauptgespensts hängt.

Der Schloßherr sah mich voll Verwunderung an, und konnte jetzt nicht anders glauben, als daß ich mit den Geistern geredet hätte, theils weil das verbrannte Betttuch davon zeugte, theils weil ich von dem grünen Saal zu reden wußte, den ich zuvor nie hatte nennen hören.

Ihr glaubt also nun, sprach er, was ich Euch im Gesundbrunnen erzählt habe?

Was, erwiederte ich, bedarf es noch des Glaubens, wenn ich eine Sache selbst erfahren und mit eigenen Augen gesehen habe?

Ach! sprach er weiter, wie viel wollte ich mich es nicht kosten lassen, wenn ich dieses schwere Kreuz aus dem Haus hätte.

Gebt Euch zufrieden, erwiederte ich. Ihr sollt davon erlööt werden, ohne daß es Euch einen Heller kostet, und sollt noch Geld dazu bekommen.

Mit diesen Worten stand ich auf, und ließ mich von ihm in den grünen Saal führen, der zugleich ein Lustzimmer und eine Kunstkammer war. In diesem Augenblicke kam auch der Bruder des Schloßherrn an, der im Sauerbrunnen das weisse Gespenst gespielt hatte. Der Schloßherr hatte ihn bloß meinetwegen von seinem zwey Stunden entlegenen Sitz hohlen lassen, und weil er bey meinem Anblick die Stirn ziemlich runzelte, so war ich nicht ohne Furcht, er möchte auf Rache denken. Doch behielt ich meine Fassung, und betrug mich gegen ihn, als ob nie etwas zwischen uns vorgefallen wäre.

Im grünen Saal ging ich sogleich auf das Bildniß, das ich suchte, zu. Dieser, sprach ich, ist Euer Urahnherr gewesen, und hat seinem Vetter und Nachbar zwey Dörfer abgerechtet, die aber jetzt von ihren rechtmäßigen Eigenthümern wieder besessen werden. Das Geld, das er sich von diesen Dörfern zu ver-

schaffen wußte, hat er in dem Zimmer, in welchem ich die vergangene Nacht büßte, was ich einst im Gesundbrunnen aus Gelegenheit der Gespenster verschuldete, vermauern lassen, und diese Ursache ist es, warum er mit seinen drey Gehülfen im Hause sich so unruhig zeigt. Wollt ihr also von dem Uebel frey seyn, so zögert nicht, den Schatz zu heben, und wendet ihn an, wie Ihr glaubt, daß Ihr es vor Gott verantworten könnt. Ich bin bereit, Euch zu zeigen, wo er liegt, und dann laßt mich in Gottes Nahmen meinen Weg weiter suchen.

Ich hatte den Brüdern wegen der Person ihres Ahnherrn und wegen der beyden Dörfer die Wahrheit gesagt. Wie hätten sie also an dem übrigen Theil meiner Erzählung zweifeln sollen? Als wir jedoch in meinem Schlafzimmer die steinerne Platte weghoben, fanden wir Nichts, als zwey große irdene Töpfe, die noch ganz neu schienen, und von welchem der eine mit rothem, und der andere mit weißem Sand angefüllt war, und es schien also bloßer Trug zu seyn, was der Geist von einem verborgenen Schatz gesagt hatte. Allein statt die Hoffnung aufzugeben, freute ich mich vielmehr der Gelegenheit, die Lehre des Theophrastus Paracelsus in seiner Philosophia occulta von der Transmutation der verborgenen Schätze zu prü=

fen. Ich setzte nähmlich in einer Schmiede die Töpfe demjenigen Grad der Hitze aus, der zum Schmelzen der Metalle erfordert wird, und nachdem sie wieder erkaltet waren, fanden wir in dem einen Topf eine große Masse Dukatengold, und in dem andern einen Klumpen vierzehnlöthigen Silbers.

Als wir nns nach diesem Geschäft zur Tafel setzten, befand ich mich, ich weiß nicht, ob durch die Schuld des Regenwetters, dem ich mich ausgesetzt hatte, oder durch die in der vorigen Nacht ausgestandene Angst so übel, daß ich weder essen noch trinken konnte, und zu Bette gebracht werden mußte.

Während meiner Krankheit, die ungefähr zwölf Tage dauerte, hatten die Brüder aus Argwohn ohne mein Wissen die Metallmassen durch einen Goldschmied prüfen lassen, und da diese ächt erfunden wurden, und auch im ganzen Hause kein Gespenst mehr zu merken war: so wußten sie nicht, wie sie sich dankbar genug gegen mich erweisen sollten. Ich war in ihren Augen ein heiliger Mann, der alle Heimlichkeiten ergründete, und den ihnen Gott ausdrücklich zugeschickt hatte, um ihr Haus wieder zu einem sichern, von keinen Unholden beunruhigten Aufenthalt zu machen, und so weit ging die Neigung des Schloßherrn zu mir, daß

er beynahe gar nicht von meinem Bette wich, und sich jedes Augenblicks freute, in welchem er sich mit mir unterhalten konnte.

Unter andern erzählte er mir, es hätte sich wie er sich aus seiner Knabenzeit erinnere, einmahl ein Landstreicher bey seinem Vater gemeldet, und sich anheischig gemacht, die Geister zu bannen. Allein er sey von diesen, da er sich bey Nacht in das von mir bewohnte Zimmer habe einschließen lassen, auf einen Stuhl gesetzt und geschoren, und überhaupt so übel behandelt worden, daß man ihn des Morgens halb todt gefunden habe. Es seyen ihm auch in dieser Nacht die Haare völlig ergraut, ungeachtet er als ein dreyßigjähriger Mann mit schwarzen Haaren zu Bette ging. Zugleich bekannte mir auch der Edelmann noch, daß er bloß um seinen Bruder an mir zu rächen, und mir zugleich meinen Gespensterunglauben zu benehmen, mir das bewußte Zimmer zur Nachtherberge habe anweisen lassen.

Als ich wieder hergestellt war, und Anstalten zur Abreise traf, both mir der Schloßherr Pferde, Kleider und eine bedeutende Geldsumme an, und da ich Alles ausschlug, bath er mich aufs inständigste, ich möchte doch meine ganze Lebenszeit bey ihm bleiben. Allein ich

stellte ihm vor, daß die guten Tage, die ich bey ihm finden würde, sich nicht mit meinen Bußübungen vertrügen, und sagte endlich: Wollt Ihr mir ja eine Wohlthat erzeigen, so laßt mir meinen Rock futtern, weil jetzt der Winter vor der Thür ist. Gottlob, erwiederte er, daß sich doch wenigstens eine Gelegenheit findet, Euch meinen Dank zu bezeugen, und gab sogleich Befehl, meinen Wunsch zu erfüllen. Endlich ließ er mich, wiewohl sehr ungern, von sich, und gab mir, mehr um mich zu empfehlen, als seiner eigenen Angelegenheiten wegen, verschiedene Briefe an seine Verwandten mit, durch deren Wohnorte mich meine Reise führte.

Mein Vorsatz war, die allerheiligsten und berühmtesten Oerter der Welt im Stande der größten Armuth zu besuchen, weil ich mir einbildete, Gott habe bereits einen gnädigen Blick auf mich geworfen, und meine Geduld und meine freywillige Armuth gereiche ihm zu besonderem Wohlgefallen.

In meiner ersten Nachtherberge gesellte sich ein Bothenläufer zu mir, der gleich mir nach Loretto zu reisen vorgab, und ich war es um so mehr zufrieden, die Reise in seiner Gesell-

schaft zu machen, da ich weder die Landessprache verstand, noch des Wegs kundig war. Gewöhnlich hatte der Bothe an denselben Orten, wo ich Briefe des Schloßherrn abzugeben hatte, irgend ein Geschäft auszurichten. Von den Freunden und Verwandten des Edelmanns wurden wir immer aufs Beste bewirthet. Kehrten wir aber in einer Herberge ein, so ließ es sich mein Gefährte, meiner Weigerung ungeachtet, nicht nehmen, für mich zu bezahlen, indem er behauptete, es geschehe zur Vergeltung des Guten, das er meinetwegen bey den Freunden des Schloßherrn genieße. Als wir Italien erreichten, gestand er mir endlich, der Schloßherr habe ihn abgeschickt, um mich zu begleiten, und auf der Reise für mich zu zahlen. Ich wunderte mich über die außerordentliche Dankbarkeit des redlichen Edelmanns, bestand aber schlechterdings auf der Rückkehr des Dieners, weil ich der Mühseligkeiten der Pilgerschaft nicht überhoben seyn wollte, und wir trennten uns also, nachdem mein Begleiter mir beym Abschied noch gesagt hatte, wenn einst mein Rockfutter zerreiße, werde ich mich erst überzeugen, wie gut sein Herr es mit mir meine. Diese räthselhaften Worte machten mich aufmerksam. Ich untersuchte den Rock, und fand, daß unter den Nähten ein Dukaten am

andern verborgen steckte. Mein neuer Reichthum beunruhigte mich jedoch nicht wenig, bis ich mich endlich entschloß, ihn zu einer Reise nach Jerusalem zu benutzen, wohin auch ein Pilger ohne Geld nicht wohl gelangen kann.

Auswahl

aus den

Mährchen der Scheherazade.

I.

Das Fischermährchen.

Herr! sprach die Sultaninn Scheherazade zu ihrem Gemahl, dem Sultan Scha Riar, ein armer Fischer lebte in einem hohen Alter mit einer Frau und drey Kindern von dem Ertrag seines Netzes, das er täglich nicht öfter als vier Mahl auszuwerfen, sich selbst gelobt hatte.

Einst, als er dasselbe des Morgens beym Mondschein ausgeworfen hatte, fand er es beym ersten Zug ungewöhnlich schwer, und freute sich zum voraus auf einen reichen Fang. Aber was gleicht seinem Verdrusse, als er seine Hoffnung durch das Gerippe eines Esels getäuscht sah, das ihm noch überdieß sein Netz zerrissen hatte.

Beym zweyten Zug beschenkte ihn das Meer mit Nichts, als mit einem Korb voll Schlamm und Kies, und noch unglücklicher war der dritte

Zug, indem das Netz Nichts als Muscheln, Sand und Steine enthielt.

Jetzt sank dem Alten der Muth völlig. O Glück, rief er, zürne nicht länger auf einen Verzweifelnden, der Dich um Erbarmen anfleht! Doch wie kann ich Hülfe von der Göttinn erwarten, deren Vergnügen es ist, rechtschaffene Leute zu mißhandeln, und während sie das verächtlichste Gesindel erhebt, die größten Männer in der Dunkelheit zu lassen? Indessen schlug die Stunde zum Gebeth, und als ein guter Muselmann machte er den Himmel selbst zum Vertrauten seiner Noth. Erbarme Du Dich meiner, rief er, und mache das Meer mir so günstig, als es Mosen war!

Voll Vertrauen warf er jetzt sein Netz zum vierten Mahl aus. Er zog es zur gewöhnlichen Zeit wieder empor, und fand zwar keine Fische, aber statt ihrer ein Gefäß von Kupfer in demselben. Wohl mir! sprach er zu sich selbst. Auf alle Fälle erhalte ich für dieses Gefäß von dem Metallgießer so viel, daß ich mir ein Maß Getreide dafür kaufen kann.

Er fing jetzt an, es näher zu betrachten, und sah, daß es mit einem bleyernen Siegel verschlossen war. Er schüttelte es, ohne daß er ein Geräusch vernahm, und endlich nahm er sein Messer, und öffnete es mit wenig Mühe.

Er kehrte die Oeffnung gegen die Erde, und wunderte sich ungemein, daß demungeachtet Nichts herausfiel. Aber kaum hatte er es wieder hingesetzt, als plötzlich aus seinem Innern ein schwarzer Rauch empor stieg, der sich bis zu den Wolken erhob, und nachdem er sich über das Meer und die Gestade gleich einem starken Nebel verbreitet hatte, sich zu einer ungeheuren Riesengestalt bildete.

Der Fischer war zu sehr vom Schrecken betäubt, um zu entfliehen, und noch höher stieg sein Entsetzen, als die Gestalt ihre Stimme erhob. Salomon, Salomon! rief sie, großer Prophet Gottes! Gnade! Gnade! Gnade! Ich habe mich nie Deinem Willen widersetzt. Ich werde allen Deinen Befehlen gehorchen.

Diese Worte, die nur zu sehr die eigene Abhängigkeit des Geists verriethen, machten dem Fischer Muth, ihn anzureden. Stolzer Geist! sprach er, was sagst Du von dem König Salomon, der seit mehr als achthundert Jahren todt ist? Erzähle mir Deine Geschichte, und die Ursache, die Dir das Schicksal zuzog, in ein kupfernes Gefäß verschlossen, und ins Meer versenkt zu werden.

Was unterstehst Du Dich, rief der Genius, mich einen stolzen Geist zu nennen? Rede

bescheidener mit mir, nichtswürdiger Erdenwurm, ehe ich Dich umbringe!

Umbringen willst Du mich? rief der Fischer. Hast Du vergessen, daß ich Dich so eben in Freyheit setzte.

Gerade dieser Dienst, antwortete der Geist, ist es, warum Du sterben mußt. Doch will ich Dir aus besonderer Gnade erlauben, daß Du Deine Todesart selbst wählst.

Aber es ist ja unerhört, rief der Fischer, daß Du mir gerade aus der Ursache das Leben nehmen willst, weil Du mir die Freyheit zu danken hast.

Rede kein Wort mehr, brüllte der Genius, wenn Du nicht auf der Stelle in Staub verwandelt seyn willst, und höre meine Geschichte.

Der König Salomon hatte Mittel gefunden, sich der Herrschaft über die Geister zu bemächtigen. Er verlangte, auch ich sollte ihm huldigen, und befahl mir sogar, meine Lebensart, die ihm nicht gefiel, zu ändern. Sollte ein Geist, wie ich, sich vor einem Könige beugen, der über Würmer, wie Ihr seyd, herrschte, und selbst Nichts mehr als ein Wurm war? Ich spottete seiner. Er bekriegte mich, und o der Schmach, die keine Zeit zu tilgen vermag! ich wurde besiegt. Der Uebermüthige ließ mich in diesem Gefäß ins Meer versenken, und

Jahrhunderte fluchte ich meiner Schande und ihm. Ich harrte und harrte, ob Niemand mich rettete, und so oft eine Minute, die Ihr Sterblichen ein Jahrhundert nennt, die aber jetzt für mich eine Ewigkeit wurde, vorüber war, vergrößerte ich die Belohnung, die ich dem Sterblichen gelobt hatte, der den fürchterlichen Kerker, worin ich schmachtete, zersprengen würde. Nach den ersten hundert Jahren verhieß ich ihm nur Reichthum, nach den zweyten Ehre, nach den dritten das Höchste in den Augen der sich Menschen nennenden lächerlichen Ameisen, Gewalt, und nach den vierten alle diese Güter zusammen. Ich konnte Nichts weiter versprechen, und harrte vier neue Jahrhunderte, und noch zwey dazu. Jetzt waren tausend Jahre verflossen, und ich erniedrigte mich, zu bethen. Ein zweytes Jahrtausend hörte Nichts, als mein Winseln, und mein Flehen um Gnade. Nun gab mich die Verzweiflung mir selbst wieder. Ich erhob mich zum Höchsten, wozu Geister sich erheben können, zum Trotz. Ich fluchte der Allmacht selbst, und verboth ihr, mich zu befreyen. Ich schwor zugleich den fürchterlichsten Eid, dem Frevler, dessen Hand dieses Gefäß dem Grunde des Meers entreißen, und das Siegel des verhaßten Königs zerbrechen würde, diese Wohlthat mit dem augen-

blicklichen Tode zu vergelten. Du bist der Nichtswürdige, der mir mit meinem Unglück zugleich das Recht nimmt, das Lebendige, wie das Todte, das Schaffende, wie das Geschaffene, das Verhängniß und die Nothwendigkeit zu verwünschen. Du mußt also sterben, und mußt um so mehr sterben, da die mir jetzt so verhaßte Freyheit bereits meinen eisernen Sinn zu beugen beginnt. Ich fühle, was ein Wesen von meiner Gattung am meisten erniedrigt, ich fühle Mitleid in meiner Brust sich regen, und muß wider meinen Willen die Art Deines Todes Dich selbst wählen lassen.

Vergebens stellte der Fischer dem Genius vor, daß sein Eid gegen alle Vernunft und Billigkeit streite, und daß überhaupt Undank eine größere Sünde sey, als der Meineid, dessen er sich durch seine Begnadigung schuldig machen würde. Endlich da der Geist gegen alle seine Bitten taub war, besann er sich auf eine List.

Wohlan, sprach er, da Nichts Dich zu rühren vermag, so will ich sterben, und der Himmel mag sich meines hülflosen Weibs und meiner nackenden Kinder erbarmen. Aber ehe Du Deinen Verbrechen durch meine Ermordung die Krone aufsetzest, beschwöre ich Dich bey dem Siegel Salomons, auf welchem der Nahme,

vor welchem alle Geister zittern, gegraben steht, mir eine Frage zu beantworten.

Einer Beschwörung, wie diese, vermag weder ein guter noch ein böser Geist zu widerstehen, und der Genius willigte mit allen Zeichen der Erschütterung und der Unterwerfung in das Begehren des Fischers.

Ich will wissen, fuhr der Fischer fort, ob Du, trotz Deiner ungeheuren Gestalt, wirklich in dem engen Raume dieses Gefässes eingeschlossen warst. Hier aber können weder Versicherungen noch Schwüre mich überzeugen. Die That selbst muß sprechen, und da Dein Eid Dich verbindet, mir meine Frage so zu beantworten, daß kein Zweifel übrig bleibt, so mußt Du Dir gefallen lassen, Dein voriges Gefängniß wieder einzunehmen.

Ohne Widerrede gehorchte der Genius dem Befehl seines Erretters. Seine Gestalt, nachdem sie sich aufgelöst hatte, verbreitete sich wie zuvor als ein dicker Rauch über Meer und Gestade, und indem sie sich wieder zusammen zog floß sie mit langsamer gleicher Bewegung in Einem Zuge in das offene Gefäß.

Ungläubiger Fischer! rief jetzt eine Stimme, zweifelst Du noch an dem, was Du zum zweyten Mahle siehest?

Der Fischer, statt dem Genius zu antworten,

ergriff den bleyernen Deckel, und machte durch die unüberwindliche Kraft des salomonischen Siegels den treulosen Geist aufs Neue zu seinem Gefangenen.

Nun, rief er, mächtiger Genius, nun ist die Reihe an Dir, den Tod zu wählen, dem Du den Vorzug gibst. Ich bin, mußt Du wissen, nicht weniger großmüthig, als Du. Doch es wird wohl am Besten seyn, ich versenke Dich wieder ins Meer, wo es am Tiefsten ist. Und für mich und meine Nachkommen will ich ein Haus an seinem Ufer bauen, um alle Fischer zu warnen, daß sie einen Bösewicht, wie Dich, der einen Eid geschworen hat, seinen Befreyer zu tödten, ja nicht wieder herausfischen.

Der Geist tobte fürchterlich in seinem Kerker, und suchte sich mit Gewalt die Freyheit zu verschaffen, die er kurz zuvor als ein ihm verhaßtes Geschenk verflucht hatte. Fischer! rief er endlich, sey nicht wunderlich, und laß mich los. Mit dem Umbringen war es mir nicht ernst, und ich wollte Dich nur zum Scherz ein wenig ängstigen.

Ich verstehe keinen Spaß, antwortete der Fischer, und bin nicht so dumm, Dir zu trauen.

Lieber, lieber Fischer! fuhr der Genius fort, Du bist ein gar zu wackerer Alter, und kannst unmöglich so hartherzig seyn.

Spare alle guten und alle bösen Worte, sprach der Fischer. Mein Entschluß ist so fest, als der Deinige. Oder glaubst Du etwa, ich habe Lust, von Dir behandelt zu werden, wie der Arzt Duban von jenem König? Ich will Dir doch einmahl die Geschichte als ein Bild Deines eigenen Undanks erzählen.

Der Arzt Duban und der griechische König.

Ein König in der Landschaft Suman, in Persien, dessen Unterthanen von den Griechen abstammten, hatte den Aussatz, und war bereits von seinen Aerzten, nachdem sie alle ihre Kunst an ihm erschöpft hatten, aufgegeben, als unvermuthet ein fremdes Mitglied ihrer Zunft, mit Nahmen Duban, bey Hofe erschien.

Dieser Arzt versprach den König zu heilen, ohne ihn nach der Weise gewöhnlicher Quacksalber mit innern, oder äußern Mitteln zu quälen. Er sollte weder einen Trank, noch Pillen verschlucken, und eben so wenig sollte eine Salbe, oder ein Pflaster gebraucht werden.

Das sonderbare Heilmittel war ein Malzeschlägel, in dessen ausgehöhltem Stiel sich eine Arzney befand.

Der Arzt ließ den Kranken zu Pferde

steigen, und nach einer Ebne reiten, wo er Malje spielen mußte.

Die Bewegung des Reitens, und die Anstrengung, mit welcher er die ihm von seinen Dienern zugeworfene Kugel mit dem Schlägel zurücktrieb, setzte seinen ganzen Körper in Schweiß, und beförderte die Wirkung der Arzney durch die Poren der Hand. Ein Bad, das ihm der Arzt nach geendigtem Spiel verordnete, vollendete die Kur, und als er am folgenden Morgen sein Lager verließ, sah er sich zu seiner unaussprechlichen Freude, und zum größten Erstaunen seines ganzen Hofs von seinem Aussatz vollkommen geheilt.

Der Arzt wurde mit verdienten Gnadenbezeugungen überhäuft. Der König ließ ihn mit sich allein an der Tafel speisen, und am Ende des Tags wurde er mit einem langen prächtigen Ehrenkleide geschmückt, und mit zweytausend Zechinen beschenkt.

Den ersten Geschenken folgten immer wieder neue, und der König wurde nicht müde, sich dankbar gegen seinen Erretter zu beweisen.

Aber wer kann die Gnade der Großen genießen, ohne beneidet zu werden?

Dem Vezier des Königs war Nichts so unerträglich, als die Gunst, in welcher der Arzt

bey seinem Herrn stand, und er dachte Tag und Nacht auf Mittel, ihn zu verderben.

Mit bedenklicher Miene näherte er sich dem König. Herr! sprach er, der Mann, dem Du Dein Vertrauen schenkst, ist ein Verräther. Er ist aus dem entferntesten Winkel Griechenlands in keiner andern Absicht an Deinen Hof gereist, als um Dir das Leben zu nehmen.

Bedenke wohl, was Du sagst, erwiederte der König. Wie sollte der Mann mir nach dem Leben trachten, der mir es kürzlich gerettet hat? Wollte er meinen Tod, was brauchte er weiter, als mich meiner Krankheit zu überlassen? Aber was streite ich mich lange mit Dir? Der Neid macht Dich zum Verläumder, und Du sollst es nicht dahin bringen, daß ich die Reue jenes Mannes empfinde, dessen Geschichte ich Dir erzählen will.

Der Mann und sein Papagay.

Ein guter ehrlicher Mann, so begann der König seine Erzählung, besaß einen Papagey, der nicht bloß reden konnte, sondern sogar die Gabe hatte, von Allem, was in seiner Gegenwart vorgegangen war, Rechenschaft zu geben.

Zum Unglück für den Vogel hatte der Mann zugleich eine schöne Frau, die er sehr liebte, und diese warf einen tödtlichen Haß auf den

Vogel, weil er ihrem Manne, als er von einer Reise zurück kam, gewisse Geheimnisse entdeckte, die keine Frau ihren Mann gern wissen läßt.

Die Frau beschloß sich an dem Vogel zu rächen, und bey der ersten Reise ihres Mannes befahl sie einer ihrer Sclavinnen, unter dem Käfich des Vogels eine Handmühle zu drehen. Eine zweyte mußte Wasser über den Käfich sprengen, und eine dritte wendete rechts und links vor den Augen des Vogels einen Spiegel gegen ein brennendes Licht.

Als der Mann am folgenden Tage zurückkam, ermangelte er nicht, den Papagey zu fragen, was während seiner Abwesenheit im Hause vorgegangen sey. Ach, lieber Herr! antwortete der Vogel, ich habe die ganze Nacht so viel vom Blitz, Donner und Regen ausgestanden, daß ich gar Nichts sehen und hören konnte, und da der Mann wohl wußte, daß es die ganze Nacht weder geblitzt, noch gedonnert, noch geregnet hatte, so glaubte er, der Papagey habe ihn nicht nur jetzt, sondern auch das erste Mahl belogen, und in der ersten Hitze brachte er der Unschuld seiner Frau den vermeinten Verläumder zum Opfer.

Der unbesonnene Thor! Er hatte nur zu bald Ursache, seine Uebereilung sich reuen zu

lassen, indem einige Nachbarn ihn durch gewisse Entdeckungen, die nur zu genau mit der Aussage des Vogels übereinstimmten, vollkommen überzeugten, wie nützlich ihm die Dienste des Papageys noch bis auf diese Stunde seyn würden.

Der Vezier ließ sich durch diese Geschichte nicht irre machen. Er stellte seinem Herrn vor, wenn es auf die Sicherheit eines Königs ankomme, so gelte Verdacht für Gewißheit. Herr, sprach er endlich, nur meine unerschütterliche Treue und Ergebenheit zwingt mich, Dir einen so heilsamen Rath zu geben, und wird er falsch von Dir erfunden, so verdiene ich nicht gelinder, als weiland jener Vezier, bestraft zu werden.

Durch welche That hatte denn, fragte der König, dieser Vezier die Strafe verdient, die er erfuhr?

Willst Du die Gnade haben, mich anzuhören, antwortete der Vezier, so will ich Dir seine Geschichte erzählen.

Der bestrafte Vezier.

Einem Vezier, so erzählte der Höfling, war befohlen, den Sohn seines Königs, so oft er auf die Jagd ging, die er mit Leidenschaft

liebte, zu begleiten, und ihn nie aus den Augen zu lassen.

Diese Pflicht verabsäumte er nur ein einziges Mahl, und setzte durch diese Unvorsichtigkeit das Leben des zarten und unerfahrenen Prinzen in die größte Gefahr.

Der Prinz war nähmlich beym Verfolgen eines Wilds von dem Weg abgekommen, und stieß in der Irre auf eine Dame von großer Schönheit, die bitterlich weinte.

Der Prinz fragte die Dame wer sie sey, und ob sie seiner Hülfe bedürfe. Ich bin, antwortete sie, die Tochter eines Königs von Indien, und mein Pferd hat mich, als ich im Reiten einschlief, abgeworfen, und ist durchgegangen.

Voll Mitleid nahm der Prinz die Dame auf sein eigenes Pferd, um sie nach Hause zu bringen. Allein als der Weg bey einer alten Mauer vorbey ging, begehrte die Dame abzusteigen. Der Prinz, nachdem sie hinter der Mauer verschwunden war, stieg ebenfalls ab. Als er sich aber vorsichtig der Mauer näherte, vernahm er mit Entsetzen die Dame hinter derselben die Worte sprechen: Freuet Euch meine Kinder! Ich bringe Euch einen hübschen und wohlbeleibten Jüngling. Wo ist er, Mama?

riefen die Kinder. Laß uns ihn gleich aufessen! Wir sind hungrig.

Der Prinz, der jetzt sah, daß er sich in der Gewalt einer Ogerinn, oder des Weibs eines menschenfressenden Waldgespensts befand, schwang sich auf sein Pferd, und jagte, trotz dem Nachruf der Menschenfresserinn, daß er Nichts von ihr zu furchten habe, über Stock und Stein davon. Als er aber seinem Vater sein Abenteuer erzählte, ließ dieser den Vezier, nachdem er ihm seine Nachläßigkeit mit zornigen Worten vorgeworfen hatte, auf der Stelle erwürgen.

Herr! fuhr der Vezier des griechischen Königs fort, um auf den Arzt Duban zurückzukommen, das Vertrauen, das Du ihm schenkst, wird Dir das Leben kosten. Ich weiß von guter Hand, daß er ein Verräther ist, den man abgeschickt hat, um Dich zu ermorden. Er habe Dich geheilt, sprichst Du. Aber wer weiß, ob die Heilung nicht bloß scheinbar ist, oder ob sein Mittel über kurz oder lang nicht Wirkungen äußert, die schlimmer sind, als die Krankheit selbst.

Diese Rede verfehlte bey dem König, der nicht sonderlich viel Verstand besaß, ihre Wirkung nicht. Du hast Recht, Vezier! sprach er, es ist möglich, daß man ihn abgeschickt hat,

mich ums Leben zu bringen, und wem ist es leichter, einen solchen Auftrag auszuführen, als einem Arzt? Wir müssen nachdenken, was bey diesen Umständen zu thun ist.

Herr! erwiederte der Vezier, es bleibt gar Nichts übrig, als daß Du sogleich den Arzt Duban rufen lässest, um ihm den Kopf abzuschlagen.

Der arme Duban wurde also gerufen, und was gleicht seinem Erstaunen, als er hörte, daß er seinen Kopf verlieren sollte? Herr! sprach er, warum soll ich sterben? Welches Verbrechen habe ich begangen?

Ich weiß, erwiederte der König, daß Du ein Verräther bist, der mir das Leben nehmen will. Aber ich will Dir zuvorkommen. Mit diesen Worten befahl er dem Scharfrichter, sein Amt zu thun.

Der Arzt überzeugte sich jetzt, daß er bey dem schwachen König verleumdet worden sey, und bereute sehr, ihn geheilt zu haben. Belohnst Du auf diese Art, rief er, den Dienst, den ich Dir leistete?

Der König, ohne ihn anzuhören, befahl zum zweyten Mahl dem Scharfrichter, zuzuhauen.

Der Arzt nahm jetzt seine Zuflucht zum Bitten, und vertheidigte sich mit so vieler Beredsamkeit, daß selbst die anwesenden Höflinge

zum Mitleid bewegt wurden, und sich gegen den König erbothen, für seine Unschuld zu haften.

Der König blieb unbeweglich und der Arzt, der mit verbundenen Augen auf den Knien lag, wandte sich noch einmahl an ihn. Herr! sprach er, da Du mein Todesurtheil nicht widerrufen willst, so erlaube mir wenigstens erst nach Hause zu gehen. Ich will Abschied von den Meinigen nehmen, und mein Begräbniß veranstalten. Ich möchte ferner vor meinem Tode noch Almosen austheilen, und zugleich Sorge tragen, daß meine Bücher an solche Leute kommen, die Gebrauch davon zu machen wissen. Unter diesen Büchern habe ich das merkwürdigste für den Schatz Deiner Majestät bestimmt. Es ist von unschätzbarem Werth, und verdient mit der größten Sorgfalt von Dir aufbewahrt zu werden.

Und worin besteht denn der Werth dieses Buchs? fragte der König.

Herr, antwortete der Arzt, unter andern Eigenschaften besitzt es auch diese, daß wenn man es beym sechsten Blatt öffnet, und die dritte Zeile der linken Seite liest, mein abgehauener Kopf alle ihm vorgelegten Fragen beantwortet.

Die Neugierde des Königs siegte über den Wunsch, den Verurtheilten je eher je lieber aus

der Welt zu schaffen, und Duban wurde also mit einer guten Bedeckung nach Hause gebracht, um seine letzten Geschäfte zu vollziehen.

Am Tage der Hinrichtung versammelte die Begierde, Zeugen des verheißenen Wunders zu seyn, die Veziere, die Emirn, die Kriegsobersten, mit Einem Worte, den ganzen Hof, in dem Audienzsaale des Königs.

Der Arzt Duban mit einem großen Buch in der Hand, wurde vor die Stufen des Throns geführt. Hier ließ er sich eine große Schüssel bringen, über welche er das Tuch breitete, worein das Buch gewickelt war. Dieses überreichte er dem König, und sagte ihm, er möchte seinen Kopf, sobald er abgehauen sey, in die Schüssel auf die Decke des Buchs stellen lassen. Das Blut, setzte er hinzu, wird dann sogleich zu fließen aufhören, und sobald Deine Majestät das Buch öffnet, wird mein Kopf alle Deine Fragen beantworten. Aber fuhr er fort, ich bitte noch einmahl um Gottes willen, schone meines Lebens! Ich schwöre, daß ich unschuldig bin.

Du bittest umsonst, erwiederte der König. Ich wäre ja ein Thor, einen Kopf auf seinem Rumpfe zu lassen, der mir, wenn er abgehauen ist, zu reden verspricht.

Nach diesen Worten winkte er dem Scharf-

richter, und dieser bediente sich seines Schwerts mit so vieler Geschicklichkeit, daß der Kopf gerade in die Schüssel flog.

Man stellte ihn auf die Decke des Buchs und zum größten Erstaunen des Königs und aller Anwesenden öffnete er sogleich die Augen, und fing an zu reden. Deine Majestät, sprach er zum König, geruhe das Buch zu öffnen.

Der König fand das erste Blatt an dem zweyten fest angeklebt. Um also beyde zu trennen, benetzte er den Finger mit den Lippen, und verfuhr auf gleiche Weise bey den folgenden, bis zum sechsten. Da aber auf diesem keine Schrift zu sehen war, so sprach er zum Kopf: Hier steht ja Nichts geschrieben. Schlage noch einige Blätter um, antwortete der Kopf. Der König gehorchte, und steckte bey jedem Blatte den Finger in den Mund. Endlich wirkte das starke Gift, mit welchem die Blätter getränkt waren. Der König bekam Verzuckungen, und sank am Fuße des Thrones nieder.

Tyrann! rief jetzt der Kopf dem sterbenden König zu, ernte den Lohn Deiner Ungerechtigkeit und Deiner Grausamkeit! Die Unschuld wird früh oder spät an ihren Verfolgern gerächt. Mit diesen Worten schloß der Kopf

seinen Mund auf ewig, und auch der König hauchte seinen letzten Athem aus.

Gestehe selbst, sprach der Fischer nach Endigung seiner Geschichte zu dem Genius, gibt es eine größere Aehnlichkeit, als zwischen Dir und dem undankbaren griechischen König? Gleich ihm verschlossest Du Dein Herz den Bitten Deines Wohlthäters. Er büßte sein Verbrechen mit seinem Leben, und da ich Dir das Deinige nicht nehmen kann, so will ich Dich, indem ich Dich wieder ins Meer werfe, wenigstens außer Stand setzen, es zu mißbrauchen.

Fischer, mein Freund! rief der Genius, ich beschwöre Dich noch einmahl, verfahre nicht so grausam mit mir. Bedenke, wie unedel die Rache, und wie rühmlich es dagegen ist, Böses mit Gutem zu vergelten. Verfahre nicht, sprach er endlich so mit mir, wie Imma einst mit Ateka. Und wie, fragte der Fischer, verfuhr denn Imma mit Ateka? Glaubst Du, erwiederte der Geist, in diesem engen Gefäß könne Unser einer noch in der Laune seyn, Mährchen zu erzählen? Setze mich erst in Freyheit, und Du sollst so viele von mir hören, als Du Lust hast.

Mit nichten! erwiederte der Fischer. Ich danke für Deine Mährchen, und statt länger

mit Dir zu plaudern, will ich Dich in den Abgrund des Meers stürzen.

Noch ein Wort! rief der Genius. Bedenke, was Du thust! Bist Du nicht ein Bettler, der heute so wenig weiß, als morgen, wo er Brot für Weib und Kinder nehmen soll? Bist Du vernünftig, so will ich aller Deiner Noth ein Ende machen.

Jetzt hatte der Geist die rechte Seite berührt. Der Fischer bedachte, daß er bereits vier Mahl sein Netz ausgeworfen habe. Er hatte Nichts gefangen, und ein weit fürchterlicher Unhold, als dieser Genius, der Hunger, drohte ihn über kurz oder lang aufzureiben. Deine Verheißungen, sprach er, ließen sich hören, wenn man Dir trauen dürfte. Schwöre mir also, treulich zu erfüllen, was Du versprichst, und ich will das Gefäß öffnen. Du wirst doch hoffentlich nicht so frech seyn, Deinen Eid zu brechen!

Der Genius schwor, und nach abgenommenem Deckel verließ er auf dieselbe Art, wie das erste Mahl das Gefäß. Er stieg als Rauch empor, und zog sich zu seiner gewöhnlichen Gestalt zusammen.

Der erste Gebrauch, den der Genius von seiner Freyheit machte, war, daß er das Gefäß mit dem Fuß ins Meer schleuderte. Dieses

Beginnen machte den Fischer mißtrauisch. Was machst Du, Genius? rief er, willst Du etwa Deinen Eid nicht halten? Sey ruhig! erwiederte der Genius lachend. Ich wollte mich nur ein wenig an Deiner Furcht belustigen. Um Dich zu überzeugen, daß ich Dir Wort halten will, nimm Dein Netz, und folge mir.

Der Fischer gehorchte. Der Geist nahm seinen Weg an der Stadt vorbey, erstieg einen hohen Berg, und gelangte von diesem mit seinem Begleiter in eine weite Ebene. Hier befand sich zwischen vier Hügeln ein Teich, der von rothen, weißen, blauen und gelben Fischen wimmelte.

Hier, Alter! sprach der Genius, wirf Dein Netz aus, und laß sehen, was Dir Dein gutes Glück beschert.

Der Fischer gehorchte, und fand zu seiner großen Freude von jeder Farbe einen Fisch in seinem Netz.

Nimm diese Fische, sprach der Geist, und bringe sie Deinem Sultan. Er wird Dir mehr Geld dafür geben, als je ein Fischer mit Augen gesehen hat. Hast Du Lust, öfter zu kommen, so will ich Dir es nicht wehren. Aber hüthe Dich, Dein Netz mehr als Ein Mahl des Tags auszuwerfen, wenn Du es nicht schwer bereuen willst.

Mit diesen Worten stampfte der Genius mit dem Fuß auf die Erde, und verschwand.

Der Sultan betrachtete die vier Fische mit großem Erstaunen. Er ließ dem Fischer vierhundert Goldstücke dafür bezahlen, und der Großvezier trug sie in eigener Person in die Küche.

Die Köchinn des Sultans, nachdem sie die Fische gereinigt hatte, setzte sie in der Pfanne über das Feuer, um sie zu braten. Aber o Wunder! als sie die halbgebratenen Fische umwendete, öffnete sich plötzlich die Mauer, und ein Frauenzimmer von unbeschreiblicher Schönheit trat heraus. Diese Dame, die in ein egyptisches Gewand von geblümtem Atlas gekleidet war, und schimmernde Ohrringe, nebst einem Halsschmuck von großen Perlen, und goldenen, mit Rubinen besetzten Armbändern trug, näherte sich, ohne auf die Anwesenden zu achten, der Pfanne mit den Fischen und schlug einen derselben mit einer Ruthe, die sie in der Hand hatte. Fisch! Fisch! sprach sie zugleich, thust Du Deine Pflicht? Als der Fisch Nichts antwortete, wiederhohlte sie ihren Schlag und ihre Frage, und plötzlich richteten alle vier Fische ihre Köpfe empor, und sprachen mit vernehmlicher Stimme: Ja, ja! Wenn Ihr Eure Schulden bezahlt, so bezahlen wir die unsrigen.

Wenn Ihr flieht, so siegen wir, und sind vergnügt.

Bey dieser mystischen Antwort stürzte die Dame die Bratpfanne um, und verschwand wieder durch die Oeffnung der Mauer.

Als die Köchinn des Sultans sich von ihrem Schrecken und von ihrem Erstaunen erhohlt hatte, nahm sie die Fische, die ins Feuer gefallen waren, auf. Aber was gleicht ihrer Verzweiflung, als sie Kohlen statt der Fische aus der Asche hervorzog? Ach! sprach sie jammernd, was wird aus mir werden? Wird der Sultan nicht glauben, ich erzähle ihm ein Mährchen, und mich seinen ganzen Zorn fühlen lassen?

Der Großvezier, welcher kam, um nach den Fischen zu fragen, unterbrach ihr Jammergeschrey. Er wunderte sich nicht wenig über ihre Erzählung, und erfand eine Entschuldigung, um den Sultan zufrieden zu stellen, wenn die Fische nicht auf die Tafel kämen. Zugleich ließ er den Fischer rufen. Fischer! sprach er, als dieser erschien, bringe mir noch einmahl vier Fische, wie die vorigen, die Du dem Sultan brachtest. Es ist mit diesen ein Unglück geschehen, daß sie nicht auf die Tafel gebracht werden konnten.

Der Fischer versprach die Fische am andern

Tage zu bringen, und hielt Wort. Der Großvezier schloß sich mit der Köchinn ein, und es erfolgte vor seinen Augen genau die gestrige Scene. Die schöne Dame kam aus der Mauer gesprungen; sie schlug einen der Fische mit ihrem Myrthenstängel; sie fragte und fragte wieder; sie stieß nach erhaltener Antwort die Pfanne um, und nahm ihren Rückzug abermahl durch die Mauer.

Diese Geschichte, sprach der Großvezier, ist so wunderbar, daß ich nicht genug eilen kann, sie dem Sultan anzuzeigen.

Der Sultan vernahm seine Erzählung mit dem größten Erstaunen. Ich muß das Wunder selbst sehen, sprach er. Man hohle sogleich den Fischer.

Der Fischer kam, und versprach nach drey Tagen wieder vier neue Fische, wie die vorigen zu bringen. Als der Sultan sie empfing, ließ er sie in seinem Kabinett durch den Großvezier zubereiten. Schon lagen sie in der Pfanne, schon waren sie halb gebraten, und der Sultan, der kein Auge von der Mauer verwandte, sah diese plötzlich sich öffnen. Aber statt der schönen Aegyptierinn sprang ein ungeheurer schwarzer Riese hervor. Dieser Knochenberg, der Sclavenkleider trug, versetzte mit dem dicken grünen Stock, mit welchem er bewaffnet,

war, einem der Fische in der Pfanne einen Schlag, und sprach mit donnernder Stimme: Fisch, Fisch! thust Du Deine Pflicht? Ja, ja! antworteten die Fische sogleich, wir thun unsere Pflicht Wenn Ihr rechnet, so rechnen wir. Wenn Ihr Eure Schulden bezahlt, bezahlen wir die unsrigen. Wenn Ihr fliehet, so siegen wir, und freuen uns. Auch das Umstoßen der Pfanne ahmte der häßliche Mohr der Dame nach. Mit einem grimmigen Gesicht verschwand er hinter der Mauer, und die Fische fand man nach seinem Verschwinden gleich den vorigen in Kohlen verwandelt.

Vezier! sprach jetzt der Sultan, ich wollte ich hätte Nichts gesehen. Von nun an ist es mit meiner Ruhe am Ende. Was bedeuten die Fische? Was will der Kerl, der aus der Mauer springt, und sie über ihre Pflicht ausfragt? Was soll ich aus ihrer Antwort machen? Es wird schwer halten, diese Geheimnissezu erforschen, und das Nachsinnen über dieselben bringt mich um den Verstand. Aber gewiß hat der Zufall mich nicht umsonst zum Augenzeugen so unglaublicher Dinge gemacht. Vielleicht ist es ein Aufruf, Unglucklichen zu Hulfe zu kommen, oder irgend eine Schandthat zu rächen, die im Finstern begangen wurde. Genug, wir mussen Allem nachspuren, was uns aus dem Traum

helfen kann, und ich kann nicht schnell genug der qualvollen Ungewißheit los werden.

Der entschlossene Sultan ließ sogleich den Fischer rufen, und sein Erstaunen stieg noch mehr, als dieser ihm auf seine Frage, wo er die verdächtigen Fische gefangen habe, eine Gegend beschrieb, die, ungeachtet sie nicht weiter als drey Stunden von seiner Hauptstadt entfernt seyn sollte, weder er, noch irgend ein Mensch an seinem Hofe jemahls gesehen hatte.

Noch in derselben Stunde warfen sich die Hofleute auf Befehl des Sultans auf ihre Pferde, und ehe die Sonne unterging, stand die Karavane am Ufer des Teichs mit den blauen, rothen, gelben und weißen Fischen.

Alle waren außer sich vor Verwunderung, in dieser Nähe eine ihnen ganz fremde Gegend zu finden. Die Ebene, die vier Hügel, der Teich, kein Mensch hatte sie jemahls gesehen, und eben so fremd waren Jedem die Fische mit den vier verschiedenen Farben, die in dem kristallhellen Wasser des Teichs stets sichtbar blieben.

Diese Geheimnisse, sprach endlich der Sultan zu den anwesenden Emiren und übrigen Hofleuten, muß ich ergründen, es koste was es wolle, und ohne sich an ihr Warnen und Bitten zu kehren, ließ er sogleich ein Lager

aufschlagen, in welchem sein Gefolge seine Zurückkunft erwarten sollte.

Kaum war es Nacht geworden, als der Sultan den Großvezier in sein Zelt rufen ließ. Vezier! sprach er, der schwarze Riese und die blauen, rothen, weissen und gelben Fische mit ihrem wunderlichen Weidspruch lassen mich nicht schlafen. Diese Gegend selbst ist ein Wunder, und ihr Anblick macht Einen glauben, es stehe der Welt eine neue Schöpfung bevor, wovon man hier eine Probe im Kleinen sehe. Kurz, Alles, was meinen Augen begegnet, ist außerordentlich, und läßt das Außerordentlichste ahnden. Sage mir also kein Wort gegen meinen Entschluß. Er ist unerschütterlich. Ich will, ich muß jeden Winkel dieser geheimnißvollen Gegend kennen lernen, und jetzt, in diesem Augenblicke bin ich aufzubrechen entschlossen.

Mit diesen Worten ergriff der Sultan seinen Säbel, und nachdem er dem bestürzten Großvezier befohlen hatte, seine Entfernung dem Volke geheim zu halten, und vorzugeben, daß er von einer Krankheit befallen worden sey, verließ er ohne alle Begleitung das Lager.

Ein Hugel, den der einsame Wanderer mit leichter Mühe erstieg, führte ihn in eine Ebene, und beym Aufgang der Sonne erblickte er in der Ferne ein großes Gebäude, welches er, als

er näher hinzukam, für einen prächtigen Pallast, oder vielmehr für ein sehr festes, mit feinem Stahle gedecktes Schloß erkannte. Er trat an die Pforte, und ungeachtet einer ihrer beyden Flügel offen stand, hielt er es doch nicht für räthlich, einzutreten, ohne erst anzuklopfen. Er that es zum ersten, zum zweyten, und zum dritten Mahle, aber Niemand ließ sich hören. Sollte er sich dennoch hineinwagen? Wohl, dachte er. Gegen Feinde von Fleisch und Bein verließ er sich auf sein Schwert, und gegen Geister auf den Schutz des Himmels, auf den jeder gute Muselmann Anspruch zu machen hat. Er trat also unter die Halle, und rief: Ist Niemand hier, um einen vorüberreisenden Fremdling zu empfangen, der um Erfrischungen bittet? Aber ihm antwortete nur der Wiederhall. Er ging weiter, und kam in einen geräumigen Hof, in welchem die nähmliche Todtenstille herrschte. Er durchwanderte Saal um Saal, von welchen immer einer den andern an Pracht übertraf, und welchen Nichts fehlte, als Bewohner. Diese Säle führten in einen größern, der alle übrigen verdunkelte. Ein großes Becken in seiner Mitte war von vier goldenen Löwen umgeben, die Wasser wie Diamanten und Perlen aus ihrer Kehle spritzten. Ein Wasserstrahl, der aus der Mitte des Beckens

aufstieg, und fast die Höhe des nach arabischer Art bemahlten Gewölbes erreichte, vollendete die Pracht.

Drey Seiten des Schlosses waren von einem Garten umgeben, den Blumenbeete, Wasserbehältnisse, Lustwäldchen und tausend natürliche und künstliche Annehmlichkeiten zum reitzendsten Ort der Welt machten. Seine Bäume waren von zahllosen Vögeln bewohnt, deren Gesang gar nicht aufhörte, das Ohr des Wanderers zu ergetzen.

Jetzt befand sich der Sultan am Ziel seiner Wanderung. Ermüdet nahm er von einem offenen Kabinet, das die Aussicht nach dem Garten hatte, Besitz, und indem er sich in Betrachtungen über die Wunder, die ihn hieher gebracht hatten, und über die neuen, die ihn hier zu erwarten schienen, vertiefte, kam es ihm plötzlich vor, als hörte er eine Stimme, die bald sanft klagte, bald in ein lautes Jammern ausbrach. Er lauschte mit zurückgehaltenem Athem. Bald wurden die Töne stärker, und er vernahm ganz deutlich die Worte: Grausames Schicksal, das mich zum elendesten aller Menschen gemacht hat! Höre auf, mich zu verfolgen, und wehre dem Tod nicht länger, meine Leiden zu endigen!

Schnell erhob der Sultan sich von seinem

Sitz, um dem Orte zuzueilen, woher die jammernden Töne zu kommen schienen. Er näherte sich einem Vorhang, der den Eingang eines großen Saals bedeckte, und als er ihn zurückzog, o Himmel, welch ein Anblick stellte sich ihm dar! Ein aufs reichste gekleideter junger Mann saß auf einem Throne, und zeigte die Spuren des tiefsten Leidens in seinem Gesicht.

Der Sultan grüßte ihn, und der junge Mann dankte mit einer ehrerbiethigen Neigung des Haupts. Verzeihe, sprach er, daß ich nicht aufstehe, um Dich zu empfangen. Aber Du findest mich in einem Zustande, der mich nur zu sehr entschuldigt.

Daß Du unglücklich bist, erwiederte der Sultan, sagt mir Dein Anblick nur zu deutlich. Aber welche Unfälle sind Dir begegnet? Ohne Zweifel hängt Deine Geschichte mit dem Teiche, der vor dem Schlosse hier liegt, zusammen. Erzähle mir sie, ich bitte Dich! Es ist nicht Neugierde, es ist Theilnahme an Deinem Leiden, warum ich sie wissen will. Ich bin ein schwacher Sterblicher, und den Launen des Geschicks so gut unterworfen, als Du. Aber Du siehst mich bereit, mein Leben für Dich zu wagen.

Statt auf diese Anrede zu antworten, fing der junge Mann an bitterlich zu weinen. Der

Sultan, ohne noch die Ursache seines Kummers zu wissen, vermischte seine Thränen mit den Thränen des Unglücklichen, und drang aufs Neue in ihn, sich ihm zu entdecken.

Der Unbekannte konnte vor Schluchzen nicht reden. Aber er schlug seinen Mantel zurück, und winkte dem Sultan, näher zu kommen.

Gerechter Himmel! rief der Sultan, als er bey dem jungen Mann die Entdeckung machte, daß der untere Theil seines Körpers in schwarzen Marmor verwandelt war, gerechter Himmel! täuscht irgend ein Blendwerk meine Sinne? Kaum glaube ich, was ich sehe. O rede, rede, wenn Du nicht willst, daß ich an meinem eigenen Daseyn zweifle! Wer bist Du? Wie kommst Du hieher? Und vor allen Dingen, wer ist das Ungeheuer, das Dich so mißhandelte? Es sey ein Mensch, es sey ein Teufel, ich nehme es mit ihm auf.

Ich will reden, antwortete der junge Mann. Aber wenn Du jetzt siehst und nicht glaubst, so wirst Du hören, und abermahl nicht glauben. Meine Geschichte, die wildeste Einbildungskraft kann sie nicht schrecklicher erfinden, scheint gemacht, daß ein Verdammter sie dem Andern erzähle, um ihn und sich selbst eine neue Art von Marter empfinden zu lassen. Doch Du hast ein menschliches Herz, und das Mitleid

ist stärker, als das Entsetzen. Höre also, wie mein feindseliges Gestirn sich der Liebe selbst zum Werkzeug bediente, um mich zum elendesten aller geschaffenen Wesen zu machen.

Geschichte des Königs der schwarzen Inseln.

Ich bin, so begann der junge Mann seine Erzählung, der König der schwarzen Inseln, und der Teich, den Du gesehen hast, war die Hauptstadt meines Reichs.

Bald nachdem ich meinem Vater in der Regierung gefolgt war, vermählte ich mich mit einem Mädchen, von dem ich wähnte, daß ihre Schönheit von ihren Tugenden noch übertroffen würde.

Fünf Jahre lang machte mich ihr Besitz zum glücklichsten aller Sterblichen. Aber plötzlich weckte mich ein Zufall aus meinem schönen Traume. Einst an einem warmen Nachmittage hatte ich mich auf ein Sopha geworfen, um ein wenig zu ruhen. Zwey Frauenzimmer meiner Gemahlinn beschäftigten sich, mir mit dem Fächer Luft zuzuwehen, und die Fliegen abzuwehren. Da sie glaubten, ich schliefe, so unterhielten sie sich ganz unbefangen mit einander. Hat, sagte die Eine, unsere Königinn nicht unrecht, einen Mann, wie

diesen, nicht zu lieben? Ja wohl, war die Antwort, aber was ich eben so wenig begreife, ist, daß der gute König nicht merkt, daß sie sich alle Nacht von seiner Seite wegschleicht, und ihn allein läßt. Wer merkt noch, versetzte die Erste, was um ihn vorgeht, wenn der Schlaftrunk, den man ihm beybringt, kräftig genug ist?

Weiter hörte ich Nichts mehr, weil mir alle Sinnen vergingen. Und dieser Betäubung allein verdanke ich es, daß es mir möglich war, die Bewegungen in meinem Innern vor den beyden Weibern zu verbergen.

Betrogen, verrathen! rief ich, als ich wieder zu mir selbst kam, und von wem? Von ihr, mit der ich die Treue in eigener Person geheirathet zu haben glaubte! O es ist nicht möglich! Sie ist rein, sie ist ohne Flecken! Treulos, dieses Geschöpf! Wahnsinniger! nicht sie ist treulos, Du bist es, weil Du einen Augenblick an ihrer Tugend zweifeltest. Und doch, die Schale, die sie mir immer beym Nachtessen reicht, und der Schlaf, der sich bald darauf meiner zu bemächtigen pflegt? Wohlan, ich will sehen, untersuchen! Untersuchen? Sehen? Aber werde ich mir selbst glauben? Und wenn Nichts mehr mich zweifeln läßt, werde ich die

Treulose strafen, werde ich sie hassen können? O ich werde verzweifeln, und sie lieben.

Die widersprechendsten Gefühle bestürmten mich. Ich brach in die höchste Wuth aus, und einen Augenblick nachher zerschmolz ich in Thränen. Bald schwor ich ihr den Tod, bald wollte ich meinem eigenen Leben ein Ende machen.

Endlich kam die Nacht, der ich bald Flügel, bald Bley an die Füße gewunscht hatte. Wie gewöhnlich nahmen meine Gemahlinn und ich unsere Mahlzeit zusammen ein, und sie wußte sich während derselben so gut zu verstellen, daß nicht viel fehlte, ich hätte die Schale, die sie mir auch jetzt wieder am Schlusse der Mahlzeit reichte, abermahl ausgetrunken. Allein da ihre Miene, die mir Unruhe und Ungeduld auszudrucken schien, neuen Argwohn bey mir erregte, so goß ich das Wasser schnell und unvermerkt durchs Fenster, und um sie desto sicherer zu machen, gab ich ihr die leere Schale zurück.

Wir hatten uns kaum niedergelegt, als sie untersuchte, ob ich schlafe. Es ward mir leicht, sie zu täuschen, und sie verließ mich eilend mit den Worten. Schlafe, und möchtest Du nie wieder erwachen!

Sobald die Königinn, fuhr der König der schwarzen Inseln in seiner Erzählung fort, das

Zimmer verlassen hatte, kleidete ich mich an, um ihr zu folgen. Ich blieb ihr so nahe, als möglich. Sie ging durch verschiedene Thüren, die sie mit magischen Worten öffnete, bis sie in den Garten gelangte. Hier folgte ich ihr, aus Furcht von ihr bemerkt zu werden, anfänglich bloß mit den Augen. Sie nahm ihren Weg durch ein kleines Gehölz, dessen Alleen ein Zaun von sehr dicken Pfählen undurchsichtig machte. Ich schlug einen andern Gang dahin ein, und sah sie bey meiner Ankunft mit einem Manne Arm in Arm lustwandeln. Der Liebhaber hatte ihr, wie ich aus ihren Worten schloß, Vorwürfe gemacht, daß sie zu lange zögere, mich aus dem Wege zu räumen. Deine Klagen, sprach sie, über meine Saumseligkeit sind ungerecht. Du weißt ja, was mich abhält. Verlangst Du, fuhr sie fort, noch größere Beweise meiner Libe, als die bisherige, so rede! Ehe die Sonne aufgeht, soll, wenn Du willst, diese schöne Stadt unter ihren eigenen Trümmern begraben, und nur von Wolfen und Bären, von Raben und Eulen bewohnt seyn. Oder soll ich gar ihre Mauern den Gränzen der bewohnten Welt entrücken? Ich bin bereit, aus Liebe zu Dir mit allen Elementen zu kämpfen, und der Unmöglichkeit selbst Trotz zu biethen.

Mit Mühe hatte ich bisher den Ausbruch des höchsten und gerechtesten Zorns unterdruckt. Nun aber, als eben das nichtswürdige Paar an dem Hinterhalt, der mich verbarg, vorüberging, versetzte ich ungesehen dem Liebhaber mit meinem Säbel einen Streich, der ihn zu Boden stürzte, und mich hoffen ließ, er werde nie wieder aufstehen.

O hätte ich doch die Verworfene dem Verworfenen nachgeschickt! Aber noch immer verblendete mich meine thörichte Liebe, und noch immer hielt ich es für möglich, ihr Herz wieder zu gewinnen, und sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Ich war fünf Jahre lang so glücklich gewesen, als die Seligen des Paradieses es seyn können, und die Schöpferinn dieses Glücks hätte ich vernichten sollen?

Am folgenden Morgen erschien die Zauberinn in Trauerkleidern vor mir, und rechtfertigte diesen Anzug durch den Tod ihres Vaters, ihrer Mutter, und ihres jüngsten Bruders, die, wie sie sagte, zu gleicher Zeit das Zeitliche gesegnet hätten. Ob ich gleich wußte, um wen sie Leid trug, so bezeugte ich ihr doch meine Theilnahme an ihrem Verlust, und in der That hätte ihr Schmerz nicht größer seyn können, wenn der Tod ihr wirklich Aeltern und Geschwister geraubt, oder sie gar zur kinderlosen

Mutter gemacht hatte. Sie besaß Gewalt genug, ihren Liebhaber, zwar nicht zu heilen, aber doch ihm ein Leben zu erhalten, das kaum noch diesen Nahmen verdient. Er liegt ohne Bewußtseyn, der Sprache beraubt, ohne das Vermögen zu gehen, oder sich nur von seinem Lager zu erheben, und halberstorbene Blicke sind das einzige Zeichen, wodurch er sich von einem wirklichen Todten unterscheidet.

Ein ganzes Jahr verging der Königinn unter Thränen und Wehklagen, ohne daß sie während dieser Zeit auch nur ein einziges Mahl ihr Zimmer verließ. Endlich aber erschien sie wieder vor mir, und bath mich um die Erlaubniß, im Bezirk des Pallasts ihr Begräbniß bauen zu lassen. Ich konnte ihr Nichts abschlagen, und hoffte zugleich sie durch Großmuth zu gewinnen. Statt des Begräbnisses ließ ich also einen prächtigen Pallast aufführen, den ich ihr zum Geschenk machte. Diesen Pallast machte sie zur Wohnung meines Nebenbuhlers, und gab ihm den Nahmen Pallast der Thränen. Ihr Schmerz und ihre Liebe schienen noch immer zu wachsen, und der halbtodte Leichnam wurde täglich zwey Mahl von ihr besucht. Bey einem dieser Besuche überraschte ich sie einst, und suchte mit sanftem Ernst sie von der Unschicklichkeit und Unanständigkeit

ihres Betragens zu überzeugen. Aber statt Scham, oder Bestürzung zu zeigen, machte sie mir Vorwürfe, daß ich einen so heiligen Schmerz wie den ihrigen, nicht ehre, und versicherte mich, ihre Trauer um den Freund ihrer Seele würde nur mit ihrem Leben endigen.

Von jetzt an überließ ich sie zwey volle Jahre ungestört der Gesellschaft ihres jämmerlichen Geliebten. Endlich aber, da Liebe und Eifersucht aufs Neue in mir erwachten, belauschte ich sie eines Tags wieder in ihrem schwarzen Pallast, und war Zeuge, wie sie das Scheusal, das nur die wahnsinnigste Leidenschaft ohne Schauder betrachten konnte, mit Liebkosungen überhäufte, und ihm die zärtlichsten Nahmen gab. O Du, rief sie, vor dem die Sonne und die Morgenröthe, ja selbst der lächelnde und mit Blumen geschmückte Frühling nur rauh und unfreundlich, schwarz und häßlich sind, o höre auf, die Königinn, die einen Thron verließ, um zu Deinen Füßen zu sterben, durch Dein Verstummen zur Verzweiflung zu bringen! Nur ein Wort, nur ein einziges, laß über die Rosen gleiten, welche die Natur statt der Lippen Dir gab! Oder soll ich Unglückliche ihn nie wieder vernehmen, den süßen Laut, vor welchem die Nachtigall verstummt?

Kannst Du es glauben, unterbrach der König der schwarzen Inseln seine Erzählung, daß der reitzende Geliebte, an welchen diese Schmeichelworte gerichtet waren, ein Mohr, und ein so schwarzes und häßliches Ungeheuer ist, daß der Fürst der Verdammten selbst um den Preis der Schönheit mit ihm streiten könnte? Die Zauberinn fuhr fort, ihren Lebendigtodten in die Arme zu schließen, und in Wehklagen und Verwünschungen des Schicksals auszubrechen. O Grab! rief sie endlich, will Dein gieriger Schlund alle Vollkommenheit auf einmahl verschlingen? Ist es nicht genug, daß ich mein Theuerstes mit Dir theilen muß, willst Du mit neidischer Habsucht es ganz an Dich reißen?

Dieses unsinnige Betragen erschöpfte endlich meine Geduld. Außer mir vor Unwillen und Abscheu stürzte ich aus meinem Hinterhalt hervor. O Grab! rief ich, ihren Ton nachahmend, warum verschlingst Du nicht völlig dieses lebendigtodte Ungeheuer, vor welchem sich die Natur entsetzt, und an welches nur eine verrückte Hexe, wie diese, ihre Zärtlichkeit zu verschwenden vermag? O Grab, unnützes Grab! warum verschlingst Du es nicht, oder vielmehr, warum befreyst Du die Menschheit nicht von dem Liebhaber und einer Geliebten, die seiner nur zu würdig ist?

Die Zauberinn stand einige Augenblicke versteinert über die Kühnheit eines Mannes, den sie bisher nur als das Muster der Geduld gekannt hatte. Aber bald siegte ihre Wuth über ihr Erstaunen. Unglücklicher! rief sie mit fürchterlicher Stimme, Du spottest noch meines Kummers, der, wie ich längst weiß, allein Dein Werk ist? Nur zu lange hat das verhaßte Gestirn, das schützend uber Dir waltet, meinen rächenden Arm gelähmt. Aber nun ist Deine Stunde gekommen.

Die Deinige ist gekommen, Teufel in Gestalt eines Weibs! unterbrach ich sie, zitternd und glühend vor Zorn, und zog den Säbel, um der Furie den Kopf zu spalten. Aber im Augenblick stand ich wie gelähmt vor ihr, und sie sprühte aus ihren Augen Flammen auf mich. Kühner Held! sprach sie mit satanischen Grinsen, wo bleibt Deine Tapferkeit? Warum zauderst Du, die Erde von mir zu befreyen? Du wolltest mich zerschmettern. Ich bin großmüthiger als Du. Ich schenke Dir das Leben, und will bloß eine kleine Veränderung mit Deiner Persönlichkeit vornehmen. Werde also zur Hälfte Marmor, und mit der andern Hälfte, die Dein verdammtes Herz bewahrt, bleibe Du selbst.

Die Unholdinn hatte das letzte Wort kaum

gesprochen, als bereits ihre Beschwörung in Erfüllung ging. In demselben Augenblick zerstörte sie, um Alles um sich her zu verderben, meine Hauptstadt, und ließ an ihrer Stelle den Teich entstehen, den Du gesehen hast. Du errätbst von selbst, daß die Fische in demselben die ehemahligen Bewohner der Stadt sind. Durch die vier Farben unterschied die Schwarzkünstlerinn die Religionen, zu welchen sie sich bekannten. Die weißen waren Muselmänner, die rothen Perser, oder Feueranbether, die blauen Christen, und die gelben Juden. Die Unmenschliche hatte die Boßheit, mir selbst alle diese Wirkungen ihrer Wuth zu verkündigen, um mir vollends das Herz zu zerreißen. Aber auch jetzt war ihre Rache noch nicht gesättigt. Sie legte sich durch einen Eid das Geboth auf, mir jeden Tag hundert Geißelhiebe auf die Schultern zu geben, und mein zerfleischter Körper kann Dich überzeugen, wie treu sie bis auf den heutigen Tag ihr Gelübde erfüllt hat.

Mit diesen Worten entblößte der König der schwarzen Inseln seine Schultern, und der Sultan sah mit Entsetzen die Spuren der schrecklichsten Mißhandlung.

Ists möglich? rief er aus. Eine solche unmenschliche Wuth! Und gegen wen? Gegen die

Sanftmuth und die Zärtlichkeit selbst! Eile! fuhr er fort. Sage mir, wo ist das Grabmahl? Wo finde ich die Hyäne und den Leichnam, von dem sie unzertrennlich ist? Jeder Augenblick, den ich verliere, belastet mich mit einer unverzeihlichen Sünde!

Der König der schwarzen Inseln beschrieb dem Sultan den Weg nach dem Pallast der Thränen. Jeden Morgen nach Sonnenaufgang, setzte er hinzu, pflegt die Zauberinn dahin zu gehen, um ihrem Mohren den Trank zu bringen, durch den es ihr allein möglich wird, ihn in einem traurigen Schwanken zwischen Leben und Tod zu erhalten.

Der Sultan konnte den Morgen kaum erwarten, und mit dem ersten Sonnenblick ergriff er seinen Säbel, und eilte nach dem Thränenpallast. Er fand das Grabmahl von einer großen Menge Wachskerzen erleuchtet, und aus goldenen Rauchfässern, die in zierlicher Ordnung umherstanden, duftete der lieblichste Geruch. Dem Schwarzen war sein Bißchen Leben in einem Nu genommen, und der Sultan legte sich, nachdem er den Leichnam in einen Brunnen geworfen hatte, in der Hoffnung an seine Stelle, die vor Liebe blinde Zauberinn durch sein geschwärztes Gesicht zu täuschen.

Auch heute begann diese ihr Tagewerk mit

der Mißhandlung ihres vergebens um Mitleid flehenden Gemahls. Nachdem sie ihn aufs unbarmherzigste gegeißelt hatte, bedeckte sie ihn, wie gewöhnlich, mit einem Gewand von Ziegenhaaren, und warf über dieses zum Hohn einen kostbaren Mantel von Brokat. Von ihm weg begab sie sich in den Pallast der Thränen, und brach am Lager des Mohren in ihre alten Wehklagen aus. Meine Sonne, mein Leben! rief sie endlich, willst Du denn ewig schweigen? Soll ich Arme denn sterben, ohne noch einmahl aus Deinem Munde das süße Wort ich liebe Dich zu hören?

Unglückliche! rief jetzt der Sultan mit gedämpfter Stimme, die dem Röcheln des sterbenden Schwarzen vollkommen ähnlich war, Deine Verbrechen allein sind es, die meine Heilung verhindern. Das Winseln und Röcheln Deines Gemahls stört meine Ruhe, und verdoppelt meine eigenen Qualen. Höre also auf, ihn zu mißhandeln, und eile, ihm seine vorige Gestalt wieder zu geben.

Die Zauberinn war außer sich vor Freude, als sie hörte, daß ihr Geliebter die Sprache wieder erhalten hatte. Licht meiner Augen! sprach sie, Deine Stimme gibt mir das Leben wieder. Was Du verlangst, soll im Augenblick geschehen, und wenn Dein Herz noch

mehr wünscht, so rede. Mit diesen Worten eilte sie nach dem Saale, wo der König sich befand. Dort füllte sie eine Schale mit Wasser, und als dieses, indem sie einige Worte murmelte, aufsprudelte, als ob es über dem Feuer kochte, goß sie es über den König mit den Worten aus: Hast Du diese Gestalt von dem Schöpfer empfangen, oder zürnt er über Dich, so behalte sie. Ist sie aber eine Wirkung meiner Beschwörungen, so lege sie ab, und zeige Dich wieder in Deinem natürlichen Zustande.

Mit dem letzten dieser Worte verwandelte sich die Marmorhälfte des Königs wieder in Fleisch und Bein. Die Zauberinn geboth ihm, sich aus dem Schlosse zu entfernen, und ihr bey Verlust des Lebens nie wieder vor die Augen zu kommen, und er ging also, um an einem entlegenen Ort den weitern Erfolg der Unternehmungen des Sultans abzuwarten.

Die Königinn eilte, um ihrem vermeinten Liebhaber die Entzauberung ihres Gemahls zu melden. Was Du gethan hast, rief der Sultan mit zornigem Ton, ist noch nicht hinlänglich, um mich zu heilen. Noch erheben die Fische des Teichs täglich um Mitternacht ihre Häupter, und schreien um Rache gegen Dich und mich. Säume also nicht, auch ihnen ihre

vorige Gestalt wieder zu geben, und Alles, was Du zerstörtest, wieder in den alten Stand zu stellen, und wenn Du wieder kommst, will ich Dir die Hand reichen, daß Du mich aufrichtest.

Die Hoffnung, ihren Abgott wieder hergestellt zu sehen, gab der Hexe Flügel. Sie besprengte den Teich mit bezaubertem Wasser, murmelte einige Worte dazu, und was seit Jahren geschwommen hatte, ging plötzlich wieder auf zwey Füßen, kaufte und verkaufte, lehrte und lernte, liebte und haßte. Aus stummen Fischen wurden redselige Frauen, und Mahometaner, Christen, Juden und persische Feueranbether wimmelten wieder, wie ehemahls, in buntem Gewühl durch einander. Alle fanden ihre Häuser in demselben Zustande, wie vor der Bezauberung, und es war ihnen nicht anders zu Muth, als wenn sie aus einem kurzen Traum erwacht wären. Am größten war das Erstaunen der Leute des Sultans, als sie sich mit ihrem an dem Ufer des Teichs aufgeschlagenen Lager plötzlich mitten auf dem Marktplatz einer großen Stadt erblickten.

Die Königinn kehrte zu ihrem Mohren zurück, um den Dank für ihre Willfährigkeit gegen seine Wünsche zu empfangen. Aber kaum hatte sie ihrem vermeinten Geliebten die Hand gereicht, als ein Schwertstreich sie in den

Stand setzte, den wahren in den Gefilden der Nacht und des Todes aufzusuchen.

Nichts glich der Freude des Königs der schwarzen Inseln über seine nun vollendete Rettung, als seine Dankbarkeit gegen den Retter. Er bezeugte ihm den Wunsch, sich nie wieder von ihm zu trennen, und der kinderlose Sultan, indem er ihm die Rechte eines Sohns ertheilte, ernannte ihn zu seinem Thronfolger.

Nach aufgelöstem Zauber brauchte der Sultan, der den Weg von seiner Hauptstadt bis zu dem Fischteich, in drey Stunden gemacht hatte, nicht weniger als ein volles Jahr zur Rückreise, und wurde nebst dem König der schwarzen Inseln, der sich mit allen Schätzen seines verlassenen Reichs beladen hatte, von seinem Volke mit Jubel empfangen.

Da ohne den alten Fischer der König der schwarzen Inseln wahrscheinlich seine ganze Lebenszeit in seinem verzweifelten Zustand hätte bleiben müssen, so überhäufte der Sultan, nicht zufrieden mit den reichlichen Geschenken, die er ihm für die Fische hatte reichen lassen, ihn mit neuen Wohlthaten, und der Alte hörte nicht auf, den Augenblick zu segnen, der statt der Fische, nach welchen er sein Netz ausgewor-

sen hatte, einen Gefangenen des Königs Salomon in seine Gewalt gerathen ließ.

II.

Das Verhängniss.

Als ich mich, erzählte Agib, der Königssohn, auf der unbewohnten Insel befand, wohin ich durch einen Schiffbruch gerathen war, wurde ich einst des Morgens eine kleine Schaluppe gewahr, die mit vollen Segeln nach der Bucht hinsteuerte.

Um meiner Sicherheit willen beschloß ich, auf einem dichtbelaubten Baum die ans Land steigende Mannschaft, ehe ich mich ihr zeigte, zu beobachten.

Es waren zehn als Sclaven gekleidete, mit Spaten und andern Werkzeugen zum Graben versehene Männer. In der Mitte der Insel machten sie Halt, und begannen ihre Arbeit. Wie es schien hatten sie eine Fallthür aufgerichtet, und fingen jetzt an, Lebensmittel und verschiedene Geräthschaften von dem Schiff zu hohlen, und in die aufgegrabene Oeffnung zu

schaffen. Sie waren mehrere Mahl gegangen und wieder gekommen, als ich in ihrer Mitte einen gut gekleideten Greis bemerkte, der einen Knaben von etwa vierzehn bis funfzehn Jahren an der Hand führte. Sie stiegen auch jetzt wieder in die Höhle hinab, und der Greis sammt dem Knaben folgte ihnen. Nach wenigen Minuten kamen sie, jedoch ohne den Knaben, wieder heraus. Sie ließen die Fallthür nieder, und bedeckten sie sorgfältig mit Erde. Jetzt nahmen sie ihren Rückzug nach dem Schiff, und bald sah ich sie die Segel aufspannen, und dem festen Lande zusteuern.

Kaum hatte ich das Fahrzeug aus dem Gesicht verloren, als ich Anstalt machte, die Neugierde, welche durch die vorige Scene, und besonders durch den zurückgelassenen jungen Menschen in mir erregt worden war, zu befriedigen.

Mit einem harten und scharfen Holz, das der Zufall mich finden ließ, wurde es mir leicht, die lockere Erde aufzuwühlen, und bald stieß ich auf eine steinerne Platte von etwa drey Fuß im Viereck, die den Eingang einer Treppe bedeckte, auf welcher ich in ein großes, mit zierlichen Fußteppichen belegtes Gemach hinabstieg. Hier saß der junge Mensch auf einem reichen Sopha, und hatte einen Fächer in der Hand. Früchte und Blumentöpfe standen

neben ihm, und zwey brennende Wachskerzen gaben so viel Licht, daß ich alle Gegenstände deutlich unterscheiden konnte.

Furchte Nichts, holder Knabe! rief ich ihm zu, da ich merkte, daß mein Erscheinen ihn erschreckt hatte. Ich gehöre zu einem Stand, dessen Beruf es ist, zu schützen, und nicht zu beleidigen. Es geschah, wie es mir schien, mit Deinem guten Willen, daß man Dich hier lebendig begraben hat, und desto begieriger bin ich, Deine Geschichte, die nicht anders, als außerordentlich seyn kann, zu vernehmen.

Der Kleine both mir freundlich einen Sitz neben dem seinigen an, und begann sogleich seine Erzählung.

Daß Du mich hier in dieser Verborgenheit findest, sprach er, rührt von der zärtlichsten Liebe und Sorgfalt her. Mein Vater, ein Juwelenhändler, dessen Reichthümer noch täglich zunehmen, hatte schon geraume Jahre in einer kinderlosen Ehe gelebt, und sah sein Alter allmählich herbeyschleichen, als ein Traum ihm die bevorstehende Geburt eines Sohns, zugleich aber auch den frühen Tod desselben ankündigte.

Neun Monate nach diesem Traum erblickte ich das Tageslicht, und mein Vater zitterte natürlich um so mehr vor dem Verlust des neugebornen Sohns, daß die eine Hälfte seines

Traums so genau in Erfüllung gegangen war. Er fragte die Sterndeuter um Rath, und was diese ihm sagten, war geschickter, seine Furcht zu vergrößern, als sie ihm zu benehmen.

Dein Sohn kann, so lautete ihr Horoskop, das höchste und glücklichste Lebensziel erreichen, und ist bis zu seinem funfzehnten Jahr gegen alle widrigen Zufälle vollkommen gesichert. Mit dem Antritt desselben aber weissagen die Sterne ihm eine Lebensgefahr, der er schwerlich entgehen wird. Agib, der Sohn des Königs Kassib, fuhren sie fort, wird um diese Zeit das eherne Reiterbild auf dem Gipfel des Magnetbergs ins Meer stürzen, und fünfzig Tage nachher wird eben dieser Prinz Deinen Sohn tödten.

Heute wurde meinem Vater die Nachricht gebracht, die Bildsäule sey seit zehn Tagen wirklich verschwunden. Er war außer sich vor Schrecken, und setzte seine einzige Hoffnung auf dieses Gewölbe, das er längst schon für den gefürchteten Zeitpunct hatte bauen lassen. Nach der Vorschrift der Zeichendeuter soll ich hier vierzig Tage lang ohne alle Gesellschaft verborgen bleiben. Aber, mein guter Herr! bist Du nicht auch der Meinung, daß ich Nichts zu befürchten habe, und daß mein Vater seinen Sohn wieder sehen wird? Sprich selbst,

welches Wunder sollte den Prinzen Agib auf diese unbekannte und unbewohnte Insel führen, welches noch größere sollte ihm meinen unterirdischen Aufenthalt verrathen, und endlich, warum sollte er die wehrlose Unschuld des Lebens berauben?

Es ist unmöglich zu beschreiben, was bey der Erzählung des Knaben in meinem Innern vorging. Ich riß mich bleich und bebend von ihm los, und eilte nach der Treppe. Dunkles, räthselhaftes Verhängniß! sprach ich bey mir selbst, wozu hast Du mich aufbehalten? Bis auf den gewaltsamen Tod des Knaben ist die Prophezeyung buchstäblich eingetroffen. Welche schreckliche Bürgschaft, daß sie auch in diesem Punct ihr Wort lösen wird!

Ich wollte fliehen. Aber weniger die bittende Stimme des Kinds, die mich zurückrief, als eine geheime Gewalt zog mich wieder in das Innere des Gemachs zurück.

Warum willst Du schon wieder fort? fragte der Knabe schmeichelnd. Ich bin Dir gut, beynahe so gut, als meinem Vater, und glaube, der Prophet hat Dich mir geschickt, damit ich mich nicht fürchte, wenn die Nacht kommt, und Niemand hier ist, als ich. Oder sieht er voraus, daß der Prinz Agib doch den Weg hieher findet, und Du sollst es ihm sagen, daß

er mich nicht tödtet? Ich weiß jetzt, warum er mich ihn oft im Traume sehen ließ. Er wollte, daß ich Dich, wenn Du kämest, nicht für ihn halte. Aber ich konnte mich vor Dir nicht fürchten, wenn Du auch wirklich der Prinz wärest. Du kannst nur gütig gegen mich seyn, und wirst es auch nicht dulden, daß ein Anderer mir armen Knaben ein Leid zufüge. O ich denke oft, ich möchte gern sterben. Aber dann stelle ich mir vor, wie mein Vater sich betrüben würde, und ich weine über meinen Wunsch, als ob ich ihn erzürnt hätte.

Ich konnte die Thränen nicht länger zurückhalten. Du weinst? sprach der Knabe, als er es bemerkte. Ich will Dir Nichts mehr erzählen, was Dich traurig macht. Nur gehe nicht weg, ich bitte Dich! bis mein Vater kommt, mich abzuhohlen. Er wird Dich mit in unser Haus nehmen, und Du wirst, wenn Du willst, mein Bruder seyn.

Je mehr der Knabe flehte, desto fester war ich zur Flucht entschlossen. Ich rannte zum zweyten Mahl hinaus. Aber es fehlte mir, als ich an die Fallthür kam, durchaus die Kraft, sie aufzuheben.

Ich schien also ein Gefangener des unerbittlichen Verhängnisses zu seyn, und keine menschliche Brust hat die Martern kennen gelernt,

unter welchen die meinige blutete. Unauflösliche Bande fesselten mich an einen Ort, wo ich eine That vollbringen sollte, die ich mehr verabscheute, als alle Gräuel, für welche die Gerechtigkeit des Himmels endlose Strafen ersonnen hat. Zwar dafür sprach jeder Tropfen Blut, der sich in mir regte, daß das allmächtige Schicksal selbst zu schwach sey, mich zum vorsetzlichen Vollstrecker seines furchtbaren Willens zu machen. Aber meine Hand sollte vollziehen, was mein Herz verdammte. Ich sollte, wenn auch nicht morden, doch tödten. Und wen? Einen Knaben, den Jugend, Schönheit und Unschuld mit ihrem ganzen Zauber geschmückt hatten, und der die Freude und der Trost eines ehrwürdigen Graukopfs war.

Der junge Mensch und ich gewannen uns mit jedem Tage lieber, und in dem nähmlichen Grade stiegen bey mir Angst, Schmerz und Verzweiflung. Nichts glich der Behutsamkeit, mit welcher ich Alles vermied, wodurch es nur irgend möglich ist, daß ein Mensch den andern verletze. Des Nachts bettete ich mir weit von ihm hinweg, und bey Tische wählte ich den entferntesten Platz von dem seinigen. Oft wachte ich, wenn er schlief, und schlief, wenn er wachte, um auch durch dieses Mittel

die Gefahr eines unglücklichen Zufalls zu vermindern.

Endlich kam der gefürchtete vierzigste Tag, und Wunder! mit ihm war alle meine bisherige Angst gleich einem Nebel verschwunden. Ich war auf eine seltsame Art froh, und umarmte den Knaben einmahl über das andere. Theurer, junger Freund! rief ich, heute ist der letzte Tag Deiner Verbannung, und morgen kannst Du Deinen Sterndeutern sagen, daß sie Lügner sind. Aber so hinreißend fröhlich meine Stimmung war, so niedergeschlagen schien der junge Mensch. Er ging den ganzen Tag düster umher, und wollte weder essen, noch sprechen. Endlich, ehe noch die Sonne untergegangen war, ergriff er mit den Worten meine Hand: Mir ist heute gar nicht, wie sonst. Ich fühle Herzklopfen, und will mich niederlegen.

Kein Wunder, daß Du einige Unruhe empfindest, antwortete ich, da die Stunde der Wiedervereinigung mit den Deinigen so nahe ist. Ich half ihm sich entkleiden, und nachdem er sich niedergelegt hatte, setzte ich mich auf den Rand seines Bettes. Nach einem kurzen Schlummer erwachte er wieder, und rief nach mir. Bringe mir doch, sprach er, eine halbe Zitrone und ein wenig Zucker. Meine Zunge bedarf einer Erfrischung. Ich hohlte

die Zitrone, und um sie zu zerschneiden, suchte ich nach einem Messer. Auf dem Gesimse über meinem Haupt findest Du eins, sprach der Knabe. Ich stieg auf das Bett, und bey der mir sonst ganz fremden Hastigkeit, mit welcher ich heute Alles verrichtete, verwickelte sich mein Fuß beym Herabsteigen in die Decke desselben. Ich fiel, und drückte beym Fallen dem Knaben das Messer tief ins Herz.

Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, bis ich aus der todesähnlichen Betäubung erwachte, in welche ich im Augenblicke des schrecklichsten Unfalls versank. Aber so unaussprechlich mein Schmerz war, so fühlte ich doch, als mein Bewußtseyn zurückkehrte, eine Art von Erleichterung. Ich fühlte, daß die Last verschwunden war, die vierzig ewige Tage mir schwer und immer schwerer auf der Seele lag. Aber dieses Gefühl dauerte kaum einen Augenblick, und die wildeste Verzweiflung trat an seine Stelle. Du spottest meiner, feindseliges Geschick! rief ich, indem ich mit dem Kopf gegen die Mauer rannte. Stets warst Du sinnreich, den Sterblichen neue Qualen zu bereiten. Aber Deinen höchsten Triumph feyerst Du heute. Oder welch ein Unfall ist beyspielloser, und welch ein Jammer nahmenloser, als der meinige? Du berechtigst mich, Sünde auf

Sünde zu häufen, weil ich eine Strafe leide, für die noch kein Verbrechen erfunden ist. Warum machtest Du mich nicht zum Mörder? Ein Mörder könnte über die That jauchzen, während ihr Bewußtseyn mich erbarmungslos zermalmt. Er könnte sie wenigstens bereuen, und Reue selbst würde bey meinem Schmerz einem lindernden Balsam gleichen. O wer es nicht weiß, daß Schuldlosigkeit elender als elend machen, und dagegen das Gefühl der Schuld eine Wohlthat seyn kann, diesen laß erfahren, was ich erfuhr.

Ich erkenne jetzt, daß erst dieses Hadern mit dem Verhängniß den traurigen Zufall in ein Unglück für mich verwandelte, weil nur was uns strafbar macht, den Nahmen eines Unglücks verdient.

Endlich legte sich der Aufruhr in meinem Innern ein wenig, und eine sanfte Wehmuth trat an die Stelle der tobenden Leidenschaft. Ich drückte einen Kuß auf die kalten Lippen des Entseelten, die mir Verzeihung und Trost zuzulächeln schienen. Fahre wohl! flisterte ich. Du warst die Freude, der Stolz und die Hoffnung Deines Vaters, und doch gab das Schicksal Dich ihm nur, um ihm das Herz zu zerreißen. Aber wohl ihm! Selbst sein Schmerz, der Schmerz des Vaters über den Verlust des

blühenden Lieblings, was ist er gegen die Verzweiflung, die hier in diesem Busen tobt?

Mit gerungenen Händen verließ ich den Aufenthalt des Entsetzens, und verbarg mich, um den Jammer des Alten, dessen Ankunft ich mit jeder Minute erwarten mußte, nicht durch meinen Anblick zu vergrößern, in den Aesten des nähmlichen Baums, der mich das erste Mahl ihm unsichtbar gemacht hatte.

Bald sah ich das wohlbekannte Fahrzeug auf den Wellen einhergleiten. Es landete an der Insel, und der alte Mann mit den Sclaven näherte sich mit ungeduldiger Eile der unterirdischen Wohnung. Ach! ich sah nur Sehnsucht und frohe Hoffnung aus den Augen des unglücklichen Vaters leuchten, und doppelt schlug mir das Herz, wenn ich bedachte, daß seine Verzweiflung um so grenzenloser seyn würde.

Schon beym Anblick der frisch aufgegrabenen Erde entfärbte er sich, und behielt kaum noch Kraft, die Treppe hinabzusteigen. Nach wenigen Augenblicken hörte ich ein Jammergeschrey, und bald erschienen die Sclaven mit zwey Leichen. Gott sey gelobt! rief ich. Aber ach! sie begruben nur Eine, nur den Sohn. Dem Vater hatte das Erbarmen des Himmels nur eine Ohnmacht gegönnt.

Ich entfernte mich weit von dem verhängnißvollen Ort, und zog eine Felsenkluft der Wohnung in dem unterirdischen Gewölbe vor.

III.

Der Olriventopf, oder das Kindergericht.

Ali Kogia, ein Kaufmann, der unter der Regierung des berühmten Kalifen Harun Alraschid zu Bagdad lebte, stand allgemein in dem Ruf eines frommen Muselmanns. Er verrichtete auf das pünctlichste die von seiner Religion vorgeschriebenen Gebethe, war in seinem Handel, ungeachtet er nicht reich war, gewissenhaft gegen Reiche und Arme, und beschenkte sogar die letzten.

Er hatte manches Jahr zufrieden mit dem Erwerbe seines Fleißes gelebt, als unvermuthet seine Ruhe durch einen Traum gestört wurde, in welchem ihm in drey auf einander folgenden Nächten ein Greis die bisher unterlassene Wallfahrt nach Mekka zum Vorwurf machte, und da er die Gerechtigkeit des Vorwurfs nicht in Abrede ziehen konnte, so traf

er sogleich die nöthigen Anstalten, um mit der nächsten Karavane die nur zu lange aufgeschobene Reise nach der heiligen Stadt anzutreten. Er entäußerte sich seiner Bude und des in Mekka nicht mit Vortheil abzusetzenden Theils seiner Waaren, so wie seines Hausgeräths, und sein Haus selbst vermiethete er. Seine letzte Sorge war, eine Summe von tausend Goldstücken, die er auf der Reise bey sich zu führen Bedenken trug, in Sicherheit zu bringen. Er hatte einen Kaufmann zum Freunde, von welchem er hoffte, es könne ihm wenigstens der Topf mit Oliven, in welchem er seinen Schatz für sehr gut verborgen hielt, ohne Gefahr anvertraut werden, und dieser Freund stellte ihm auch, sobald er sein Anliegen vernahm, auf eine sehr verbindliche Weise die Schlüssel seines Magazins mit der Erlaubniß zu, sich selbst nach Gutbefinden einen Platz für seine Oliven zu wählen.

Der Pilger, der ein Kamehl mit seinen Waaren beladen hatte, kam mit der Karavane, von welcher er einen Theil ausmachte, ohne irgend einen Unfall in Mekka an, und erfüllte mit den übrigen Reisenden sogleich die Pflicht, den berühmten Tempel zu besuchen, der jährlich die muselmännischen Völker von allen Gegenden der Welt die vorgeschriebenen Religionsgebräuche in seinen Hallen beobachten sieht.

Nachdem Ali Kogia den Zweck seiner Wallfahrt erfüllt hatte, fing er an seine Waaren öffentlich auszustellen, um sie entweder durch Verkauf, oder durch Tausch unterzubringen.

Zwey vorübergehende Kaufleute blieben einige Augenblicke stehen, um die Sachen, deren Schönheit sie aufmerksam gemacht hatte, in der Nähe zu betrachten. Dieser Fremdling, sprach der Eine im Weggehen zu dem Andern, muß nicht wissen, daß Kairo eigentlich der Ort ist, wo sich mit Waaren, wie die seinigen, am meisten gewinnen läßt. Wie könnte er sie sonst hier verkaufen wollen, wo sie in einem so geringen Preise stehen?

Ali Kogia, der ohnehin längst gern das schöne Aegypten gesehen hätte, merkte sich diesen Wink, und schon am dritten Tage nach seiner Ankunft in Kairo hatte er seinen ganzen Waarenvorrath mit großem Vortheil abgesetzt.

In Kairo versah er sich mit neuen Waaren, um mit ihnen sein Glück in Damascus zu versuchen. Da es aber noch sechs Wochen dauerte, bis eine Karavane nach dieser Stadt abging, so benutzte er diese Zeit nicht nur zur Betrachtung aller Merkwürdigkeiten von Kairo, sondern auch zu einer Reise nach den weltberühmten Pyramiden. Von diesen fuhr er den Nil bis zu einer gewissen Entfernung hinauf,

und landete bald rechts, bald links, um die an den beyden Ufern des Flusses prangenden Städte und ihre Herrlichkeiten in der Nähe zu bewundern.

Die Karavane, mit welcher Ali Kogia endlich nach Damaskus abging, nahm ihren Weg durch Jerusalem, und er unterließ nicht, auch in dem Tempel dieser Stadt, welchen die Muselmänner für den heiligsten nach jenem zu Mekka halten, und dem Jerusalem den Nahmen der heiligen Stadt verdankt, einen öffentlichen Beweis seiner Andacht abzulegen.

Welch eine Stadt! rief er bey jedem Schritte in Damaskus, und überzeugte sich mit eigenen Augen, daß Alles, was selbst die besten Geschicht- und Reisebeschreiber von dieser Stadt und ihren Kunst- und Wunderwerken, von dem Kristall ihrer mannigfaltigen Gewässer, von dem Smaragd ihrer Wiesen, von der Pracht ihrer Palläste, und von dem Zauber ihrer Gärten gesprochen hatten, weit unter der Wahrheit blieb. Er konnte sich kaum aus ihren Mauern losreißen, und die Bewunderung fesselte ihn noch einmahl so lang an dieses ägyptische Paradies, als die Geschäfte. Endlich aber dachte er doch wieder an diese und an die Heimath, und trat die Rückreise an. Er traf in Aleppo ein, und nachdem er in dieser Stadt

sich einige Zeit aufgehalten hatte, ging er über den Euphrat, und nahm in der Absicht den Weg nach Mussul, um von dort aus den Tiger hinauf nach Bagdad zu fahren.

Allein bald sah er seinen Vorsatz abermahl vereitelt. Einige persische Kaufleute, die ihn auf der Reise von Aleppo bis Mussul begleiteten, hatten ihn durch eine Menge Gefälligkeiten, und durch ihre eben so angenehmen, als belehrenden Unterhaltungen so sehr an ihre Personen gefesselt, daß er ihren dringenden Bitten, ihnen bis nach Schiras zu folgen, um so weniger zu widerstehen vermochte, da sich ihm auch in dieser Stadt die lockendste Aussicht für seine Handelsgeschäfte eröffnete. Seine freundschaftlichen Gefährten führten ihn auf dem Wege nach ihrem Vaterlande durch die Städte Sultanien, Rei, Koam, Kaschan und Ispahan, und als sie endlich in Schiras ankamen, drangen sie so lange in ihn, bis er sich entschloß, sie auch noch auf einer Reise nach Indien zu begleiten. Kaum aber sah er sich nach Vollendung dieser Reise wieder in Schiras, als er um so ernstlicher an die Rückkehr nach Bagdad dachte, da bereits beynahe sieben Jahre verflossen waren, seitdem das gebieterische Traumbild ihn aus der geliebten Vaterstadt entfernt hatte.

Der Freund des guten Ali Kogia, in dessen Verwahrung sich sein Oliventopf befand, hatte diesen ganz, und den Eigenthümer wenigstens halb vergessen, als ein Zufall ihn unvermuthet wieder an beyde erinnerte. Als er nähmlich, während Ali Kogia sich mit der Karavane von Schiras bereits auf dem Wege nach Bagdad befand, einst des Abends mit den Seinigen bey Tische saß, kam das Gespräch unter andern auch auf Oliven, und seine Frau bezeugte ein Verlangen nach dieser Frucht, die sie, wie sie sagte, schon lange nicht mehr genossen hatte.

Wunderbar! versetzte der Kaufmann, Dein Wunsch erinnert mich nach sieben Jahren zum ersten Mahl an das Gefäß mit Oliven, das der gute Ali Kogia, als er nach Mekka reiste, in meinem Magazin aufbewahrte, um es bey seiner Heimkunft zurückzunehmen. Der Himmel mag wissen, wo er geblieben ist. Ich erfuhr bey der Zurückkunft der Karavane, er sey nach Aegypten gegangen, und von dort ging vermuthlich seine Reise in die andere Welt. Wenigstens will seit dieser Zeit kein Mensch mehr etwas von ihm wissen, und wir können also die Oliven des todten Mannes in Gottes Nahmen verzehren. Gib mir nur eine Schüssel und ein Licht.

Mann! sprach die Frau, ich kann unmöglich

glauben, daß Du Dich im Ernst an einer so heiligen Sache, als ein anvertrautes Gut ist, vergreifen willst. Muß denn Ali Kogia nothwendig gestorben seyn, weil Du in sieben Jahren Nichts von ihm hörtest? Er ist vielleicht von Aegypten weiter gereist, und wenn Du es am wenigsten vermuthest, steht er vor Dir, um sein Eigenthum zurückzufordern. Denke an diesen Augenblick, denke, wie Du die Gegenwart eines Mannes ertragen willst, dessen Vertrauen Du so unverantwortlich getäuscht hättest. O laß Dich warnen, so lange es noch Zeit ist, und lade nicht auf Dich selbst, lade nicht auf die Deinigen diese entsetzliche Schmach! Verwünscht sey meine unglückliche Begierde nach Oliven! Aber es war Nichts, als ein flüchtiger Einfall, und ich sage Dir, ich werde keine anrühren. Ohnehin ist gar nicht daran zu denken, daß sie sich nach so vielen Jahren noch essen lassen. Verschimmelt und verfault sind sie, dafür stehe ich Dir. O es ist mir, fuhr sie fort, als ob eine Stimme mir zuflisterte: Ali Kogia kommt nächstens zurück. Was wird er von Deiner Redlichkeit, was wird er von Deiner Freundschaft sagen, wenn er sieht, daß Du sein Gefäß geöffnet hast, daß der Freund, dem er sein Eigenthum anvertraute, zum Räuber an ihm geworden ist? Darum, ich beschwöre

Dich noch einmahl! höre auf die Stimme der Pflicht und der Ehre, und setze nicht Deine Glückseligkeit so muthwillig aufs Spiel!

Du bist nicht klug, mein gutes Weib! mit Deinen Bedenklichkeiten, antwortete der Kaufmann. Ich stehe Dir dafür, der todte Ali Kogia kommt nicht wieder, und nimmt es auch nicht übel, wenn Du seine Oliven, die er Dir, wenn er lebte gern schenken würde, verzehrst. Mit diesen Worten nahm er die Schüssel und das Licht, um nach seinem Magazin zu gehen. Erinnere Dich wenigstens, rief die Frau ihm nach, daß ich keinen Theil an dem Unrecht habe, das Du zu begehen im Begriffe bist, damit Du nicht etwa mir die Schuld beymissest, wenn Du zu spät bereust, was Du begangen hast.

Mit der Reue hat es Zeit! murmelte der Verstockte, und blieb trotz aller Warnungen bey seinem Vorsatz.' Als er im Magaz'n das Gefäß öffnete, überzeugte ihn der erste Anblick, daß die Oliven ihre gute Zeit längst überlebt hatten. Vielleicht, dachte er, haben sich die untern besser erhalten, als die obern. Indem er aber diese in die Schüssel schüttete und den Topf ein wenig rüttelte, fielen zugleich einige Goldstücke klirrend heraus.

Welch ein Anblick für den habsüchtigen

Kaufmann! Begierig steckte er den Kopf in das Gefäß, und sah, daß sich in demselben nur wenig Oliven, und beynahe lauter hellschimmernde Goldstücke befanden. Er schüttete die verdorbenen Früchte wieder in den Topf, und bedeckte die Oeffnung so gut er konnte.

Ich hätte, sprach er, als er zurückkam, zu seiner Frau, mir den Gang in das Magazin ersparen können. Du hattest leider Recht. Die Oliven sind völlig verfault. Uebrigens mag Ali Kogia zurückkommen, sobald es ihm beliebt. Ich habe den Topf so gut wieder verwahrt, daß er ein Prophet, oder wenigstens ein Hexenmeister seyn müßte, wenn er errathen wollte, wozu ich mich durch eine unschuldige Neugierde verleiten ließ.

Besser wäre es, erwiederte die Frau, wenn weder Prophet noch Hexenmeister eine Schuld von Dir entdecken könnte. Ein anvertrautes Gut muß man nicht einmahl berühren, und ich habe von diesem Augenblick an gar keine Ruhe mehr, so sehr quält mich die Furcht vor dem Unglück, in das Deine Unbesonnenheit Dich stürzen kann.

Der Kaufmann verlachte abermahl die weibliche Aengstlichkeit, und die Nacht half ihm ein sehr einfaches Mittel ausbrüten, sich das Gold des abwesenden Freundes zuzueignen. Er

füllte nähmlich das Gefäß, dessen durchwühlte Oliven bey ihrer Fäulniß nothwendig zum Verräther an ihm hätten werden müssen, statt dieser mit den frischesten, die nur in Bagdad zu haben waren, den Goldstücken aber wies er einen Platz bey den seinigen an, und um sein Gewissen gänzlich zu beruhigen, verbannte er jeden Gedanken an die Möglichkeit, daß sein Freund sich noch unter den Lebendigen befinde.

Aber nach einem Monat ungefähr kam der todte Ali Kogia von seiner langen Reise lebendig nach Bagdad zurück, und der Kaufmann, den er gleich am folgenden Tage besuchte, konnte beym Empfang gar keine Worte finden, sein Entzücken über die unvermuthete Wiederkunft eines Freundes auszudrücken, den er nach einer siebenjährigen Abwesenheit so eben als todt zu beweinen im Begriff gewesen sey.

Ali Kogia vergalt diese falsche Münze der Höflichkeit und der Freundschaft mit ächter, und bath endlich den ihn immer aufs Neue umarmenden Freund, ihm sein Gefäß mit Oliven, mit welchem er ihn, wie er sagte, freylich allzulange beschwert habe, zurückzugeben.

Freund meines Herzens, erwiederte der Kaufmann, wie kränkst Du dieses Herz durch Deine Entschuldigungen! Dein Gefäß beschwerte mich keineswegs, und wäre es auch die größte

Last für mich gewesen, worin besteht das Wesen der Freundschaft, als in wechselseitigen Aufopferungen? Gold, und Diamanten, und Perlen wollte ich sieben Jahre lang Tag und Nacht für Dich gehüthet haben, und Ali Kogia müßte nicht Ali Kogia seyn, wenn ich mir nicht von ihm die nähmlichen Dienste versprechen dürfte. Erspare Dir also allen Dank, den ich beynahe Undank nennen möchte, und nimm hier den Schlüssel meines Magazins, wenn Du Dein Gefäß, das Du an der alten Stelle finden wirst, nicht länger bey mir aufbewahren willst.

Ali Kogia ließ das Gefäß in die Herberge schaffen, die er, weil sein vermiethetes Haus ihm nicht sogleich geräumt werden konnte, einstweilen bezogen hatte, und wunderte sich nicht wenig, als er die Hand so tief als möglich hineinsteckte, ohne ein Goldstück zu finden. Er war weit entfernt, gleich das Schlimmste zu glauben, ehe er nichts Anders mehr glauben konnte, und daher ließ er sich mehrere Schüsseln und andere Gefäße bringen, in welche er den ganzen Topf voll Oliven ausschüttete. Aber die Oliven waren das Einzige, was der Topf enthielt, und ließen den armen Ali Kogia ungewiß, ob er sie, oder sich für bezaubert halten sollte. Er durchsuchte die Gefäße zum zweyten und dritten Mahl, ohne auch nur eins seiner

Goldstücke zu finden. Wie vom Donner gerührt stand er zuletzt, und richtete sprachlos Hände und Blicke zum Himmel. Zu viel war es, was er auf einmahl verloren hatte. Tausend Goldstücke, und was gar nicht zu schätzen ist, den Glauben an einen Freund.

Ich muß, sprach er zu sich selbst, unverzüglich muß ich zu ihm eilen, und o wie herzlich will ich ihm verzeihen, wenn er nur noch der Reue fähig ist!

Er fand den Kaufmann in seiner Bude. Freund! redete er ihn an, wundere Dich nicht, daß Du mich jetzt schon wieder bey Dir siehst. Das Gefäß mit Oliven, das ich aus Deinem Magazin zurücknahm, erkenne ich zwar für das meinige. Aber die tausend Goldstücke, die ich darin verborgen hatte? Nun wir sind Freunde, und ich will Dich also nicht schamroth machen. Handelsleute kommen oft unvermuthet in Geldverlegenheiten, und ist dieser Fall der Deinige, mein Lieber! so bitte ich Dich nur um einen Empfangschein, und Du magst mein Schuldner bleiben, bis Du mich nach Bequemlichkeit bezahlen kannst.

Der Betrieger war auf eine Begrüßung dieser Art zu gut vorbereitet, als daß sie ihn hätte in Verlegenheit setzen können. Du sprichst in Räthseln, mein guter Ali Kogia! antwortete

er mit der größten Unbefangenheit. Goldstücke und Geldverlegenheiten! Ich will nicht ehrlich seyn, wenn ich ein Wort davon verstehe. Ob Oliven oder Goldstücke in Deinem Gefäß waren, kümmert mich nicht. Was Du hineingethan hast, muß noch darin seyn, und ich brauche Dich nicht zu erinnern, daß Du es selbst, ohne daß ich es berührte, in mein Magazin trugst, und es eben so ohne mein Zuthun wieder abhohltest.

Ali Kogia hatte selbst zu viel Achtung für die Gesetze der Ehre und der Gerechtigkeit, als daß er den Glauben an die Rechtschaffenheit seines Freunds so leicht hätte aufgeben können, und er fuhr also fort, ihm ins Gewissen zu reden. Bedenke wenigstens, sprach er, was Du, besonders als Kaufmann, Deinem guten Nahmen schuldig bist. Dieser ist unwiederbringlich verloren, sobald Du mich zwingst, Dich wegen einer unterschlagenen Summe vor dem Richter zu belangen, statt daß die Sache, wenn Du gutwillig gestehst, was sich vielleicht durch die Umstände entschuldigen läßt, ganz unter uns bleibt.

Ich weiß nicht, versetzte der Kaufmann mit angenommener Hitze, woher ich die Geduld nehme, mit welcher ich Deine Frechheit ertrage. Die Sache ist doch wahrlich unerhört. Ein

Mensch bringt mir vor sieben Jahren ein Gefäß ins Haus, um es ihm aufzubewahren. Wie er mir ausdrücklich sagt, sind Oliven und weiter Nichts in demselben. Oliven sind es auch, die er wieder findet, und doch fordert er jetzt tausend Goldstücke von mir. Im Ernst, mein Freund! Du bist noch sehr bescheiden, daß Du statt der tausend nicht zehntausend, oder gar statt des Goldes Perlen und Diamanten begehrst. Ich wünsche, daß Du so gut bist, hinzugehen, wo Du herkamst, damit Du nicht am Ende noch machst, daß sich halb Bagdad um meine Bude versammelt.

Einige Vorübergehende waren stehen geblieben, und je heftiger der Kaufmann sprach, desto mehr vergrößerte sich die Zahl der Neugierigen. Mehrere durch den Streit ebenfalls herbeygelockte Kaufleute aus den nächsten Buden, welchen Ali Kogia die Sache erzählte, fragten seinen Gegner, was er auf die Beschuldigung zu antworten habe.

Nichts habe ich zu antworten, schrie der Gefragte, als daß der Mensch hier entweder rasend, oder ein Betrieger ist. Ich habe sein Gefäß mit keinem Finger berührt, und weiß nicht einmahl, ob nur Oliven in demselben waren, weil ich diesen Umstand bloß von ihm hörte. Hoffentlich wird sich Keiner von

Euch weigern, mir zu bezeugen, welche Beschimpfung ich von dem Unverschämten in meiner eigenen Bude erlitten habe.

Du selbst beschimpfst Dich durch Dein Betragen und nicht ich, sprach Ali Kogia. Aber, fuhr er fort, indem er den Kaufmann beym Arm nahm, Deine Treulosigkeit verdient keine weitere Schonung, und ich fordere Dich also vor Gottes Gericht. Der Kadi ist hoffentlich der Mann, der Dir, trotz Deiner Frechheit, die Larve abzureißen versteht.

Der Kaufmann durfte sich einer Vorladung nicht widersetzen, welcher sich jeder gute Muselmann, wenn er nicht für einen Verächter seiner Religion gehalten seyn will, unterwerfen muß, und er stellte sich also, als ob sie ihm höchst willkommen wäre. Vor den Richter willst Du mich führen? sprach er. Beym Propheten! Nichts kann mir bey dem Recht, das ich habe, erwünschter seyn. Ich will doch sehen, welches Gesetz mich verurtheilt, einem Betrieger, der Nichts als Oliven in meinem Hause aufbewahrte, Goldstücke zurückzugeben.

Der Kadi fragte den Ali Kogia, nachdem er seine Klage vernommen hatte, ob er Zeugen habe.

Das Vertrauen zu meinem Freund, ant-

wortete dieser, galt mir für tausend Zeugen und für eben so viele Bürgschaften.

Der Kaufmann, der sich vor dem Richter auf die nähmliche Weise vertheidigte, wie kurz zuvor gegen den Ali Kogia und die Umstehenden bey dem Streit vor seiner Bude, erboth sich zugleich, es mit einem Eide zu beschwören, daß er von den tausend Goldstücken Nichts wisse, und da der Kläger seine Klage nicht mit Zeugen beweisen konnte, was blieb dem Kadi übrig, als dem Kläger durch dieses gewöhnliche Mittel die Reinigung von dem ihm angeschuldigten Verbrechen zu gestatten?

Aber Ali Kogia, den es um so mehr schmerzte, sein höchstes Recht durch einen förmlichen Richterspruch sich abgesprochen zu sehen, da das Unrecht, welches er erlitt, zugleich das Werk eines Freunds, und also ein doppeltes war, beschwerte sich feyerlich über das ausgesprochene Urtheil, und erklärte, daß er entschlossen sey, die höchste Gerechtigkeit in der Person des Kalifen anzurufen. Allein der Kadi, welcher an dergleichen Ausbrüche des Unmuths verlierender Parteyen zu sehr gewöhnt war, als daß sie noch irgend einen Eindruck bey ihm hätten machen können, blieb kalt, und gab ihm zu verstehen, er könne zufrieden seyn, daß sein Gegner, insofern ja das Unrecht auf

dessen Seite seyn sollte, sich durch seinen Meineid in die Hölle geschworen habe.

Während der losgesprochene Kaufmann triumphirend davon ging, und sich der Freude, tausend Goldstücke auf die wohlfeilste Art gewonnen zu haben, ohne die geringste Störung seines Gewissens überließ, begab sich Ali Kogia nach Hause, um eine Bittschrift an den Kalifen zu entwerfen, die er diesem am folgenden Tage, wenn er aus der Moschee käme, übergeben wollte.

Diesem Vorsatz gemäß stellte er sich auf die Straße, und da er, als er den Beherrscher der Gläubigen erblickte, seine Hand mit der Bittschrift erhob, so nahm der Hofbediente, der vor dem Monarchen herging, seinem Amte gemäß, sie ihm ab.

Ali Kogia folgte dem Kalifen in seinen Pallast, weil dieser, wie er wußte, die ihm auf der Straße überreichten Bittschriften gleich nach seiner Zurückkunft zu lesen pflegte. Nach einem kurzen Verweilen meldete ihm der Hofbediente, der ihm die seinige abgenommen hatte, die Stunde, in welcher der Kalif am folgenden Tage sich seine Sache vortragen lassen würde, und ließ sich zugleich von ihm die Wohnung seines Gegners anzeigen, um auch diesen zur bestimmten Zeit in den Pallast zu bescheiden.

Der Abend dieses Tags war zufällig zu einer der Wanderungen bestimmt, welche der Kalif Harun Alraschid von Zeit zu Zeit in Begleitung des Großveziers Giafar und des Oberkämmerlings Mesrur durch die Stadt anzustellen pflegte, um unerkannt die Einwohner zu beobachten, Klagen und Beschwerden zu vernehmen, und manche Dinge zu sehen, die den Augen der Großen, sobald sie unter ihrer wahren Gestalt erscheinen, verborgen bleiben.

Ein Lärm, den der vornehme Nachtwanderer beym Durchgehen durch eine Straße hörte, führte ihn vor die Pforte eines Hofs, und durch einen Spalt derselben sah er zehn bis zwölf Kinder, die im Mondscheine spielten.

Er wollte die kleine Gesellschaft belauschen, und ließ sich zu dem Ende auf eine Bank neben der Pforte nieder. Endlich hörte er, indem er durch den Spalt sah, eines der Kinder die übrigen zu sich her rufen. Kommt, sprach es, wir wollen Kadi spielen, und der Kadi will ich seyn. Bringt mir den Ali Kogia und den Kaufmann, der ihm seine tausend Goldstücke nicht wieder geben will.

Ali Kogia? sprach der Kalif bey sich selbst, indem er sich der heutigen Bittschrift dieses Mannes erinnerte. Ist es bloße Laune des Zufalls, die mich in einem Augenblicke hieher

führt, in welchem Kindereinfalt einen Streit zu entscheiden im Begriff ist, den morgen meine Herrscherweisheit entscheiden soll? Er verdoppelte seine Aufmerksamkeit, und winkte seinen Begleitern, sich still zu verhalten.

Der Vorschlag des Knaben wurde, da die Geschichte des Ali Kogia noch neu war und groses Aufsehen in der Stadt erregt hatte, von den übrigen Kindern mit allgemeinem Jubel angenommen, und sie kamen auf der Stelle überein, wer den Kläger und den Beklagten, und die übrigen nöthigen Personen vorstellen sollte. Das Amt des Kadi wurde einstimmig dem Knaben übertragen, der das willkommene Spiel vorgeschlagen hatte. Er ließ sich mit dem seiner Würde gemäßen Anstand nieder, und einer der ernannten Beysitzer des Gerichts eröffnete die Handlung, indem er dem Kadi zwey Knaben, den einen als den Kläger Ali Kogia, und den andern als den beklagten Kaufmann vorstellte.

Der zehnjährige Kadi nahm sogleich das Wort. Ali Kogia! sprach er mit einer vollkommen graubärtigen Feyerlichkeit, worin besteht Deine Klage gegen diesen Kaufmann?

Ali Kogia neigte sich bis zur Erde, und fing an, seine Sache mit vieler Umständlichkeit und mit den lebhaftesten Geberdenspiele vorzutragen.

Ehrwürdiger und hochweiser Herr Kadi! sprach er, willst Du den falschesten aller Freunde und den betrieglichsten aller Betrieger kennen lernen, hier steht er vor Dir in der Person dieses Kaufmanns. So wahr es ist, was ich Dir von ihm erzählen muß, so wirst Du es doch kaum glauben. Als ich vor sieben Jahren von Bagdad nach Mekka reiste, verbarg ich tausend Goldstücke in einem Topf voll Oliven, und diesen Topf erlaubte er mir auf meine Bitte in sein Magazin zu stellen. Vor einigen Tagen kam ich zurück, und fand zwar Oliven in meinem Topf, aber keine Goldstücke mehr. Ich stellte ihn wegen der Entwendung zu Rede. Aber er schalt, und schrie, und schwor, er wisse Nichts von meinen Goldstücken, und ich komme also zu Dir, gestrenger Herr Kadi! und bitte Dich, mir Recht zu schaffen. Du darfst mir glauben, es ist gewiß, daß tausend Goldstücke in meinem Topf waren. Es ist gewiß, daß ich kein einziges mehr darin fand, und wer soll sie also haben, als er?

Du hast gehört, sprach der Kadi, indem er sich gegen den Kaufmann wandte, welche Klage dieser Mann gegen Dich vorbrachte. Sprich also, was hast Du zu Deiner Vertheidigung vorzubringen?

Seine Klage ist falsch, erwiederte der Kaufmann. Er brachte ein Gefäß, in welchem nach seiner Angabe Oliven waren, in mein Magazin, und das nähmliche Gefäß hat er auf der alten Stelle wieder gefunden, als er heute kam, um es abzuhohlen. Ich habe es nie berührt, und wenn Du, gestrenger Herr Kadi! dem Wort eines ehrlichen Mannes nicht glaubst, so will ich auf der Stelle schwören, daß ich von seinen Goldstücken so wenig weiß, als Du selbst.

Du willst schwören? sprach der Kadi. Ach! es gibt Leute, die falsch schwören, und ehe ich es zum Eide kommen lasse, möchte ich gern das Gefäß mit Oliven sehen. Vermuthlich hast Du es mitgebracht, Ali Kogia? Ali Kogia verneinte die Frage, und der Kadi befahl ihm, es zu hohlen.

Hier, sprach der Knabe, der sich einen Augenblick entfernt hatte, und jetzt sich stellte, als ob er das Gefäß dem Kadi überreichte, hier ist das Gefäß, das ich vor sieben Jahren in das Magazin dieses Mannes gebracht, und heute wieder aus demselben weggenommen habe.

Der Kadi, um es an keiner Förmlichkeit fehlen zu lassen, fragte den Kaufmann, ob er das Gefäß für das ächte erkenne, und da dieser die Frage durch sein Stillschweigen zu bejahen

schien, befahl er, es zu öffnen. Ali Kogia machte eine Bewegung, als ob er den Deckel abnähme, und der Kadi eine, als ob er in den Topf blickte. Diese Oliven, sprach der letzte, sind außerordentlich schön, und, fuhr er fort, indem er sich stellte als ob er eine heraus langte, und sie in den Mund steckte, schmecken vortrefflich.

Aber, sprach er nach einer Pause, mich dünkt, Oliven die man sieben Jahre lang aufbewahrt hat, können unmöglich mehr genießbar seyn. Man rufe mir einige Olivenhändler, daß ich ihre Meinung höre. Zwey Kinder erschienen. Seyd Ihr Olivenhändler? fragte der Kadi. Ja, Herr! war die Antwort, wir leben beyde von diesem Handel. Ich ließ Euch rufen, fuhr der Kadi fort, um von Euch zu hören, wie lange Oliven sich aufbewahren lassen, wenn man sie gut zubereitet.

Herr! antworteten die Olivenhändler, kein Mensch und keine Kunst ist im Stande, zu verhindern, daß nicht die besten Oliven im dritten Jahre Farbe und Geschmack verlieren, und nur zum Wegwerfen taugen.

Belehrt mich also, versetzte der Kadi, wie lange mögen wohl die Oliven, die Ihr in diesem Topfe seht, darin gewesen seyn?

Die Olivenhändler spielten die Pantomime des Beschauens und des Kostens, und bezeugten dem Kadi, die Oliven seyen noch vollkommen frisch.

Ihr habt es schlecht getroffen, erwiederte der Kadi. Ali Kogia versichert, daß er sie schon vor sieben Jahren in dieses Gefäß gethan hat.

Verzeihe, Herr! antworteten die Olivenhändler. Unmöglich können diese Oliven länger als ein Jahr gelegen haben. Frage alle unsere Handelsgenossen in ganz Bagdad, und es wird keiner seyn, der nicht unser Zeugniß bestätigt.

Der Kaufmann versuchte dieses Zeugniß durch Einwendungen verdächtig zu machen. Aber der von seiner Strafbarkeit vollkommen überzeugte Richter legte ihm mit majestätischem Ernst Stillschweigen auf. Vernimm, sprach er Dein Urtheil. Du bist ein Dieb, und einem Dieb gebührt der Strick.

Die Kinder bezeugten der richterlichen Strenge des kleinen Kadis ihren Beyfall durch ein lautes Händeklatschen, und indem der rächende Chor der Tragödie über den Verurtheilten herfiel, um auch die Vollziehung der Strafe nachzuahmen, endigte sich das Spiel.

Der Kalif Harun Alraschid wußte kaum, ob er träumte, oder wachte, so außerordentlich schien es ihm, bey einem Knaben einen Verstand zu finden, den man, wie er täglich erfuhr, bey hundert höhern und niedern Gerichtspersonen von dem ehrwürdigsten Alter vergeblich sucht.

Hast Du, sprach er zu dem Großvezier, indem er sich von seiner steinernen Bank erhob, hast Du gehört, wie hier die Gerechtigkeit von Unmündigen verwaltet wurde? Und was sagst Du von einem Knaben, der solche Urtheile spricht?

Ach, gnädigster Herr! erwiederte Giafar, ich kann mich über den Verstand dieses Kinds, so außerordentlich er ist, kaum freuen, weil er mich an den Unverstand so vieler Greise erinnert.

Du hast Recht, versetzte der Kalif, die Kinderweisheit kann uns doch nicht für die Thorheit der Alten entschädigen. Aber wirst Du nicht mit mir zu glauben versucht, daß eine höhere Hand im Spiel ist, wenn ich Dir sage, daß die nähmliche Rechtssache, die hier der Gegenstand eines Kinderspiels war, morgen von mir selbst auf Bitten des Ali Kogia, der mir heute seine Klagschschrift überreichte, entschieden werden soll? Und soll ich den kleinen

Kadi bey der Verwaltung meines Amts zum Muster nehmen? Oder glaubst Du, daß sich ein besseres Urtheil sprechen läßt?

Beherrscher der Gläubigen! erwiederte der Großvezier, sind die Umstände die nähmlichen, so dünkt mich, muß man entweder unrecht, oder wie der Knabe urtheilen.

Und eben darum will ich, antwortete der Kalif, daß morgen das Kind selbst zu Gericht sitze. Merke Dir also dieses Haus, und zur bestimmten Stunde führe den Knaben zu mir. Auch den Schlendriansrichter, der den Kaufmann nach abgelegtem Eid losgesprochen hat, laß rufen, damit er ein wenig roth wird, wenn er sieht, daß ein Knabe einen bessern Kadi gibt, als er. Dem Ali Kogia aber befehle, sein Gefäß mit Oliven mitzubringen und endlich sorge, daß zwey Olivenhändler auf den ersten Wink bereit sind, vor meinem Throne zu erscheinen.

Am folgenden Tage begab sich der Großvezier nach dem Hause, wo der kleine Kadi wohnte, und wurde, weil der Mann ausgegangen war, zu der Frau geführt. Er fragte, wie viele Kinder sie habe. Drey antwortete sie, und ließ sie hereinkommen. Kinder! sprach der Großvezier, ich möchte gern wissen, wer von Euch gestern Abend, als Ihr miteinander

spieltet, den Kadi vorstellte. Sprecht also, wer war der kleine Richter? Ich war es, antwortete der älteste, ein wenig ängstlich. Mein Sohn, sprach der Großvezier, ich bin gekommen, um Dich zu dem Kalifen zu führen, der Dich sprechen will.

Die Mutter zitterte und bebte bey dieser Nachricht. Ums Himmelswillen, gnädiger Herr! sprach sie, was will der Kalif mit dem Knaben? Er wird doch einer Mutter ihr Kind nicht nehmen wollen?

Beruhige Dich, gute Frau! antwortete der Großvezier. In einer Stunde ist Dein Sohn wieder bey Dir, und gewiß wirst Du Freudenthränen vergießen, wenn Du von ihm selbst die Ursache vernimmst, warum man ihn gerufen hat.

Die zufriedengestellte Mutter bath jetzt den Großvezier, nur so lange zu verweilen, bis sie ihren Sohn so angekleidet habe, daß er mit Anstand vor dem Beherrscher der Gläubigen erscheinen könne. Giafar ließ es sich gefallen. Der Kleine erschien bald in seinem besten Feyerkleide, und der Großvezier ermangelte nicht, ihn zu der dem Ali Kogia und dem Kaufmann bestimmten Stunde vor den Kalifen zu führen.

Der Monarch empfing den Knaben aufs liebreichste. Nur näher, mein Sohn! sprach

er, Du brauchst Dich nicht zu fürchten. Bist Du der kleine Kadi, der gestern über die Sache des Ali Kogia und des Kaufmanns, der ihm seine tausend Goldstücke streitig macht, Gericht hielt? Ich sah und hörte, wie Du Dein Amt verwaltetest, und bin mit Dir zufrieden.

Mit kindlicher Unbefangenheit und zugleich mit dem bescheidensten Ton bejahte der Kleine die Frage.

Gut, mein Sohn! erwiederte der Kalif. Aber komm und setze Dich neben mich. Du sollst gleich den wahren Ali Kogia und den wahren Kaufmann, den er verklagt hat, sehen.

Wo sind die Parteyen? fragte der Kalif, sobald er mit dem Knaben auf dem Throne saß.

Man ließ sie vortreten, und nannte ihm ihre Nahmen, während sie vor dem Throne niederfielen, und mit der Stirn den Teppich berührten. Als sie wieder aufgestanden waren, nahm der Kalif das Wort. Tragt, sprach er, Eure Sache in der Ordnung vor. Hier ist ein Kind, das Euch hören, und Jedem zuerkennen wird, was recht ist. Ich werde, wenn es nöthig ist, dem kleinen unschuldigen Richter beystehen.

Ali Kogia erzählte jetzt seine Geschichte, und schloß mit der Bitte, daß die Gerechtigkeit des

Kalifen ihm wieder zu seinem Eigenthum verhelfen möchte.

Der Kaufmann beantwortete die Klage, und als er sich zu dem nähmlichen Eide, den er bereits vor dem Kadi geschworen hatte, erboth, sprach der Knabe, das Gefäß mit Oliven müsse vor allen Dingen besichtigt werden.

Ali Kogia stellte das Gefäß zu den Füßen des Kalifen, und hob den Deckel ab. Der Kalif besichtigte die Oliven, und nahm sich eine heraus, die er der Prüfung seiner Zunge unterwarf. Jetzt kam die Reihe des Besichtigens an die gerufenen Olivenhändler. Diese erklärten beyde, die Oliven wären gut und von diesem Jahre, und gaben auch dieselbe Antwort, wie in dem Kinderspiele, als der Knabe ihnen sagte, die Oliven müßten nach der Versicherung des Ali Kogia schon sieben Jahre alt seyn.

Der angeklagte Kaufmann stammelte Ausflüchte und Entschuldigungen. Aber das Kind, statt ihm zu antworten, richtete seine Augen auf den Kalifen. Beherrscher der Gläubigen! sprach es, Deiner Majestät gebührt das Urtheil über Leben und Tod. Das meinige von gestern war nur ein kindisches Spiel.

Der überwiesene Verbrecher läugnete seine Unthat nicht länger, und büßte sie mit dem

nähmlichen Tode, welchen ihm am vorigen Abend das Kindergericht zuerkannt hatte.

Nach ausgesprochenem Urtheil wandte sich der Kalif gegen den Kadi. Ich hoffe, sprach er, Du hast genug an der Lehre, die Dir so eben von dem Kinde gegeben wurde, und ich entlasse Dich also mit der Erinnerung, daß ich dem Manne, der Beruf hat, meinen Unterthanen Recht zu sprechen, eine Nachläßigkeit in seinem Amt nicht zum zweyten Mahl verzeihe. Dem verdienstvollen kindischen Richter aber ließ er einen Beutel mit hundert Goldstücken reichen. Ich sende Dich zwar, sprach er, indem er ihn auf die Stirn küßte, Du guter Knabe! für jetzt Deinen Aeltern wieder. Aber daß der edle Saame, der in Dir liegt, zur herrlichen Frucht emporwachse, dafür, so viel ich es vermag, zu sorgen, ist meine Pflicht, und ich will sie erfullen.

Bayerische
Sta[illegible]
M[illegible]

Verlagsbücher,

welche in der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung in Augsburg in den Jahren 1825 — 1827 erschienen sind.

Bauer, Sam., historisches Raritäten = Kabinet. 4 Bde. 8. à 5 Rthlr. 12 ggr. oder 8 fl. 40 kr.

Platons Phädon, oder Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele, übersetzt und mit philosophischen und andern Anmerkungen versehen von J. K. Götz. gr. 8. à 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

— — Parmenides, aus dem Griechischen übersetzt und mit philosophischen Anmerkungen ausgestattet von J. K. Götz. gr. 8. à 1 Rthr. oder 1 fl. 30 kr.

— — Philebos, oder von der Lust, aus dem Griechischen übersetzt und mit philos. und andern Anmerk. erläutert. v. J. K. Götz. gr. 8. à 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Schaden, Ad. v. Aurelius Comodus und die Königin von Saba, Originalposse in 2 Aufzügen. Mit 1 Kupfr. 8. à 9 ggr. oder 30 kr.

— — Mozarts Tod, ein Trauerspiel in 3 Akten, mit 1 Kpfr. 8. à 16 ggr. oder 1 fl.

— — Jackele und Jakobine, oder die Reise nach München zur Eröffnung des neuerbauten Hof = und Nationaltheaters. Ein humoristisch = romantisches Original = Gemälde mit 1 Kpfr. à 1 Rthlr. 12 ggr. oder 2 fl. 24 kr.

— — neue Skizzen, im Meißnerischen Geschmacke. 1ste Sammlung mit Kupfern. 8. à 1 Rthlr. 10 ggr. oder 2 fl. 45 kr.

— — der Stammbaum in der Klemme; oder: mehrere Mal Hinein — mehrere Mal Heraus — endlich Garaus — und dennoch einen Hochzeitschmauß. Eine Original = Ritter = und Geistergeschichte der neuesten Zeit. Mit 1 Kpfr. 8. à 1 Rthlr. 16 ggr. oder 2 fl. 30 kr.

Zhumbs, Bar. v., neueste Bühnenstücke. 8. à 2 Rthlr. oder 3 fl. 12 kr.

Wargas, Chr., neues Marionetten = Theater, nach ital. span. franz. und deutschen Originalien. 2. Thle. m. Kpf. gr. 8. à 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl.

Weiser, Friedr., neue Sammlung auserlesener prosaischer Schriften. 3 Bändchen. 8. à 5 Rthlr. oder 7 fl. 30 kr.

Verbesserungen.

I. Theil.

Seite	Zeile	statt:	lies:
41	8 v. u.	den	der
80	8 v. u.	Sauertopf	Sanertopf
106	9 v. u.	gerro, gerro,	gerrae, gerrae,
204	4 v. u.	zu	zum
228	1 v. o.	ungeahnet	ungeahndet
235	*12 v. o.	wallenden	waltenden
298	7 v. o.	nach weil ist das Wort man einzuschalten.	
300	4 v. u.	nach oder ist einzuschalten: der andere	
305	7 v. o.	ist das Wort nicht wegzustreichen.	
331	7 v. u.	Schuldnerinn	Schuldnerinnen
356	1 v. o.	Tage	dem Tage
420	8 v. u.	seiner	Deiner

II. Theil.

Seite	Zeile	statt:	lies:
36	6 v. u.	keinen Handgriff	keine Hand griff
38	4 v. o.	nach eben so ist das Wort viel einzuschalten	
115	14 v. o.	leeren	zu leeren
116	9 v. u.	oder	ob er
132	8 v. o.	Paulus	Plautus
133	10 v. o.	nach That fehlt das Wort: ist	
148	13 v. o.	spielend	schielend
157	7 v. o.	nach: gebührt, sind die Wörter einzuschalten: zu erregen sucht.	
158	11 v. u.	gelle	grelle
163	1 v. u.	nach: hassen, sind die Worte einzuschalten: erklärter	
166	4 v. o.	nach: Stirn sind die Worte einzuschalten: mit eiserner Stirn	
166	6 v. o.	Schmähsucht	Schmähschrift
199	2 v. o.	nach: Mann ist das Wort: und einzuschalten.	
225	12 v. u.	Nibilitas	Nobilitas
225	13 v. u.	Bite	Site
230	4 v. o.	Memeon	Memnon

Seite:	Zeile:	statt:	lies:
252	12 v. u.	merke	merkte
522	5 v. u.	wir auch	wir ihr auch
550	4 v. o.	dem	Dem

III. Theil.

4	4 v. o.	Es	Er
47	9 v. u.	ein Werk	als ein Werk
50	8 v. o.	nach: antworten ist das Wort als ein- zuschalten.	
114	9 v. o.	nach: nicht ist das Wort zu, einzuschalten.	
153	1 v. u.	Eurysthenes	Eurystheus
153	6 v. u.	Vorwurf	Vorwort
154	1. v. o.	Kriegern	Kriegen
172	15 v. o.	und 173 Zeile 5 von unten statt: Julbicke Fulbicke.	
235	11 v. o.	poetischen	pontischen.

Mährchen
Erzählungen und Anecdoten
von
Weisser.

Frankfurt a. M. 1816
bei Gebrüder Wilmans.

Mährchen,

Erzählungen und Anecdoten.

I.

Der Perlenschmuck.

Eine

Scene aus der großen Welt.

Ein Mädchen kann zur Noth noch ohne Liebhaber leben. Aber wie soll eine Frau es ohne diesen Herzenstrost mit einem Mann aushalten? Hat nicht jede, um nur einer Kleinigkeit zu gedenken, tausend Wünsche, und giebt es nicht Männer, die kaum Lust haben, Einen von tausend zu befriedigen? Ein Mann macht sich gar Nichts daraus, geizig zu seyn. Aber wie lächerlich wäre ein Liebhaber mit diesem Laster? Und ist es also ein Wunder,

wenn unzählige Frauen dem Himmel danken, daß es mehr als nur Ein Paar Männeraugen giebt, um von einem Paar Frauenaugen bezaubert zu werden?

Unter diese Unzähligen zählte man mit Recht auch die schöne Baronesse von Blond. Ihr Gemahl war die Zärtlichkeit, aber leider auch die Sparsamkeit selbst, und wenn er zur Noth fähig gewesen wäre, vor Liebe zu sterben, so war er doch weder durch Bitten, noch durch Thränen, noch durch die zärtlichsten Liebkosungen dahin zu bringen, vor Liebe bankrott zu machen. Er vergaß nicht, daß jede Frau eine Göttinn ist, und also von dem Sterblichen, der sich ihren Mann nennt, angebetet werden muß. Aber er war gottlos genug, eben dieser angebeteten Göttinn zu spotten, sobald sie verlangte, daß er ihr opfern sollte.

Ganz anders betrug sich der Graf Rheineck gegen die nähmliche Baronesse. Er sah ihr aus keiner andern Ursache in die schönen Augen, als um darin zu lesen, ob er der Be-

sitzerinn einen Schawl, oder einen Spitzenanzug, ein Paar Ohrenri ge, oder einen Fingerring, ein Halsband, oder ein Paar Armbänder kaufen sollte, und der Auftrag, den die schönen Augen ihn lesen ließen, mochte seiner Kasse noch so viel zumuthen, so bemerkte man doch nicht ein einziges Mahl, daß er auch nur die Stirn gerunzelt hätte.

Zum Unglück ha te der Gemahl der Baronesse die sonderbare Grille, daß er durchaus verlangte, andere Männer sollten gegen seine Frau wo möglich die Sparsamkeit noch weiter treiben, als er selbst, und Jeder, der sie mit mehr als einer Kleinigkeit beschenkte, wenn er nicht ein naher Verwandter, oder wenigstens so alt, als ihr achtzigjähriger Großvater war, mußte fürchten, von ihm mit dem schnödesten Undank belohnt zu werden.

Leider stand aber der Graf mit der Baronesse statt in einer Blutsverwandtschaft bloß in einer Wahlverwandtschaft, und achtzig Jahre alt zu seyn, durfte er kaum nach funfzig

Jahren hoffen. Welche Verlegenheit also für ihn, als er einst in ren Augen las, daß sie den Juden, der einen kostbaren Perlenschmuck an sie zu verkaufen wünschte, nicht gern durch eine verneinende Antwort gekränkt hätte, und wie froh war er, als die Dame wenigstens für den Augenblick den Hebräer mit dem Versprechen entließ, ihm am folgenden Tag entweder seinen Schmuck oder den geforderten Preis dafür zuzustellen.

Wie gefallen Ihnen die Perlen? fragte die Baronesse den Grafen, als der Jude sich entfernt hatte.

Ich habe kaum schönere gesehen, antwortete er.

Die schönsten in der Stadt, erwiederte die Baronesse, hat die eitelste Närrinn darinn, die Geheimeräthinn Leinhof. Aber diese sind wenigstens das Doppelte werth, und ich begreife nicht, wie der Jude sie um dreytausend Thaler lassen kann. Ich gestehe Ihnen, Perlen, von welchen Emilie Galotti sagt, daß

sie Thränen bedeuten, sind meine Leidenschaft, und ich glaube, Gott vergebe mir die Sünde! ich würde mich in meinen Mann verlieben, wenn er sich bewegen ließe, mir diesen Schmuck zu kaufen.

Um Sie, meine Gnädige, antwortete der Graf, vor einer Schwachheit zu bewahren, durch welche die schönste Frau der Stadt sich der Gefahr aussetzte, zugleich die lächerlichste zu heißen, wäre ich bereit, allen Juden und Judengenossen, und sogar allen christlichen Damen ihren Perlenschmuck abzukaufen. Aber Sie wissen, daß der Baron Anwandlungen hat, in welchen er meine Freundschaft für Sie mit den Augen eines Ehemanns betrachtet, und schwerlich würden die Perlen dazu beytragen, ihm seine Grillen zu benehmen.

Ich glaube es selbst, versetzte die Baronesse. Aber ich verdiente keine Perlen zu tragen, wenn ich nicht den Verstand hätte, mir sie, allen eifersüchtigen Männern zum Trotz, zu verschaffen. Die Perlen, mein lieber Graf,

soll mir mein sparsamer Herr Gemahl selbst kaufen, wenn es Ihnen nicht darauf ankommt, einer guten Freundinn bis auf bessere Zeiten — zweytausend Thaler zu borgen.

Die Worte zweytausend Thaler sind ein Schall, der jedes Ohr, und wenn es auch dem freygebigsten Liebhaber gehört, ein wenig erschüttert, wenn die Rede davon ist, daß der Hörende sie geben soll, und auch der Graf wollte eben ein wenig im Kopf kratzen, als er sich besann, was einem Mann von Welt, der noch obendrein verliebt ist, geziemt. Weit entfernt also, sich dem gezwungenen Anlehen zu entziehen, konnte er, indem er der Dame die Hand küßte, nicht Worte genug finden, ihr zu bezeugen, wie glücklich ihn ihr Vertrauen mache.

Am folgenden Tag erschien der Hebräer bey dem Baron.

Gnädiger Herr! fing er an, Nichts zu handeln? Keine schöne Dose, keine Uhr für

den gnädigen Herrn, keine Ringe, keine Armbänder für die gnädige Frau?

Geh zum Teufel, Jude! fuhr ihn der Baron an. Aber wenn läßt sich ein Jude zum Teufel schicken? Der unsrige packte seine Waaren so emsig aus, als ob er den ungeduldigsten Käufer vor sich hätte. Er öffnete ein Kästchen, er öffnete das zweyte, er öffnete das dritte, und stellte jedes vor den Baron hin.

Was soll der Kram auf meinem Tisch? fragte dieser. Ich habe dir schon gesagt, Du sollst zum Teufel gehen.

Damit hat es noch Zeit, erwiederte der Jude. Wovon soll ein armer Handelsmann leben, wenn von den vornehmsten Herrn ein Theil ihn nicht bezahlt, und der Andere ohne ihm abzukaufen, ihn gar zum Teufel schickt? Sehen Sie doch, gnädiger Herr, dieses Gold, wie es lacht, und diese Diamanten, wie sie blitzen! Und ist der Handelsmann, der die schönen Sachen verkauft, nicht der ehrliche Moses?

Ohne seine lachenden und blitzenden Herrlichkeiten eines Blicks zu würdigen, erklärte ihm der Baron, daß er Nichts kaufe.

Was gilts, gnädiger Herr, sprach der Jude, ich löse heute noch einige tausend Thaler von Ihnen? Diese Perlen, zum Beyspiel, fuhr er fort, indem er den Schmuck, den die Leser bereits kennen, hervorzog, wer kann sie ansehen, und noch mit dem Herzen an einigen elenden Rollen Gold- oder Silbermünzen hängen? Ist der Schmuck nicht so schön, daß die Königinn von Arabien ihn hätte tragen können, als sie den Salomo besuchte? Ich will nicht ehrlich seyn, tausend Männer, die ein gutes Herz und eine schöne Frau haben, würden dem ehrlichen Moses um den Hals fallen, wenn er es so gut mit ihnen meinte, wie mit Euer Gnaden. Das Kleinod ist unter Brüdern seine viertausend Thaler werth, und Ihnen, gnädiger Herr lasse ich es für . . . Doch bestimmen Sie einmahl selbst den Preis.

Muß ich dirs noch tausendmahl sagen, erwiederte der Baron, daß ich Nichts von deinen Waaren brauche? Indessen nahm er doch die Perlen und betrachtete sie. Wie viel, fuhr er fort, sagtest du, daß sie kosten sollen?

Gnädiger Herr, fing der Jude im vertraulichen Ton und mit leiser Stimme an, es hat eine eigene Bewandniß mit den Perlen. Man ist genöthigt, sie zu verkaufen. Man braucht in der Eile, man braucht heute noch bares Geld; man will sie nicht in unwürdige Hände kommen lassen. Mit einem Wort, ein Käufer, wie Eure Gnaden, bekommt sie für das halbe Geld.

Und das halbe Geld, antwortete der Baron, was heißt es in deiner Judensprache?

Die Hälfte von viertausend Thalern versetzte der Hebräer, sind zweytausend.

Und, erwiederte der Baron, die Hälfte von Isaac Moses, sonst auch Schmul genannt, ist ein — ganzer Spitzbube.

Gnädiger Herr, antwortete der Jude, man ist ein elender Spitzbube, so lange man noch Kostbarkeiten verkaufen muß, statt sie zum eigenen Gebrauch kaufen zu können. Das Handwerk nährt seine Leute besser. Doch Euer Gnaden lieben Scherz, und ich verstehe Scherz. Also — tauschen wir für einander, und wenn wohlfeil verkaufen und ehrlich seyn einerley ist: so will ich den Christen sehen, der es wenigstens mit meiner heutigen Ehrlichkeit aufnimmt.

Genug des Geplauders! sprach der Baron. Dem ehrlichsten Juden bietet man die Hälfte von dem, was er fordert. Du willst zweytausend Thaler für deine Perlen. Nimm also entweder tausend, oder deine Waare — und packe dich!

Moses machte nach Juden-Art noch einige Schwierigkeiten. Er schwur nicht selig werden zu wollen, wenn er den Schmuck für einen Heller weniger, als für funfzehnhundert Thaler lassen könne, und zwey Minuten spä-

ter erließ er ihn — für tausend. Der Baron zahlte ihm das Geld, und er eilte spornstreichs zu der Frau Baronesse, um ihr die geschickte und glückliche Vollziehung des ihm aufgetragenen Geschäfts bey dem Baron anzupreisen, und um die zweytausend Thaler, die der Mann zu wenig bezahlt hatte, aus der Hand der Frau zu empfangen.

Wünschen Sie mir Glück, sprach die Baronesse zu dem Grafen bey seinem nächsten Besuch, die Perlen sind mein! Der Baron hat sich durch den wohlfeilen Preis reizen lassen, sie zu kaufen. Morgen ist mein Geburtstag, und also . . .

Ehe der Graf antworten konnte, trat der Baron ins Zimmer. Er grüßte den Hausfreund, und wandte sich dann gegen seine Gemahlinn. Wünsche mir Glück, mein Kind, sprach er, ich habe einen Handel gemacht, den die klügste Frau, den du selbst nicht besser hättest machen können. Stelle dir meine Kühnheit vor! Perlen habe ich gekauft, Perlen,

und stecke doch in keinem Weiberrock. Aber ich dachte welcher Frau Mann ich bin, und wie freudig eben diese Frau mein Kauf überraschen würde, und wenn der letzte Gedanke mich bey dem Handel ein wenig zu sehr anfeuerte, so schützte mich doch der erste gegen alle Juden-Kniffe. Mit einem Wort. Ein Schmuck, den der Hofjuwelier auf dreytausend Thaler schätzt, ist mein für tausend. Morgen, meine Angebetete, ist dein Geburtstag, und morgen wirst du ihn am Hals deiner Nichte sehen, die kommen wird, um dir zu gratuliren. Du weißt, wie verlegen ich um ein schickliches Hochzeitgeschenk für das gute Mädchen war, und es ist ordentlich, als ob der Himmel gewollt hätte, ich sollte ihr dreytausend Thaler schenken, ohne mehr als tausend auszugeben. Ich argwöhne freylich, es steckt irgend ein Betrug hinter der Sache. Der Preis ist gar zu niedrig. Aber ich habe ehrlich gekauft. Was geht es also mich an, ob der Verkäufer ein Spitzbube, oder ein Unter-

händler von Spitzbuben war? Aber bin ich nicht ...— beynahe hätte ich gesagt, was du, meine Beste, vermuthlich denkst. — Der Nichte schenke ich Perlen, mit denen ich mir ohne Zweifel bey dir einen Kuß, oder gar ein halbes Dutzend Küsse hätte verdienen können. Es ist in der That zum Verzweifeln, daß es Zerstreuungen giebt, die einen Mann sogar seine Frau vergessen lassen. Ich dachte immer nur an die Nichte, und wieder an die Nichte und an ihre nahe Hochzeit, und nicht ein einzigesmahl erinnerte mich mein feindseliger Genius, daß ich auch einst Hochzeit machte, und also eine Frau habe, die einen Geburtstag und so gut als die Nichte einen Hals hat, um ihn mit Perlen zu behängen Aber was ist zu thun, mein Kind? Der Fehler ist geschehen, und du bist viel zu gütig, um ihn mir nicht zu verzeihen, besonders wenn ich dir schwöre, daß ich die ersten Perlen, die ich wieder um einen gleich wohlfeilen Preis zu kaufen Gelegenheit habe, zu keinen andern, als zu deinem

Füßen legen werde. Indessen bin ich gestraft genug, daß Du meine Theure, wenn gleich deine Großmuth dir nicht erlaubt, mir Vorwürfe zu machen, doch nur geringen Antheil an meiner Freude über den guten Kauf nimmst, und daß selbst Sie, Herr Graf, meine Erzählung mit einer so sauren Miene anhörten, als ob Sie die zweytausend Thaler, die ich gewann, verloren hätten.

Der Baron entfernte sich mit einer Verbeugung, und wie hätte seine Gemahlinn noch zweifeln können, daß — auf die Verschwiegenheit des Juden konnte sie rechnen — sein Scharfsinn ihre Intrigue entdeckt habe? Welche Demüthigung für eine Frau, sich von einem Mann, und noch obendrein von ihrem eigenen Mann überlistet, und zugleich verhöhnt zu sehen! Kein Wunder, daß sie alle Fassung verlor, und Juden und Perlen, und Gemahl und Nichte, der sie ohnehin nicht hold war, zum Teufel wünschte. Und der arme Graf! Welcher Liebhaber wollte nicht lieber sechstausend

Thaler auf Einer Karte verlieren, als zweytausend dem Mann in die Hände spielen, der ihm seine Geliebte unter dem freylich durch die Gesetze begünstigten Titel eines Ehemanns vorenthält? Aber das Schlimmste bey der Sache war noch, daß auch dieses, wie jedes andere Unglück, nicht allein kam. So vortheilhaft nähmlich von einer Seite der Kauf war, zu welchem dem Baron seine Gemahlinn und der Graf geholfen hatten, so sehr mißfiel er ihm doch von einer andern, und er ergriff eben deswegen die nächste beste Gelegenheit, oder brach vielmehr eine vom Zaun, um die beyden Wahlverwandten auf eine Art zu trennen, die wenigstens eines Ehemanns nach der Mode völlig unwürdig war.

Indessen muß man doch der Baronesse die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ihm in kurzer Zeit den Gewaltstreich recht christlich verzieh, oder wenn man lieber will, s e i n e r Verzeihung sich würdig machte, ob sie gleich nicht umhin konnte, noch nach Jah-

ren zuweilen zu sich selbst zu sagen: Emilie Galotti hat Recht: Perlen bedeuten Thränen!

2.

Das Buch und die Uhr.

Eine Anecdote.

Ein vor mehreren Jahren verstorbener berühmter Gelehrter und Professor auf einer der angesehensten Universitäten empfing von einem auswärtigen Kollegen sein in zwey Qartbänden bestehendes Werk zum Geschenk. Das Buch selbst war ihm unbrauchbar. Aber der schöne Marmorband brachte ihn auf den Einfall, es als Fußgestell für seine Pendeluhr zu benutzen. Lange trug das gelehrte Werk geduldig seine Last, und vielleicht konnte kaum ein anderes Exemplar sich rühmen, seinem Besitzer wesentlichere Dienste zu leisten. Aber wer ein Buch zum Uhrentragen verurtheilt, kann un-

möglich wünschen, daß der Verfasser selbst sein Werk in diesem Stand der Erniedrigung erblicke, und wie groß war daher die Verlegenheit unsers Professors, als der Mann, vor dem er den Gebrauch, den er von seinem Buche machte, am meisten zu verbergen Ursache hatte, ihn einst unvermuthet mit einem Besuch überraschte! Zwar suchte er es den Blicken des Eintretenden dadurch zu entziehen, daß er sich, den Rücken gegen dasselbe gekehrt, so schnell als möglich davor hinstellte. Allein was mußte Jener davon denken, daß der Hausherr während des ganzen Besuchs unaufhörlich auf einer Stelle blieb? Und welche peinliche Lage für diesen selbst! Zum Glück brach der Fremde seinen Besuch kurz ab. Aber eben dieser Umstand, und die Kälte, mit welcher er Abschied nahm, ließen kaum zweifeln, daß wenn er auch nicht bemerkte, was man ihm verbergen wollte, er doch über die Aufnahme, die er erfahren hatte, nichts weniger als vergnügt war.

Vielleicht hätte der Professor sich durch einige Komplimente am Besten aus der Sache gezogen. Er hätte zum Beyspiel recht passend sagen können: Indem ich Ihr Werk, mein Bester, in eine so genaue Verbindung mit meiner Uhr setzte, was konnte ich damit wollen, als Zeit und Ewigkeit sinnbildlich paaren? Ferner, muß nicht Jeder, der Ihr Buch an dieser Stelle erblickt, von selbst den Schluß machen, Sie wären ein Autor, der mehr, als irgend ein anderer, mit der Zeit fortschreite, oder gar einer, der statt von der Zeit sich tragen zu lassen, diese selbst trage, und der überdieß stets am Besten wisse, was die Glocke geschlagen hat? Welcher Autor endlich kann außer Ihnen sich rühmen, daß ein Besitzer seines Buchs wenigstens den Titel desselben eben so oft liest, als er — nach der Uhr sieht?

Durch diese und hundert andere gleich schmeichelhafte Gründe konnte dem Schriftsteller bewiesen werden, daß sein Buch zur Unterlage einer Uhr machen, eben so viel sey,

als seine Büste in ein Pantheon stellen, oder ihn selbst unter Könige begraben, und vielleicht läßt künftig Mancher, um desto leichter zu dieser Ehre zu gelangen, seine Werke statt in Octav in Quart drucken.

3.

Die Verwandlung.

Eine Gesellschaft junger Leute freute sich in einem Gasthofe bey der Rheinweinflasche des Lebens, und nachdem Jeder auf das Wohl der Gebieterinn seines Herzens sein Glas geleert hatte, begann Einer von ihnen, indem er das seinige von Neuem füllte: Es ist doch Schade, daß der gute Franz nicht auch hier ist, um mit uns anzuklingen. Auf, laßt ihn leben, trotz der wunderlichen Grille, die ihn abhielt, mit uns zu gehen!

Der Narr! sprach ein Anderer, hat man jemahls gehört, daß ein vernünftiger Mensch, bloß weil in der Nacht ihm träumte, der goldne Adler, den unser Wirth im Schilde führt, habe ihm die Augen ausgehackt, am folgenden Tage einem Freudenfest seiner Freunde beyzuwohnen sich weigert, ungeachtet diese, bloß seiner Träumerey wegen, dem königlichen Vogel für heute den Rücken kehren, und als ob sie selbst Adler wären, ihren Flug zur Sonne nehmen wollten.

In der That fiel ihm Werner, ein junger Kaufmann ein, der gute Franz ist, trotz seines Geists und seiner Talente, der Aberglaube und die Leichtgläubigkeit selbst. Nichts scheint ihm natürlicher, als — das Unnatürlichste. Er zittert vor jedem Besen, weil ihn eine Hexe geritten haben kann. Auf dem Kirchhofe spuken nach seinem Wahn so viele Geister, als er Gräber hat. Er zweifelt so wenig an dem Daseyn des Rübezahls, als an dem Daseyn des Riesengebirgs, und in seinen

Augen giebt es keine glaubwürdigere Historien-bücher, als — die Feenmährchen. Noch vor Kurzem erzählte er mir sogar mit der ernsthaftesten Miene von der Welt, ein vornehmer Kavalier sey in seinen Reitknecht, und der Reitknecht in den Kavalier verwandelt worden, und was wollt ihr wetten, ich berede ihn morgen des Tags mit eurer Hülfe, Er sey Ich, und Ich sey Er?

Die Uebrigen lachten, und hielten ganz für Scherz, was bey ihrem Freund wenigstens zur Hälfte Ernst war. Als aber später der Wein die Geister noch ein wenig höher gestimmt hatte, und Werner von ungefähr wieder des Abwesenden gedachte, riefen Einige: Wie steht es um dein Versprechen? Du wolltest ja es dahin bringen, daß er glaubte, er sey nicht mehr der Goldschmied Franz, sondern ein gewisser kleiner, ausgelassener, durchtriebener Spaß- und Spottvogel, den die Stadt den Kaufmann Werner nennt. Es wäre bey allen guten und bösen Geistern ein Meisterstück,

das Dich und uns zur Gesellschaft mit unsterblich machen könnte, und die kleine wohlverdiente Züchtigung würde vielleicht noch obendrein dem Träumer zur heilsamen Lehre und zur Besserung dienen.

Ich halte Wort, erwiederte Werner; wenn ihr mir euren Beystand versprecht. Es versteht sich aber, daß — die Forderung ist freylich nicht klein — Jeder seine Rolle wenigstens halb so gut spielt, als ich, und nicht irgend eine Unbesonnenheit von eurer Seite meiner Klugheit einen Strich durch die Rechnung macht.

Etwa eine Woche nach diesem Gespräch, erschien gegen Abend Tillmann, einer der Freunde, in dem Laden des Goldschmieds. Franz, sprach er nach der ersten Begrüßung, einer meiner auswärtigen Korrespondenten trägt mir auf, eine kostbare Vase für seinen Hof bey dir zu bestellen. Willst du dich mit der Arbeit, die gut bezahlt wird, befassen, so verfertige vor allen Dingen eine Zeichnung, die ich mei-

nem Freund mit deinen Bedingungen schicken muß. Der Goldschmied erklärte sich bereitwillig zu der Arbeit, und Tillmann nahm Abschied. Ihm folgte Ludolf, ebenfalls einer der Mitverbündeten. Ich komme, fing er an, und holte tief Athem, um dir einen sonderbaren Traum zu erzählen. Du gehorst, ich weiß es, nicht unter die Leichtsinnigen, die sich einbilden, man träume für Nichts und wieder Nichts, und was mich betrifft, so war mein Traum so lebhaft, daß wenn er mich das große Loos hätte gewinnen lassen, ich nicht weiß, ob ich nicht schon zum Voraus um Kutschen und Pferde und Palläste und Landgüter handelte. Mir träumte nähmlich, Werner und ich hätten dich in deinem Hause besucht. Auf dem Tisch lag ein großes Messer mit einem Heft von einem mir unbekannten schönen bläulichen Holz, und einer außerordentlich hell polirten Klinge. Werner ergriff das gefährliche Werkzeug, und machte im Scherz eine Bewegung, als wollte er nach dir stechen.

Aber im nähmlichen Augenblick gingst Du, ohne das Messer wahrzunehmen, mit raschen Schritten auf ihn zu, und drücktest dir dasselbe tief in die Brust. Ich müßte albern seyn, wenn ich glaubte, der Traum müße gerade buchstäblich eintreffen. Aber irgend ein Unglück konnte dir doch heute mit Werner begegnen, und darum wollte ich erst, ohne dich selbst mit Erzählung des Traumes zu beunruhigen, ihn bitten, deine Gegenwart für heute zu meiden. Aber — ich weiß gar nicht, was ich davon denken soll — ich durchlief die halbe Stadt, vergebens nach ihm. Wo ich hinkam, hieß es, erst diesen Augenblick wäre er weggegangen, und da ich beynahe verzweifle, ihn zu finden, so trieb mich die Angst, wenigstens dir zu sagen, daß du auf deiner Hut bist.

Wer beschreibt die Bestürzung des armen Goldschmieds, der, wenn er im Traum ein Bein brach, wachend gar den Hals zu brechen fürchtete, und dem man jetzt einen Traum

erzählte, der durch einen Umstand auf den Nahmen eines Wunders Anspruch machte! Er besaß nähmlich wirklich ein Messer, das dem von Ludolf beschriebenen vollkommen glich. Es war das vor wenigen Tagen empfangene Geschenk eines auswärtigen Freundes, und da er es noch keinem Menschen gezeigt hatte, und natürlich gar nicht ahnte, daß es gerade von Ludolf zum Behuf seines Traums bestellt worden war, wie konnte er anders, als glauben, daß ihm, wenn er nicht die Vorsicht aufs Höchste treibe, irgend ein schwarzes Verhängniß bevorstehe? Er schloß sogleich seinen Laden, und eilte nach Hause. Das Messer, sprach er zu sich selbst, werfe ich noch heute in den Fluß. Oder ist es besser, ich vergrabe es? Oder soll ich es durchs Feuer vernichten? Und Werner, fuhr er fort, einen Monat lang wenigstens darf er mir nicht vor die Augen. Unter diesem Selbstgespräch trat er in sein Haus, und fand — sein Zimmer verriegelt. Während er nähmlich in seiner

Werkstätte von Ludolf aufgehalten worden war, hatte Werner von seiner Wohnung Besitz genommen. Du und dein Herr, ihr seyd beyde verloren, sprach er zu der alten Haushälterinn, wenn du mir nicht blindlings gehorchst. Erstlich mußt du mit meiner Hülfe ihn abhalten, daß er weder heute noch morgen sein Zimmer betritt, und zweytens, wenn er kommt und eingelassen seyn will, dich stellen, du haltest ihn für mich, und mich für ihn.

Als demnach Franz jetzt wirklich anklopfte, fragte die Alte, ohne zu öffnen, wer da sey.

Mach auf! rief er. Was fällt dir ein, daß du die Thür verriegelst?

Verzeiht, Herr Werner, antwortete die Haushälterinn, mein Herr hat es mir befohlen. Er will heute Niemand sprechen.

Dein Herr! rief Franz. Bist du toll? Und welchen Nahmen giebst du mir? Auf der Stelle mach auf! Ich bin dein Herr!

Jetzt kam Werner vor die Thür, und sprach, indem er kraft der ihm eigenen Kunst Franzens Stimme bis zur Täuschung nachahmte. Verzeih mir, guter Werner, wenn ich mir deinen Besuch für heute verbitte. Ich muß ungestört an der Zeichnung einer Vase arbeiten, die unser Freund Tillmann für einen auswärtigen Hof bey mir bestellt hat, und — lache oder nicht! — du dürftest auch ohne dieses Hinderniß mir heute nicht zu nahe kommen. Ludolf erzählte mir erst vor einigen Stunden, ihm habe geträumt, ich wäre von dir mit einem Messer, das er, ob ich es gleich erst vor wenigen Tagen zum Geschenk erhielt, aufs genaueste beschrieb, durchbohrt worden. Es ist freylich möglich, daß dieser Traum Nichts bedeutet. Aber du wirst mir zugeben, daß es kein sichereres Mittel giebt, nicht von dir erstochen zu werden, als wenn ich dir meine Thür verschließe, und da es dir, wie ich hoffe, nicht damit gedient ist, mein Blut zu vergießen, so kannst du mir es unmöglich übel

nehmen, wenn ich dich eine Zeitlang eben so sehr fliehe, als man — die Menschen überhaupt fliehen sollte.

Der arme Franz war außer sich. Er hörte seine eigene Stimme, und in seiner eigenen Person erzählte man ihm, was er arbeite, und was einem Andern von ihm geträumt hatte. Er kam mit dem Vorsatz, sich um dieses Traums willen in seinem Zimmer zu verriegeln, und ein Anderer hatte es aus derselben Ursache bereits gethan. Man nannte ihn bey einem fremden Nahmen, und seine eigene Haushälterinn, die ehrlichste Seele von der Welt, die für ihren Herrn das Leben ließ, wollte ihn nicht mehr erkennen. Welche Zeichen und Wunder! Konnte er etwas Anders glauben, als er träume, oder er sey bezaubert? Indessen machte er doch noch einen Versuch, eingelassen zu werden.

Macht auf, macht auf! rief er. Ich heiße nicht Werner. Ich bin Franz, der Gold-

schmied, und Niemand hat seit sechs Jahren hier gewohnt, als ich.

Werner, Werner! rief jetzt der verstellte Franz, welch ein unanständiger Lärm! Hast du den Verstand verloren, oder soll ich glauben, du habest im Ernst einen Anschlag auf mein Leben? Je mehr du tobst, je mehr muß ich gegen dich auf meiner Hut seyn, und je bedenklicher wird mir mein Traum. Sey also vernünftig, und störe mich nicht länger! Wahrscheinlich hast du ein wenig zu viel Wein im Kopf, und du weißt, ein Berauschter kann nichts Besseres thun, als daß er nach Hause geht, und sich zu Bette legt.

Es ist richtig, sprach Franz zu sich selbst, daß es mit mir nicht richtig ist. Ich muß doch auf die Straße gehen, um zu erfahren, wer ich eigentlich bin.

Guten Abend, Werner! rief ihm eine Stimme entgegen, als er kaum vor das Haus trat, hast du den närrischen Franz besucht? Was macht der Grillenfänger? Hat es ihm

nicht wieder von Adlern geträumt, die ihm die Augen aushackten, oder von Mäusen, die ihm das Hirn aus dem Kopfe fraßen? Oder bildet er sich nicht etwa gar ein, er sey dieser oder jener Kaiser, oder König, oder irgend ein Hofrath, oder Hofnarr?

Ich bilde mir Nichts ein, fuhr Franz unmuthig heraus, und bin nicht . . .

Wunderlicher Mensch! unterbrach ihn der Freund, und sah ihn mit einer bedenklichen Miene an, wer spricht denn von dir? Ich rede von Franz, von dem du herkommst.

In dem nähmlichen Augenblick näherte sich ihnen ein Postbote, und händigte Franzen einen Brief mit der Adresse an den Kaufmann Werner ein.

Der Brief ist nicht an mich, sprach Franz, und wollte ihn zurückgeben.

Um Verzeihung, erwiederte der Bote, der Brief ist an Herrn Werner, und dieser waret ihr erst gestern noch, da ich euch in eurem Komtor den Pack mit Geld überlieferte.

Jetzt nahm der Freund den Brief, und nachdem er die Aufschrift angesehen hatte, gab er ihn Franz mit den Worten: Ich glaube, du kannst nicht mehr lesen, oder du hast deinen Nahmen vergessen. Die Aufschrift ist ja deutlich an dich.

Ehe Franz antworten konnte, kam ein Kaufmann aus der Stadt auf ihn zu. Wißt ihr schon, Nachbar Werner, sprach er, daß das Haus Nathan Levi in Danzig seine Zahlungen eingestellt hat? Ihr habt doch keine Papiere mehr von ihm? Ich habe von den meinigen mich noch zu rechter Zeit losgemacht.

Finde ich dich endlich, mein sauberer Herr! rief jetzt ein dem guten Franz völlig unbekannter Mann, den zwey Gerichtsdiener begleiteten. Habe ich dir die hundert Dukaten, die du mir schuldig bist, bis zum jüngsten Tag geliehen? Auf der Stelle schaffe mir mein Geld, oder du wanderst ins Gefängniß, aus dem so wenig Erlösung für dich seyn soll, als für einen Verdammten aus der Hölle.

Wer seyd ihr, guter Freund? sprach Franz. Ihr betragt euch sehr unbescheiden gegen mich.

Wer ich bin? rief der Andere. Du willst mich nicht kennen? Warst du nicht zehnmahl in meinem Hause, bis du mich beschwatztest, daß ich dir in deiner Noth die Summe borgte, die du mir schon vor Jahr und Tag hättest wieder bezahlen sollen?

Ich habe euch, antwortete Franz, in meinem Leben nicht gesehen, und wenn ihr behauptet, ich sey euch Geld schuldig, so seyd ihr entweder von Sinnen, oder ein Betrüger.

Ich von Sinnen, ich ein Betrüger? schrie der Unbekannte. Willst du mir deine Schuld abläugnen? Habe ich nicht deine Handschrift? Hier, fuhr er fort, indem er ein Papier hervorzog, lies deinen Nahmen, Ludwig Werner! Oder ist diese Handschrift etwa nicht die deinige?

Bin ich denn Werner, rief Franz, oder soll ich dir bezahlen, was du diesem geliehen

hast? Ich bin der Goldschmied Franz, und wenn du mich nicht auf der Stelle meine Straße ziehen lässest, so soll es dich reuen.

Schon, schon! sprach der Andere. Man heißt Werner, wenn man Geld entlehnt, und Franz, wenn man es wieder bezahlen soll. Aber gut, daß es noch Gefängniße giebt, in welchem so feine Herrn, wie du, sich wieder besinnen können, wenn sie vergessen wollen, wie sie selbst, und wie die ehrlichen Leute heissen, denen sie schuldig sind.

Es wird immer toller, dachte Franz. Bin ich denn wirklich verwandelt? Oder sind alle Leute, die mir heute begegnen, toll, oder bezaubert, oder Spitzbuben? Am Besten ists, ich flüchte mich in das Haus meiner Mutter, und erkennt auch diese mich nicht, dann gute Nacht, Goldschmied Franz! Zahle in Gottes Nahmen die Schulden des Menschen, für den man dich hält, und siehe zu, wie du bey der Kaufmannschaft, von der du gar nichts verstehst, zurecht kommst!

Er wollte sich wirklich aus dem Staube machen. Aber die Gerichtsdiener verstanden ihr Handwerk zu gut, und der angebliche Gläubiger konnte nicht Worte genug finden, seinen Unmuth über den Frevel auszudrücken, daß sein Schuldner sich einer so rechtmäßigen Gewalt, als die seinige war, zu entziehen versuchte.

Was habt ihr mit dem Mann? fragten einige Vorübergehenden, die sich um die Streitenden versammelt hatten.

Wir wollen ihn zu Seinesgleichen führen, antworteten die Gerichtsdiener. Er soll sitzen, wo die Leute sitzen, die taub sind, so oft sie das Wort: Bezahle! hören.

Verschiedene unter dem Haufen gehörten mit zu den Eingeweihten in das Geheimniß, und ermahnten den Gefangenen, sich geduldig in sein Schicksal zu fügen. Wir begreifen gar nicht, sprachen sie, wie ein Mann in euren Umständen, Herr Werner, wegen einer so kleinen Schuld in Verlegenheit gerathen kann,

und gewiß ist es bloßer Eigensinn, daß ihr nicht bezahlt.

Nun sprach der Gläubiger, Herr Goldschmied Franz, sind diese Herrn etwa auch von Sinnen, oder Betrüger, wie ich? Sagt ihnen doch, wer ihr seyd! Ihr hört ja, daß sie euch für den Kaufmann Werner halten. Doch, fuhr er fort, wir wollen vor allen Dingen sehen, wofür die Gerechtigkeit euch hält. Die gute Dame hat freylich verbundene Augen, aber trotz ihrer Blindheit kennt sie alle Leute vortrefflich, die sie — kennen will.

Franz wurde jetzt wirklich vor einen Mann geführt, der den Richter spielte. Sein Gegner brachte seine Klage an, und Franz wurde gefragt, was er darauf zu sagen habe.

Dieser Mann, antwortete er, will, daß ich ihm hundert Dukaten bezahle, die der Kaufmann Werner ihm schuldig seyn soll. Da ich aber nicht der Kaufmann Werner bin, so geht mich auch die Schuld nichts an.

Mein guter Freund, erwiederte der Richter, wenn ihr keine bessere Ausflucht habt, als diese, so hättet ihr billig die Obrigkeit mit eurer Sache nicht bemühen sollen. So lange ich euch kenne, seyd ihr der Kaufmann Werner gewesen, und weder ein gerechter, noch ein ungerechter Richter kann euch zu einem Andern machen.

Ich beschwöre euch, gestrenger Herr, versetzte Franz, habt die Gnade, und laßt meine Mutter, laßt meine Haushälterinn rufen. Diese werden, wenn ihrs verlangt, hundert Eide schwören, daß ich der Goldschmied Franz bin.

Laßt mir eure alten Hexen vom Hals! rief der Richter. Diese Weitläufigkeiten sind ganz überflüssig. Es ist kein Mensch unter den Anwesenden, der euch nicht für den Kaufmann Werner hält, und das Zeugniß dieser Ehrenmänner nebst dem meinigen gilt doch wohl mehr, als die Aussage von einem Paar alter Weiber, die schon halb unter die Todten gehören, und selbst nicht mehr wissen, wer sie sind.

In Gottes Nahmen, sprach Franz, wenn ich durchaus Werner seyn soll, so glaubt mir wenigstens, daß ich es ganz ohne mein Wissen bin.

Mein Herr Werner, der nicht Herr Werner seyn will, antwortete der Richter, es ist jetzt die Frage, ob ihr verrückt, oder ein Mensch seyd, der seine guten Freunde, seine Gläubiger, und selbst eine hohe Obrigkeit zum Besten hat. Aber diese Frage zu untersuchen, ist es für heute zu spät, und da man euch ohnehin wegen einer Schuld verhaftet hat: so wird es euch gefällig seyn, die Nacht hier zuzubringen. Laßt euch also euer Zimmer anweisen, und wenn ihr mir eine Freude machen wollt, so steht, wenn ihr euch auch als der Goldschmied Franz niederlegt, doch als der Kaufmann Werner wieder auf. Ich will dann annehmen, ihr wäret ohne eure Schuld ein wenig behext gewesen, und wenn ihr euren Gläubiger befriedigt, euch ohne weitere Umstände wieder in Freiheit setzen.

Franz folgte den Gerichtsdienern in den untern Theil des Hauses, wo er in einem vergitterten Zimmer eine Gesellschaft fand, die sich, wie es schien, den Verlust der Freyheit nicht sonderlich zu Herzen gehen ließ. Alle riefen ihn bey seinem Nahmen, und stellten sich, als ob sie ihn von jeher gekannt hätten. Man brachte ein prächtiges Abendessen, beleuchtete den Saal, und der Morgen fand die Zechenden noch bey ihren Flaschen.

Franz zog sich in das ihm angewiesene Zimmer zurück, und wartete von einer Stunde zur andern, daß der Richter ihn würde rufen lassen, um seine Sache zu endigen. Zuletzt, da sich Niemand um ihn bekümmerte, trat er ans Fenster, und als gerade einer seiner Bekannten vorüberging, rief er ihn zu sich.

Bist du es, Werner, oder bist du es nicht? fing dieser an. Sage mir ums Himmelswillen wie es zugeht, daß die Gerechtigkeit dich hier in ihrem Käfich gefangen hält? Hast du vielleicht einer Excellenz eine Schuld

gefordert, oder hat dein Staar den Stadt-richter einen Schelm gescholten?

Ein andermahl, antwortete Franz, sollst du das Abenteuer, das mich ins Gefängniß gebracht hat, umständlich von mir erfahren. Jetzt aber erzeige mir die Freundschaft, und bitte den Goldschmied Franz, er möchte einer dringenden Sache wegen auf der Stelle hier-herkommen.

Den Goldschmied Franz? sprach der Freund, der Mühe hatte, das Lachen zu unterdrücken, eben jetzt sprach ich mit ihm. Ich will also eilen, ihn noch einzuhohlen, und wenn er nicht im nächsten Augenblick bey dir ist, so gieb mir keine Schuld.

Kann ich länger zweifeln, sprach Franz zu sich selbst, daß eine Verwandlung mit mir vorgegangen ist? Alle Leute, als ob sie sich das Wort gegeben hätten, nennen mich Werner, und dieser Mensch verspricht mir ganz unbefangen, den Goldschmied Franz, mit dem er so eben gesprochen haben will, und also

mich, zu wem zu hohlen? zu mir selbst. Und doch giebt es immer noch Leute, die Einem ins Gesicht lachen, wenn man von Bezauberungen und andern Teufelskünsten spricht. Wahrlich, ich zweifle gar nicht, daß Franz sich mir unter die Augen stellt, und dann bin ich nur begierig, wie wir Beyde uns gegen einander betragen.

Inzwischen war der Abend eingebrochen, und der Richter trat ins Gefängniß. Ihm folgten Franzens Ankläger und Werners beyde Brüder. Gottlob, sprachen die letzten zu Franz, indem sie ihn umarmten, Gottlob, Bruder, daß wir dich endlich finden! Wir konnten gar nicht begreifen, wo du gerade an dem heutigen Tag hingerathen seyn solltest, und hätten dich beynahe verloren gegeben. Aber noch wissen wir nicht, warum man dich in Verhaft genommen hat. Eines Verbrechens hast du dich gewiß nicht schuldig gemacht, und nothwendig muß irgend ein Mißverständniß dir den Unfall zugezogen haben.

Das Mißverständniß, fiel der Kläger ein, besteht darin, daß euer Bruder nicht mehr Herr Werner seyn will, weil Herr Werner mir hundert Dukaten zahlen soll.

Ihr scherzt, mein Freund, erwiederten die beyden Werner. Nichts sieht unserem Bruder weniger ähnlich, als das Abläugnen einer Schuld, und vollends gar eines Nahmens, dessen er sich wahrlich nicht zu schämen hat. Indessen verhalte sich die Sache wie sie will, wir leisten euch Bürgschaft für ihn, und ist er euch wirklich schuldig, so sollt ihr noch heute euer Geld haben. Jetzt aber erlaubt, daß er mit uns nach Hause geht, wo seine Gegenwart höchst nöthig ist, um — seine Hochzeit zu feyern.

Er soll Hochzeit machen? versetzte der Kläger. Nun so geht in Gottes Nahmen mit ihm, und wenn ich auch meine hundert Dukaten verlieren sollte! Bewahre mich der Himmel, daß ich jemahls selbst meinem ärg-

sten Feind ein Hinderniß in den Weg lege, wenn er — ein Weib nehmen will!

Gemach, rief jetzt der Richter, gemach meine Herrn! Den Kaufmann Werner spricht sein Gläubiger frey, und ich habe also kein Recht, sein Weggehen zu hindern. Aber der Goldschmied Franz bleibt so lange in meiner Verwahrung, bis er durch Unterzeichnung dieser Urkunde allen und jeden Franzens- und Goldschmieds-Gedanken so feyerlich als dem Teufel entsagt, und sich dagegen verpflichtet, daß er von heute an nichts anders seyn will, als was er von jeher war, der Kaufmann, Ludwig Werner.

Franz besann sich einen Augenblick, hohlte einen tiefen Seufzer, und unterzeichnete die fatale Schrift, die ihm seinen rechtmäßigen Nahmen raubte, und einen unrechtmäßigen ihm aufdrang.

Die Komödie, oder das Hexenspiel, oder was es ist, muß nun einmahl ausgespielt werden, es endige sich nun damit, daß ich

den Verstand verliere, oder wenn ich ihn, wie ich fürchte, bereits verloren habe, daß ich ihn wieder bekomme, dachte er, und ließ sich von den beyden ihm wohlbekannten Brüdern des Mannes, dessen Person er seit zwey Tagen wider Willen vorzustellen sich genöthigt sah, ohne Widerstreben nach ihrem Hause führen.

Eine freundliche Erscheinung begrüßte ihn beym Eintritt ins Zimmer. Es war Louise, die Schwester seines Freundes, die längst schon einige Verwirrung in seinem Kopf, und eine noch größere in seinem Herzen angerichtet hatte.

Was soll ich von dir denken, Bruder? sprach sie. Seit wenn ist es Mode, daß der Bräutigam Braut und Hochzeitgäste auf sich warten läßt? Ich sollte deine Braut seyn, scheiden ließe ich mich am Hochzeittage wieder von dir. Hurtig, fuhr sie fort, führe mich in den Saal, wenn du anders nicht zur wohlverdienten Buße auf den Knieen hineinrutschen willst.

Mit diesen Worten gab sie ihm den Arm, und welche Ueberraschung für ihn, als er den Saal wirklich aufs festliche geschmückt und erleuchtet, und voll von Gästen fand. Er war gefaßt, als Werner und als Bräutigam begrüßt zu werden. Aber die Bezauberung schien geendigt zu seyn, oder vielmehr, an die Stelle der alten schien eine neue zu treten. Alle, die ihn kannten, riefen ihm zu: Willkommen Franz! Sieht man dich auch einmahl wieder? Der Bräutigam stellte ihn seiner Braut und den übrigen Gästen gleichfalls unter seinem wahren Nahmen vor, und mit der unschuldigsten Miene von der Welt bat Louise, Herr Franz möchte belieben, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Der Herr ist, sprach sie, heute mein Tänzer, und ich muß ihn also unter den Augen behalten.

Ich bin doch begierig, was ich in der nächsten Stunde bin, dachte Franz. Vor der Thür noch war ich Werner, und so wie ich den Fuß in den Saal setzte, wurde ich wieder

der alte Franz. Meinetwegen! Wenn nur jede Verwandlung mich zu einem Hochzeitmahl und an die Seite eines schönen Mädchens führt.

Es war natürlich, daß es ihm nie weniger als jetzt einfallen konnte, sein Abenteuer dem Spott seiner Freunde Preis zu geben, und diese selbst hatten sich verabredet, nicht nur die leiseste Anspielung auf die Sache zu vermeiden, sondern auch, wenn Franz je ihrer gedächte, ihn geradezu für mondsüchtig zu erklären. Franz selbst war nichts weniger als ein Grübler, und er untersagte sich also auch in der Folge um so lieber jeden Versuch, das dunkle Räthsel aufzuklären, da von nun an alle Welt ihn willig für den Mann gelten ließ, für den er sich selbst hielt.

Uebrigens gewährte ihm die Liebe eine reiche Entschädigung für den erlittenen Verdruß. Der Hochzeit-Abend hatte ihn der reizenden Louise näher gebracht, und nach wenigen Monaten führte der Bruder die Schwe-

ſter als ſeine Braut zum Altar, ohne daß die Machthaber der Geſetze ein Wort gegen die verbotene Heirath erinnert hätten.

4.

Die bejahrte Braut.

Die älteste Braut, die je vor einem Altar gestanden hat, war zuverläßig Anna Axel, in Bretagne. Sie zählte nicht weniger als sieben und neunzig Jahre, als sie nach dreyßigjährigem Wittwenstand zur zweyten Ehe schritt, und doch ersparte der Himmel ihrem Manne den Schmerz, sie zu Grabe zu tragen. Schon nach sechs Jahren wurde sie zum zweytenmahl Wittwe, und ärgerte sich endlich, wie ein boshafter Chronikschreiber erzählt, in ihrem hundert und eilften Jahr zu Tode, weil es ihr, aller ernstlichen Bemühungen ungeachtet, nicht gelang, noch einmahl irgend einem Wittwer,

oder Junggesellen die Glückseligkeit ihres Besitzes begreiflich zu machen.

Da die ehelustige Wittwe schwerlich darauf bestand, daß die Jahre eines Freyers den ihrigen gleich seyn, oder diese gar noch übertreffen sollten, so muß man sich billig wundern, daß sie zuletzt vergebens nach einem Herzen für das ihrige schmachtete, wenn anders nicht die Liebhaber sich von der Furcht abschrekken ließen, eine Frau, die über hundert Jahre gelebt habe, höre gar nicht auf zu leben. Uebrigens mag Jeder, der Etwa in seinem dreyßigsten Jahr eine siebzigjährige Matrone in der Hoffnung zum Altar führt, nach einigen Wintern ihre Goldkisten ohne sie zu besizzen, aus diesem Beyspiel lernen, daß bey der Lebenskraft des schönen Geschlechts seine Hoffnung leicht so lange unerfüllt bleiben kann, bis er selbst mehr als siebzig Jahre zählt.

5.

Abenteuer des wortkargen Königs, seines Schwiegersohns, und seiner Tochter.

Ein Mährchen.

Der arme König von Kangam! Nie liebte ein Monarch sein Volk mehr, als er, und nie wurde einer weniger von diesem geliebt. Er regierte so mild, wie Titus, so gerecht, wie Trajan, und so weise, wie Mark Aurel, und um ja alle Herzen zu gewinnen, warf er von Zeit zu Zeit von dem Balkon seines Pallasts herab Gold unter die Leute aus. Aber was half ihm seine Weisheit, seine Gerechtigkeit, seine Milde und seine Freygebigkeit? Man sah sich durch seine Gesetze gegen Unrecht

gesichert, man freute sich, daß durch seine Sparsamkeit der Abgaben mit jedem Jahr weniger wurden, man empfing alle möglichen Wohlthaten von ihm, — und haßte ihn, als wenn man alle möglichen Uebel durch seine Schuld erfahren hätte. Mochte er noch so verschwenderisch mit seinem Golde seyn, er war karg mit seinen Worten, und diese Kargheit war in den Augen seiner französisch-redseligen Unterthanen ein so unverzeihliches Verbrechen, daß sie, nicht unähnlich den Fröschen in der Fabel, die den klappernden Storch, der sie fraß, dem stummen aber unschädlichen Klotz vorzogen, jeden Augenblick bereit gewesen wären, den menschenfreundlichsten aller Könige mit dem blutdürstigsten aller Tyrannen, wenn er nur seine Zunge besser als jener zu gebrauchen verstanden hätte, zu vertauschen.

Dieser gute König, der durch sein ewiges Schweigen den Verdacht gegen sich erregte, er sey nicht einmahl vom Weibe geboren, bemerkte, als er einst des Abends abermahl

einen goldenen Regen nicht in den Schooß einer Danae, sondern über die Köpfe seines ganzen Volks ausschüttete, unter der sich um den glänzenden Götzen der Sterblichen zerrenden, stoßenden und raufenden Menge eine von dem Druck eines Jahrhunderts krumm gebeugte Alte, die einen Korb mit Kräutern am Arm hängen hatte, und ihm zurief: Großmüthiger König! Da du dir einmahl die Freude machst, dein Gold wegzuwerfen, so erbarme dich auch einer armen Frau, die in diesem Gedränge statt eines Almosens nichts als Stöße bekommt! Ich handle mit Kräutern, die, wie mein eigenes Alter beweist, dem Tod selbst trotzen. Aber weder Kranke noch Gesunde wollen sie mir abkaufen. Es ist nichts elender, als ein altes Weib, wenn sie keine Kupplerinn ist, und ich muß eine werden, oder Hungers sterben, wenn du nicht barmherziger bist, als die meisten deiner Unterthanen.

Der König blieb nicht ungerührt, und schickte auf der Stelle einen seiner Höflinge,

um der Alten ein ächt-königliches, nähmlich ein goldenes Allmosen zu reichen. Die Glückliche empfing das Gold, wie es Jedermann empfängt, nähmlich mit der größten Freude, und wollte den Ueberbringer neben ihrem Dank auch noch mit ihrem Korb voll Kräutern für den König beladen. Aber der Mensch weigerte sich stolz, ihr zum Boten zu dienen, und da einige Andere seines Stands sich nicht gefälliger bezeugten: so übergab sie es in die eigene Hände des Königs, als er, um sich in den Tempel zu begeben, durch das Thor des Pallasts, wo sie auf ihn gewartet hatte, ging. Niemand, sprach sie, bin ich mehr Dank schuldig, als dir, und dir habe ich daher auch das Beste, was ich mein nenne, bestimmt. Unter den Kräutern dieses Korbchens befindet sich ein Blatt von großem Werth. Eine unbekannte Dame, die gar nichts Anders als Wunder that, und die zugleich durch ihre Schönheit selbst das größte Wunder war, machte mir ein Geschenk damit, als ich ihr einige

Blumen in meinem Garten zu pflücken erlaubte. Bewahre es sorgfältig, sprach sie, du bist vor jedem Unfall sicher, so lange du es bey dir trägst, und in der That, ich muß gestehen, daß ich mich seit dieser Zeit, wenn ich den Umstand ausnehme, daß ich manchen Tag nichts zu essen hatte, über keine Widerwärtigkeit beklagen kann. Indessen, um die Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen, ist kein Opfer zu groß, und ich entschloß mich also in dem Augenblick, da ich deine Wohlthat empfing, dir ein Geschenk mit dem Blatt zu machen. Ohnehin drohen einem König tausendmahl mehr Unfälle, als einem alten Weib, die dem Schicksal zu unbedeutend ist, um sie seine Tücke empfinden zu lassen, und dir ist also ein solches Blatt auch tausendmahl nothwendiger, als mir. Aber du kannst gar nicht glauben, wie ungläubig deine Unterthanen, und besonders deine Hofleute sind. Nicht Einer war, der mir nicht ins Gesicht lachte, wenn ich ihm die wunderbaren Eigenschaften des Blatts erklärte.

Einen deutschen Philosophen, oder Poeten magst du mit deinen Mährchen zum Besten haben, aber nicht uns, sprachen die Meisten, und ich glaube fast, das Schicksal wollte es, das Blatt sollte nur in königliche Hände kommen. Nimm also diesen Korb, und du wirst sein größtes Kleinod an den wunderlichen Zeichen, die ihm aufgeprägt sind, leicht von den übrigen Kräutern unterscheiden können.

Der König, nachdem die Alte, die er noch mit zwey Beuteln Gold beschenkte, sich entfernt hatte, untersuchte das Blatt, und wie erstaunte er, als die Zeichen auf demselben ihn belehrten, er sey im Besitz eines Talismans, der wenn er in der linken Hand gehalten werde, die Kraft unsichtbar zu machen habe, und lege man sich ihn aufs Herz, die geheimsten Gedanken der Anwesenden verrathe.

Wie hätte er nicht sogleich eine Probe anstellen sollen, ob sein Kleinod auch halte, was es verspreche? Er ging also, indem er das Blatt in die linke Hand nahm, in seinem

Schloß von Zimmer zu Zimmer, und da keine Schildwache das Gewehr vor ihm präsentirte, die Höflinge aber in seiner Gegenwart sprachen, was sie, wäre er sichtbar gewesen, kaum zu denken gewagt hätten, und sogar sein Kammerdiener, während er dicht an seiner Seite stand, sich einen Griff in seine Chatoulle erlaubte: so hatte er alle Ursache, zwar nicht über das, was er sah und hörte, aber desto mehr über die Eigenschaft des Blatts vergnügt zu seyn. Unmöglich konnte er jetzt noch an der zweyten Eigenschaft zweifeln. Aber sollte er wirklich die gefährliche Neugierde befriedigen, ob Leute, die er mit täglichen Wohlthaten überhäufte, nicht Undankbare wären, ob ihm nicht Liebe mit Haß, Vertrauen mit Verrath, Herablassung mit Geringschätzung vergolten werde? Mit Furcht und Zittern brachte er das Blatt seinem Busen nahe, und mehr als einmahl zog er die Hand zurück. Aber wenn die Begierde, die Menschen zu sehen, wie sie sind, die gefährlichste ist, so ist

sie zugleich die unwiderstehlichste, und wer wird es vollends einem König verdenken, wenn er ihr unterliegt, da gerade ihm die Menschen es am schwersten machen, ihr Inneres zu durchschauen, während zugleich für ihn jedes Mittel, ihre Verstellungskünste zu vereiteln, einen doppelten Werth hat?

Die besten Menschenkenner, wenn gleich nicht die besten Menschenfreunde werden so glücklich errathen, was das verrätherische Blatt den König in den Herzen seiner nächsten Gesellschafter lesen ließ, als wenn es auf ihrer eigenen Brust läge. In der That erfuhr er Dinge, die nur ein Wunder ihm glaublich machen konnte. Von Jenem war er gestern, von Diesem heute betrogen worden, und ein Dritter ging mit dem frommen Vorsatz schwanger, dem Beyspiel von Beyden morgen zu folgen. Einer wünschte ihm den Tod, ein Anderer war entschlossen, den Wunsch bey der nächsten Gelegenheit zur That werden zu lassen, und nahmentlich hatte der General seiner Garde den

Plan geschmiedet, ihn noch am nähmlichen Abend in die andere Welt zu schicken, um in dieser von seinem Throne Besitz zu nehmen. Alle Schwüre und alle Betheurungen, die man ihn hören ließ, waren falsch; jeder ihm ertheilte Lobspruch war eine Schmeicheley aus einem Munde, der einen Augenblick zuvor die gröbsten Lästerungen gegen ihn ausgestoßen hatte, und die Besten, die sich ihm näherten, waren diejenigen, die bloß Gnadenbezeugungen verlangten, ohne zugleich irgend einen Anschlag zum Verderben ihres Wohlthäters im Schilde zu führen.

Man kann denken, welchen Eindruck diese Entdeckungen auf das Gemüth des guten Königs machten. Da er selbst das gemeine Volk nur wenig besser fand, als die Vornehmen: so war er sogar des Regierens müde, und der Entschluß, dem Thron zu entsagen, um sein Leben auf einem seiner einsamsten Schlösser zu beschließen, kostete ihn um so weniger, da er weder Frau noch Kinder hatte.

Seine Begleiter und einzigen Gesellschafter in der Einsamkeit sollten seine Bücher seyn, und da der gute König, ob man gleich weder Stolz noch Eigendünkel an ihm bemerkte, und ungeachtet der Mangel an Herrschsucht von ihm bis zum Wegwerfen einer Krone getrieben wurde, ein Gelehrter und ein Philosoph war: so versprach er sich von diesen Gesellschaftern die vollkommenste Entschädigung für alle Eitelkeiten, denen er den Rücken kehrte.

Im Augenblick, als er im Begriff stand, den Staub von den Füßen zu schütteln, und seine Residenz auf ewig zu verlassen, erschien vor ihm noch einer seiner Minister, den er, weil eine lange Krankheit ihn vom Hofe entfernt hielt, seit dem Besitz des prüfenden Blattes nicht gesehen hatte. Dieser Mann konnte sich nie der sonderlichen Gunst seines Herrn rühmen, und bey der großen Leutseligkeit des Königs ließ seine Kälte gegen ihn sogar eine entschiedene Abneigung vermuthen. Kurz, Abdal, so hieß er, hatte selbst bey diesem guten Kö-

nig das Schicksal der redlichsten Diener. Sein Werth wurde wenn nicht verkannt, doch nicht erkannt, und der König hielt es, als er jetzt sich ihm näherte, nicht einmahl eines Versuchs werth, ob etwa nicht Er der Einzige sey, der vor dem Gericht seines Talismans ohne Makel erfunden würde. Aber des redlichen Dieners wartete die schönste Genugthuung, und des Königs die angenehmste Ueberraschung. Dieser erinnerte sich nähmlich einiger wichtigen Aufträge, von welchen ihm der Minister noch Rechenschaft zu geben hatte, und als er bey seiner Anrede den Blick auf ihn richtete, was gleicht seinem Erstaunen, als das Zeugniß des Blatts ihm sagte: Hier steht der einzige Mann an deinem Hofe, der deines Vertrauens und deiner Achtung nicht unwürdig ist! Von Entzücken umarmte er ihn, und sprach: Ein guter Genius führt dich in diesem Augenblick zu mir. Ich bin entschlossen, meine Krone nieder zu legen. Frage mich nicht um die Ursache. Du weißt, daß es mir nie

gelang, die Liebe meiner Unterthanen zu gewinnen. Aber so sehr es mich auch schmerzte, meine Sorgen für ihr Bestes nur mit Undank belohnt zu sehen, ich würde mich dennoch ohne ein außerordentliches Ereigniß, daß ich heute erlebte, und das ich Niemand vertrauen darf, nie für berechtigt gehalten haben, einer Würde zu entsagen, die das Schicksal mir durch meine Geburt aufzulegen für gut fand. Ohne deine Dazwischenkunft hätte ich die Wahl meines Nachfolgers dem Zufall überlassen, und wer wäre außer dir in meinem ganzen Reiche auch würdig, die Krone zu tragen, und zugleich fähig, über ein Volk zu herrschen, das seinen König verachtet, und selbst seine Wohlthaten von sich stößt, weil er sich an Redseligkeit von manchem Papagay übertreffen läßt?

Dein Entschluß, o König, antwortete Abdal, verdient, da ein König keine andere als weise Entschlüsse fassen kann, den Beyfall der ganzen Welt. Aber nichts desto we-

niger wirst du deinem treuen Diener verzeihen, wenn ich ihm, trotz seiner Weisheit, den meinigen versage. Du willst zu regieren aufhören, und ich behaupte kurz und gut, daß wer einmahl König gewesen ist, es ewig bleiben muß. Man kann dem Wein, man kann sogar der Liebe, aber man kann nicht dem Herrschen entsagen. Die Gewalt ist das höchste Gut selbst in den Augen gemeiner Sterblichen, und man sollte billig nicht einmahl einen Usurpator vom Throne stoßen, ohne ihn wenigstens zum Gebieter einer kleinen Insel, oder zum Schulzen von einem Paar Dörfer zu machen. Wenn du mir also deine Krone aufs Haupt setztest: so ist es eben so gewiß, daß du in Kurzem sie mir wieder wirst rauben, und daß ich sie mir nicht werde rauben lassen wollen.

Der König stutzte über die weise Rede des Ministers, und dieser fuhr fort. Ist es doch, als ob ich bereits ein Raub der Herrschbegierde wäre. Ich sinne auf Gründe, mich selbst zu widerlegen, um nach der kaum aus-

geschlagenen Krone die Hand aufzustrecken. Und du, o König, auch du rechtfertigst meine Behauptung, daß der Thron eine Art von bezaubertem Sitz ist, den man, so schlecht man auch auf ihm ruht, doch nie mit einem gewöhnlichen Stuhl zu vertauschen vermag. Ich lese in deinem Gesicht, daß du Betrachtungen über meine Rede anstellst, die sich ohne Zweifel mit dem Entschluß endigen, lieber noch eine zweyte Krone zu erobern, als der einzigen, die dir zu Theil ward, zu entsagen.

Nach einer Pause antwortete der König: Es ist wahr, dein Einwurf hat mich überrascht. Aber statt meinen Entschluß zu erschüttern, hat er ihn befestigt. Um einer Krone werth zu seyn, muß man eine Krone ausschlagen können. Deine Behauptung, wer einmahl geherrscht habe, müsse immer herrschen, lasse ich als Regel gelten, wenn du mich als Ausnahme gelten lässest. Und vielleicht bin ich nicht einmahl eine Ausnahme. Habe ich denn bisher geherrscht? Nichts war mir bey der

Abneigung meiner Unterthanen gegen mich so lästig, als mein Regentenamt, und du weißt am Besten, wer eigentlich die Könige sind, die es statt meiner verwalteten. Laß mich also, vielleicht zum erstenmahl, eine königliche Gewalt ausüben, indem ich dir befehle, einen Thron zu besteigen, den zu verlassen mir nicht einmahl väterliche Pflichten verbieten, da die schwarze Hündinn, die, wie du weißt, mir meine einzige Tochter aus der Wiege raubte, sie mir schwerlich jemahls wiederbringen wird.

Abdal war ein zu guter Unterthan, um nicht sogar dem Befehl seines Königs, selbst König zu seyn, zu gehorchen. Er bestieg also den Thron, und wie hätte ein Volk einen Regenten von den rühmlichsten Eigenschaften nicht mit Jauchzen empfangen sollen, dem selbst der schlimmste, bloß weil er ein anderer war, als der bisherige, willkommen gewesen wäre?

Der neue König hatte einen Sohn, der Timander hieß, und an Verstand und Tugend

des Vaters vollkommen würdig war. Er hatte den Beyfall der strengsten Sittenrichter, und wußte sich eb.n so sehr die Achtung der Grossen, als die Gunst des Volks zu erwerben. Was ihn aber am meisten von Seinesgleichen unterschied, war die edle Art, sich zu vergnügen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß Prinzen ganze Tage in den Wäldern hausen, um — Tod und Verderben unter Allem, was Wildpret heißt, zu verbreiten, und auch Timander ließ sich täglich in dem heiligen Dunkel der Eichen und Buchen, der Tannen und Forchen finden. Aber ihn umschnaubten keine blutdürstigen Hunde, kein drohendes Gewehr hing auf seinem Rücken, und nicht tödtliches Pulver und Bley, sondern ein friedliches Buch beschwerte seine Tasche.

Einst als er nach seiner Gewohnheit seine Lieblings-Neigung an seinem Lieblings-Aufenthalt befriedigte, und ganz in den Genuß eines anziehenden Buchs vertieft war, störte ihn das Geräusch eines himmelblauen

Blatt Papiers mit goldenen Buchstaben, das um ihn herflatterte. Er griff nach ihm, aber wie der Schmetterling vor dem haschenden Knaben, flog es neckend vor ihm davon. Vergebens verdoppelte er seine Schritte. Das leichte Papier flog unendlich besser, als er lief, und immer war es in seiner Nähe, ohne daß es ihm möglich war, es zu erhaschen. Die sonderbare Jagd dauerte bis zum späten Abend, und da der ermüdete Prinz sich zuletzt in eine ihm ganz unbekannte Gegend verlockt sah, so dachte er eben daran, den Rückweg zu suchen, als das Blatt sich ihm von selbst vor die Füße legte. Er hob es auf, und las folgende Worte:

Der Schönen schönste — stirb nicht vor
Entzücken! —
Schickt dir ein Blatt, das dich nach Eden
ruft.
Zur Botinn, um dich schneller zu beglücken,
Zur Liebesbotinn wählte sie die Luft.

Für dich allein soll Hymens Kranz sie
schmücken;
Doch ohne dich geht, ach! ihr Pfad zur
Gruft.
Drum laß die Arme nicht verzweifelnd ster-
ben,
Und wiß, ihr Tod gebiert auch dein Ver-
derben.

Vortreflich, dachte der Prinz, wenn es Mode wird, daß die Schönen uns Männern Hand und Herz, um die wir uns bisher fast zu Tode schmachten mußten, von freyen Stücken und sogar in Versen anbieten, und welcher Sterbliche wäre grausam genug, spröde wie eine Dame — gegen eine Dame zu seyn? Zwar wollte ich lieber, die Schöne hätte mir ihre zärtlichen Regungen in Prosa gestanden. Das Waßer der weiblichen Poesie löscht gewöhnlich das Feuer der männlichen Liebe. Indessen was muß ein Held nicht wagen? Konnen Andere auf Leben und Tod mit Drachen und Lindwürmern kämpfen, warum sollte ich

nicht das Herz haben, eine Frau zu nehmen, vor welcher gemeine Seelen schon darum zittern, weil sie, neben ihrer gefährlichen Zunge im Mund, eine zweyte noch gefährlichere in der Hand hat? Ich bin also bereit, mich, troß ihrer poetischen Ader, in die schöne Unbekannte noch heißer zu verlieben, als sie sich in mich verliebt hat. Aber wo finde ich sie? Ihr Brief hat nach Damen-Art weder Ort noch Tag, und ich werde also hier wohl noch so lange harren müssen, bis ein Postscript geflogen kommt, das mir ihren Wohnsitz, der vermuthlich nicht gar weit vom Himmel liegt, anzeigt.

Ein Summen in der Luft unterbrach ihn in seinem Selbstgespräch, und als er nach der Gegend sah, wo es herzukommen schien, erblickte er eine Menge Bienen, die einen kleinen aus Rosen und Lilien geflochtenen Thron trugen.

Die Anführerinn des Zugs, die sich von ihren Schwestern durch ihre Größe und durch

den Schmuck einer Krone unterschied, überreichte ihm ein Rosenblatt, welches die Nachricht enthielt, daß der Blumenthron bestimmt sey, den Glücklichsten der Getreuesten zuzuführen.

Ich bin bereit! rief der Prinz, und schwang sich mit froher Eile auf den duftenden Thron, der sich von selbst zu der erforderlichen Größe ausdehnte. Man glaubte einen Gott zu sehen, als der schönste der Sterblichen, in seinen Purpurmantel gehüllt, auf dem leichten Wagen, der mit unglaublicher Schnelle die Luft durchschnitt, dahin fuhr. Zwey Schwäne umschwebten den Thron zur Rechten und zur Linken, und verriethen durch ihren Gesang, daß sie zu den ersten Virtuosen ihres Geschlechts gehörten.

Nach einer Reise von drey Stunden wurde der Prinz von seinem summenden Gespan in einem Garten niedergelassen, dessen Pracht ihm, so sehr er auch auf das Außerordentlichste vorbereitet war, selbst unter den Wundern

noch ein Wunder schien. Alle Bäume waren durchsichtig, und man würde sie, da sie dem schönsten Smaragd glichen, für Werke der Kunst gehalten haben, wenn nicht die herrlichsten Früchte, und die schönsten Blüthen, mit welchen sie zugleich prangten, die Ansprüche der Natur an sie beurkundet hätten. Die zahllosen Gänge waren alle statt des Sandes mit Gold bestreut. Verbannt war der ungestümme Winter aus diesem Feenparadiese, und wollte er sich eindringen, so erwartete ihn die Strafe, in einen ewigen Frühling umgezaubert zu werden. Der Sommer mußte hier der Gluth entsagen, und dem Herbst war nur erlaubt, goldene Früchte zu reifen, nicht aber das Laub der Bäume gelb zu machen. Von den Winden duldete der Garten keinen, als den Zephyr, und da der Regen, troß seiner Verdienste um das Gedeihen der Pflanzen, die Tücke nicht lassen kann, daß er die Leute naß, und die Wege schmutzig macht: so gehörte auch er unter die Verwiesenen, und Gras und Blu:

men und Früchte schienen durch ihre Vollkommenheit seiner ordentlich zu spotten. Kein Unkraut war hier auszurotten; kein Ungeziefer erregte das Entsetzen der Damen. Fliegendes und laufendes Wildpret, von welchem der Garten wimmelte, ersparte dem Jäger das Pulver, und dem furchtsamsten Hasen fiel es gar nicht ein, vor einem verfolgenden Hund davon zu laufen. Etwas zu weit getrieben schien die Eitelkeit, daß die Hirsche und Rehe sich nicht anders als mit diamantnen, und die wilden Schweine sich nicht anders als mit goldenen Halsbändern sehen ließen. Nichts war klarer, frischer und reiner, als das Wasser, das sich in mit Blumen eingefaßten Kanälen von Bergkrystall durch den ganzen Garten ergoß, und durch sein Gemurmel sich mit dem Gesang aller möglichen Vögel zu dem anmuthigsten Konzert vereinigte.

So bezaubernd die Schönheiten dieses Gartens waren, so vermochten sie doch den bewundernden Prinzen nicht abzuhalten, sich

nach der immer noch unsichtbaren Eigenthümerinn zu sehnen, und lieber hätte er sich zu ihr in eine von Drachen bewohnte Höhle gewagt, als daß er sie im Paradies selbst vergebens suchte.

Schon wollte er den Garten verlassen, als auf einem Wagen von Elfenbein, den zwey Hirsche mit goldenem Geweih zogen, eine Dame gefahren kam, welcher selbst der Ritter von Mancha den Preis der Schönheit vor dem berühmten Fräulein von Toboso zugestanden hätte. Dieser Gottinn, die dem Staunenden durch die Flüchtigkeit ihres Gespans nur zu schnell wieder aus den Augen verschwand, folgten auf nicht weniger als zwölf Wagen von japanischem Porcellan, mit weissen Einhornen bespannt, eben so viele noch ungleich schönere Damen. Aber auch sie ließen ihm nicht so viel Zeit, sie zu betrachten, als der geübteste Kenner braucht, um unter zwölf Liebesgöttinnen die schönste zu wählen.

Höchst unzufrieden mit der kurzen Dauer des anmuthigen Abenteuers verfolgte er die Spur der Wagen, und diese führte ihn an einen Kanal von unendlicher Länge, der mit einer Menge Schiffe bedeckt war. Diese Schiffe waren weder von Cedern, noch von Eichenholz, sondern von Kristall, und hatten goldene Mastbäume, und silberne Ruder, die sich in Blumenketten bewegten. Die Segel waren von rosenfarbenem Flor, und die Ruderer prangten in Kleidern von weisser Seide. Die ganze Flotte bewegte sich mit feyerlicher Langsamkeit gegen den erstaunten Prinzen, und ein Knabe, dem nur die Blindheit zum Liebesgott fehlte, stieg aus einem Nachen, und redete ihn mit den Worten an: Die Königinn dieser Gegend sendet mich, um dir meine Dienste anzubieten, wenn du Verlangen trägst, ihre Bekanntschaft zu machen. Statt der Antwort bestieg der Prinz im Augenblick mit dem Knaben den Nachen, und ein einziger Windstoß brachte das leichte Fahrzeug zum größten

der auf dem Kanal befindlichen Schiffe, auf welchem er von zwey reizenden Zofen empfangen, und sogleich aufs Verdeck zu ihrer Gebieterinn geführt wurde.

Mit holdem Lächeln begrüßte ihn die Königinn, die auf einem aus einem einzigen Amethyst erbauten Thron im Schatten von vier in smaragdenen Töpfen stehenden Citronenbäumen saß. Prinz, sprach sie, ich habe Ihnen ohne Umstände erklärt, daß Sie mir nicht mißfallen. Wenn man sich einer Empfindung selbst nicht zu schämen hat, so darf man sich auch nicht schämen, sie zu gestehen, und ohnehin haben die jungen Sterblichen männlichen Geschlechts einen so unseligen Respect gegen die Schönen des Feenreichs, daß wir uns zu Tode schmachten müßten, wenn wir warten wollten, bis der Geliebte uns eine Liebeserklärung macht. Ich bin die Tochter der Feenköniginn, und mein Nahme ist Graziose. Meinen Stand und meinen Nahmen wissen Sie also hiemit. Meine Gestalt haben Sie vor Augen, und

was mein Herz betrifft, das Sie nicht vor Augen haben: so habe ich Ihnen das Interessanteste von ihm bereits entdeckt, daß es nähmlich gar nicht aufhört, zu Ihren Gunsten zu sprechen. Wer wird ein Herz, das ihm gehört, nicht für ein gutes Herz halten? Sollte übrigens das Ihrige mit dem meinigen nicht gleich empfinden: so haben Sie nur zu befehlen, und der nähmliche Wagen, der Sie hieher brachte, führt Sie an den Hof ihres Vaters zurück. Verschmähen dürfen Sie mein Herz, meine Hand und meine Krone, ohne Furcht, mich zu beleidigen. Aber der Mann, der sich einmahl den meinigen nennt, muß es sein ganzes Leben bleiben, wenn er nicht will, daß er in eben diesem seinem ganzen Leben die Rachegöttinnen zu beständigen Gesellschafterinnen bekommt.

Der Prinz konnte nicht aufhören, sein Entzücken, seinen Dank, seine Liebe, seine Treue zu versichern. Nicht Ihnen, aber um Ihretwillen, meine Königinn, sprach er, wür-

de der Getreueste ungetreu werden, und wenn seine Geliebte die Liebesgöttinn selbst wäre.

Die Fee hatte ihr Gesicht mit einem dichten Schleyer bedeckt, und die Lobeserhebungen des Prinzen konnten also diesem nur in so fern gelten, als er sich berechtigt glaubte, auf die Schönheit desselben von ihren übrigen Reizen, ihrem edlen Wuchs, ihrem üppigen Busen und ihren runden und vollen Armen zu schließen. Zwar ließ er es an Anspielungen nicht fehlen, die seinen Wunsch, der Schleyer möchte anderswo als über ihrem Gesicht hängen, deutlich genug errathen ließen. Aber sie erklärte ihm ohne Zurückhaltung, daß sie nicht nach der Alltagsweise geliebt seyn wolle. Immer nur das Gesicht, und wieder das Gesicht, sprach sie. Ich wollte, alle Männer wären blind, damit sie einmahl den Verstand bekämen, Nichts als unsern Verstand zu lieben. Ist es nicht unverzeihlich, daß jedes Frauenzimmer weniger mit schönen Reden, als mit einem schönen Mund bezaubert, und daß uns

mit der Schönheit keine, und ohne sie jede Tugend gebricht? Sie, mein Herr, werden also mein Gesicht erst dann zu sehen bekommen, wenn Sie zuvor meinem Geist und meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ich hoffe, der Anblick, den ich Ihnen jetzt versage, wird sie desto mehr erfreuen, wenn sie sich überzeugt haben, daß ich die Schönheit zur Noth entbehren könnte.

Unter diesem Gespräch landete das Schiff am Ufer des Kanals, und die Augen des Prinzen verblendete ein Pallast, dessen kleinster Stein so viel werth war, daß man eine Stadt wie Paris dafür hätte bauen können. Welch ein Haus! rief er, als er über die Schwelle trat. Eine Gottheit bewohnt es, und nur eine Gottheit ist werth, es zu bewohnen.

Von diesem Tag an war das Leben des Glücklichen ein Fest, das sechs volle Monate dauerte. Aber noch immer zögerte die Königinn dieses Fests und die seinige durch das Geschenk ihrer Hand den schönsten seiner Wünsche

zu krönen. Zehntausendmahl hatte er ihr geschworen, daß er vor Sehnsucht sterbe, und noch einmahl so oft hatte er sie ein Tiegerherz gescholten, ohne einen andern Trost, als alle Geduld erschöpfende Ermahnungen zur Geduld und zweydeutige Verheißungen zu empfangen. Endlich aber trug die beredteste seiner Vorstellungen den Sieg über ihr ewiges Zaudern davon. In neunmahl neun Tagen von heute an, sprach sie, will ich meine Freyheit an einen Menschen verlieren, der vermuthlich für dieses Opfer sich nicht weniger undankbar beweisen wird, als Alle seines Geschlechts. Zu einer Abkürzung dieser Frist war sie durch kein Bitten und Flehen des ungeduldigsten aller Liebhaber, und selbst durch den Schwur nicht zu bewegen, daß die neunmahl neun Tage eben so viele Ewigkeiten für ihn wären.

Es verschwand eine Ewigkeit nach der andern, und mit dem Verschwinden der letzten wurde der Prinz der Glücklichste aller Sterblichen, um einen Augenblick später der

Unglücklichste von allen zu werden. Noch immer war das Angesicht seiner Geliebten für ihn ein Geheimniß, und auf welche schreckliche Art sah er es am Morgen nach der Brautnacht enthüllt! Er zog, als seine zärtliche Gattinn noch schlief, die Bettvorhänge auf, und wurde mit Entsetzen gewahr, daß er nicht wie Ixion statt einer Juno eine Wolke, sondern eine Dame umarmt hatte, die man nur wenn man sie mit Hottentotten-Augen betrachtete, für reizend halten konnte. Ein Schrey verrieth den Eindruck, den der Anblick auf ihn machte, und weckte zugleich die Königinn. Was fehlt Ihnen? sprach diese. Schreyen Sie doch, als ob der Alp Sie gedrückt hätte. Kein Alp hat mich gedrückt, aber ich schlief bey einem, wollte er antworten. Aber er erinnerte sich, daß seine theure Gemahlinn nicht nur einer Hexe gleiche, sondern wirklich eine sey, und ließ also wenigstens seine Zunge den Abscheu nicht aussprechen, den seine Augen nur zu deutlich verriethen.

Ich frage, was Ihnen fehlt, fuhr die Königinn fort. Ihr Betragen ist sehr sonderbar für einen Mann, dem ich erlaube, mich die Seinige zu nennen, und der mir noch vor wenigen Stunden schwur, daß ich ihn glücklicher mache, als Venus den Vater des frommen Aeneas, und Helena den Sohn des weisen Priamus.

Der Prinz seufzte, und blickte bald nach der Decke des Zimmers, und bald nach dem Boden.

Mich sehen Sie an, statt im Zimmer umher zu gaffen, sprach die Königinn aufgebracht. Oder wollen etwa gar meine persönlichen Vorzüge Ihrem Schönheitssinne nicht einleuchten?

In der That, Madam, stammelte der Prinz, Ihre Gestalt hat unwiderstehliche Reize. Aber Ihr Gesicht . . .

Mein Gesicht! schrie die Fee in der höchsten Wuth. Elender! du unterstehst dich von meinem Gesicht mit einem Aber zu sprechen?

Warum sagst du nicht lieber gerade zu, ich sey häßlich!

Ich bitte tausendmahl um Verzeihung, Madam! versetzte der Prinz, ich werde mich in meinem Leben nicht unterstehen, Sie häßlich zu finden, und noch weniger, Sie so zu nennen. Ich weiß, daß eine solche Beschimpfung nicht einmahl eine todte Dame ertragen würde. Häßlichkeit und ein Frauenzimmer kann man sich gar nicht zusammen denken, und was Sie, meine Königinn, betrifft, so sind Sie gewiß schöner, als je eine Sterbliche es war. Nur sind Sie auf eine ganz andere Art schön, als andere Damen, und ich vermag Ihnen nicht zu läugnen, es kostet mich einige Mühe, mich an diese andere Art zu gewöhnen.

Gewöhnen, rief die Königinn, dich an mein Ansehen gewöhnen? Kann man die Frechheit, die Unverschämtheit, den Frevel höher treiben? O warum bin ich nicht in der That häßlich? Und warum bist du nicht verdammt, täglich hundert Sonette zum Lobe des ärgst.n

Affengesichts unter der Sonne zu machen? In der That, fuhr sie fort, indem sie sich aus dem Bett erhob, und sich vor ihren Anzug-Spiegel stellte, wer sollte glauben, wenn man im Besitz von Reizen wie die meinigen sind, ist, daß man sich von seinem eigenen Gemahl am Morgen nach der Hochzeit in das schöne Gesicht sagen lassen müßte, eben dieses Gesicht sey ein häßliches?

Sie sind sehr ungerecht, Madam, unterbrach Sie der Prinz. Bey dem Respect, den alle Männer vor den Nägeln und den Zungen der Damen haben, schwöre ich Ihnen noch einmahl, daß Niemand unfähiger ist, als ich, den Frevel zu begehen, dessen Sie mich beschuldigen, und wenn ich gleich hinter Ihrem Schleyer, mit welchem Sie sich vor unserer Hochzeit zu verhüllen beliebten, etwas ganz Anders fand, als ich zu finden hoffte: so bin ich nichts desto weniger bereit, da Sie mich doch, wie ich fürchte, auf ewig von Ihrem Angesicht zu verbannen entschlossen sind, als

ein zweyter Don Quixote die Welt zu durchziehen, um Jeden, der mir begegnet, zu dem Bekenntniß zu zwingen, daß alle ehemaligen, jetzigen und künftigen Schönen mit Ihnen verglichen kaum für Nachteulen und Meerkatzen gelten können.

Armseliger Spötter, erwiederte die Königinn, allerdings will ich deinen Anblick nicht länger ertragen. Aber nicht bloß verbannen will ich dich. Meine gerechte Rache fordert ein ganz anderes Opfer. Am Liebsten möchte ich dich völlig vernichten. Aber da meine Gewalt leider nicht so weit geht, so sollst du wenigstens in das Geschöpf verwandelt werden, das dem Nichts am Nächsten kommt. Zum Sinnbild eines elenden Stutzers, dessen Bleiben nirgends ist, der gedankenlos von Blume zu Blume flattert, der nur lebt um zu buhlen, und höchstens durch ein buntes Farbenspiel ergetzt, will ich dich machen. Mit einem Wort, aus dem unnützen Prinzen soll ein unnützer Schmetterling werden.

Im nähmlichen Augenblick berührte sie ihn mit ihrem Zauberstabe, und — sollte man nicht alle Feen wie gemeine Hexen verbrennen? — der liebenswürdigste der Prinzen sah sich in ein Insect verwandelt, das jeden Augenblick fürchten mußte, einem verächtlichen Sperling zur Speise zu dienen, oder von einem Feind der lebendigen und Freund der todten Schmetterlinge für seine Sammlung an eine Nadel gespiesst zu werden.

Das Unglück war groß. Aber wer wird nicht gern zum Schmetterling, oder gar zur Fledermaus werden, wenn die Verwandlung ihn von einer bösen Frau, die noch obendrein häßlich und eine Hexe ist, befreyt?

Der arme Verwandelte flog, als die Königinn ihn aus dem Schlosse jagte, auf gutes Glück nach dem nächsten Walde, und welch ein Wunder! — im nähmlichen Augenblick, in welchem er dem häßlichsten Weib entronnen war, ließ ihn sein freundliches Geschick das schönste Mädchen finden.

Das holde Kind, das dem Ansehen nach kaum sechzehn Jahre zählte, saß unter einem Baum, und lauschte auf den Gesang der Nachtigallen. Ihr Gewand war von weisser Leinwand, und einige Feldblümchen im Haar und ein Blumenstrauß am Busen machten ihren ganzen Schmuck aus. Wäre der Prinz auch ein bloßer Schmetterling gewesen, was war natürlicher als daß die Blumen ihn anlockten? Lange umflatterte er das Mädchen, die selbst die schönste aller Blumen war, und wählte endlich seinen Sitz auf den Rosen und Lilien, die ihre Brust schmückten. Lächelnd betrachtete sie den schönen Vogel, und wagte kaum zu athmen, um ihn nicht zu verscheuchen. Endlich erhob sie sich von ihrem Sitz, und ging mit leichten und langsamen Schritten tiefer in den Wald hinein. Nach einigen Stunden kam sie zu einem kleinen niedlichen Häuschen, und als sie mit ihrem buntfarbigen Gesellschafter in das einfache, aber reinliche Stübchen trat, streckte eine bejahrte Frau von

höchst edlem Ansehen, die am Spinnrocken saß, ihr beyde Arme entgegen. Kommst du endlich wieder, mein Töchterchen? rief sie. Du weißt nicht, gute Lilla, wie sehr ich deinetwegen besorgt war. Was trieb dich doch heute fort von mir? Ein Mädchen so jung und so schön, wie du, sollte der Mutter gar nicht von der Seite gehen. Du bist viel zu unschuldig, um die Gefahren zu kennen, die dir bevorstehen, sobald du dich aus meiner Obhut wagst, und der Himmel weiß, was dir wirklich begegnet ist.

Nichts, gar Nichts, liebe Mutter, antwortete Lilla, ist mir auf meiner kleinen Wanderung begegnet, das euch beunruhigen könnte, ihr müßtet es denn für ein Unglück halten, daß der wunderschöne Schmetterling hier sich auf den Strauß an meinen Busen setzte, und mich, wie ihr seht, gar nicht mehr verlassen will. Der gute Vogel! Ich gestehe es euch, ich bin ganz verliebt in ihn, und ich will ihn gewiß

so pflegen, daß er den Wald und seine Blumen bald vergessen soll.

Der Prinz war auch in der That, von diesem Augenblick an, der glücklichste Schmetterling. Seine kleine Beschützerinn beschäftigte sich fast allein mit ihm, und verwandelte ihr Stübchen bloß seinetwegen in einen förmlichen Blumengarten. Aber je mehr er des Glücks sich geliebt zu sehen freute, desto mehr fühlte er das Unglück seines gegenwärtigen Zustands, und gern hätte er sich aus einem Schmetterling in den Teufel selbst verwandeln lassen, um die Hexe zu hohlen, die ihn einer Gestalt beraubt hatte, in welcher er der schönen Lilla tausendmahl mehr zu gefallen hoffte, als in seiner jetzigen.

Indessen hatte er täglich Gelegenheit, sich an der schönen Moral zu erbauen, welche die Alte ihrem reizenden Töchterchen zu predigen nicht müde wurde. Es gab keine Tugend, die sie ihr nicht anpries, keinen Fehler, dessen Häßlichkeit sie ihr nicht schilderte, keine Ge-

fahr, die sie ihr nicht warnend zeigte. Mit gleicher Bündigkeit bewies sie ihr die Eitelkeit des Putzes und die Unbeständigkeit der Mannspersonen. Bald ließ sie der Güte ihres Herzens Gerechtigkeit widerfahren, und bald tadelte sie die allzugroße Reizbarkeit desselben. In dieser Rede empfahl sie ihr die Offenheit, und in jener schärfte sie ihr die Regel ein: Trau, schau, wem! Wahrlich, dachte er oft, wenn die schöne Lilla nur halb so viel Gutes thut, als sie Gutes hört, so wird das Muster aller Frauen aus ihr, und es ist zu bejammern, daß die weise Alte nicht alle Mädchen der ganzen Welt zu Schülerinnen hat.

Der Sommer schlich allmählig vorüber, und der arme Sommervogel fing an für sein Leben besorgt zu werden. Wo, sprach er zu sich selbst, sieht man einen Schmetterling im Winter, und wird nicht der erste Frost mir, wie andern meines gleichen, den Tod bringen? Wovon lebe ich, als von Blumen, und wo sind die Rosen und die Lilien, wenn die

Sonne der Erde mit jedem Tage kältere Blikke zuwirft, und der Boden mit Eis und Schnee bedeckt ist?

Eitle Sorgen! Bald geschah, was er nicht ahnte. Einst an einem schönen Tage befand sich Lilla mit ihm auf einer nahen Wiese, als sie ihre Mutter ein Jammergeschrey anstimmen hörte. Unverzüglich eilte sie zu ihr ins Haus, und fand sie in Verzweiflung. Liebe Tochter, sprach sie, ich habe ein schreckliches Unglück gehabt. Ich zerbrach die Phiole, die du hier auf der Erde liegen siehst. Du denkst wohl, was liegt an dem Glase? Wisse also, daß das Fläschchen ein Wasser enthielt, durch dessen Gebrauch man die stärksten Bezauberungen im Augenblick auflösen konnte.

Ich nehme Theil an eurer Betrübniß, liebe Mutter, antwortete Lilla. Aber tröstet euch! Wer weiß, ob ihr in eurem Leben Gebrauch von dem Wasser hättet machen können? Man hört ja weder von bösen Feen noch Zauberinnen in unserer Nähe und ohnehin ist es

wohl gar nicht einmahl recht, Zauberey durch Zauberey zu vertreiben.

Der Schmetterling war nicht gleicher Meinung mit der schönen Lilla, oder wenigstens nicht so gewissenhaft, als sie. Kaum hatte er die Eigenschaft des verschütteten Wassers vernommen, als er darauf zuflog, um sich darin zu baden, und wie erstaunte die Mutter, wie erschrack die Tochter, als plötzlich statt des verschwundenen Schmetterlings die schönste männliche Gestalt vor ihnen stand, die sie jemahls gesehen hatten! Beyde wollten fliehen, aber der Prinz hielt sie zurück. Schöne Lilla, sprach er, ist Ihnen der arme Schmetterling auf einmahl so furchtbar geworden, und Sie, gute Mutter, wollen Sie sich dem Dank entziehen, den ich Ihnen schuldig bin? Ohne Sie hätte ich vielleicht nie meine jetzige Gestalt wieder erlangt, und ohne die schöne Lilla lebte ich wahrscheinlich längst gar nicht mehr.

Die beyden erschrockenen Damen faßten sich bald wieder, und bequemten sich, die Erzählung seiner Abenteuer, unter welchen er jedoch den Roman mit der verschleyerten Dame mit einiger poetischen Freyheit behandelte, anzuhoren. Aber so rührend auch seine Geschichte war, so bat ihn doch dich Mutter am Ende derselben, er möchte die Gnade haben, und auf der Stelle ihr Haus verlassen. Sie können, sprach sie, nicht genug eilen, zu Ihrem Vater, den Sie heimlich, und also auf eine unrechtmäßige Art verließen, zurückzukehren. Ueberdieß, fuhr sie fort, ist mein Haus kein schicklicher Aufenthalt für Sie, oder vielmehr, Sie sind kein schicklicher Bewohner für mein Haus. Es entsteht Unheil genug durch Romane zwischen jungen Herrn und jungen Mädchen, ohne daß der Held und die Heldinn erst unter einem Dache beysammen wohnen. Billig hätten Sie, mein Prinz, auch unter Ihrer vorigen Gestalt sich auf keinen so vertrauten Fuß mit meiner Tochter setzen sollen, und ich

werde von nun an dem Mädchen die Bekanntschaft mit allen und jeden Schmetterlingen ernstlich untersagen. Also noch einmahl, mein Prinz, verlieren Sie keine Zeit. Die Residenz Ihres Herrn Vaters ist kaum sechs Meilen von hier, und mit guten Pferden konnen Sie noch diesen Abend bey ihm seyn.

Ich will gehen, sprach der Prinz, indem er sich der schönen Lilla zu Füßen warf, aber theure Lilla, sollten Sie die zärtliche Neigung, sollten Sie die Bewunderung, die Sie mir einflößten, strafbar finden? Soll ich das Leben, das Sie mir erhielten, durch Sie wieder verlieren? Ich bin der Erbe eines Throns, aber wäre ich Herr der ganzen Welt, ich würde Sie dennoch zu meiner Beherrscherinn erklären. Oder soll ich der Hoheit, soll ich der Macht, soll ich Allem entsagen, wonach der Ehrgeitz der Sterblichen strebt, und wozu die Geburt mich berechtigt? Für den Preis Ihrer Hand ist mir kein Opfer zu groß, und ohne diesen Preis kenne ich kein Glück, ohne ihn

hat das Höchste, ohne ihn hat das Leben selbst keinen Werth für mich.

Die schöne Lilla erröthete und schwieg, und der Prinz wandte sich zu der Alten. Vortreffliche Mutter einer vortreflichen Tochter, sprach er, werden Sie, wenn Lillas Herz für mich spricht, werden Sie dieses Herz tadelnswürdig finden? Doch welche Mutter könnte ihr Kind dem treuesten und liebevollsten Manne versagen?

Welche Mutter kann einen treuen Mann für ihre Tochter finden, sollten Sie fragen, antwortete die Alte. Nichts ist treuer, als ein Liebhaber, wenn es auf Schwüre ankommt, und was Sie betrifft, mein Herr, Ihr Roman mit der Fee Graziose, und der Umstand, daß diese Fee Sie gerade in einen Schmetterling verwandelte, sprechen nicht sonderlich für Ihre Treue. Ich fürchte, ich fürchte, die Dame wird Ansprüche geltend machen, sobald Sie es sich einfallen lassen, Ihr Herz an eine Andere zu verschenken. Doch was gehen mich

Ihre alten Liebeshändel an! Mögen Sie treu, oder treulos seyn, ein Prinz darf Niemand heirathen, als eine Prinzessin, und so gewiß Lilla meine Tochter ist, so gewiß hat sie keinen Tropfen Fürstenblut in ihren Adern.

Wenn diese Rede dem armen Prinzen wenig Trost gab, so entschädigten ihn dafür die Blicke der schönen Lilla, und da sie ihm sogar beym Abschied verstohlen die Hand drückte: so war er gewiß, daß hundert Mütter und eben so viele Väter ihm ihre Neigung nicht rauben würden.

Mit unbeschreiblichem Entzücken wurde der verlorene Sohn vom Vater und Mutter empfangen, und wenn nicht größer, doch tausendmahl lärmender war der Jubel des Volks. Keine Hütte im ganzen Königreich blieb unbeleuchtet. Die Poeten wurden arm an Gedanken und reich an Gold von den Inschriften, die man bey ihnen bestellte. Man versank bis aus Knie in die Blumen, mit welchen die Wege bestreut waren. Mit dem Pulver, das

man zu Freudenschüssen verbrauchte, hätte ei= ne halbe Leipziger Schlacht gewonnen werden können. Die Stummen selbst schrien Vivat, und wer nicht zwey Füße hatte, tanzte wenig= stens auf Einem. Kurz, die Freude wurde zur Wuth, und der arme Prinz war tausend= mahl in Gefahr, von der Menge im nähmli= chen Augenblick todtgedrückt zu werden, in wel= chen sie ihn hoch leben ließ.

Kaum hatte der wortkarge König in sei= nem einsamen Aufenthalt das Glück, das sei= nem Freund und Nachfolger widerfahren war, vernommen, als er kam, um Theil an seiner Vaterfreude zu nehmen, und — welch ein Wun= der! — beym ersten Eintritt in das Schloß erwartete ihn die gleiche Freude. Eine Dame von der edelsten Gestalt, und von eben so viel Hoheit als Liebreiz in ihren Mienen kam auf ihn zu, und bat ihn, ihr zu folgen, weil sie ihm ein Geheimniß von der größten Wichtig= keit zu entdecken habe. Er ließ sich von ihr in den Garten führen, und wie erstaunte er, als

sie hier ihm entdeckte, daß sie es sey, die ihm seine Tochter geraubt hatte! Ich bin, sprach sie, eine Fee, und komme, um Ihre Verzeihung und Ihren Dank zugleich zu erhalten. Ich war von jeher Ihre Freundinn, und aus Freundschaft entführte ich in Gestalt einer schwarzen Hündinn Ihre Tochter, die kleine Chlotilde, aus der Wiege. Das Kind hatte seine Mutter verloren, und nur durch meine Sorgfalt konnte ihm ein Verlust ersetzt werden, der gewöhnlich sich gar nicht ersetzen läßt. Die meisten Damen bey Hofe sind vortreffliche Frauenzimmer, aber gewöhnlich schlechte Erzieherinnen und desto bessere Verzieherinnen der Prinzessinnen, und da ich unter den Ihrigen keine Ausnahme fand, was blieb mir übrig, als Ihre Tochter mit Gewalt der Gefahr zu entreißen, einst bloß um ihres Stands willen Ehrfurcht, und bloß um ihrer Schönheit willen Bewunderung zu verdienen? Der nähmlichen ehrwürdigen Frau, aus deren Händen Sie einst durch meine Ver-

anstaltung das wunderthätige Blatt empfingen, sind Sie es schuldig, daß die Hoheit der Gesinnungen Ihrer Tochter die Hoheit ihrer Geburt noch übertrifft, und daß keine der Künste ihr fehlt, die dem Leben Würde und Reiz verleihen. In der Einsamkeit wurde sie die Vollkommenste ihres Geschlechts, und indem Niemand sie bewunderte, erwarb sie sich ein Recht auf die Bewunderung Aller. Kurz, Sie sind der glückliche Vater der liebenswürdigsten aller Töchter, und doppelt groß ist ohne Zweifel Ihre Freude, wenn Sie vernehmen, daß in dem Augenblick, in welchem Chlotilde Ihnen wieder geschenkt wird, es in Ihrer Gewalt steht, die Wiedergefundene durch die Hand eines ihrer vollkommen würdigen Gatten zu beglücken. Prinz Timander, der Sohn Ihres Freunds, des Königs Abdal, liebt sie, und was kann ich mehr zur Empfehlung des Freyers sagen, als daß er wieder geliebt wird? Wie wird er eilen, sich zu Ihren Füßen zu werfen, so-

bald er hört, daß die Vollendung seines Glücks von Ihrem väterlichen Ausspruch abhängt!

Die Fee ließ dem König nicht Zeit, den Gefühlen die sich seiner bemächtigten, Worte zu geben. Er mußte mit ihr einen von sechs feuerfarbenen Tauben gezogenen Wagen von Ebenholz, der auf ihren Ruf sich aus der Erde emporhob, besteigen, um nach dem Walde zu fahren, wo die weise Kräuterfrau mit ihrer schönen Pflegetochter wohnte. Die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter und eine blaue Kornblume am linken Arm, noch mehr aber die Bewegungen seines Herzens gaben dem guten König die vollkommenste Gewißheit, daß die reizende Jungfrau in seinen Armen Niemand anders als seine Tochter sey. Er vergaß nicht, der treuen Erzieherinn die verdienten Lobsprüche zu ertheilen, und zugleich bezeugte er ihr, auch die königlichste Belohnung sey nicht zu groß für die Wohlthaten, die seine Tochter ihr schuldig sey. So wie diese, sprach

er, euch Alles dankt, so fordert Alles, was der Vater euch geben kann.

Mein einziger Lohn sey die Erlaubniß, die Prinzessinn, die mir meine mütterlichen Sorgen und meine mütterliche Treue stets mit kindlicher Liebe vergalt, nie zu verlassen, antwortete die gerührte Pflegmutter nicht ohne Thränen, und wie hätte der König ihr eine Bitte nicht gewähren sollen, die für die Prinzessinn selbst die größte Wohlthat war?

Die Fee brachte den König wieder nach dem Pallast seines Nachfolgers, und sagte ihm beym Abschied, sie habe Gründe zu vermuthen, daß ihr Erscheinen bey ihm in Kurzem wieder nöthig seyn werde.

Bald erschien der Tag, der das schönste, treueste und zärtlichste Paar auf ewig verband. Die Feyerlichkeiten der Vermählung entsprachen der Würde der Vermählten. Aber als diese eben im Begriff waren, den Tempel, in welchem die Trauung geschah, zu verlassen, erfolgte ein Donnerschlag, dessen

Heftigkeit alle Anwesenden mit Schrecken erfüllte. Im nähmlichen Augenblick spaltete sich die Decke des Tempels. Eine verhüllte Dame, die sich einer schwarzen Katze von ungeheurer Größe statt des Zelters bediente, ließ sich herab, und stürzte mit schrecklicher Wuth auf die Neuvermählten los. Elender, rief sie, indem sie den Prinzen mit ihrem Stabe berührte, empfange den Lohn deiner Treulosigkeit, empfange den Tod in dem Augenblick, in welchem das Leben den höchsten Reiz für dich hat!

Der Prinz sank als eine Leiche ihr zu Füßen, und sogleich wandte sie sich gegen die Prinzessinn. Ohnmächtiges Geschöpf, sprach sie, welche Strafe ist furchtbar genug für die Verwegene, die auf Graziosens Unglück ihr Glück gründen wollte? Ich würde dich zu einem Leben voll Verzweiflung verdammen. Aber wie könnte ich es ertragen, daß deine Augen Ihn beweinen, den Niemand lieben, und um den Niemand trauern soll, als ich? Stirb

also, und ich will selbst deinem Staabe weh- ren sich mit dem seinigen zu vermischen.

Eine Berührung mit dem Zauberstabe streckte auch die Prinzessinn ohne Leben zur Erde, und mit einem Hohngelächter ritt die Zauberinn auf ihrer abscheulichen Katze im Ga- lopp zum Tempel hinaus.

Die Gewalt der rachsüchtigen und bos- haften Fee hatte die Neuvermählten, und der Schrecken die übrigen Anwesenden entseelt. Aber plötzlich ertönte der Tempel von einer ent- zückenden Musik, die wenigstens die letzten ins Leben zurückrief. Das Gewölbe öffnete sich abermahl, und auf einem von zwölf weissen Tauben gezogenen prachtvollen Wagen erschien, ihrem Worte getreu, die wohlthätige Fee, die sich so sehr um die schöne Chlotilde verdient ge- macht hatte. Fürchtet Nichts, sprach sie zu den beyden trauernden Vätern, eure Kinder leben. Ihre Feindinn büßt ihre Verbrechen in einer furchtbaren Wüste, wohin sie auf hun- dert Jahre verbannt ist, und auf ewig ist ihr

die Macht zu schaden benommen. Mit diesen Worten berührte sie die Stirn des Prinzen und der Prinzessinn, und beyde erwachten sogleich aus ihrem todähnlichen Schlummer.

Nichts störte jetzt mehr die hochzeitliche Freude, und noch weniger wurde jemahls das eheliche Glück des liebenswürdigen Paars gestört. Die schöne Chlotilde war ein Muster aller Frauen, und was ihren Gemahl betrifft: so versuchten es die feinsten Liebeskünstlerinnen seines Hofs vergebens, den ehemahligen Schmetterling auch nur Einmahl zum flattern zu bringen.

Der wortkarge König sprach von nun an so viel, als andere Leute, und was noch mehr werth war, er sprach auch klüger, als andere Leute. Aber ob er gleich jetzt so beredt war, als irgend ein König in der Welt: so schlug er doch standhaft die ihm wieder angebotene Krone aus, und da auch Abdal der Regimentslasten müde war, und der Prinz gar keine Lust hatte, sich durch sie ermüden zu lassen: so be-

schlossen sie einmüthig, der Einladung ihrer Freundinn zu folgen, und ihren Aufenthalt für immer in dem Reich der Feen zu nehmen. Mögen jetzt, sprach der König, die Leute von Kaugam sich regieren lassen, von wem es ihnen beliebt, oder gar, wenn sie anders die Kunst nicht zu schwer finden, sich selbst regieren.

6.

Lessing und sein Lustspiel, Minna von Barnhelm.

Eine Anecdote.

Während der Anwesenheit Lessings in einer kleinen Stadt wurde sein berühmtes Lustspiel: Minna von Barnhelm, von einer herumziehenden Komödianten-Truppe aufgeführt. Ein Freund wollte ihn bereden, der Vorstellung beyzuwohnen, und sagte, als er wenig Lust dazu bezeugte: Ich begreife es wohl, daß Sie Ihrer guten Minna lieber anderswo begegneten. Aber welcher Vater sieht nicht gern sein Kind, wo er es auch findet? Aber doch wohl nicht, erwiederte Lessing, wenn er, gleich mir, fürchten muß, es am Galgen zu finden?

Der Anecdoten-Almanach aufs Jahr 1815. erzählt die nähmliche Geschichte statt von Lessing, von Engel, allein auf eine so unglückliche Art, daß schwerlich der Scharfsinn irgend eines Lesers errathen wird, worin eigentlich das Interesse derselben bestehen soll, und daß man auch darum Ursache hat, den frühern Erzählungen, die den Einfall dem Verfasser der Minna von Barnhelm zuschreiben, mehr Glauben beyzumessen.

7.

Zur Geschichte der Tausend und Einen Nacht.

Eine Anecdote.

In dem unter dem Titel: Tausend und Eine Nacht, bekannten arabischen Mährchen, beginnt, wie man weiß, die Erzählung jeder Nacht mit der Anrede der Dinarzade an ihre Schwester, die Sultaninn Scheherazade: Meine liebe Schwester, wenn ihr nicht schlaft, so erzählt mir doch, ehe der Tag anbricht, eins der angenehmen Mährchen, die ihr wißt.

Galland, der französische Uebersetzer und Herausgeber des Buchs, glaubte mit Recht, auch diese Formel beybehalten zu müssen. Allein folgendes Abenteuer überzeugte ihn, daß es

Leute gab, die seine Uebersetzer-Treue lächerlich fanden. Einst wurde er nähmlich mitten in der Nacht durch ein heftiges Läuten an der Glocke seines Hauses aus dem Schlafe geweckt. Er stand auf, und auf die Frage, wer da wäre, rief man ihm mit lauter Stimme zu: Mein lieber Herr Galland, wenn ihr nicht schlaft, so erzählt uns doch, ehe der Tag anbricht, eins der angenehmen Mährchen, die ihr wißt!

Galland selbst sagt in der Vorrede zum zweyten Theil seiner Uebersetzung: Er habe die Worte: Meine liebe Schwester, wenn ihr nicht schlaft rc. um sich nach dem feinen Geschmack verschiedener witziger Köpfe, denen ihre Wiederhohlung anstößig gewesen wäre, zu bequemen, weggelassen, und es ist also wenigstens so viel gewiß, daß die treuherzige Anrede zu Scherzen Anlaß gab.

Dem gegenwärtigen Erzähler wurde übrigens die Geschichte durch den drolligen Umstand wieder ins Gedächtniß gerufen, daß aus

Gelegenheit der von ihm unter dem Titel: Die Mährchen der Scheherazade, gelieferten neuen Bearbeitung der Tausend und Einen Nacht, worin übrigens die Formel gar nicht vorkommt, einige deutsche Anecdotenjäger in vollem Ernst ausbreiteten, man habe sich den Spaß mit ihm gemacht.

8.

Der englische Geizhals, John Elwes.

Der englische Lebensbeschreiber des Helden der gegenwärtigen Geschichte sagt ihm gleich auf dem Titelblatt eine Schmeicheley, indem er einen Mann den größten Geizhals seines Jahrhunderts nennt, dem seine Nebenbuhler in der Kunst zu sparen nicht selten Verschwendung, und zuweilen sogar Wohlthätigkeit mit Recht vorwarfen. Ueberhaupt, welche Vermessenheit, Jemand die Palme in einer Eigenschaft zuerkennen wollen, die so sehr im Verborgenen glänzt, als in manchen Fällen der Geiz! Um zu sagen, dieser Geizhals

ist der größte von allen, muß man nothwendig auch alle kennen, und welcher Sterbliche kann sich dieser ausgebreiteten Bekanntschaft rühmen, die allerdings für jeden Menschenbeobachter von großem Werth wäre, wenn sie ihm gleich zuverläßig wenigstens unmittelbar keinen Heller einbrächte? Um also keine Ungerechtigkeit gegen irgend einen Virtuosen der vor dem Bilde des Herrn Elwes mit Recht ausrufen kann: Auch ich bin ein Sparer! zu begehen, sey es genug, die Züge, denen er seine Berühmtheit verdankte, zu sammeln, und das Geschäft, ihm den Rang unter Seinesgleichen anzuweisen, bleibe der Einsicht und der Gerechtigkeit des Publikums überlassen.

Der Geiz ist wenigstens vom Vater her keine erbliche Tugend, und die Erfahrung lehrt sogar das Gegentheil, da in der Regel die Söhne verschwenden, was die Väter durch ein Uebermaß der Sparsamkeit sammelten. Daß man ihn aber mit der Muttermilch einsaugen könne, scheint das Beyspiel des Herrn

Elwes zu beweisen, dessen Mutter bey einem Vermögen von hunderttausend Pfund Sterling verhungerte, und also eines Todes starb, auf welchen der Geizhals so stolz seyn darf, als der Held auf den Tod in der Schlacht.

Zehn bis zwölf Jahre lang besuchte Herr Elwes die Westmünster-Schule, und verließ sie mit einem nicht geringen Reichthum von klassischen Kenntnissen. Aber weder Homer, noch Virgil, weder Plato, noch Cicero konnten sich rühmen, ihm eine dauernde Neigung für die Musen, denen sie huldigten, eingeflößt zu haben. Ihr zwölfjähriger Schüler und Vertrauter vernachläßigte sie, sobald er die Schule verlassen hatte, gänzlich. Er las von nun an kaum mehr eine Zeitung, und der ganze Werth der Bücher, die man nach seinem Tode in dem von ihm besessenen Häusern fand, betrug nicht zwey Pfund Sterling.

Eine noch sonderbarere Erscheinung ist es, daß er sich auf die erste und nothwendigste Kunst aller Geizigen, auf die Kunst zu

rechnen, beynahe gar nicht verstand, und wirklich brachte der Mangel dieser Kunst ihn nicht selten um größere Summen, als er durch die Kunst zu sparen erwarb.

Von der Westmünster-Schule begab sich der junge Mensch nach Genf, und wurde auf der dortigen Akademie einer der besten, und der verwegenste aller — Reiter.

Ein Mann, der seines Geizes wegen beynahe eben so berühmt war, als wegen seines Geistes — Voltaire, hielt sich zur nähmlichen Zeit in Genf auf, und Herr Elwes, der ihm auch an Gestalt nicht unähnlich war, gelangte zu seiner persönlichen Bekanntschaft. Aber die glänzenden Eigenschaften des Dichters der Henriade scheinen uns gleich weniger Eindruck auf ihn gemacht zu haben, als die Eigenschaften der Pferde, deren Bekanntschaft er der Reitbahn verdankte. Wenigstens sprach er von jenen nie, und von diesen sehr oft.

Nach seiner Rückkehr von Genf, wo er gegen drey Jahre blieb, fing Herr Elwes an zu sparen und — zu spielen. Was ist auch der Hang zum Spiel in der Regel anders, als Habsucht, und darf man sich daher wundern, wenn man zuweilen die größten Geizhälse sich ihm ergeben sieht?

Nach seinem eigenen Geständniß brachte er einst zwey Tage und eine Nacht ununterbrochen bey den Karten zu, obgleich das Zimmer, in dem man spielte, so niedrig war, daß die Gesellschaft beynahe auf den Knieen liegen mußte. Aehnliche Abenteuer verschafften ihm sogar eine Stelle in einem zu seiner Zeit unter dem Titel: Abenteuer einer Guinee, erschienenen Roman. Er spielte um sehr hohe Summen, und im Ganzen nicht ohne Glück. Aber da seine Gesellschaft größtentheils aus Herrn bestand, die zu vornehm waren, um sich einer Spielschuld wieder zu erinnern: so war er, trotz seines Gewinns, nicht viel besser daran, als wenn er immer verloren hätte.

Ueberhaupt war es ihm, wie er oft versicherte, unmöglich, einem rechtlichen Manne, in seiner Sprache einem Manne von Stand, Geld abzufordern.

Sein Reichthum sowohl, als die Bekanntschaften, die er seinem Aufenthalt auf der Westmünster-Schule und in Genf verdankte, öffneten ihm jede Gesellschaft, und mehrere ansehnliche Klubs zählten ihn unter ihre Mitglieder.

Von Zeit zu Zeit besuchte er einen alten Oheim auf dem Lande, und dieser Mann, der ihm eine Erbschaft von wenigstens zweyhundert funfzigtausend Pfund hinterließ, ist es vielleicht gerade, der dem Geiz des jungen Menschen die erste Richtung gab.

Der Alte hatte nähmlich selbst die Erwerb- und Sparkunst zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Er verzehrte von seinem unermeßlichen Vermögen jährlich nicht mehr als hundert Pfund, aß nichts als Habersuppen, selbstgeschossene Rebhühner und Fische aus

seinen eigenen Wassern, und trug in seinem Leben, daß er beynahe auf neunzig Jahre brachte, kein neues und nicht einmahl ein altes Kleid, das ihn Geld kostete, weil er sich einzig und allein des nachgelassenen Vorraths seiner Ahnherrn bediente. Sein Pferd mußte mit ihm in die Wette hungern, und war so kraftlos, daß es ihm schlechterdings unmöglich gewesen wäre, seinen Herrn zu tragen, wenn dieser sich auch nur zweymahl in der Woche satt gegessen hätte. Alles Geräthe in seinem Hause hatte ganze Geschlechter entstehen und vergehen sehen. Weder Dach noch Fenster wurden jemahls, so schreyend sie es auch forderten, ausgebessert; Ratten und Mäuse waren, weil sie ihn weniger kosteten, als eine Katze, seine eigentlichen Hausfreunde, und nirgends brauchten Motten, Würmer, Spinnen und anderes Ungeziefer sich weniger Zwang anzuthun, als bey ihm. Kurz, die Lebensweise des ehrlichen Oheims wich so ungemein von Allem, was reinlich, bequem, zier-

lich, anständig und anmuthig heißt, ab, daß allgemein die Spottrede über ihn im Umlauf war, kein Mensch würde mit ihm leben wollen, wenn er es könnte, und kein Mensch würde es können, wenn er es auch wollte.

Die Klugheit rieth dem Neffen, dem kargen Oheim die beste Meinung von sich beyzubringen, und wie konnte er diesen Zweck besser erreichen, als dadurch, daß er sich ihm gleichstellte? So wenig er also bey seiner damahligen jugendlichen Eßlust Geschmack am Fasten fand, so untersagte er sich doch, so oft er die Ehre hatte, der Gast des Oheims zu seyn, das Essen beynahe gänzlich, und setzte sich, ehe er zu ihm zu Tische ging, bey einem benachbarten Freund in den Stand, das Entbehren, das seiner wartete, ohne Beschwerden zu ertragen. Im Wirthshause des nächsten Dorfs vertauschte er zugleich seine gewöhnliche Kleidung, die den Augen des Oheims ein Greuel gewesen wäre, mit einer andern, an welcher sie sich weideten. Ein Rock, gegen

den der eigene des Oheims ein Festkleid war, wohlgestickte wollene Strümpfe, und Schuhe, die schon von drey Herrn in den Ruhestand versetzt waren, und sich kaum noch durch die eiserne Schnalle zum Dienst zwingen ließen, kurz, ein Anzug, der jeden Vorübergehenden um ein Almosen ansprach, ein solcher Anzug war es, in welchem der Oheim den Sterblichen erkannte, in dessen Adern ächtes Blut von dem seinigen rollte, und dem er nach seinem Tode das heilige Geschäft vertrauen konnte — seine Schätze zu hüten.

Bey einem einzigen Stück Holz im Kamin, und — nicht immer — bey einem Glase Wein zwischen beyden, saßen gewöhnlich Oheim und Neffe Stunden lang einander gegenüber, und handelten den ewigen Text aller Geizhälse, die theuren und nahrungslosen Zeiten ab, von welchen sie beyde selbst ein sprechendes Bild waren. Aber sie sahen und sprachen einander nur bey Tage, und sobald das

unentgeldliche Licht der Sonne ihnen zu leuchten aufhörte, eilte Jeder seinem Lager zu.

Bis zum Tode des Oheims, und überhaupt während eines Zeitraums von ungefähr fünfzehn Jahren lebte Herr Elwes fast ununterbrochen in den Modezirkeln von London, und trieb das Spiel mit einer Leidenschaft, als ob der Gewinn ihm stets gewiß, oder der Verlust selbst ein Vergnügen wäre. Aber der nähmliche Mensch, der täglich Summen, die für Manchen ein Reichthum gewesen wären, auf einer Karte wagte, verließ die Prachtsäle und die glänzendsten Gesellschaften der Hauptstadt, um — einem Trieb Ochsen entgegen zu gehen, die von seinem Gut auf den nächsten Viehmarkt gebracht wurden, und welch ein Triumph für den Herrn von Hunderttausenden, wenn er nach Stunden langem Handeln mit den Schlächtern einen Schilling mehr bekam. Nicht selten ging er nach einer am Spieltisch durchwachten Nacht, bey der schlimmsten Witterung, zu Fuß und ohne auszuruhen nach

eben diesem siebzehn Meilen von London entlegenen Landgut. Eine Postkutsche und ein Gasthof waren für ihn völlig unnütze Anstalten. Jene ersparten ihm bald seine Füße, und bald sein Reitpferd, und die Bewirthung, die Andere in diesem suchen, fand er — in seiner Rocktasche. Bey seinen Reisen wählte er zugleich immer denjenigen Weg, auf welchem die wenigsten Schlagbäume seinen Beutel in Anspruch nahmen. Kam er an eine Stelle, die ihm Wasser für sich, und Gras für sein Pferd anbot, so machte er Halt, und spottete in Gedanken des Wirths, dessen Rechnungen er durch ein Paar hartgesottene Eyer, oder einige Brocken Brot, die seine Mahlzeit ausmachten, zu entgehen wußte.

Nach dem Absterben seines Oheims, der ihm unter Anderem auch ein Landgut hinterließ, verwechselte er sogleich den Aufenthalt auf dem seinigen mit diesem. Er fand das Wohnhaus ganz des Erblassers würdig, und dennoch gewann er noch unendlich bey dem

Tausch, da in seinem eigenen Hause die meisten Zimmer den Bewohner nicht einmahl gegen den Regen schützten. Wie gleichgültig er übrigens gegen diese Ungemächlichkeit war, läßt sich aus einer Erzählung eines seiner Anverwandten abnehmen. Dieser hatte nähmlich, als er einst bey ihm übernachtete, sich mit seinem Bette, um nicht in demselben beregnet zu werden, von einer Stelle des Zimmers zur andern flüchten müssen, bis er endlich einen Winkel fand, der dem Wasser noch zur Noth den Durchgang verweigerte, und als er des Morgens dem Herrn Elwes die ausgestandene Noth klagte, antwortete dieser: Ich meines Orts achte auf solche Dinge gar nicht. Wer aber darauf achtet, für den ist der Winkel allerliebst.

Auf seinem neuen Gute versah er sich mit Jagdpferden, und kaufte — o Wunder! — sogar Dachshunde, die für theures Futter ihm Nichts als das Vergnügen verschafften, einen Fuchs zu jagen. Was ist eine Jagd, was

sind Jagdpferde und Jagdhunde ohne Jäger? Herr Elwes konnte also nicht umhin, auch zu einem alten grünen Rock, der in seiner Kleider-Kammer moderte, den nöthigen Mann zu suchen. Der Mann wurde glücklich gefunden, und der Herr verschaffte dem Diener Gelegenheit, sich freylich im Schweiß seines Angesichts, zur Krone aller Bedienten emporzuarbeiten. Sterblicher, der du dich deiner Geschäftigkeit rühmst, laß dir die Muse, wenn anders ihr der Athem nicht fehlt, die Tagewerke dieses Helden im Bedientenrock erzählen, und bekenne erröthend, daß dein Thun gegen das seinige ein Nichtsthun ist.

Morgens um vier Uhr, freylich eine Stunde später, als sein Herr es verlangte, verließ der gute Thomas das Bett, aber nicht um Wild zu jagen, sondern um vor der Hand — zahme Kühe zu melken. Sein zweytes Geschäft war, das Frühstück für den Herrn, und war etwa ein unwillkommener Gast, den man nicht immer zum Hause hinauswerfen

kennte, zugegen, auch für diesen zu bereiten; das dritte, Kleider auszuklopfen und Schuhe zu putzen; das vierte, besagte Kleider, die von allen Schneidern, wie ein hoffnungsloser Kranker von den Aerzten, aufgegeben waren, von ihren gefährlichsten Wunden zu heilen; das fünfte, Hunde- und Pferde-Futter — zu sparen, oder in der Sprache seines Herrn, Hunde und Pferde zu füttern; das sechste, die Pferde, die es brauchten, und die man für den Tag brauchte, so schnell als möglich zu striegeln; das siebente, nachdem er zuvor seinen Jägerschmuck angelegt, die Pferde gesattelt, und die Hunde aus dem Stall gelassen hatte, sich auf die Jagd jagen zu lassen, um vor Mattigkeit halb todt, die Thiere des Walds ganz todt zu machen; das achte, die Tafel zu decken, und bey derselben aufzuwarten; das neunte, Holz zu sägen und zu spalten; das zehnte, abermahl dafür zu sorgen, daß es die Pferde und Hunde nur noch halb so sehr hungerte, als zuvor; das eilfte, den

Kühen zum zweytenmahl die Euter zu leeren; das zwölfte, für acht Pferde, und halb so viele Menschen die Nachtstreu zu bereiten. Zu diesen täglichen zwölf kleinen Herkules-Arbeiten kam monatlich noch eine große, nähmlich die sammtlichen Ställe zu reinigen. Die Geschäfte eines Kutschers muthete ihm sein Herr nicht zu, weil er — keine Kutsche hatte. Desto weniger konnte er sich weigern, so oft es die Noth erforderte, Botendienste zu verrichten. Auch die Gebäude auf dem Gut machten Ansprüche auf seine Sorgfalt, und wenn ihr Zustand noch ziemlich erträglich blieb, so war es zum Theil sein Werk. Er flickte die Fenster mit Papier, und wenn er irgend ein Loch in einer Mauer sah, das er nicht sogleich mit Lumpen und Steinen verstopfte, so hatte er es mit seinem Herrn zu thun. Zu schreiben hatte er, da Herr Elwes mit Niemand im Briefwechsel stand, und kein Autor war, nur das Wenige, was man fürs Haus brauchte. Nicht so selten, als die Feder, gab

man ihm den Dreschflegel in die Hände, und da man sehr geschäftige Menschen sogar wider ihren Willen zu ihrer Erhohlung zwingen muß: so bestand Herr Elwes mit gutherziger Strenge darauf, daß der rüstige Jäger in müßigen Stunden sich im Garten die Lust verschaffte, die für einen bloßen Gärtner nicht selten eine saure Arbeit ist. Nichts wäre unnützer gewesen, als wenn man ihm zu essen gegeben hätte, da ihm schlechterdings keine Zeit zum Essen übrig blieb. Uebrigens bestand der Lohn dieses Kochs, Pferde- Hunde- und Kühewärters, Tafeldeckers, Eilboten, Holzhackers, Gärtners, Schreibers, Schneiders und Jägers, kurz, dieses Universal-Bedienten und Factotums für alle seine Arbeiten in jährlichen vier Pfund Sterling, und in dem täglichen Zeugniß seines Herrn, daß er der ärgste aller Tagdiebe sey, der für Nichtsthun bezahlt seyn wolle. Der hartherzige, oder vielmehr unherzige Tod selbst wurde es endlich müde, ihn sich ewig ermüden zu

sehen, und ertheilte ihm troß dem murrenden Herrn Elwes, das Recht, den Schlaf zu schlafen, aus welchem einen armen Diener weder die dumpfe Stimme der Glocke, noch die donnernde seines Herrn zu wecken vermag. Er starb zwar nicht alt, aber desto lebenssatter, und ein armer Poet, der sogar sein eigenes Leben für minder elend hielt, als das Leben des Verstorbenen, setzte ihm nicht ohne Thränen die Grabschrift:

Hier liegt der arme Thoms, hier liegt der
Vielgeplagte,
Hier liegt ein Jäger, den sein Herr zu
Tode jagte.

Wird man nicht erstaunen, wenn man erfährt, daß dieser Diener ohne Seinesgleichen großmüthig genug war, sich bey Gelegenheit seines Herrn, troß der Härte, womit dieser ihn behandelte, und noch öfter seines Viehs zu erbarmen? Er ließ sich nahmentlich den Aufpuß von beyden bey feyerlichen Gelegenheiten

etwas kosten, und eben so vermehrte er an hohen Festtagen den Pferden ihr Futter aus eigenen Mitteln.

So wenig übrigens die Art, wie Herr Elwes den guten Thomas behandelte, zu rechtfertigen seyn mag, so richtig wird man den Spruch finden, den er, wenn von Bedienten die Rede war, stets im Munde führte. Hältst du, pflegte er zu sagen, Einen Diener, so wird deine Arbeit fertig; hältst du zwey, so geschieht sie halb, und hältst du gar drey, so magst du sie nur selbst thun.

Da die Hand des Herrn Elwes so wenig zu verschenken pflegte, wie hätte er die Hand selbst verschenken sollen? Er war der Meinung, in einer guten Wirthschaft sey es genug an einem guten Wirth, und selbst die beste Wirthin sey zu viel darin, und kraft dieser Meinung entbehrte er durch sein ganzes Leben das Kleinod, das nach dem Ausspruche weiser Männer köstlicher ist, als Perlen und Gold, und nach welchem also gerade die sparsamsten

Männer am ersten trachten sollten. Uebrigens versäumte er, trotz seiner Abneigung gegen die Ehe, doch die Hauptpflicht derselben nicht. Seine Haushälterinn beschenkte die Welt mit zwey Söhnen, welche die nicht lachenden Erben des größten Theils seines Vermögens wurden.

Herr Elwes war kein Freund der Aerzte, weil sie bezahlt seyn wollen, und Nichts war ihm fürchterlicher, als eine Apotheker-Rechnung. Der Schlag eines Pferds hatte ihm einst auf der Jagd den Schenkel bis auf den Knochen verletzt, und doch scheute er die Kosten der Kur so sehr, daß er nur durch die Furcht, das Bein möchte abgenommen werden müssen, sich zu einer Reise nach London bewegen ließ, um die theure Hülfe eines Arzts zu suchen, deren Kosten ihm mehr Schmerz verursachten, als das Uebel, von dem sie ihn heilte. Bey diesem Vorfall verdient seine stoische Verachtung des körperlichen Schmerzes

bemerkt zu werden, indem er, troß der gefährlichen Verleßung, der Jagd bis zum Ende anwohnte.

Bey einem der Wettrennen in Newmarket, die Herr Elwes häufig zu besuchen pflegte, machte er einen Freund, der ihn begleitete, zugleich zum Zeugen einer seltenen Gutmüthigkeit, und einer in Verzerrung ausartenden Kargheit. Ein Lord, den er nur wenig kannte, lief Gefahr, dem wahrscheinlichen Gewinn einer Wette von siebentausend Pfund darum entsagen zu müßen, weil er die bestimmte Summe nicht an dem bestimmten Tage herbeyzuschaffen vermochte, und Herr Elwes lieh ihm ungebeten das Geld, mit welchem er auch wirklich die Wette gewann. Aber der nähmliche Mann, der auf diese Weise eine so beträchtliche Summe zu verlieren wagte, ritt an demselben Tage von sieben Uhr Morgens bis Nachts neun Uhr umher, ohne eine andere Mahlzeit, als ein Stück von einem zerbröckelten Pfannkuchen, das er in der Tasche bey

sich führte, zu sich zu nehmen. Vergebens ließ ihn sein Begleiter merken, wie wohl ihnen nach der starken Bewegung und bey der scharfen Luft ein gutes Mittagsmahl bekommen würde. Machen Sie es, wie ich, antwortete Herr Elwes, indem er ihm ein Stück von seinem Pfannkuchen mit der Versicherung anbot, daß er ihn zwar schon vor einigen Wochen von seinem Landgut mitgenommen habe, daß er aber noch so gut wie frisch wäre.

Beynahe liebte Herr Elwes seine beyden Söhne so sehr als das Geld, aber auch nur beynahe. Sie sollten aus Schonung für den väterlichen Beutel weder etwas lernen, noch ihm sonst irgend einen Aufwand verursachen, und am wenigsten empfahlen sie sich bey ihm, wenn sie krank wurden. Einer der Knaben hatte sich einst bey einem Falle die Seite gequetscht, und lief zum Barbier, der für gut fand, ihm eine Ader zu öffnen. Als aber der Vater den verbundenen Arm erblickte, und den Aderlaß, der einen Schilling kostete, erfuhr,

schalt er den Verwundeten tüchtig aus, und verbot ihm, jemahls wieder zur Ader zu las- lassen. Wie ungereimt mußte es auch einem Manne wie ihm scheinen, sein Blut herzuge- ben, und noch Geld obendrein! War vom Unterricht, der den Kindern gegeben werden sollte, die Rede, so pflegte er gewöhnlich zu sagen, es sey das sicherste Mittel, den Leuten das Geld aus der Tasche zu spielen, wenn man ihnen Etwas in den Kopf hineinbrächte, und hätte er gesagt, jemehr im Kopf, desto weniger im Beutel, wie viele Gelehrte dürften ihm widersprechen?

Die gewöhnliche Erscheinung, daß mit den Glücksgütern auch der Geiz zunimmt, ließ sich auch bey Herrn Elwes bemerken. Aber er schien vom Geschick verurtheilt, bloß die Qualen seiner Leidenschaft ohne ihre Vortheile zu erfahren. Das Sprichwort: Er spart Pfennige, und verschwendet Thaler, paßt auf Niemand besser, als auf ihn. Er verstand nur zu sammeln, aber nicht das Gesammelte

zu verwenden. Es ist schon bemerkt worden, daß das Rechnen seine Sache nicht war, und da er sich auch mit Aufschreiben in Geld-Angelegenheiten nicht gern befaßte, wie konnte es anders seyn, als daß die vernachläßigten Summen die ersparten bey weitem überstiegen? Er war zugleich die Beute aller Projectmacher. Jetzt ließ er sich durch Ländereyen-Ankauf in Amerika, und jetzt durch Hirngespinste von immer zahlbaren Leibrenten täuschen. Er borgte um unbedeutender Geschenke willen die großten Summen an Leute, von denen außer ihm alle Welt wußte, daß sie die kleinsten nicht wieder bezahlen konnten. Ein Weinhändler z. B. der ihn hoflich ersuchte, einige Flaschen seinen Wein von ihm anzunehmen, erhielt dafür ein Darlehen von einigen hundert Pfund. Es versteht sich, daß Herr Elwes sein Geld nie wieder sah, und daher pflegte er oft zu sagen, er habe in der That so lange er lebe nie einen feinern Wein getrunken, als diesen, von welchem jede Flasche ihn

zwanzig Pfund koste. Nicht weniger theuer kamen ihn manche kleine Dienstleistungen zu stehen, für die er sich die unbedeutende Belohnung durch bedeutende, und nie wieder bezahlte Darlehen ersparte. Mit einem Wort, der Mann, der sich selbst allen Genuß versagte, der um keine Kutsche zu bezahlen, unter einem Wolkenbruche nach Hause ging, der seine durchnäßten Kleider am Leibe trocknen ließ, um kein holzfressendes Feuer anzuzünden, der sich meistens von halb verfaultem Fleisch und ähnlichen Leckerbissen nährte, der kaum seine Blöße bedeckte, und die weggeworfene Perücke eines Bettlers von der Straße aufnahm, um sein Haupt mit ihr zu schmücken, dieser Mann verlor durch eine verkehrte Wirthschaft größere Summen, als seine Sparsamkeit ihm einbrachte, er verlor durch den Geiz selbst hundertmahl mehr, als er durch den Geiz gewann. Aber die Natur scheint auch dieser Leidenschaft ihre Grenzen bestimmt, oder vielmehr dafür gesorgt zu haben, daß was sie auf

der einen Seite anhäuft, auf der andern wieder abgeleitet wird. Nichts soll unbenutzt vermodern, und Leute wie Herr Elwes würden bey ihrem ewigen Sammeln bald mehr edle Metalle in ihren Kisten, als die Erde in ihrem Schooß verborgen halten, wenn nicht Schuld oder Unglück ihnen zuweilen einen Tribut abnöthigte, der die Gesellschaft wenigstens zum Theil für ihr gedankenloses Sparen entschädigt.

Die Kleidung des Herrn Elwes bestand lange in einem alten, völlig abgetragenen braunen Rock, und als dieser ihm endlich schlechterdings seine Dienste versagte, mußte die Kleiderkammer seines Oheims einen Nachfolger von grünem Sammt, der sich neben seinem Alter auch noch durch seine beträchtliche Weite und durch ungeheure Ermel von der Tracht anderer Sterblichen unterschied, hergeben. Zu diesem Galarock trug er Stiefel, und die schon erwehnte schwarze Bettlerperrücke, unter welcher seine eigenen grauen Haare ringsum hervor-

ragten. Man mußte viel Gewalt über sich selbst haben, um nicht, wenn man ihn in diesem Aufzug sah, in ein lautes Gelächter auszubrechen.

Mit Dienstleistungen war Herr Elwes, wenn sie ihn Nichts kosteten, nicht geizig. Um einem Paar alten Jungfern, seinen Nachbarinnen, aus einer verdrießlichen Verlegenheit zu helfen, ritt er einst in der Nacht von seinem Gut nach London einen Weg von sechzig Meilen. Die Schönen selbst waren über diesen ächten Ritterdienst, der freylich, wenn man ihre Jahre bedachte, die Galanterie des Ritters in einem doppelt glänzenden Lichte zeigte, voll Erstaunen, und unterließen nicht, gegen alle ihre Freunde den Herrn Elwes als einen Mann zu preisen, dem sie die größte Verbindlichkeit schuldig wären. Als sie aber neben den Beschwerlichkeiten seiner ihnen zu Gefallen unternommenen Reise auch der mit ihr verbundenen Kosten gedachten, antwortete ihnen ein Mann, der den Herrn Elwes ge=

nan fannte: Was die Kosten betrifft, so machen Sie sich wegen dieser keine Sorgen. Schicken Sie ihm ein Sechspencestück, und er hat noch zwey Pence bey der Reise gewonnen.

Daß der Geiz des Herrn Elwes, so hoch er ihn auch trieb, nicht Hartherzigkeit, sondern bloße Selbstverläugnung war, davon legt seine ganze Handlungsweise das unverwerflichste Zeugniß ab. So beträchtlich die von ihm ausgeliehenen Summen sind, so ist ihm doch niemahls irgend eine wuchernde Bedingung zur Last gelegt worden. Nicht minder uneigennützig erschien er in der Eigenschaft eines Gutsherrn, und seine Pächter hatten keine andere Klage über ihn, als daß er sie für die Ausbesserung ihrer Wohnungen, da er für seine Person gar keinen Sinn für häusliche Bequemlichkeiten hatte, selbst sorgen ließ.

Er besaß mehr als hundert Häuser in London, und ganze Straßen der unermeßlichen Stadt dankten seinem Unternehmungsgeist und

seiner Baulust, oder vielmehr seiner Wuth zu bauen, ihr Daseyn. Diese Menge von Häusern machten ihn zu seinem eigenen Asselurannten, indem bey einem Brand Niemand mehr Entschädigung zahlen mußte, als er. Uebrigens ertrug er ein Unglück dieser Art mit vieler Philosophie, und als man ihm einst die Nachricht brachte, daß ein ihm zugehöriges Gastwirthshaus in der Asche liege, sprach er gelassen: Seys! Es liegt wenig daran. Der Miethsmann hat mich noch nie bezahlt, und auf eine andere Art wäre ich ihn doch nicht sobald losgeworden.

Natürlich blieben immer einige seiner Häuser unvermiethet, und er bezog daher, wenn er nach London kam, bald dieses, bald jenes. Meldete sich ein Liebhaber zu einem, das er gerade bewohnte, so war er im Augenblick bereit, es zu räumen, und der häufige Wechsel machte ihm um so weniger Beschwerde, da seine ganze bewegliche Habe in einem Paar Betten, einem Paar Stühlen und ei-

nem Tisch bestand. Nicht so gleichgültig war es seiner Gesellschafterinn und Pflegerinn, einer vom Alter tiefgebeugten, und noch überdieß an einer Lähmung leidenden Matrone, daß sie durch die Eigenheiten ihres Herrn nirgends eine bleibende Stätte fand, und sich mitten in London zu einem eigentlichen Nomaden-Leben gezwungen sah. Es mag in der That selbst nicht jeder Jugend zuträglich seyn, abwechselnd gegen Osten und Westen, gegen Norden und Süden zu wohnen, heute in dem größten Prunksaal, und morgen in einem Zimmer von drey Schritten sein Haupt niederzulegen, bald gegen Hitze, und bald gegen Frost, jetzt gegen feuchte, und jetzt gegen Zugluft zu kämpfen, und die Alte, die nahmentlich der Kälte nur ein dürftiges Feuer von wenigen Kohlen, oder von zurückgelassenen Spänen des Zimmermanns entgegen zu setzen hatte, litt daher beynahe unaufhörlich an so vielen Uebeln, daß sie mehr der Pflege ihres Herrn, als dieser der ihrigen bedurft hätte. Kein

Wunder war es also, daß das arme Weib endlich weniger den Beschwerden des Alters, als den Beschwerden ihres Diensts unterlag, und beynahe hätte ihr Tod auch ihren Herrn ins Grab gebracht.

Herr Elwes war nähmlich, nach seiner Gewohnheit, im strengsten Incognito nach der Stadt gekommen, und hatte eins von seinen vielen leerstehenden Häusern bezogen. Sein Neffe, der nothwendig mit ihm zu sprechen hatte, wußte also kaum, wo er ihn suchen sollte. Er ging zu seinem Banquier, und seine Nachfrage war vergebens. Eben so wenig erreichte er seinen Zweck auf dem Kaffehause, das Herr Elwes gewöhnlich zu besuchen pflegte. Kurz, kein Mensch wußte ihm Nachricht von dem Oheim zu geben. Endlich, nach mehreren Tagen vergeblichen Nachforschens, nannte ihm Jemand die Straße, wo er den Herrn Elwes gesehen haben wollte, als er in ein unbewohntes Haus hineinging. Der Neffe eilte nach dem bezeichneten Ort, und fragte einen

Sänftenträger, von dem er, weil er hier seine Kunden zu erwarten pflegte, am ersten Auskunft zu erhalten hoffte, ob er nicht kürzlich einen Herrn, Nahmens Elwes, in der Nähe gesehen habe. Aber der Sänftenträger wollte von keinem Herrn etwas wissen, und ein Küchenjunge gab anfänglich die nähmliche Antwort, bis er sich endlich besann. Einen Herrn, sprach er, sah ich nicht, wohl aber einen alten armen Mann, der die Stallthür aufmachte, und sie wieder hinter sich verschloß. Wer konnte der alte, und trotz seinem Gelde der arme Mann anders seyn, als Herr Elwes? Der Neffe klopfte also sogleich an dem verschlossenen Hause, und als Niemand antwortete, besann er sich um so weniger, die Thür einschlagen zu lassen, da die Aussage einiger Nachbarn, daß wirklich ein Mann, wie er den Herrn Elwes beschrieb, in das Haus hineingegangen wäre, ihn seiner Sache gewiß machte. Unten im Hause herrschte eine Todtenstille. Als er aber die Treppe hinauf-

ging, hörte er das Aechzen eines Menschen, und fand endlich den Oheim auf einem elenden Lotterbette im kläglichsten Zustand. Kaum schien noch ein wenig Leben in ihm, und erst nachdem man ihm eine stärkende Arzney beygebracht hatte, war er vermögend, sein Abenteuer zu erzählen. Er habe, sprach er, so viel er sich erinnere, zwey oder drey Tage lang sich nicht wohl gefühlt. Ein altes Weib, das zu seiner Aufwartung sich bey ihm im Hause befinde, wäre, er wisse nicht warum, während dieser Zeit nicht zu ihm gekommen. Wahrscheinlich sey sie, da sie ebenfalls unpäßlich gewesen wäre, nach erfolgter Besserung weggegangen.

Man ging sogleich, um die Alte im Hause aufzusuchen, und fand sie oben auf dem Boden, wo eine alte Decke ihr Lager war, leblos an der Erde liegen. Allen Anzeigen nach war sie schon seit zwey Tagen todt.

Wäre Herr Elwes von seinem besorgten Neffen einen Tag später gefunden worden, so wäre wahrscheinlich der Besitzer von mehr

als hundert Häusern, und von Tonnen Golds hülfloser als der ärmste Bettler gestorben, und Leute seiner Art konnen von dieser Begebenheit Stoff zu allerhand nützlichen Betrachtungen hernehmen.

Herr Elwes war Landrichter, und hatte allgemein den Ruhm der Unparteylichkeit und Unbestechlichkeit, und diesem Ruhm dankte er es vorzüglich, daß man bey der Aussicht auf einen Streit zwischen zwey sehr angesehenen Häusern wegen der Parlamentswahl ihn als einen Dritten, gegen welchen beyde Theile Nichts einwenden konnten, zum Stellvertreter der Grafschaft, in welcher seine Güter gelegen waren, erwählte.

Obgleich Herr Elwes schon seit einigen Jahren Nichts mit den öffentlichen Angelegenheiten zu thun gehabt hatte, und bereits in einem Alter von beynahe sechzig Jahren stand, so fühlte er doch noch die Begierde zu einem thätigeren Leben in sich, und besann sich also um so weniger, dem ehrenvollen Rufe zu fol-

gen, da seine Wahl ihn nicht mehr als die Mahlzeit kostete, die er bey dieser Gelegenheit an der gewöhnlichen Tafel einzunehmen nicht umhin konnte.

Wie stark sein Körper um diese Zeit, troß seiner Jahre, noch war, läßt sich daraus abnehmen, daß er, ehe er noch von seinem Platz im Unterhause Besitz nahm, den Wettrennen und andern öffentlichen Zusammenkünften in allen großen Städten, wo seine Wahlmänner sich aufhielten, anwohnte. Bey den Bällen tanzte er bis zum letzten Augenblick, troß den rüstigsten Jünglingen, ob er gleich jedesmahl zu Pferd, und nicht selten durchnäßt vom Regen angekommen war. Einem Fremden, der einst seine Verwunderung über die Leichtigkeit und Gewandtheit bezeugte, mit welcher der alte Mann noch um Mitternacht tanzte, antwortete Jemand: O, Sie wissen noch nicht Alles. Dieser sechzigjährige Tänzer ist zwanzig Meilen weit im Regen hieher geritten, und

hat seinen Haarbeutel in der Tasche, und seine Schuhe in den Stiefeln gehabt.

Man behauptete, Herr Elwes habe sich, so wenig auch sonst ein Schein von Eitelkeit an ihm zu bemerken war, auf seine neue Würde ungemein viel zu gut gethan, und wollte hauptsächlich die Bereitwilligkeit, mit welcher er den Geldverlegenheiten anderer Parlamentsglieder abhalf, zum Maßstab nehmen, wie hoch er die Ehre, in ihre Klasse zu gehören, anzuschlagen pflegte.

Er wurde in drey auf einander folgenden Parlamenten für die nähmliche Grafschaft gewählt, und war ungefähr zwölf Jahre ein Mitglied im Hause der Gemeinen.

Sein Betragen im Parlament war über allen Tadel erhaben, und wohl dem Staate, wenn ihn alle Glieder des Hauses zum Muster genommen hätten! In jeder Lage, und so oft er seine Stimme gab, behauptete er die Eigenschaft eines unabhängigen Landedelmanns, und ohne eine Stelle, oder einen höhern Rang,

oder sonst irgend einen Vortheil zu verlangen, widerstand er allen Versuchen, ihn seiner Pflicht ungetreu zu machen. Freylich wollte sich auch der Geldgeiz des guten Mannes nicht wohl mit dem Ehrgeiz vertragen, und nie sah man ihn in einer größern Unruhe, als in dem Zeitpunct, wo sein Gönner, der berühmte und berüchtigte Lord North, damit umging, den König um die Pairewürde für ihn zu bitten. In der That, man konnte mit Recht fürchten, der Schrecken möchte ihn tödten, wenn irgend eine unerwartete Ehre, die einen unerwarteten Aufwand von ihm forderte, ihm zu Theil würde. Man denke! Ein Mann, wie er, sollte eine Equipage anschaffen, und wenigstens drey oder vier Bediente halten, deren Kleidung ihn zehnmahl mehr gekostet hätte, als seine eigene. War der Tod nicht tausendmahl weniger fürchterlich, als ein solcher Kassensturm? Es war überhaupt von jeher der Grundsatz des Herrn Elwes, für arm gehalten zu werden. Er gab kein Geld aus, damit die Leute

glauben sollten, er habe keins, und wirklich ist es eine feine Politik der meisten Geizigen, daß sie ihren Geiz, dessen sie sich von Rechtswegen schämen, mit dem Bettler-Mantel zu verhüllen suchen.

Bey dem Eintritt des Herrn Elwes ins Parlament war die Opposition voll Hoffnung, sich durch ihn verstärkt zu sehen. Fox stand an ihrer Spitze, und dieser, der im Spiel wenn auch nicht immer Geld, doch häufig Freunde gewann, war durch seine Neigung zu demselben längst mit dem neuen Parlamentsglied in Verbindung gekommen. Aber Herr Elwes trat sogleich auf die Seite des Lord North, und dieser Schritt hatte zuverlässig keinen andern Grund, als den Glauben an die Güte der Maßregeln des Ministers. So oft dieser Glaube ihm fehlte, eben so oft stimmte er gegen ihn, und er ergriff also, wie es jedem selbstständigen und gewissenhaften Manne geziemt, nie eine andere Partie, als die Partie der Pflicht. Dieses löbliche Betragen

fand indessen nur bey den wenigsten Parlamentsgliedern Beyfall, und nahmentlich betrachteten ihn viele von der Opposition als einen Mann, der ab- und zugehe, oder nannten ihn eine Parlaments-Kolette. Es verdient bemerkt zu werden, daß beyden Partien gleichviel daran lag, seinen Nahmen bey ihren streitigen Wahlen mit zählen zu dürfen. Er hatte häufig den Vorsitz bey ihren Versammlungen, und zu bewundern war die Geduld, mit welcher er ihre Berathschlagungen anhörte. Selten unterbrach er die längsten Verhandlungen, und mancher der Sprechenden hat Ursache, sich noch jetzt dankbar einer Tugend zu erinnern, die eben so selten und schwer, als in den meisten Verhältnissen unentbehrlich ist.

Herr Elwes fuhr so lange fort, den Minister mit seiner dem größten Theil der Nation so verhaßten Unternehmung des amerikanischen Kriegs zu unterstützen, bis ihm endlich, obgleich spät genug, über die Verderblichkeit

der von ihm begünstigten Maßregeln die Augen aufgingen. Uebrigens verrieth er auch bey dieser Sache einen hohen Grad von Uneigennützigkeit, da kaum Jemand so viel bey dem Krieg verlor, als er. Der Ertrag von seinen vielen Häusern verminderte sich beträchtlich, und ein großer Bau, auf den er wenigstens sieben bis achttausend Pfund verwendet hatte, mußte gar unvollendet bleiben.

Bey dem Sieg, welchen die Opposition über den Minister davon trug, entsagte Herr Elwes freywillig jedem Haschen nach Ehrenstellen und andern Vortheilen, und fand in dem Bewußtseyn, seine Stimme jedesmahl wie sein Gewissen es ihm gebot, gegeben zu haben, die einzige Belohnung, nach der er strebte.

Die Verhandlungen, die um diese Zeit gewöhnlich bis zum andern Morgen dauerten, hielt er jedesmahl bis zum Ende aus. Ueberhaupt fand man ihn früh und spät im Hause, und es fiel ihm um so weniger schwer, den

öffentlichen Geschäften eine Mahlzeit zum Opfer zu bringen, da er sich längst daran gewöhnt hatte, zuweilen vier und zwanzig Stunden ununterbrochen zu fasten. Ein gleiches Ausharren hatte er sich auch in andern Gesellschaften zum Gesetz gemacht, die er nie zuerst zu verlassen pflegte.

Nach der Verabschiedung des Lord North blieb Herr Elwes bey der Foxischen Partie, jedoch ohne Nachtheil seines alten Grundsatzes, in jeder Sache nur seiner eigenen Ueberzeugung, unbekümmert um fremde Meinungen oder Absichten, zu folgen.

Mit der sogenannten Koalition, oder der bekannten Verbindung zwischen dem Herrn Fox und dem Lord North, die Herr Elwes unterstützt hatte, endigte sich auch seine parlamentarische Laufbahn. Er wurde ein Opfer seiner Anhänglichkeit an diesen allgemein gehaßten Verein. Indessen wäre er bey dem Rufe seiner Rechtschaffenheit, trotz des Widerwillens, den seine Partie sich zugezogen hatte,

wahrscheinlich von Neuem gewählt worden, wenn er seinen Abscheu gegen die Kosten einer streitigen Wahl hätte überwinden können. Aber offene Wirthshäuser auf seine Rechnung, Hahnengefechte und Spenden aller Art, welche Donnerworte für einen Mann, der sich selbst für sein ganzes Leben zu Hunger und Blöße verdammt hatte!

So sehr er aber, als es darauf ankam, seinen Sitz im Parlament zu behaupten, seiner Sparsamkeit das Uebergewicht einräumte, so wenig konnte er es mit seiner Würde vereinigen, sich unter den verächtlichen Haufen der Gnaden-Buhler und Gnadengehalts-Bettler zu mischen, die gern das Vaterland, ohne irgend einen Anspruch auf seine Dankbarkeit, zu ihrem ewigen Wechsler machen möchten. Der Mann, welcher stets ohne die Lockspeise einer Belohnung seine Pflicht im Hause der Gemeinen erfüllte, und nie seine Stimme gab, ohne daß er hätte mit der Hand auf dem Herzen sprechen können: So wahr mir Gott

helfe, ich glaube zu thun, was dem Vaterlande zum Besten dient! Dieser Mann hatte während seiner ganzen politischen Laufbahn nie eine Gunstbezeugung empfangen, und nie um eine gebeten. Er vergaß nie, daß auch nach ihm noch Leute leben würden, daß der Freund des Vaterlands die Staatsverwaltung seinen Kindern unverschlimmert überliefern müsse, und daß eine Pension, die man nicht verdiente, vom Staat annehmen, seinen Nachkommen ihr Erbtheil schmälern heiße. Seine Weigerung, für Geld ins Parlament zu kommen, hatte zuverläßig auch noch einen edlern Grund, als seine Furcht vor dem Aufwand, und es ist ein frommer Wunsch, daß sein Beyspiel in jedem Falle, wo von Besetzung ei- öffentlichen Amts die Rede ist, nicht bloß bewundert, sondern auch nachgeahmt werden möchte. Wer besticht, läßt sich wieder bestechen, und darf ein Regent, oder ein Volk sich wundern, wenn Leuten, die ihre Stellen gekauft haben, auch Alles feil ist, und wenn

schnöde Käufer sich in noch schnödere Verkäufer verwandeln?

Im Parlament schloß sich Herr Elwes vorzüglich an Männer an, die ihres Privat-Characters wegen in einem guten Rufe standen, und nahmentlich befolgte er diesen Grundsatz auch in dem Zeitpunct, als eine irrige Ansicht ihn verleitete, die berüchtigte Koalition zu unterstützen.

Nie, so lange er ein Mitglied des Unterhauses war, stand er auf, um zu sprechen, und gab nie anders, als durch einfaches Abstimmen, seine Meinung zu erkennen. Unter seine Eigenheiten gehörte es auch, daß er nicht nach der gewöhnlichen Sitte im Parlament an irgend einer besondern Seite im Unterhause saß, sondern seinen Platz nach Belieben wechselte, und auf dieselbe Weise auch seine Stimme gab.

Von dem später so berühmt gewordenen Minister Pitt, dessen politische Laufbahn mit dem Aufhören der seinigen begann, sagte er

bey einer gewißen Gelegenheit: Wenn ihm irgend Jemand sein Geld abzuschwatzen vermöchte, so wäre es dieser junge Redner.

Züge seiner Sparsamkeit findet man, während er im Parlament sich der Sorge für das öffentliche Wohl widmete, in Menge. Es fiel ihm z. B. gar nicht ein, seiner neuen Würde halber seine Kleidung zu ändern, und oft, wenn man ihn auf der Straße sah, erwarb das Parlamentsglied sich bey den Vorübergehenden durch seinen Aufzug das Mitleid, auf welches nur der Bettler Ansprüche zu machen hat.

Die Mahlzeiten, die er während der Parlaments-Sitzungen dem Sprecher zu geben gezwungen war, blieben immer dieselben, und dieser hatte also das Vergnügen, bey jeder Einladung die Speisen, die seiner warteten, zum Voraus kraft der Einbildung genießen zu können. Auf die nähmliche Art pflegte er es mit den Ministern zu halten, und auch bey einer Mahlzeit für die Opposition fand nicht die geringste Abänderung statt. Die Witzlinge

der Minorität unterließen nicht, diese gastfreundliche Unparteylichkeit in das gehörige Licht zu setzen. Die Minister und ihre Gegner, sprachen sie, haben gleiche Ursache mit Herrn Elwes zufrieden zu seyn. Er pflegt beyde Theile auf den nähmlichen Fuß zu behandeln.

So spät es auch immer in der Zeit, und so ungünstig die Witterung auch immer seyn mochte, jedesmahl ging Herr Elwes zu Fuß und ohne Ueberrock aus dem Parlament nach Hause, und vergebens wurde ihm von einem Paar Mitglieder, die gleichen Weg mit ihm hatten, vorgeschlagen, eine Miethkutsche gemeinschaftlich mit ihnen zu nehmen. Ihm sey Nichts angenehmer, als das Gehen, war seine gewöhnliche Antwort. Hohlten sie ihn aber nachher mit ihrer Kutsche ein, so machte er wenig Schwierigkeit, ihnen Gesellschaft zu leisten, weil man ihm nun keinen Antheil mehr am Fuhrlohn abfordern konnte. Die Herrn merkten bald die kleine List, und waren artig

genug, sie bloß zu belächeln, ohne sie zu vereiteln. Da ihm aber doch nicht immer der Zufall eine Kutsche, die ihn umsonst aufnahm, in den Weg führte, so traf es sich oft genug, daß er sich seiner Füße bedienen mußte, und auf einer solchen nächtlichen Fußreise begegnete ihm das Unglück, gegen die Ecke einer Sänfte zu rennen, und sich beyde Füße bedeutend zu verwunden. Bey diesem Ereigniß bewährte er abermahl, daß er sein Geld ungleich mehr liebte, als sich selbst, und zugleich trug er einen entschiedenen Sieg über die von ihm höchlich verachtete Kunst der Aerzte davon.

Er wollte nähmlich, wie immer, seine Heilung der Natur, die bekanntlich für ihre Kuren keine Bezahlung nimmt, überlassen. Allein sein Neffe, ein sehr wackerer Mann, bey dem er damahls wohnte, drang so lange in ihn, bis er ihm endlich erlaubte, einen Wundarzt zu rufen. Dieser kam, und ermangelte nicht, über die Bedenklichkeit der Hautverletzungen überhaupt, und über die Schwie-

rigkeit des gegenwärtigen Falls insbesondere eine eben so lange, als gelehrte Rede zu halten. Als er aber zugleich von dem Glück sprach, daß man nach ihm geschickt habe, unterbrach ihn der Kranke mit den Worten: Es mag seyn, mein Herr, daß meine Füße ohne Ihre Hülfe gar nicht zu retten sind. Aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich die Gefahr keinesweges für so groß halte, und zum Beweis, wie gewiß ich meiner Sache bin, sollen Sie Ihre Kunst nur an dem einen Fuß versuchen, und ich wette, der andere, den ich ganz ohne Salben und Pflaster seinem Schicksal überlassen will, soll zuerst geheilt seyn. Der Arzt ging die Wette ein, und hatte den Verdruß, daß die Natur seiner Kunst um vierzehn Tage zuvorkam.

Um diese Zeit strömte das Gold in die Kisten des Herrn Elwes, und dieser Segen des Plutus machte ihn täglich ärmer. In dem nähmlichen Grad, in welchem seine Einnahmen sich vermehrten, schränkte er seine

Ausgaben ein. Er hörte auf, ein eigenes Haus zu machen, und zog zu seinem Neffen. Kaum hielt er noch einen Bedienten, und von seinen zwey Pferden schaffte er bloß darum nicht eins ab, weil beyde zusammen in ihrem ausgehungerten Zustand nur für eins gelten konnten, und auch zusammen nicht mehr Futter erhielten, als ein einziges von Rechtswegen hätte fordern können. Warum sollten auch seine Pferde sich satt essen, da er diese Befriedigung sich selbst versagte? Ehe er so ganz unermeßlich reich war, hatte er in seinem leichten Sinn sich zuweilen wohl noch gar ein kleines Vergnügen erlaubt. Für diese Ausschweifung bestrafte er sich jetzt selbst durch das strengste Entbehren. So wie er lieber umsonst krank seyn, als für Geld gesund werden wollte, eben so ging er auch im zerrissenen Rock, um keine Schneiderrechnung zu bezahlen. Seine beyden Sohne, die ohnehin, wie man weiß, nie zu Verräthern an dem väterchen Beutel werden durften, verdienten ihr

Brot auf seinen Gütern, als die vornehmsten Ackerknechte. Reisete er zuweilen selbst auf eines derselben, so geschah es mit einem Paar hartgesottenen Eyern in der Tasche, und er beehrte das nächstgelegene, wohin die Reise sechs Pfennige weniger kostete, als nach dem entferntern, vorzugsweise mit seiner Gegenwart. Mit einem Wort, wenn jemahls ein Sterblicher die Kunst, von nichts zu leben, hätte erfinden können, so wäre es Herr Elwes gewesen, der bey einem Reichthum von wenigstens sieben hunderttausend Pfund in einem Jahr kaum funfzig verzehrte.

Es ist schon erwehnt worden, welche beträchtliche Summen Herr Elwes durch gewagte Unternehmungen verlor. Endlich aber erkaufte er mit fünf und zwanzigtausend Pfund, die ihn der Versuch durch amerikanische Eisenwerke seine Reichthümer zu vermehren, kostete, auch in diesem Punct die nöthige Klugheit, und vertraute von nun an seine Barschaften bloß den öffentlichen Fonds.

Um die nähmliche Zeit, da er durch eigene Schuld den eben gedachten Verlust erlitt, wagte er sein Leben, um einige Pfennige zu sparen. Doch die Anecdote verdient eine umständliche Erzählung. Als er nähmlich in einer kalten und dunkeln Nacht in Gesellschaft eines Freunds nach Hause ritt, rief er seinem Begleiter, der etwas voraus geritten war, und sich gerade vor einem Schlagbaume befand, sehr eifrig zu: Zurück, zurück! Folgen Sie mir! Hier ist der beste Weg. Der Freund kam, und sah mit Entsetzen, daß Herr Elwes mit seinem Pferd den steilen Damm hinankletterte. Um Gotteswillen, Herr Elwes, sprach er, was machen Sie? Wollen Sie den Hals brechen? Ich wenigstens komme hier in meinem Leben nicht hinauf. Es ist, erwiederte Herr Elwes, gar keine Gefahr dabey, und wenn Ihr Pferd nicht recht fortkommt, so leiten Sie es. Endlich mit der größten Anstrengung, und nicht ohne daß ein Pferd hinstürzte, erstiegen sie

den Damm, und kamen mit nicht geringerer Gefahr auf der andern Seite wieder herab. Als sie ohne ein Unglück die Ebene erreicht hatten, dankte der Freund dem Himmel für ihre Errettung. Für unsere Errettung vom Schlagbaume, meinen Sie, sprach Herr Elwes. Sie haben Recht. Man muß bey keinem Schlagbaum bezahlen, wenn man ihn vermeiden kann. Bald nachher kamen sie in einen engen Pfad, in welchem Herr Elwes, so sehr ihnen auch der Frost zu eilen gebot, so langsam ritt, als er nur konnte, und als sein Begleiter ihn erinnerte, sein Pferd anzutreiben, antwortete er, er wolle es nur etwas Heu fressen lassen, das an einem Zaune hing. Das Heu, setzte er hinzu, ist sehr gut, und wir haben es hier umsonst.

Herr Elwes war ungefähr fünf und siebzig Jahre alt, als er aus dem Parlament kam, und von nun an bot sein Leben dem Beobachter beynahe Nichts als Züge einer Selbstverläugnung dar, die mehr zum Mitleid, als zum

Unwillen, oder zum Spott reizte, und von welcher in diesem Grade es vielleicht an einem zweyten Beyspiele gebricht.

Einen großen Theil seiner Zeit brachte er als Mitglied eines Spielklubs auf einem Kaffeehause zu. Man spielte nicht hoch, und die Haupt-Annehmlichkeit für den Herrn Elwes bestand darin, daß er Feuer und Licht auf gemeinschaftliche Kosten bekam. War er gleichgültig gegen alle Bequemlichkeiten, wenn er sie bezahlen mußte, so schätzte er sie desto mehr, wenn sie ihm auf Anderer Rechnung zu Theil wurden. Er besaß einen außerordentlich feinen Geschmack für die köstlichsten Gerichte — an fremden Tafeln. Niemand ließ einem Wein von edlem Gewächs mehr Gerechtigkeit widerfahren, als er — wenn er ihn nicht bezahlen durfte, und seine Eßlust hatte nicht Ihresgleichen — wenn er außer dem Hause speiste.

So wohlfeil er aber auch in der Regel in seinem Klub lebte, so theuer kam ihn einst bey einer gewißen Gelegenheit das Besuchen

desselben zu ziehen. Er behielt nähmlich noch immer einige Neigung zum Spiel, und zugleich hatte er eine hohe Meinung von seiner Kunst im Picket. Kraft dieser Meinung war er sehr bereitwillig, die ihm von einem Fremden angebotene Partie anzunehmen. Aber zum Unglück war er einem Mann in die Hände gefallen, der die gleiche Meinung, nur mit grösserem Recht, von sich selbst hatte, und der Erfolg war, daß Herr Elwes nach einem Spiel von zwey Tagen und Einer Nacht an seinen Gegner eine Summe bezahlen mußte, die er stets zu verheimlichen suchte, die aber, wie man zu vermuthen Grund hat, nicht unter dreytausend Pfund betrug. Die Beschwerde des langen Spiels hatte er mit der dem Geiz und der Gewinnsucht eigenen Geduld ertragen. Uebrigens machte er sich der Thorheit des hohen Spiels von nun an nie mehr schuldig, und die übrigen Mitglieder des Klubs dachten freundschaftlich genug, ihn gegen jede neue Versuchung zu bewahren.

Es schien einmahl das Schicksal des guten Mannes zu seyn, mitunter bey seinem Geldsammeln den Stein des Sisyphus zu wälzen, und die mühevolle Aufthürmung, die ihn Jahre gekostet hatte, in einem Augenblick wieder zusammen stürzen zu sehen. Aber kein Unfall dieser Art konnte ihn seinem Systeme zu sparen ungetreu machen. Jedes große Vermögen, behauptete er und vielleicht nicht ohne Grund, sey durch Sparsamkeit zusammen gebracht worden, und nur durch diese Kardinal-Tugend könne man gewiß seyn, seinen Zweck nicht zu verfehlen.

Im Frühlinge des Jahrs 1795 wünschte Herr Elwes wieder einmahl eines seiner beyden Landgüter, das er seit einigen Jahren nicht gesehen hatte, zu besuchen. Aber auf welche Art sollte er dahin gelangen? Schwere Frage! Weder seine eigenen Füße, noch die Füße seiner Pferde waren mehr im Stande, sechszig bis siebenzig Meilen weit zu laufen, und selbst zum Reiten hätten seine Kräfte nicht hinge-

reicht. Was blieb also übrig, als daß er sich einer Postkutsche bediente? Aber ums Himmelswillen, wo hätte er das Geld zu diesem Aufwand hernehmen sollen? Die Reise schien also eine pure Unmöglichkeit, und sicher wäre sie unterblieben, wenn der Himmel sich nicht seiner erbarmt, und das Herz eines benachbarten Landedelmanns gerührt hätte, der in eben diese Gegend reiste, und ihm einen freyen Platz in seiner Kutsche einräumte.

Der Anblick seines Landguts erweckte bey Herrn Elwes die schmerzliche Erinnerung, daß er ehemals eine Jagd gehalten, daß er unnütze Pferde, Hunde und Bediente gefüttert, und zuweilen sogar einen Freund zu Gast gebeten hatte, und mit einem Seufzer machte er die Bemerkung: Er habe ehemals eine Menge Geld thörichter Weise ausgegeben, aber mit der Zeit werde ein Mensch weiser.

Die Zimmer seines Hauses, das sehr ernstlich den Einsturz drohte, fand er für seinen Sohn zu kostbar eingerichtet, und äußerte,

der junge Mensch konnte sich wohl mit schlechterem Geräthe behelfen. Daß man in seinem Hause zerbrochene Fensterscheiben mit Papier ergänzte, ist bereits gesagt worden. Doch wurde zuweilen auch eine Lücke mit Glasscherben ausgefüllt, und auf diese Weise kamen Figuren zum Vorschein, deren Beschreibung eine nicht leichte Aufgabe für die Mathematik gewesen wäre. Um kein Zimmer zu heitzen, schlug Herr Elwes gewöhnlich seinen Sitz in der Küche auf, oder machte sich unter den Trümmern eines alten Gewächshauses eine Bewegung. Während der Erndte fand er es eben so angenehm als nützlich, auf den Feldern seiner eigenen Pächter — Aehren zu lesen, und da er in der That mehr Mitleid verdiente, als die eigentlichen Armen, so sorgte man gutherziger Weise dafür, daß eine größere Ausbeute zurückblieb, als gewöhnlich. War die Zeit dieses Sammelns vorüber, so legte er darum keineswegs die Hände in den Schooß. Die aufgehende Sonne fand ihn beschäftigt, Spä-

ne, Knochen und andere von dem Leichtsinn weggeworfene brennbare Dinge zur Feuerung für sein Hauswesen zusammen zu suchen, und einst war einer seiner Nachbarn Augenzeuge davon, wie er sich mit der grösten Anstrengung eines Krähennests zu bemächtigen trachtete. In der That, sprach er zu diesem, als er ihm seine Verwunderung über sein sonderbares Geschäft bezeugte, es ist Sünde und Schande, wie diese Kreaturen mit dem Holz umgehen. Sehen Sie doch nur einmahl, wie groß sie ihre Nester machen! Wahrlich, es fällt der unnützen Brut gar nicht ein, daß das Holz ein Ding ist, das man nicht genug sparen kann.

Da der Geiz bey ihm endlich jede andere Leidenschaft verschlang, so trieb er das Sparen nach einem formlichen System. Damit sein altes Mutterpferd die Grashalme, die es von seiner kargen Hand empfing, nicht ganz umsonst verzehrte, bestieg er es noch zuweilen. Aber er hütete sich wohl auf der offentlichen

Landstraße zu reiten, und bediente sich, um die Hufeisen zu schonen, stets des sanften Rasens neben derselben. Dieser, versicherte er, bekomme den Hufen des Pferds ungemein wohl. Besuchte ihn zuweilen einer seiner Nachbarn, so schlich er sich richtig jedesmahl in den Stall, um das Heu wegzunehmen, das der pflichtvergessene Hausknecht den fremden Pferden in die Krippe gesteckt hatte. Es sey genug, dachte er, daß der Herr mit ihm esse, er brauche die Gastfreyheit nicht auch noch auf seine Pferde zu erstrecken.

Die Natur hatte ihm, vielleicht zur Strafe, eine sehr starke Eßlust verliehen, die nach und nach in eigentliche Gefräßigkeit ausartete. Aber auch sein Heißhunger mußte sich Gesetze von seinem Geiz vorschreiben lassen. Um kein Fleisch vom Fleischer zu kaufen, aß er lieber so lange Nichts als Hammelfleisch, bis von einem ganzen Schaf, das er selbst schlachten ließ, Nichts mehr übrig war. Daß die Fäul-

niß des Fleisches für ihn kein Grund war, es nicht zu essen, ist schon gesagt worden.

Mit noch größerer Ersparniß als sein Tisch wurde sein Anzug besorgt. Sein Hut unterschied sich gewöhnlich von einem Kardinalshut nur dadurch, daß ihm statt des Hutmachers die Zeit rothgefärbt, und noch überdieß durch zahllose Verletzungen ihre Gewalt an ihm veroffenbart hatte. Um dieses kostbare Kleidungsstück zu schonen, bediente er sich zuweilen einer Mütze von rother und weisser Wolle, die Männiglich für vollkommen würdig erkannte, die Stellvertreterinn eines solchen Huths zu seyn. Es versteht sich, daß auch die übrige Kleidung bis auf die Schuhe, die er, damit sie sich weniger abnutzten, niemahls reinigen ließ, die Harmonie des Ganzen nicht störte. Mit einem Wort, der gute Mann wurde, da selbst die Bettler einen Anzug wie den seinigen verschmähten, nicht unschicklich einem Gefangenen verglichen, der auf Kosten des hartherzigsten aller Gläubiger eingekerkert war.

Sollte man es glauben, daß er, troß dieser beyspiellosen Sparsamkeit, sich selbst kein Genüge leistete, und sich sogar der Verschwendung anklagte? Er müße, pflegte er oft zu sagen, sich mit seinem Vermögen etwas mehr in Acht nehmen. Ueberhaupt vertrat der Reichthum bey ihm je länger je mehr die Stelle eines feindseligen Dämons, der ihm Tag und Nacht keine Ruhe gestattete. Er hielt alle Leute ohne Ausnahme für Verschwender, und als man ihm einst von einem Mann erzählte, der wenigstens eine Million im Vermögen hatte, man habe ihn in einem neuen Wagen gesehen, prophezeyte er, der Mensch werde auf diese Art sein Geld bald völlig los seyn.

Während seines jetzigen Aufenthalts auf dem Lande wurde er mit einer Schauspielerinn vom Londoner Theater bekannt. Als ein Mann, dem es, kraft seiner ehemaligen Lebensweise, gar nicht an feinen Sitten fehlte, erwies er der Dame viele Artigkeiten, und wußte sich

überhaupt durch sein Betragen und seinen gesunden Verstand ihre Achtung zu gewinnen. Natürlich wurde sehr viel vom Theater gesprochen, und die Priesterinn Thaliens nannte ihm nach der Reihe die Nahmen der vorzüglichsten Schauspieler und Schauspielerinnen, um sein Urtheil über sie zu vernehmen. Aber wie erstaunte sie, als er ihr gestand, daß er keine dieser männlichen und weiblichen Zierden der Bühne, und überhaupt nie ein Schauspiel gesehen habe! Ein Vergnügen also, das für jede Menschengattung beynahe gleiche Reize hat, zu welchem Vornehme und Geringe, Leute mit Bildung und ohne Bildung sich in die Wette drängen, ein Vergnügen, welchem Menschen von Gefühl und Geschmack beynahe vor jedem andern den Vorzug einräumen, und welches der großen und feinen Welt, zu welcher er in seinen besten Jahren gehört hatte, schon durch die Mode zum Bedürfniß wird, ein solches Vergnügen genoß ein Mann, der noch überdieß gewohn-

lich in der Hauptstadt lebte, nicht etwa bloß sparsam aus Sparsamkeit, sondern sein Geiz erlaubte ihm nicht einmahl, es nur kennen zu lernen, und der Ruhm eines Garrik hatte bey ihm weniger Gewicht, als fünf Schillinge.

Erst in seinen letzten Jahren ließ das Publikum der Schooßsünde des Herrn Elwes, die vielleicht seine einzige war, volle Gerechtigkeit widerfahren. Als er früher seinen Landsitz bewohnte, wußten theils seine Nachbarn noch wenig davon, wie sehr er mit seinem Mammon ein Herz und eine Seele war, theils söhnte er sie durch seine Fuchshunde, und durch manche kleine Lustbarkeit, die er mit ihnen theilte, mit der tadelhaften Seite seines Characters aus. Da er aber bey seiner Rückkehr diese Seite einer fortdauernden Beobachtung Preis gab, so wurde er bald der allgemeine Gegenstand des Gelächters und der Geringschätzung, und sogar seine eigenen Leute schämten sich der Knauserey ihres Herrn. Man nannte sein Haus gewöhnlich nur das Armen=

haus des Kirchspiels, und wenn es die Bestimmung eines Armenhauses ist, die Bewohner selbst an den unentbehrlichsten Bedürfnissen Mangel leiden zu lassen: so verdiente es diesen Nahmen vollkommen.

Herr Elwes fuhr indessen immer fort, sich in der Kunst des Entbehrens zu üben, und man kann beynahe mit Gewißheit behaupten, daß er, da er schlechterdings kein Geld für irgend ein Bedürfniß ausgeben wollte, ohne seine Meyerhöfe, seine Fischwasser, und einige von ihm selbst verwaltete Grundstücke, die ihm seine Nahrungsmittel unentgeldlich lieferten, verhungert wäre. Einst hielt er von den Resten eines Wasserhuhns, die er einer Ratze, als sie mit dem Raub aus dem Wasser kam, abgejagt hatte, und wieder einmahl von dem unverdauten Theil eines kleinern Hechts, den man in dem Magen eines gefangenen größern gefunden hatte, seine Mittagsmahlzeit, und bezeugte nahmentlich über den letzten Fang eine anenehmende Freude. Er habe, sprach er,

zwey Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Es sey genug, bey dieser Gelegenheit zu bemerken, daß der Mann, der was der Bettler wegwirft, als einen Leckerbissen verzehrte, damahls beynahe achtmalhunderttausend Pfund reich war.

Den Frühling des Jahrs 1796 verlebte er allein in einem einsamen Hause seines Landguts, und benutzte die Muße, der er sich erfreute, dazu, daß er täglich für seine eigene Person eine neue Civilliste entwarf. Geld war der einzige Gedanke, mit dem er sich niederlegte und mit dem er aufstand, mit dem er einschlief, und mit dem er erwachte. Zugleich peinigte ihn der höchste Grad des Argwohns, und er sah keinen Menschen, von dem er nicht glaubte, er habe einen räuberischen Anschlag auf seine Schätze.

Der Ermahnung des Nachtwächters, Feuer und Licht zu bewahren, bedurfte Niemand weniger, als er, weil er zuletzt die Vorsicht so weit trieb, daß er weder das eine noch das andere mehr anzünden ließ. Die Sonne war

ihm Licht genug, und ging sie unter, so hielt er es für einen Wink, sein Bett zu suchen. Das lange Liegen nutzte dieses freylich auch mehr ab, als ihm lieb war. Es entstand daher auch, ohne Zweifel auf seinem Lager, der große Gedanke in ihm, daß ein guter Wirth sich wenigstens das Betttuch ersparen könne, und man muß sich wundern, daß er sich am Ende nicht gar entschloß, auf der Erde zu schlafen.

Er vertauschte später noch seine erste Wohnung auf seinem Landgut mit einem Pächterhause, das sich ihm vermuthlich dadurch empfahl, daß es ein noch zerstörteres Ansehen hatte, als das verlassene. Es stand einsam am Ende eines Walds, und sein alter Pachter mit seiner Frau waren die einzigen vernünftigen Geschöpfe, mit welchen er hier umgehen konnte. Er wurde krank, und lag gegen vierzehn Tage beynahe ohne alle Pflege, weil er keine haben wollte. Diese Krankheit hatte indessen für seine beyden natürlichen

Sohne die günstige Folge, daß er anfing, an die Entwerfung seines Testaments zu denken, und wirklich ließ er auch noch in diesem Sommer in London, wohin er zurückkehrte, seinen letzten Willen in gesetzlicher Form zu Papier bringen.

Bald nach dieser wichtigen Handlung übertrug er durch eine gerichtliche Vollmacht die Verwaltung seines Vermögens seinem Anwalt und seinem jüngsten Sohn, und bey der täglichen Abnahme seines Gedächtnißes war es in der That ein sehr vernünftiger Entschluß, daß er die Sorge für das, woran sein ganzes Herz hing, Andern anvertraute. Er vergaß immer das letzte Ereigniß zuerst, und wie unbekannt er zuweilen mit seinen eigenen Angelegenheiten war, davon mag folgende Anecdote zum Beweis dienen. Er hatte einst des Abends auf seinen Bankier einen Wechsel von zwanzig Pfund ausgestellt. In der Nacht fiel es ihm ein, diese Summe möchte vielleicht seine Forderung an das Handelshaus übersteigen, und

nachdem er bis zum folgenden Morgen in der größten Unruhe und in einem fieberhaften Zustand im Zimmer umhergegangen war, eilte er zu dem Kaufmann, um sich wegen der außerordentlichen Freyheit zu entschuldigen, die er sich genommen habe. Aber dieser versicherte ihn, seine Entschuldigung sey ganz überflüßig, da er in diesem Augenblick nicht weniger als eine Summe von vierzehntausend siebenhundert Pfund von ihm in Händen habe.

Ueberhaupt muß man dem Herrn Elwes das Lob der Gewissenhaftigkeit in Geldsachen, die er auch bey dieser Gelegenheit erprobte, im höchsten Grad beylegen. War er Jemand schuldig, so ruhete er nicht, bis er ihn bezahlt hatte, und jede übernommene Verbindlichkeit erfüllte er mit einer Genauigkeit, welche selbst die militärische noch übertraf.

Im Sommer des Jahrs 1799 begab er sich wieder nach London, und lebte dort in Gesellschaft zweyer Dienstmädchen, die an die Stelle seiner der Sparsamkeit geopferten männ=

lichen Bedienten getreten waren. An Beschäftigung und Unruhe ließ es dem guten Mann, der Bau an einem seiner Häuser nicht fehlen. Er war regelmäßig des Morgens um vier Uhr an Ort und Stelle, um die später kommenden Arbeiter auszuschelten, und die Nachbarn, die nach seinem Anzuge ihn selbst für einen Handwerker ansahen, ertheilten ihm das Lob, es sey Niemand so pünctlich, als der alte Zimmermann. Er war den ganzen Vormittag bald da, bald dort, um dem verhaßten Müßiggange zu steuern, und ängstigte sich überhaupt wegen dieses Hauses, das ihm in einem Jahre höchstens funfzig Pfund einbringen konnte, so sehr, daß er sich ein Fieber, das beynahe seinem Leben ein Ende gemacht hätte, zuzog.

Aus dem geizigen Greis wurde allmählig ein geiziges Kind. Er fand sein Vergnügen daran, einige Guineen die er in mehrere Stücke Papier gewickelt hatte, in verschiedene Winkel zu verstecken, und wieder zu suchen,

und in der letzten Absicht ging er nicht selten selbst bey Nacht im Hause umher. Vergaß er einmahl, wo er eines seiner Papiere hingelegt hätte, so war er nicht weniger in Verzweiflung, als wenn es um sein ganzes Vermögen geschehen gewesen wäre.

Um eben diese Zeit, da er etwa sechs und siebenzig Jahr alt seyn mochte, äußerten sich auch an seinem Körper die ersten Schwächen des Alters. Er bekam Anfälle von Gicht. Aber seiner gewöhnlichen Abneigung gegen Aerzte und Apotheker, oder vielmehr gegen ihre Rechnungen, getreu, gebrauchte er kein anderes Heilmittel, als daß er eine Fußwanderung, so stark und so weit er nur konnte, durch die Stadt anstellte. Zuweilen verirrte er bey diesen Eilmärschen in den Straßen, deren Nahmen seinem ungetreuen Gedächtniß entfallen waren, und hatte Jemand die Gefälligkeit, ihn nach Hause zu bringen, so machte er, zum Zeichen, daß er den Weg in sein Haus selbst zu finden wisse, unter der Thür

mit vieler Artigkeit seinen Bückling, und verließ den Begleiter ohne ihn Ehren halber mit sich kommen zu heißen.

Im Winter 1799. welcher sein letzter seyn sollte, wurde sein Gedächtniß täglich schwächer, und seine ewige Begierde, Geld zu sammeln, machte der Furcht Platz, in gänzlichem Mangel zu sterben. Seinem Baumeister sagte er einst: Stellen Sie sich vor, wie elend es mir geht. Sehen sie hier fünf Guineen. Diese sind Alles, was ich jetzt habe, und es ängstigt mich zu Tode, wie ich mit dem wenigen Gelde auskommen soll. Ohne Zweifel haben auch Sie Wunder geglaubt, wie reich ich wäre. Aber nun sehen Sie, wie es um mich steht.

Einige Jahre vor seinem Tode zeigte sich für seinen ältesten Sohn die Gelegenheit, die Hand eines Frauenzimmers von vielen Vorzügen und einem nicht unansehnlichen Vermögen zu erhalten. Der Oheim des Mädchens besuchte den alten Herrn Elwes, um sich mit

ihm über die Angelegenheit zu besprechen. Herr Elwes machte wider Verhoffen nicht die geringste Schwierigkeit, seine Einwilligung zu einer Verbindung zu geben, die er selbst für sehr vortheilhaft erkannte. Gut, sprach der erfreute Oheim, wir haben also nur noch einen Punct in Ordnung zu bringen. Ich denke reichlich für meine Nichte zu sorgen, und gewiß sind Sie nicht weniger väterlich gegen Ihren Sohn gesinnt. Darf ich also fragen, was er von Ihnen zu hoffen hat? Für diese Frage hatte Herr Elwes keine Ohren. Ein Vater, glaubte er, brauche seinem heirathenden Sohne Nichts zu geben, als seine Einwilligung, und da der Oheim diese Gabe allein für Nichts achtete: so hatte der junge Mensch den Schmerz, seiner Geliebten entsagen zu müßen.

Vielleicht war es eine verdiente Strafe des Himmels für die Hartherzigkeit, die Herr Elwes bey dieser Gelegenheit bewies, daß sich bey ihm selbst, trotz seines Nestor-Alters, zur Geldliebe noch Frauenliebe gesellte.

Da er, wie schon erzählt wurde, sich der Holz-Ersparniß wegen häufig in der Küche aufzuhalten pflegte, so fing er an, auch noch eine andere Gluth, als die auf dem Herd loderte, zu empfinden. Eines seiner beyden Dienstmädchen hatte ihr Netz mit so glücklichem Erfolg nach dem alten Goldfisch ausgeworfen, daß es ohne die hülfreiche Dazwischenkunft seiner Freunde zuverläßig um seine schon so lange behauptete Freyheit geschehen gewesen wäre.

Der Sohn hatte indessen sein Glück in dem Besitz eines andern Frauenzimmers gefunden, und kaum war er auf dem väterlichen Landsitze gehörig eingerichtet, als er dem Vater den Wunsch bezeugte, er möchte, um der Pflege seiner Gattinn zu genießen, künftig in seinem Hause leben. Herr Elwes, der in London seiner eigenen Sorge überlassen, und also dem äußersten Mangel Preis gegeben war, hatte alle möglichen Gründe, die ihm angebotene Freystatt nicht auszuschlagen. Aber gleich-

wohl wäre der fromme Wunsch des Sohns zuverläßig unerfüllt geblieben, wenn nicht ein Freund dafür gesorgt hätte, das unüberwindliche Hinderniß in den Augen des sparenden Alten, die Kosten der Reise, zu beseitigen, indem er ihm einen Platz in seinem Wagen einräumte. Aber schon stellte sich dieser Reise eine zweyte Schwierigkeit in den Weg. Der Rock des Herrn Elwes war nähmlich noch weniger im Stande, als sein Herr, die Beschwerden derselben auszuhalten, und welche Beredsamkeit, oder welche Noth hätte den Repräsentanten des Geizes zum Ankauf eines neuen bewegen können? Dem Sohne blieb also nur die List übrig, ihm durch den Freund, der ihn mit sich reisen ließ, auch die nöthige Bedeckung in die Hände spielen zu lassen, und der letzte Rock des Mannes, der bey seinem einige Monate nachher erfolgten Tode seinen Erben ein Vermögen von achtmahl hunderttausend Pfund Sterling hinterließ, war demnach — ein geschenkter.

Herr Elwes trat seine Reise mit sechsthalb Guineen und einer halben Krone in der Tasche an, und diese zu bewachen war das Geschäft der letzten Tage seines Lebens. Die Ruhe floh von dem Lager des armen Reichen, und selbst im Schlaf marterte ihn die Furcht, seine Schätze zu verlieren. Oft war es, als ob er mit Jemand ringe, und zugleich hörte man ihn mit lauter Stimme rufen: Ich will mein Geld behalten! Kein Mensch soll mir mein Eigenthum rauben! Zuweilen auch lief er, nach seiner schon früher erzählten Gewohnheit wachend mitten in der Nacht nach der Stelle, wo er sein Geld verborgen hatte, um zu sehen, ob es noch da wäre, und sein Unstern wollte es, daß er einst wirklich diesen Schatz, in welchem, wie er sich einbildete, sein ganzer Reichthum bestand, vermißte. In seiner Verzweiflung über dieses Unglück kam er auch mit bloßen Füßen vor das Bett eines Freunds, der gerade in seinem Hause übernachtete. Der Gast rief, wer da wäre, und der Nachtwand-

ler antwortete mit vieler Artigkeit: Herr, mein Nahme ist Elwes. Ich habe das Unglück gehabt, daß mir in diesem Hause, das, wie ich glaube, mir selbst gehört, alles Geld, das ich nun auf der Welt habe, gestohlen worden ist. Fünf und eine halbe Guinee und eine halbe Krone! Der Freund suchte ihn zu beruhigen, und behauptete, er werde sich geirrt haben. Aber er fuhr fort, seinen großen Verlust zu bejammern, und bat den Gast zu bedenken, was es heiße, eine Summe wie diese einzubüßen. Einige Tage nachher fand man das Geld hinter einem Fensterladen.

Bey der täglich mehr sich äußernden Abnahme seiner körperlichen und geistigen Kräfte bekam er Anfälle von Verstandes-Zerrüttung, und an die Stelle seiner ehemaligen Selbstbeherrschung traten Stürme der heftigsten Leidenschaften.

Sechs Wochen vor seinem Tode hörte er auf, sich, wenn er zu Bette ging, auszukleiden, und einst fand man ihn des Morgens

im tiefen Schlaf mit den Schuhen an den Füssen, seinen Stock in der Hand, und seinen alten zerrissenen Hut auf dem Kopf. Um diese Unordnung zu verhüten, gab man ihm einen Bedienten zur Aufsicht. Aber er bestand auf seiner neuen Gewohnheit, und bewies auch bey diesem Anlaß, welchen Werth er dem Gelde beylegte, indem er dem Bedienten versprach, seiner in seinem Testament zu gedenken, wenn er ihm seinen Willen ließe.

Endlich kam der Tag, an welchem der Mann, den die Götter durch Reichthum zu strafen beschlossen zu haben schienen, die Welt und sein Gold verlassen sollte. Er entschlummerte am 26ten November des Jahrs 1789. gelassen und sanft, und ohne einen Laut des Schmerzes. Es scheint nicht, daß er sich vor dem Tod gefürchtet habe. Vielleicht versprach er sich in seinem künftigen Leben neue und grössere Schätze, und welche andere Seligkeit kann auch der sterbende Geiz sich denken, als Reich-

thum? Man wird es nicht ohne Lächeln lesen, daß seine letzten Worte sein zeitliches Vermögen zum Gegenstand hatten. Er sprach zu seinem jüngsten Sohn, den eine Ahnung, er werde den Vater nur noch einmahl sehen, von einer Reise an das väterliche Sterbebett führte: Er hoffe, er habe ihm gelassen, was er wünsche. Vierzehn Tage vor seinem Tode war er noch zwölf Meilen zu Fuß gegangen. Von seinem Vermögen erbten seine beyden Söhne, kraft seines Testaments, fünfmahl hunderttausend Pfund. Das übrige fiel an den Sohn seines vor ihm verstorbenen Neffen. Er hatte zwar in eben diesem Testamente ausdrücklich geboten, alle Vermächtniße zu bezahlen, die er etwa durch ein Kodicill, oder einen Testaments-Anhang zu bestimmen für gut finden möchte. Allein nach seinem Tode fand sich nirgends eine Urkunde dieser Art, und man bemerkte nicht ohne Lächeln, daß er nicht einmahl, wie es sonst in Testamenten gewöhnlich ist, seinen Leib der Erde vermacht hatte.

Von seinen Lebensumständen und übrigen Verhältnißen sind noch einige nachzuhohlen. Sein Familiennahme war Meggot, und den Nahmen Elwes erbte er mit dessen Gütern von seinem durch den Geiz nicht minder als er berühmten Oheim, Sir Harvey Elwes. Sein Vater war ein angesehener Bierbrauer in Southwark, welcher Flecken ehemahls durch seinen Großvater, George Meggot im Parlament repräsentirt worden war. Sein vom Vater, den er schon in seinem vierten Jahre verlor, ererbtes Gut war zu Marcham, in der Grafschaft Berkshire, das von seinem Oheim ererbte aber zu Stoke in der Grafschaft Suffolk gelegen. Einen auffallenden Beweis seiner außerordentlichen Sanftmuth liefert folgende Anecdote. Ein junger Mensch, der ihn auf einer Jagd begleitete, schoß ihm von ungefähr zwey Schrotkörner ins Gesicht, und als der ungeschickte Schütze sein Versehen nicht ohne Bestürzung entschuldigte, antwortete Herr Elwes, indem er sich das Blut abwischte:

Ich wünsche Ihnen Glück, mein Freund, daß Sie es schon so weit gebracht haben. Ich wußte, daß Sie sogleich etwas treffen würden.

Da in dieser Geschichte auch seines Oheims gedacht ist: so mag zur Characterschilderung von diesem auch noch folgende Erzählung hier einen Platz finden.

Eine Diebsbande würdigte den Mann, der gewöhnlich eine baare Summe von drey bis viertausend Pfund im Hause liegen hatte, mit Recht ihrer Aufmerksamkeit, und machte den Anschlag, da freywillig von ihm gar Nichts zu bekommen war, ihm recht viel mit Gewalt zu nehmen. Kraft dieses löblichen Vorsatzes drangen die beherztesten Mitglieder der sauberen Zunft einst des Nachts zuerst in den Stall, und banden, trotz seiner muthigen Gegenwehr, seinen Bedienten, und sodann im Hause selbst seine beyden Mägde, und zwar diese zusammen. Jetzt erschienen sie vor dem Bette des Herrn, der sich gewöhnlich schon um acht Uhr nieder zu legen pflegte, und ließ-

sen ihm sehr höflich die Wahl, ob er sich todt-schießen lassen, oder ihnen im Vertrauen den Ort anzeigen wollte, wo sein entbehrliches Geld anzutreffen sey. Zum Wunder wählte er das Letztere. Jedoch gab er ihnen den Schlüssel zu seiner Chatulle nicht eher, als bis sie ihn versichert hatten, daß seinem Bedienten, der sehr bey ihm in Gunst stand, kein Leid geschehen sollte. Als aber die Räuber in der Chatulle nicht mehr als funfzig Guineen fanden, bezeugten sie ihm, daß diese Kleinigkeit für ihre dermahligen Bedürfnisse bey weitem nicht hinreiche, und daß sie also, wenn er ihnen nicht eine bessere Probe seiner Aufrichtigkeit gebe, so leid es ihnen thue, nicht würden umhin können, seinen Kopf zur Zielscheibe ihrer Pistolen zu machen, und wirklich hatte diese Drohung die Folge, daß der Geängstigte zum Verräther an seinen Schätzen wurde. Die Räuber fanden an dem Ort, den er ihnen bezeichnete, einen großen Schubkasten, und in diesem nicht weniger als zwey-

t·usend sieben hundert Guineen. Nachdem sie ihre Beute in zwey große Körbe gepackt hatten, nahmen sie mit der Erklärung Abschied, Einer von ihnen werde zurückbleiben, um ihn bey dem geringsten Schreyen um Hülfe auf der Stelle zu ermorden. Doch Herr Haarvey ließ sich nicht länger schrecken. Meine Herrn, sprach er, mit der größten Kaltblütigkeit, indem er seine Uhr vor sich hinlegte, ich will mir keine Mühe geben, daß Sie beym Kopf genommen werden, und ich lasse Ihnen also auf Ehre zwanzig Minuten Zeit zu ihrer Flucht. Aber nach dieser Frist soll mich keine Gewalt abhalten, nach meinem Bedienten zu sehen. Er hielt pünctlich Wort, und befreyte nach zwanzig Minuten den Gebundenen. Die Räuber aber entkamen, ob ihnen gleich das ganze Dorf nachsetzte. Als das Gesindel einige Jahre später wegen ähnlicher Verbrechen eingezogen wurde, weigerte sich Herr Harvey schlechterdings, auf die erhaltene Vorladung vor Gericht zu erscheinen, um gegen sie

zu zeugen. Ich habe, sprach er zu seinem Konsulenten, der wegen der Sache in ihn drang, mein Geld verloren, und nun wollen Sie, daß ich auch noch meine Zeit verliere! Der Zug, daß Herr Harvey in seiner verzweifelten Lage und mit Gefahr seines Lebens für seinen Bedienten sorgte, wird gewiß Niemand lesen, ohne für den Mann, trotz seines Geizes, Achtung zu empfinden.

Zum Beschluß noch einige Worte über den Character des Helden der gegenwärtigen Geschichte Gewiß gehört der Mann unter die merkwürdigsten Erscheinungen. Wer war geiziger, als Herr Elwes, und wer war zugleich gewissenhafter, als er? Er widmete sein ganzes Leben dem Geschäft, Geld zu gewinnen, und doch verabscheute er den Wucher. Wenn er seinem Nächsten Nichts schenkte, so diente er ihm doch, und beynahe scheint es, er habe vom Geben mehr das Wort, als die Sache gehaßt. Wie hätte er sonst so viele Summen, die nie wieder zu ihm zurück-

kehrten, ausleihen können? Wollte er vielleicht wenigstens die Hoffnung, das Gegebene wieder zu bekommen, oder das Recht, es wieder zu fordern, behalten? Uneigennützigkeit bey einem Geizigen ist eine wahre Heldentugend, und kann man dem Herrn Elwes diese Tugend absprechen, wenn man sich an sein Betragen im Verhältniß mit Andern, und besonders im Dienste seines Vaterlands erinnert? Mit einem Wort, sein Geiz ließ ihn in der Regel nur vergessen, was er sich selbst, nicht aber was er Andern schuldig war, und wenn seine Bediente es nicht besser hatten, als er, so liegt der Grund seiner Härte gegen sie vielleicht bloß darin, daß er sie als ergänzende Theile seiner Person betrachtete. In der That, der Geiz wäre wohlthätig, wenn er immer in Begleitung der loblichen Eigenschaften erschiene, die man allgemein dem Herrn Elwes nachrühmte. Friede also mit der Asche eines Mannes, dessen Liebe zum Gold mit größerem Recht ein kin-

disches Spiel, als eine verderbliche Leidenschaft genannt zu werden verdient, und von dem man, wenn man ihm auch Geiz im gehässigsten Sinne zur Last legt, doch zugleich zu gestehen gezwungen ist, eines der größten Laster habe ihn nicht lasterhaft machen können.

9.

Der alte Kandidat.

Im Julius des Jahrs 1773. starb zu Hannover der Kandidat der Gottesgelahrtheit, Johann Heinrich Tischler, in einem Alter von 117 Jahren. Seitdem es eine Theologie und Aemter giebt, hat es wohl nie einen ältern Kandidaten gegeben, als diesen, und seine jüngern Brüder, die gleich verzweifeln wollen, wenn sie einen Augenblick, den man dreyßig Jahre nennt, auf ihr Stückchen Brot warten müßen, mögen aus seinem Beyspiel den nöthigen Trost schöpfen. Er diente, wie es einem Kandidaten der Gottesgelahrtheit geziemt, viele Jahre lang seinem Nächsten als

Informator, und noch ein Jahr vor seinem Tode fand er sein Vergnügen daran, die Enkel eines ehemaligen Schülers, der ihn über vierzig Jahre lang in seinem Hause mit allem Nothwendigen versorgte, mit dem Anfang aller Gelehrsamkeit, mit dem A b c bekannt zu machen. Welcher Methode er sich bey diesem Unterricht bediente, ist leider unbekannt. Da er indessen einmahl länger lebte, als andere Leute, so hätte er billig auch vollends bis zu der unsern Tagen vorbehaltenen Erfindung der besten Methode des A b c lehrens und des Erziehens und Unterrichtens überhaupt leben sollen, um erst ein Jünger, und dann ein Apostel des neuen Evangeliums zu werden. Wie breit könnte man sich machen, wenn man einen halben Methusalem als Schüler aufzuweisen hätte, und müßten nicht manche sich weise dünkende Knäblein von vierzig bis funfzig Jahren, die gar nicht aufhören wollen, über die Methode aller Methoden die Köpfe zu schütteln, müßten, sage ich, diese ihre

Köpfe nicht ungeschüttelt lassen, wenn ein Mann, der ein ganzes Jahrhundert älter wäre, als sie, öffentlich als der Vertreter eben dieser Methode aufträte? Daß der ehrliche Kandidat statt ihr anzuhängen, sie sogar verlacht hätte, ist freylich nicht unmöglich, aber dennoch hat man große Ursache, das Gegentheil zu glauben. War denn, ich frage Jeden, und Jeder soll antworten, war denn bis auf diese Stunde unter allen ihren Gegnern ein einziger von einem so reifen Alter, als 117 Jahre sind? Und wäre der gute Mann, wie es den Leuten, die sich mit dem Sterben ein wenig verspäten, gern begegnet, vollends kindisch geworden: so dürfte man ihn noch im Grabe mit gutem Gewissen für den gläubigsten und eifrigsten ihrer Bekenner erklären.

Wenn ein Mensch hundert und siebzehn Jahre alt wird, so fragt alle Welt, wie hat er es angefangen, um den Ansprüchen des Todes so lange Trotz zu bieten? Aber leider giebt die Lebensordnung unsers Kandidaten, die sich

beynahe gar nicht von der Lebensordnung anderer Sterblichen, deren Leben siebenzig und wenns hoch kommt achtzig Jahre währt, unterschied, auf diese wichtige Frage keine befriedigende Antwort. Er trank gern Thee und las gern Zeitungen, und wenn Jemand glaubt, er habe durch diese beyden Mittel sein Leben verlängert, wer kann ihn widerlegen? Uebrigens verachtete er, wie billig, auch den Wein nicht. Unter den Speisen traf er wenig Auswahl, und sein Magen vertrug sich mit der einen so gut, als mit der andern. Von jeher war er ein wenig, und zuletzt ganz taub, und die Musik hatte also schwerlich Antheil an seinem langen Leben. Sein Gesicht war bis in sein höchstes Alter vortrefflich, und nie erlebten seine Augen die Demüthigung, eine Brille zum Verräther ihrer Schwäche machen zu müßen. Bey seinem Zeitungslesen sowohl, als in der Unterhaltung mit Andern war sein Lieblings-Gegenstand — der Krieg, und diese unfriedliche Neigung scheint dem Manne

des Friedens angeboren gewesen zu seyn, indem er sich der kleinsten Vorfälle, die sich auf sie bezogen, aus seiner frühsten Jugend mit der größten Lebhaftigkeit erinnerte. Im letzten seiner vielen Lebensjahre sah er sich zuweilen von seiner Vernunft verlassen, und in diesem Zustande spielte er den Verliebten. Es ging also dem guten Kandidaten in seinem hohen Alter gerade, wie es uns Allen in unserer frühen Jugend geht. Uebrigens war diese späte Liebe Nichts als Fortsetzung einer frühern, und zeugte also zugleich von einer seltenen Beständigkeit. Der hundert und sechzehnjährige Liebhaber wollte durchaus von Hannover nach Cassel fliegen, um eine ehemalige Geliebte zu besuchen, die höchstens noch in einer Urenkelinn vorhanden seyn konnte. Er war lang von Person, stark und wohlgebildet, und hatte sehr lebhafte Augen. Seine vorzüglichste Beschäftigung war Lesen, und da er ihr bis zu seinem Ende oblag, und mehr als zwanzig Jahre sein Zimmer gar nicht mehr verließ, so möchte es

wohl nicht leicht eine andere Belesenheit mit der seinigen aufnehmen können.

Eine Mattigkeit, die ihn befiel, machte endlich unsern Kandidaten der Gottesgelahrtheit zu einem Kandidaten des Todes. Er verlor das Bewußtseyn, und achtzehn Tage später endigte er still und unbemerkt sein hartnäckiges Leben.

10.
Das Testament.

1.
Der unglücklichste Mann.

Bin ich nicht der unglücklichste Mann unter der Sonne? rief der alte Kaufmann Luchs, und wollte eben mit dem Fuß auf den Boden stampfen, als er sich noch zu rechter Zeit erinnerte, daß diese Art seine Ungeduld auszudrücken, einem Manne nicht gezieme, der — das Podagra hat.

Es gab eine Menge Leute in der Stadt, worinn Herr Luchs lebte, die täglich wünschten, so unglücklich zu seyn, als der unglück-

lichste Mann unter der Sonne, oder die vielmehr Unglück und ein Vermögen von zweymahl hunderttausend Thalern, wenn man auch das Podagra hat, gar nicht zusammen reimen konnten.

Zwar kann ein reicher Mann, und vollends ein reicher Kaufmann, troß seiner zweymahl hunderttausend Thaler, sich höchst unglücklich fühlen, wenn er z. B. zuvor viermahl hunderttausend besessen, und die Hälfte davon verloren hat. Aber von einem Unglück dieser Art, das er allerdings schwerlich überlebt haben würde, wußte Herr Luchs Nichts. Er hatte in seinem Handel und überhaupt in seinem ganzen Leben immer nur gewonnen, und der einzige Verlust, den er jemahls erlitt, den er aber, ob er gleich der größte war, den ein Mann erleiden kann, auf eine Art ertrug, als ob er ihm völlig gleichgültig wäre, bestand in seiner Frau.

In der That war es dem guten Manne auch gar nicht ernst mit der Behauptung, daß

er der unglücklichste Mann unter der Sonne sey, und er würde den Glücklichsten und Zufriedensten, der nur zehntausend Thaler weniger besaß, als er, zuverläßig ausgelacht haben, wenn ihm von diesem ein Tausch angeboten worden wäre. Mit einem Wort, der Unmuth hatte ihm den Ausruf ausgepreßt, und die Quelle dieses Unmuths war — seine Tochter.

2.

Das unglücklichste Mädchen.

Wenn die Leute sich nicht bereden lassen wollten, Herr Luchs sey unter der Sonne der unglücklichste Mann, so waren sie dagegen einstimmig der Meinung, Julie, seine Tochter sey das schönste Mädchen unter derselben. Aber das schönste Mädchen unter der Sonne nannte sich täglich das unglücklichste unter derselben, und an ihrem Unglück war Niemand schuld, als der Mann, der behauptete, aufs Beste für ihr Glück zu sorgen, nähmlich der Herr Papa.

3.

Einigkeit und Uneinigkeit.

Der Vater muthete der Tochter zu, sie sollte heirathen, und nie hatte ein Mädchen weniger gegen diese Zumuthung einzuwenden, als Julie. In diesem Punct herrschte also die größte Einigkeit zwischen beyden. Aber sobald der Papa den Mann nannte, den sie heirathen sollte, so nannte Julie sogleich einen andern, den sie heirathen wollte, und der Papa wurde beynahe über ihren Willen noch zorniger, als die Tochter über den seinigen betrübt war.

4.

Die väterliche Wahl.

Man wirft den meisten Vätern, und leider nur mit zu vielem Rechte vor, daß wenn sie für ihre Tochter einen Mann suchen, ihre Wahl nicht immer gerade auf den Liebenswürdigsten fällt. An Geld fehlt es dem erkorenen

Schwiegersohn selten, aber desto mehr an andern Eigenschaften, die ein verständiges Mädchen mit Recht höher achtet, als Gold, und was noch mehr ist, höher als Perlen, und kaum glaublich ist, sogar höher, als Kutschen und Pferde. Bey dem einen Freyer sind schon die Jahre gekommen, die ihm selbst nicht, und der Geliebten noch viel weniger gefallen. Ein anderer ist nicht so hübsch von Gestalt, wie man billig seyn sollte, wenn man von einem hübschen Mädchen geliebt seyn will; ein Dritter giebt durch sein Betragen zu erkennen, daß er auch wenn er eine Frau hätte, noch Herr im Hause würde seyn wollen; ein vierter hat das Pulver, und ein fünfter das Tanzen nicht erfunden; ein sechster — doch wer kann alle Mängel zählen, für welche die Geldliebe der Väter gar keine, und ein Mädchen tausend Augen hat? Von dem Herrn Lucks muß man jedoch rühmen, daß seine Tochter selbst kaum besser hätte wählen können, als er für sie gewählt hatte. Heinrich Wehr:

feld, so hieß der Erwählte, war kaum fünf und zwanzig Jahre alt, und das männliche Geschlecht wurde eben so wenig müde, seinen persönlichen Eigenschaften, als das weibliche seiner Person selbst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er hatte sogar, was ihre Weigerung in den Augen des Vaters noch unverzeihlicher machte, den Nahmen mit dem Erwählten der Tochter gemein, indem beyde Brudersöhne waren. Uebrigens waren dem Herrn Luchs über die mannigfaltigen Vorzüge des jungen Manns, ungeachtet er ihn von Kindheit auf kannte, erst seit drey Monaten die Augen aufgegangen, da das Testament eines Oheims ganz unverhofft durch eine reiche Erbschaft seinen übrigen Verdiensten die Krone aufsetzte.

Schon am nähmlichen Tag, als das Testament geöffnet wurde, rief er die Tochter auf sein Zimmer.

Es ist Zeit, daß du heirathest, fing er an.

Julie schwieg.

Ist die Jungfer stumm? fuhr er fort. Du sollst heirathen, sage ich, und erwarte, daß du antwortest, wie es einer Tochter geziemt, wenn ihr der väterliche Wille bekannt gemacht wird.

Ich hoffe, sprach sie, der väterliche Wille und mein Glück sind Eins.

Allerdings, erwiederte er, wenn nähmlich der Verstand und das, was du Glück nennst, Eins sind. Ich will daß du den jungen Wehrfeld heirathest. Dieser Wille macht dich glücklich, weil er vernünftig ist, und also muß er auch der deinige seyn.

Den jungen Wehrfeld wollen Sie daß ich heirathe? rief Julie. O bester Vater, wie soll ich Ihnen für diese Güte danken. Meine Hoffnung, Ihre Abneigung gegen den guten Mann werde endlich bessern Gefühlen weichen, hat mich also doch nicht getäuscht.

Meine Abneigung? versetzte er. Wenn habe ich denn etwas gegen den jungen Menschen gehabt? Doch zum Henker! Ich glau-

be gar, du meinst seinen Vetter, deinen verdammten Franz. Wie oft habe ich dir schon verboten, seinen Namen gegen mich zu nennen, und jetzt bildest du dir gar ein, ich werde selbst für den Bettler bey dir werben. Nicht von dem Menschen der Nichts ist, weil er Nichts hat, ist die Rede. Den Heinrich meine ich, ihn sollst du heirathen.

Den Heinrich? sprach Julie. Ich erstaune. Woher wissen Sie, daß er mich liebt?

Ich weiß Nichts, erwiederte der Alte, als daß jeder junge Mensch, der kein Narr ist, ein Mädchen zur Frau begehrt, dem der Vater, wenn er will, hunderttausend Thaler zur Mitgift geben kann. Und war dir Heinrich nicht von jeher gut, ob du gleich immer die Sprode gegen ihn spieltest?

Die schöne Julie fuhr fort, dem Vater zu beweisen, daß sie, und wenn selbst ein Mann, der mehr Millionen als Haare auf dem Kopf zählte, um sie anhielte, doch laut der Stim

me, ihres Herzens, das ihr Liebe, und laut der Stimme ihres Gewissens, das ihr Treue gebiete, keinem Andern, als dem armen Franz Wehrfeld ihre Hand geben könne, und da für diese Herzens- und Gewissens-Stimmen Herr Luchs keine Ohren hatte, so verlor er endlich die Geduld, und befahl der Tochter, ihm aus den Augen zu gehen, während er wie gewöhnlich in die Frage ausbrach, ob er nicht der unglücklichste Mann unter der Sonne sey.

5.

Die Wahl der Tochter.

Herr Franz Wehrfeld, den das Schicksal ausersehen hatte, den alten Herrn Luchs zum unglücklichsten Mann, und seine schöne Tochter zum verliebtesten Mädchen unter der Sonne zu machen, war ein Dichter, oder vielmehr er war, da er sich schämte zu seyn, was Leute wie Klopstock und Wieland waren, eine poetische Natur, und dieser Natur dankte er

vorzüglich das Wohlgefallen, das die gute Julie an ihm fand. Wenn neun Musen sich um die Wette beeifern, einem jungen Menschen ihre Gunst zu beweisen, was bleibt einem armen Mädchen übrig, als eben diesem jungen Menschen sich ganz und gar zu schenken? Zwar behaupteten eine Menge Leute, und man konnte beynahe sagen, das Publikum behauptete, Herr Franz Wehrfeld werde von den Musen ein wenig zum Besten gehabt, und in der That, wer die Musen nicht statt auf dem Pindus im Irrhause suchte, konnte ihnen unmöglich den geringsten Antheil an der Poesie des Herrn Franz Wehrfeld zutrauen. Allein zu ihrem Unglück und zu seinem Glück hatte Julie noch gar keine andere Verse gelesen, als die seinigen, und von den seinigen wieder keine andere, als die, deren Gegenstand sie selbst war, und je weniger sie von seiner Göttersprache verstand, desto mehr wurde der Dichter und sein Werk von ihr bewundert. Wäre ich doch, sprach sie oft zu sich selbst, nur auch

ein Mann! Und wenn ich armes Mädchen mich zu Tode martere, vermag ich doch weder etwas zu sprechen, noch zu schreiben, das nicht andere Leute eben so gut verstehen, als ich selbst. Aber die Männer! O die glücklichen Geschöpfe! Ganze Bücher können sie schreiben mit deutschen Buchstaben und mit deutschen Worten, ohne daß ich, oder eine andere deutsche Seele mehr davon versteht, als wenn es arabisch, oder gar spanisch wäre. O es muß himmlisch, es muß zum Entzücken seyn, lauter Dinge zu sagen, aus welchen die Leute nicht klug werden können, und ich wollte gern zehn Jahre lang Nichts thun, als den Leuten zuhören, bey welchen man diese Kunst lernen kann, wenn ich nur nicht fürchtete, ich sey zu ungeschickt dazu.

6.

Wankende Liebe.

Wer nicht liebenswürdig ist, kann unmöglich lange geliebt werden, und ein unver-

dientes Glück ist in der Regel auch ein kurzes. Niemand war aber weniger liebenswürdig, als, trotz seiner poetischen Weihe, Herr Franz Wehrfeld, und was konnte also natürlicher seyn, als daß er mit jedem Tage mehr in der Gunst eines Mädchens sank, dessen Augen anfänglich bloß darum in ihm den liebenswürdigsten aller Männer erblickten, weil eben diese Augen wenigstens in der Nähe noch keinen andern gesehen hatten? Jetzt aber sahen diese Augen täglich einen andern, neben welchem Herr Franz ungefähr so viel Glanz behielt, als ein Kiesel neben einem Diamant, und dieser andere war — Heinrich.

Herr Luchs hatte ganz Recht. Heinrich Wehrfeld war der schönen Julie von jeher gut, oder vielmehr er liebte sie so sehr, als jemahls irgend ein Heinrich eine Julie geliebt hat. Einen Nebenbuhler wie Franz rechnete er für gar Nichts, und Nichts konnte ihm daher erwünschter seyn, als die öftern Einladungen des Herrn Luchs, die, indem sie ihn

zum Voraus die väterliche Einwilligung hoffen ließen, ihm zugleich Gelegenheit verschafften, sich unvermerkt die Bahn in das Herz der Tochter zu brechen.

7.

Glückslaune.

Während der berühmte blinde Gott sich der Sache des guten Heinrichs bey der schönen Julie recht ernstlich anzunehmen schien, ließ ihn die eben so berühmte, und eben so mit Blindheit geschlagene Göttinn einen Unfall erfahren, der eben dieser Sache bey dem Vater den schlimmsten Ausgang drohte. Das einzige Verdienst, das man haben mußte, um ein würdiger Schwiegersohn des Herrn Luchs zu seyn, hieß, wie wir bereits wissen — Geld, und dieses Verdienstes sah sich der arme Heinrich eben so schnell wieder beraubt, als er es erlangt hatte. Ein vertrauter Freund des verstorbenen Oheims, der als er starb gerade abwesend war, trat mit einem zweyten Testa-

ment auf, nach welchem nicht Heinrich, sondern Franz der einzige Erbe des Verstorbenen seyn sollte. Alle Welt schimpfte über den unseligen Einfall des seligen Oheims. Der sonst vernünftige Mann, hieß es, müsse kindisch, oder gar toll gewesen seyn, als er einen Menschen zum Erben von hunderttausend Thalern erklärt habe, der, seine Poesie mit dazu gerechnet, nicht hundert Groschen werth sey. Aber das Testament ließ sich durch die bittersten Wahrheiten nicht vernichten, und Herr Franz verlor keinen Augenblick, es in seiner ganzen Strenge geltend zu machen. Wenn Sie mein Freund bleiben wollen, sagte ihm Julie, so theilen Sie mit Ihrem Vetter. Aber ein so großer Schatz auch ein Mädchen, besonders in poetischen Augen ist, so waren doch funfzigtausend Thaler in den Augen unsers Poeten noch ein größerer, und er schlug also der schönen Julie ihr Gesuch mit so dürren Worten ab, als ob eben diese Worte eine Stelle in seinen Gedichten einnehmen sollten. In der

That, was mußte ein kluger Mann, wie er, von einem Mädchen denken, das ihn schon vor der Ehe zu einer so ungeheuren Verschwendung verleiten wollte? Der arme Heinrich war und blieb also der arme Heinrich, und wie gern wäre er es gewesen, wenn er mit seiner Erbschaft nicht auch die Hoffnung auf den Besitz seiner Geliebten verloren hätte!

8.

Besseres Glück.

Heinrich hatte der schönen Julie bisher seine Liebe auf jede mögliche Art, nur nicht mit Worten erklärt, und jetzt erklärte sie ihr der wunderliche Mensch mit der Bitte, daß sie — ihn ja nicht wieder lieben möchte, und mit den heiligsten Betheurungen, daß er sie sobald als möglich vergessen wolle. Aber hat jemahls eine Schöne die erste Liebes-Erklärung nach dem Wunsche des Liebhabers beantwortet? Julie wurde gebeten, nicht zu lieben,

und sie erklärte dem Bittenden geradezu, daß sie auf ihrem Kopf, oder vielmehr auf ihrem Herzen bestehen, und ihn wo möglich noch weit mehr lieben wolle, als er sie. Sie sind, sprach sie, zum Erstaunen großmüthig, daß Sie, weil Sie einen Schatz verloren haben, auch dem zweyten entsagen wollen. Aber die Großmuth, mein Herr, soll keine Unglückliche machen, und ich, freylich sollte ich es Ihnen nicht gestehen, ich würde, da ich mich nun einmahl von Ihren Schmeicheleyen habe bethören lassen, bey Ihrem Verlust wenigstens noch einmahl so tief trauern, als wenn mir mein Kanarienvogel davon geflogen wäre. Daß Sie schwören, mich vergessen zu wollen, diese Sünde würde ich Ihnen in meinem Leben nicht verzeihen, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Schwur eine Lüge ist. Doch im Ernst, mein Freund, ich habe die Trauerspiele nie leiden können, und jetzt sollte ich wegen Ihrer Grillen selbst die Heldinn von einem werden? Was haben Sie verloren? Eine Erbschaft!

Und wegen dieses Verlusts soll ich nicht Ihre Frau werden? Brauchen Sie denn schlechterdings hunderttausend Thaler, um mit Weib und Kindern nicht Hungers zu sterben? Steht Ihren Talenten nicht beynahe jedes Amt offen, und sind diese Talente nicht selbst so gut, als das beste Amt? Und ein Oheim, der selbst nicht wußte, was er wollte, sollte sein Testament zu einem Scheidebrief für uns gemacht haben? Freylich würde mein Vater lieber den König Midas, als den König Salomo, wenn dieser nicht etwa der reichste von beyden war, zu seinem Eidam wählen. Aber wo ist der Vater, der nicht am Ende so gut thun muß, was seine Tochter, als was seine Frau will? Und damit ich Ihnen Nichts verhehle, er hätte mich vor Kurzem beynahe gezwungen, Ihre Frau zu werden. Was will er also antworten, wenn ich ihm jetzt erkläre, ich sey keineswegs aus Neigung, sondern bloß aus Gehorsam bereit, meinen Franz gegen seinen Heinrich zu vertauschen? Es wäre gar zu kauf-

männisch, wenn er sich auf die verlorene Erbschaft berufen wollte, und ich müßte keine Zunge im Mund haben, wenn ich ihn nicht überzeugte, daß es kein größeres Unrecht in der Welt giebt, als wenn ein Vater seine Tochter lieber zu einer reichen, als zu einer glücklichen Frau machen will. Kurz, ich will, daß Sie den Muth nicht sinken lassen, und der weiblichen Liebe, der weiblichen Standhaftigkeit und der weiblichen Schlauheit das schuldige Vertrauen schenken.

9.

Väterlicher Vorsatz.

So wenig Gnade bisher Herr Franz Wehrfeld vor den Augen des Herrn Luchs gefunden hatte, so freute er sich doch jetzt über das Glück desselben so sehr, als über sein eigenes. Wer hätte es gedacht, sprach er zu sich selbst, daß ein Testament einen Knoten zerhauen würde, den meine Gewandheit nicht aufzulösen vermochte? Welcher Mann kann

einem Mädchen den Kopf zurecht setzen, und ich glaube beynahe, Julie ließe sich eher von mir aus dem Hause jagen, als daß sie den Heinrich heirathete. Wohl mir also, daß das Testament ihren Franz zu einem ganz andern Menschen gemacht hat! Ich werde ihr jetzt, wie es die Vaterwürde erfordert, noch einmahl erklären, daß sie schlechterdings Heinrichs Frau werden müße, und wenn sie mich dann, indem sie sich mir zu Füßen wirft, bey Allem, was heilig ist, beschwört, ihrem Herzen das ewig ihrem Franz gehöre, keine Gewalt anzuthun, so werde ich allmählig aus der Rolle des strengen Vaters in die Rolle des zärtlichen übergehen, und ich freue mich zum voraus auf die schönen Nahmen, mit welcher die kleine Närrin, die sich in ihr Glück gar nicht wird finden können, den gütigsten aller Väter belegen wird.

10.

Der überraschte Papa

Herr Luchs konnte die Vermählung der Erbschaft mit seinem Fleisch und Blut kaum erwarten, und er säumte also nicht lange, dem Ziel seiner Wünsche näher zu rücken. Nun Julie, sprach er einst des Morgens beym Frühstück, wo er sich gewöhnlich mit der Tochter allein befand, bist du noch immer abgeneigt, durch dein Glück das meinige zu befördern? Ich sterbe, wenn ich dich nicht noch in diesem Jahr als die Gattinn eines würdigen Mannes sehe.

Sie sollen nicht sterben, antwortete Julie, lächelnd. Aber wer ist denn der würdige Mann, dessen unwürdige Gattinn ich werden soll? Zwar sprachen Sie vor Kurzem von Heinrich Wehrfeld. Aber Sie wissen . . . Hier machte Sie absichtlich eine Pause, und ließ sie so lange dauern, bis der Papa wieder das Wort nahm.

Allerdings, sprach er, ist Heinrich Wehrfeld der Mann, dem in meinen Augen vor jedem andern der Vorzug gebührt, wenn ich gleich inzwischen auch manches Gute von Franz erfahren habe.

Wohl, unterbrach ihn Julie, Sie haben inzwischen manches Gute von Franz, und ich manches Gute von Heinrich erfahren, und da ich mir gern bey Ihnen und der Welt den Nahmen einer gehorsamen Tochter erwerben möchte: so erkläre ich Ihnen hiemit, daß mein Wille der Ihrige ist, und daß also Heinrich meine Hand haben soll. Ich weiß, daß er mich mehr liebt, als Franz, und dem guten Manne gebührt ohnehin ein Ersatz für die verlorene Erbschaft.

Die Nachricht, das Meer habe ihm ein Schiff verschlungen, hätte Herrn Luchs, dem Kaufmann, unmöglich einen größern Schrekken verursachen können, als der Streich den ihm seine Tochter mit ihrem verwünschten Gehorsam durch die schönste aller kaufmännischen

Rechnungen machte. Statt also die gute Julie für ihre Aufopferung zu umarmen, murmelte er einige böse Worte von weiblichem Wankelmuth zwischen den Zähnen, und wer weiß, ob nicht ohne den erwünschten Umstand das wegen einiger Mängel des neuen Testaments Herr Franz sich noch glücklich schätzen mußte, die Erbschaft mit Heinrich nur theilen zu dürfen, sich seine kaufmännische Natur zum Verderben der armen Liebenden über alle andere Rücksichten hinweggesetzt hätte? Auf alle Fälle wäre es ihm eben wegen dieser Theilung am Liebsten gewesen, wenn seine Tochter die beyden Vetter zugleich hätte heirathen können.

11.

Der seltene Schriftsteller.

Eine

Anecdote aus dem vorigen Jahrhundert.

Castenius, ein privatisirender Gelehrter, der am Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte, schrieb, bloß um ein zanksüchtiges Ehepaar, einen Schneider und seine Frau, zu bessern, ein kleines Buch unter dem Titel: Die zänkischen, vor Gottes Gericht sich verklagenden Eheleute. Der ehrliche Mann hatte sein Publikum einst des Abends am Fenster belauscht, und noch in der nähmlichen Nacht wurde sein Werk, dem er den vernommenen Zank von Wort zu Wort einverleibte, geschrieben und gedruckt. Die Eheleute

te, welchen schon am folgenden Morgen ein Knabe die Schrift ins Haus bringen und für einen Groschen feil bieten mußte, erschraken um so heftiger, ihre gestrige Streitigkeit darin zu finden, da der Verfasser die Jahrzahl auf dem Titel um funfzig Jahre zurückgestellt hatte. Konnte man die Erscheinung anders, als durch ein Wunder erklären, und wer wird sich durch ein Wunder nicht belehren lassen? Der gute Casienius erreichte also seinen löblichen Zweck vollkommen, und der Schneider und seine Frau befolgten gewissenhaft den Rath, den sie am Ende des Büchleins fanden, dasselbe in ihrem nußbaumenen Schrank, den der Verfasser durch das Fenster in ihrer Stube bemerkt hatte, zu verwahren, damit wann Eines von ihnen den Frieden zu brechen Miene machte, das Andere es sogleich zu seiner Schutzwehr bey der Hand hatte. Zur Ehre der Frau und der Frauen überhaupt darf nicht unbemerkt bleiben, daß nicht jene, sondern der Mann, auf dessen Seite auch bey dem von

Castenius belauschten Zank das Unrecht war, das zweymahlige Hervorhohlen des Buchs in den nächsten vier Wochen nothwendig machte.

Ehre noch im Grabe dem Schriftsteller, der vielleicht der einzige ist, von dem sich mit Gewißheit sagen läßt, weder schnödes Gold, noch eitler Ruhm, sondern einzig und allein die edle Begierde zu nutzen und zu bessern, sey die Triebfeder seiner Autorschaft gewesen! Vernimmt man vollends, der gute Castenius habe nicht einmahl aus eigener Erfahrung gewußt, wie es seinem verheiratheten Nächsten zu Muthe sey, und bedenkt zugleich, daß aus ganz natürlichen Ursachen in der Regel auch der beste Hagestolz beym Anblick einer bösen Ehe eine kleine Schadenfreude schwerlich unterdrücken kann: so erscheint seine Handlung noch in einem hohern Glanz.

Sollte übrigens nur je für hundert Ehepaare, die sich an der Göttinn Eintracht versündigen, ein eigenes Buch geschrieben werden: so könnten wir mit unendlich größerem

Recht, als der weise Salomo ausrufen: Es ist des Bücherschreibens kein Ende! Doch die Schriftsteller wie Castenius sind eben so selten, als die Eheleute, die sich durch Erinnerungen an das jüngste Gericht abschrecken lassen, von Zeit zu Zeit ihr Herz gegen einander zu erleichtern, und seine Schrift wird also wohl die einzige ihrer Art bleiben, ob es gleich vielleicht nicht ganz überflüßig wäre, wenn man durch eine Friedenspredigt für unfriedliche Eheleute die Gemeinnützigkeit des Kalenders, der ohnehin für jedes Jahr erscheinen muß, und nicht leicht in einer Haushaltung fehlt, zu vermehren trachtete.

12.

Leibnitz und die Bierschenken.

Die fatale Gewohnheit gewinnsüchtiger Bierwirthe, das Bier ihren Gästen so einzuschenken, daß es viel Schaum giebt, war gewiß schon manchem wackern Biertrinker ein Aergerniß. Kein Mensch bezahlt gern Schaum für Bier, und jeder Mensch wird es also mit Freuden vernehmen, daß er nur das Innere seiner Kanne mit Speck zu bestreichen braucht, um den Bierschenken mit seinem Trug zu Schanden zu machen.

So wohlthätig aber dieses Mittel ist, so merkwürdig ist es zugleich durch den Schrift-

steller, der es der Welt mittheilte. Man findet es nähmlich in einer handschriftlichen Sammlung von Bemerkungen — des großen Philosophen Leibnitz. Der Mann, dem man die Lehre von den Monaden und eine Theodicee verdankt, der die Differential-Rechnung und die Integral-Rechnung erfand, dieser Mann hielt es also nicht unter seiner Würde, sich seines verkürzten Nächsten in den Bierschenken anzunehmen. Aber Homo sum, nihil humani a me alienum puto, sollte von Rechtswegen der Wahlspruch jedes Philosophen seyn, und giebt es etwas Menschlicheres als das Biertrinken, als etwa — das Weintrinken?

Wer genau wissen will, ob Leibnitz sich durch sein Mittel, er mag nun der Erfinder, oder bloß der Verbreiter desselben seyn, nicht größere Verdienste um die Menschheit erwarb, als durch seine ganze Philosophie, kann es am unfehlbarsten von einem bekannten Edukator und Edukationsrath erfahren. Der Mann, der den Erfinder eines neuen Bier-

über alle Dichter hinaussetzte, muß nothwendig den nächsten Rang nach ihm dem Sterblichen einräumen, der durch ein eben so einfaches als untrügliches Mittel dafür sorgte, daß die Trinker des erfundenen Biers nicht durch den Trug des Schenken um ihr gehöriges Maaß verkürzt werden. Werden wir nicht am Ende dem besten Bier entsagen müssen, wenn es jedem gewissenlosen Wirth erlaubt ist, uns die Hälfte davon gleichsam vor dem Munde hinwegzunehmen, und wie wenig ist uns also mit einem Mumme ohne einen Leibnitz gedient?

Daß übrigens manches neuere philosophische System selbst Nichts als Schaum ist, der nicht einmahl eine Bierkanne füllt, und daß also die Urheber desselben sich nützlicher mit dem Erfinden eines Hausmittels, wäre es auch nur Eins gegen die Ratten, beschäftigen würden, diesen Satz wird dem Altvater der deutschen Pädagogen, wenn er ihn etwa behauptet, die ganze vernünftige Welt einräumen.

13.

Der Sternenbräutigam.

Dem armen Dalhuk hatte sein Vater, ein Töpfer in Bagdad, eine Stiefmutter gegeben, und diese jagte den Stiefsohn aus dem Hause, weil er sich unterstanden hatte, ihrem leiblichen Sohn Badur, einem Muttersöhnchen, das so boshaft war, als ein Dummkopf nur immer seyn kann, mit seinem Stock — Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der Vertriebene flüchtete sich zu Kassanak, seinem Oheim von mütterlicher Seite, und dieser eben so verständige als rechtschaffene Mann schwur den

geliebten Neffen an der Stiefmutter zu rächen, und ihr zugleich das Vermögen, das sie dem jungen Menschen geraubt hatte, wieder zu entreißen.

Aber, dachte er, man darf nicht viel weniger seyn, als der Teufel selbst, um einem bösen Weib die Spitze zu bieten, und er beschloß also, die Hülfe eines Freunds anzurufen, der zwar nicht der Teufel, aber doch ein Schwarzkünstler war.

Freund, sprach er zu ihm, ich will dir Gelegenheit verschaffen, dein Meisterstück zu machen. Deine schwarze Kunst soll die schwarzen Thaten eines Weibs vereiteln. Narilha, die Obsthändlerinn, die Stiefmutter meines Neffen, hat den jungen Menschen aus dem väterlichen Hause gejagt, und will, daß seine Braut, die schöne Tochter eines reichen Barbiers, ihre eigene Mißgeburt, den Badur, heirathe. Hilf mir also, ich beschwöre dich, mit Rath und That. Ich weiß, du darfst nur wollen, und die Nichtswürdige wird ge-

züchtigt und entlarvt und der gute Dalhuk darf nicht als ein trostloser Liebhaber sterben.

Du forderst viel, mein guter Kassanak, antwortete der Schwarzkünstler, aber ich kann auch viel. Die Dame Stiefmutter soll an mich, oder vielmehr, da ich dich selbst zum Hauptwerkzeug ihrer Züchtigung unter meiner obersten Leitung machen will, an dich denken.

Kassanak verließ den Schwarzkünstler, um unverzüglich zur Ausführung des Plans zu schreiten, den dieser ihm schriftlich eingehändigt hatte.

Am folgenden Morgen nahm sein Neffe auf seinen Befehl von der schönsten Bude in der Nähe des kaiserlichen Pallasts Besitz, um — Obst feil zu bieten, und er selbst begab sich in der Tracht eines Armeniers, die er von dem Schwarzkünstler empfangen hatte, nach Narilhas Wohnung.

Die Obsthändlerinn führte ihn auf sein Verlangen in ihre Bude, und ließ ihn ihre

sehr künstlich zur Schau ausgelegte Waare sehen. Er ermangelte nicht, die Schönheit der Früchte, und nachdem er einige auf die Einladung der Verkäuferinn der Prüfung seines Gaumens unterworfen hatte, auch ihre Güte zu rühmen. Ich sehe, sprach er, daß ich mir die Reise nach Damaskus ersparen kann. Auch in Bagdad giebt es Obsthändlerinnen, oder vielmehr eine Obsthändlerinn, die sich auf ihr Gewerbe versteht.

Ich darf mich nicht selbst loben, erwiederte die Geschmeichelte, aber umsonst hat mich der Kalif, der doch Gärten ohne Zahl besitzt, und Gärtner ohne Zahl besoldet, nicht zu seiner Oberhofobstlieferantinn gemacht. Jede Pflaume, die du hier siehst, ist für seine Tafel bestimmt. Aber ein Gelehrter, wie du zu seyn scheinst, gilt in meinen Augen wenigstens eben so viel, als ein Kaiser, und mit Vergnügen theile ich also meine Feigen und Pfirschen zwischen dir und dem Beherrscher von Bagdad.

Du bist, versetzte Kassanak, eine Frau, die würdig wäre, mit den Früchten des Paradieses zu handeln, und selbst die Aepfel des verbotenen Baums an deine Schwestern, die heutigen Even, zu verkaufen, und wie glücklich bin ich, daß du mir für ein so schlechtes Ding, als das Geld ist, so herrliche Dinge, als hier aus deinen Korben mich anlachen, schenken willst! Sprich also, was kostet dieses Paar Granatäpfel, zu welchem ich Lust habe?

Zwey Granatäpfel, dachte die Obsthändlerinn, sind Alles, was der Herr kaufen will, der so viel schöne Worte an meine Waare verschwendete! Gut, er soll mir für diese zwey wenigstens so viel bezahlen, als zehn werth sind, und wirklich forderte sie einen Preis, für welchen der gute Kassanak beynahe ein Paar silberne Aepfel hätte kaufen können. Indessen ließ er sich gar nicht merken, daß er zwischen der guten Muselmänninn und einem Juden eine höchst anstößige Aehnlichkeit

wahrzunehmen glaubte, und indem er die Aepfel bezahlte, sprach er: Ich hoffe, wenn man sich erst durch diese Proben überzeugt hat, von welcher Güte deine Früchte sind, so werde ich Aufträge bekommen, dir mehr abzukaufen, als du zu verkaufen hast. Mit diesen Worten trat der verkappte Armenier aus der Bude, und warf vor den Augen der Obsthändlerinn die beyden Granatäpfel in die Luft.

Die Obsthändlerinn und ihr Sohn, der ebenfalls anwesend war, schrieen laut vor Verwunderung, als sie die beyden Aepfel wie ein Paar Luftbälle in die Wolken emporsteigen und verschwinden sahen, der Armenier aber murmelte einige leise Worte in eine kleine silberne Röhre, die er aus der Tasche zog, hinein, und sprach, indem er sich stellte, als ob ihm durch ein silbernes Horn, das er sich ans Ohr hielt, geantwortet würde, zu ihr: Ich wünsche dir Glück. Man findet dein Obst vortrefflich, und befiehlt mir, dir Alles abzukaufen, und es auf der Stelle den Granatäp-

seln nachzusenden. Das Geschäft wird bey den vielen Helfern, die man mir geschickt hat, wenig Zeit kosten. Nimm also aus meinem Beutel, was dein Obst werth ist, und laß mich deine Körbe leeren.

Der Beutel enthielt etwa zehnmal so viel, als das Obst werth war. Aber Frau Marilha bändigte ihre Habsucht, und ließ sich begnügen, die Hälfte, und also nur fünfmahl so viel zü nehmen, als ihr gebührte, und sah übrigens nebst ihrem Sohn mit neuem Erstaunen, wie der Armenier ihre Melonen, Aepfel und Birnen dem Himmel zuschickte. Freund, fing sie endlich an, man muß wider Willen an Zauberey glauben, wenn man dir zusieht. Einen Apfel kann ich wohl auch in die Höhe werfen, aber wie man es angreift, daß er nicht wieder zur Erde herabfällt, dieses Kunststück ist mir zu hoch. Erkläre mir wenigstens, wo das Obst, das du auf eine so seltsame Weise versendest, am Ende hingelangt.

Wunderliche Frage! versetzte der Arme-

nier. Wohin wird es gelangen, als zu den Sternen, deren Oberlieferant ich bin! Das Klima dort oben ist gar nicht so gut, als ihr Leute euch einbildet, wenn ihr den schönen Himmel angafft. Bald ist es dort zu heiß, bald zu kalt, bald regnet es zu viel, bald zu wenig. Wie soll bey einer solchen Witterung auch nur ein Holzapfel, oder eine Stachelbeere gedeihen? Und doch sind die meisten Sterne so große Obstnäscher, als die Menschen. Sorge also nur dafür, daß du täglich mit so guter Waare versehen bist, wie heute, und es kann nicht fehlen, du wirst die Leibobstholinn des Steinbocks und der Krebse, der Jungfrau und der Zwillinge, des Scorpions und der Fische, des Stiers und des Widders, des Löwen und der Wage, des Schützen und des Wassermanns. Daß sie gut bezahlen, hast du bereits erfahren, und die Ehre hast du also noch umsonst.

Das Holerweib war nicht ganz so gläubig, wie einige neue Philosophen, und hielt

immer noch die Wunder, die sie sah und hörte, für einen Traum. Desto weniger zerbrach sich ihr Sohn, der Dummkopf, den Kopf darüber. Er glaubte, Alles müsse so seyn, und machte sogar den Versuch, dem Zauberer nachzuzaubern.

Ein wackerer Jüngling, der dir außerordentlich ähnlich sieht, sprach dieser zur Obsthändlerinn. Ohne Zweifel ist er dein Bruder.

Marilha belehrte ihn, daß der junge Mensch ihr Sohn wäre, und der Armenier heuchelte ein ungemeines Erstaunen, daß eine Mutter nicht älter als ihr leiblicher Sohn zu seyn scheine. Aber, sprach er, da dein Sohn einmahl da ist, so solltest du nicht vergessen, was jedem jungen Menschen gehört, nähmlich eine Frau, und ihm je eher je lieber eine verschaffen.

Er ist bereits ein halber Bräutigam, antwortete sie. Die Tochter eines reichen Bar-

biers von meiner Bekanntschaft hält nur Eh=
ren halber ihr Jawort noch ein wenig zurück.

Was sagst du, unterbrach sie der Armе=
nier, einen reichen Barbier habt ihr in Bagdad? Beym Propheten! wenn der reiche Barbier noch überdieß seine Zunge im Zaum zu halten versieht, so entführe ich ihn in die obern Regionen, um ihn im Himmel für Geld sehen zu lassen. Aber mag er auch mehr Goldstücke besitzen, als alle seine Barbier=Kunden Haare im Bart haben, seine Tochter ist dennoch keine Partie für einen jungen Menschen, der wie dein Sohn nicht etwa bloß unter den Großvezierstochtern der Erde die Wahl hat, sondern sich selbst am blauen Himmel nach einer Frau umsehen darf. Du darfst mir glauben, ich kenne Mädchen am Firmament, die aus keiner andern Ursache nicht närrisch vor Liebe zu dem unvergleichlichen Badur sind, als weil sie ihn noch nicht gesehen haben.

Sprichst du im Ernst, versetzte die Obst=

hökinn, ist bey den Sternen, deren Oberlieferant du bist, das Heirathen, das auf der Erde aus der Mode zu kommen anfangt, ebenfalls im Gebrauch?

Warum nicht? antwortete der Armenier. Glaubst du, ein Stern, der ein Mädchen, oder ein Mädchen, das ein Stern ist, wolle nicht auch unter die Haube kommen? Man kann auch bey uns nicht ohne Zank, und also auch nicht ohne Ehe leben, und wenn ihr donnern hört, so ist es weiter Nichts, als die Stimme einer Frau, welcher über die Untugenden ihres Mannes die Geduld ausgegangen ist. Traue also meinem Wort, wenn ich dir sage, daß dein Sohn bloß seine Barbierstochter zu vergessen braucht, um dich in Kurzem zur Schwiegermama der jüngsten und glänzendsten von allen unsern Schönen zu machen. Du weißt ja, daß sogar die Morgenröthe vor einigen tausend Jahren einen Sterblichen zum Mann genommen hat.

Es ist wahr, erwiederte die Obsthändle-

rinn, und warum sollte also mein Sohn für einen Stern, der doch noch lange keine Göttinn ist, zu schlecht seyn? Aber darf ich fragen: wie heißt die Dame, auf welche du in seinem Nahmen ein Auge geworfen hast?

Man kann keinen schönern Nahmen haben, als sie, versetzte Kassanak. Dein Nahme, Marikha, ist gewiß ein schöner Nahme, aber ich wette, du würdest dich doch keinen Augenblick besinnen, mit deiner künftigen Schwiegertochter zu tauschen, die Lucifer heißt.

Lucifer! schrie die todtenblasse Obsthökinn, Lucifer heißt ja der Teufel, und mit diesem willst du meinen Sohn verheirathen?

Bewahre mich der Himmel, erwiederte der Armenier, daß ich des Teufels Kuppler seyn sollte, ob ich dich gleich versichern kann, daß ein Mann, der den Teufel zur Frau hätte, immer noch nicht am schlimmsten von allen Männern verheirathet wäre. Lucifer, mußt du wissen, ist zwar allerdings ein Nah-

me, den der Teufel sich zueignet. Aber Lucifer heißt auch die strahlende Schöne, die eure Sternseher den Morgenstern nennen, und diese soll künftig Lieb und Leid mit deinem Sohne theilen.

Ich habe immer gedacht, antwortete Marilha, der Morgenstern sey eher ein Mann, als eine Frau. Aber wenn er auch wirklich zu meinem Geschlecht gehört, so ist er doch zuverlässig die älteste von allen alten Jungfern, und bisher, muß ich dir sagen, wenn mein Sohn sich in ein Mädchen verliebte, so war sie nie älter, als höchstens zwanzig Jahre.

Und älter ist auch der dermalige Morgenstern nicht, versetzte Kassanak. Es ist ein bloßer Wahn hier unten, daß die Sterne ewig leben. Es sind schon viele tausend Morgensterne geboren und gestorben.

Aber sage mir doch, sprach die Obsthökinn, wenn mein Sohn den Morgenstern zur Frau nimmt, muß er denn auch selbst am Firmamente glänzen?

Keineswegs, antwortete der Armenier. Es ist bey uns, wie bey euch. Je mehr die Frau glänzt, desto weniger kann und darf es der Mann.

Der Armenier ließ jetzt einen Kübel mit Wasser bringen, in welchen er dem Badur hineinzusehen befahl. Denke an deine Braut, sprach er zu ihm, damit das Vergnügen deinem Gesicht die nöthige Anmuth leiht. Unvergleichlich! fuhr er fort, als Badur seinen Kopf in den Kübel steckte. Doch jetzt ists genug, und du kannst gehen.

Badur ging, und der Armenier sprengte das Wasser aus dem Kübel in die Luft, ohne daß ein Tropfen auf die Erde fiel. Ich sende, antwortete er der fragenden Narilha, auf diese Weise das Bildniß deines Sohns der Schönsten unter den Sternen, und im Augenblick werden wir erfahren, ob sie ihn mit eben so günstigen Augen ansieht, als seine Barbierstochter. Nachdem er noch einige Minuten von gleichgültigen Dingen gesprochen hat-

te, sprang er auf, und legte sein Rohr an den Mund, und sein Horn ans Ohr. Die Obsthändlerinn sah voll Hoffnung das vergnügte Gesicht, das er während dieses Gaukelspiels machte, und der Schalk ließ sie nicht lange in Ungewißheit. Dein Sohn, sprach er, ist ein wahrer Zauberer. Er gefällt seiner künftigen Braut beynahe noch mehr, als einst Endymion der Diana, oder Cephalus der Aurora, und die kleinen Mängel, an welchen sich ihr feiner Geschmack ein wenig stoßen will, kann er von selbst verbessern. Der junge Mensch hat einen fürchterlichen Bart, und die Sternprinzessinn liebt in diesem Punct den allzugroßen Reichthum fast noch weniger, als die bitterste Armuth. Dein Sohn muß sich also völlig glatt scheren lassen, und auch von seinen Augenbraunen muß er wenigstens die Hälfte missen. Ein kleines Geschenk wird ebenfalls nicht verschmäht werden. Wo sind die Mädchen, die sich mit der bloßen Liebe abspeisen lassen, sie mögen auf der Erde, oder

am Firmament ihren Glanz verbreiten? Doch ist es für den Anfang an einem Strauß von auserlesenen Blumen genug.

Der Armenier ging, nachdem er der Obsthändlerinn wegen seines Handels mit ihr noch die strengste Verschwiegenheit aufs ernstlichste empfohlen hatte. Die Sterne sprach er, ärgern sich genug, daß sie immer in der Leute Mäulern sind. Tag und Nacht müssen sie sich von fürwitzigen Augen begaffen lassen, und keiner von ihnen kann sich von der Stelle bewegen, ohne sich allerhand lächerlichen Urtheilen auszusetzen. Nicht genug, daß die Schiffer sie zu ihren Wegweisern machen, fragt man sie sogar bey Dingen um Rath, von welchen Kunde zu nehmen, schlechterdings unter ihrer Würde ist, und nicht etwa von dem Pöbel, sondern von Leuten, die ihr für weise und große Männer haltet, wird ihnen sogar zugemuthet, trotz einer Zigeunerinn wahrzusagen. Hüte dich also, von den Sternen und über die Sterne unnütze Reden zu führen, und

am wenigsten verrathe es auch nur durch die entfernteste Anspielung, daß einer von ihnen in keine Familie zu heirathen im Begriff ist.

Kaum hatte der Armenier die Bude verlassen, als der Oberlieferant des Kalifen herein eintrat. Wo hast du dein Obst? fragte er. Ich brauche heute noch einmahl so viel, als sonst, und wie ich sehe bekomme ich gar Nichts bey dir.

Herr, antwortete Narilha, gedulde dich nur einen Augenblick. Ich weiß nicht, wo meine Esel bleiben, aber mein Sohn soll ihnen gleich entgegen gehen.

Ich will so wenig auf den Esel, der dein Sohn ist, als auf deine übrigen Esel warten, sprach der erzürnte Lieferant, und ging fort, um sein Obst anderwärts zu kaufen.

Welch ein grober Mensch ist dieser Kalifen-Sclave! sprach Narilha zu ihrem Sohn. Aber geht es mit meinem Handel nur einen Monat lang wie an dem heutigen glücklichen

Tage, dann sind wir reiche Leute, und die Reihe grob zu seyn ist also an uns.

Es kamen neue Obstkäufer, und da sie ihre Unzufriedenheit über die leere Bude, die sie fanden, merken ließen, so erhielten sie von der übermüthig gewordenen Eigenthümerinn Antworten, die ihrer Eitelkeit so wenig schmeichelten, daß sie mit dem festen Vorsatz, nie wieder zu kommen, weggingen.

Man erräth von selbst, daß das für die Sterne gekaufte Obst seinen Flug nicht weiter als in Dalhuks Bude nahm, und daß diesem alle bisherigen Kunden seiner Stiefmutter zuliefen. Jeder lobte die Waare des jungen Anfängers, und ermunterte ihn, den so gut begonnenen Handel eben so gut fortzusetzen. Deine Stiefmutter, sprachen Einige, wird dir nicht im Wege stehen. Das Weib ist eine völlige Närrinn geworden, und schimpft die Leute, die kommen, um ihr abzukaufen, zu ihrer leeren Bude hinaus.

Die Obsthändlerinn war inzwischen nicht

müßig. Sie befahl ihrem Sohn neues Obst für ihre Bude, und nach dem Befehl des Schwarzkünstlers einen Blumenstrauß für seine Braut zu kaufen.

Badur gehorchte. Er beraubte einen ganzen Garten seiner Blumen, und band sie in einen einzigen Strauß, und ging sodann, um sich Bart und Augenbraunen nach der bey den Sternen herrschenden Mode scheren zu lassen, in die Bude des nähmlichen Barbiers, dessen Tochter er hatte heirathen sollen.

Die Lehrbursche, die sich ohne ihren Herrn in der Bude befanden, wunderten sich nicht wenig, als sie vernahmen, auf welche seltsame Art sie mit den Augenbraunen und dem Bart ihres Kunden verfahren sollten. Warum, guter Badur, sprachen sie, willst du nicht eben so geschoren seyn, wie jeder andere wakkere Muselmann? Was geht es euch an? antwortete er trotzig. Ich lasse mich nicht scheren, um Leuten eures Gelichters zu gefal-

len. Meine Mutter will, daß ich den Sternen zum Spiegel diene.

Die jungen Leute brachen in ein lautes Gelächter aus, und der Lärm, den sie machten, lockte die Vorübergehenden herbey, die alle neugierig waren, den wohlbekannten Tölpel Badur zu sehen, der sich plötzlich in einen Spiegel der Sterne verwandelt hatte.

Das Geschäft des Scherens war endlich zum großen Wohlgefallen des Geschorenen vollbracht. Als er aber beym Weggehen nach seinem Blumenstrauße griff, sprachen die Lehrbursche: Wohin willst du mit der Tracht Blumen? Hast du sie nicht für die Tochter unsers Herrn mitgebracht? Doch der Strauß würde ihr den Busen zerdrücken, und der Blumen sind so viele, daß man in der Haraphateszeit alle Opferkühe damit schmücken könnte.

Ihr seyd Tröpfe! antwortete Badur. Blumen, wie diese, giebt man weder einer Kuh, noch einer Barbiersdirne. Eine Dame, die mehr ist, als eine Sultaninn, wird sie

an ihrer Brust tragen. Doch ihr müßt nicht Alles wissen. Mit diesen Worten verließ er zornig die lachenden Lehrbursche, die nicht ermangelten, ihrem Herrn, als er nach Hause kam, das ganze Abenteuer zu erzählen.

Die ganze Stadt, sprach dieser, behauptet von der Mutter, sie sey behext, und wie es scheint, ist es der Sohn nicht weniger. Ich werde mich wohl hüten, meine Tochter in diese Familie zu verheirathen.

Als der Armenier wieder zu der Obsthändlerinn kam, bezeugte er sich sehr zufrieden, ihre Bude mit neuem auserlesenem Obst gefüllt zu finden, und bezahlte ihr die dafür geforderten vierzig Zechinen ohne Abzug, obgleich mit der Bemerkung, er hoffe sie morgen billiger zu finden.

Nachdem er das Obst auf die gewöhnliche Weise den Sternen zugeschickt hatte, erkundigte er sich nach Badur. Hier bin ich! rief dieser, und stellte sich ihm in einem neuen bunten Rock und mit dem Wenigen, was von sei-

nem Bart und seinen Augenbraunen der Sense des Barbiers nicht hatte weichen dürfen, in seiner ganzen Possierlichkeit dar.

Unvergleich! rief der Armenier. So muß man aussehen, und so muß man sich tragen, wenn man einer Schönen am Sternenhimmel das Herz rühren will. Aber was soll dieser Blumenstrauß, oder vielmehr diese Bürde von Blumen? Glaubst du etwa, mein Freund, deine Geliebte habe hundert Busen? Laß uns also aus deiner Blumenlese wieder eine neue machen. Mit diesen Worten nahm er etwa den zwanzigsten Theil der Blumen, band diese in einen Strauß, und warf ihn in die Luft. Es ist nur Schade, fuhr er fort, indem er sich gegen die Obsthändlerinn wandte, daß du und dein Sohn die Sprache der Sterne nicht verstehen. Mein Horn und mein Rohr sollten euch sonst zu einer Unterredung verhelfen, die euch beweisen würde, daß ich euch noch viel zu wenig versprochen habe. Aber leider hat die Sprache gar keine Selbstlauter,

und darum kostet es so viele Mühe sie zu sprechen, daß es höchstens ein Bräutigam von seiner Braut lernen kann.

Auf Befehl des Armeniers wurde jetzt abermahl ein Kübel mit Wasser gebracht. Es ist, sprach er zu Badur, schlechterdings nöthig, daß du deiner Geliebten ein neues Bildniß von dir schickst, um ihr zu zeigen, welch einen reizenden Jüngling die Schere des Barbiers aus dir gemacht hat.

Als Badur sich gegen den Kübel bückte, um sich in dem Wasser zu spiegeln, ergriff ihn eine unsichtbare Hand an seinem Zwickelbart, und zog ihm den Kopf tief unters Wasser. Die Mutter schrie, und der Sohn konnte vor Schrecken nicht schreyen. Aber der Armenier klatschte in die Hände, und sprach lachend: O du glücklichster von allen Sterblichen, die jemals einen Pfeilschuß des Liebesgottes in die Brust bekommen haben! Diana selbst kann nicht sittsamer seyn, als deine Geliebte, und doch ist sie von deinen Reizen so bethört, daß

sie sich sogar in diesen Kübel mit Wasser verbirgt, um dir einen Kuß zu rauben. Aber ich wette, du hast ihre Zärtlichkeit nicht einmahl erwiedert. Also geschwind noch einmahl mit dem Kopf ins Wasser, und spare ja die Küsse nicht! Badur gehorchte, und küßte den Boden des Kübels so inbrünstig, als je der Mund des schönsten Mädchens geküßt worden ist. Aber welche Launen! Die Schöne im Kübel schien auf einmahl die Spröde spielen zu wollen, und vergalt dem zärtlichen Liebhaber seine Küsse mit Ohrfeigen, an welchen der arme Mensch so wenig Geschmack fand, daß er heulend und schreyend seinen Kopf aus dem Wasser zog.

Du bist ein wunderlicher Mensch, sagte der Armenier. Wer wird sich über eine Ohrfeige von der Hand eines schönen Mädchens beklagen? Und obendrein hat es mit denjenigen, die du empfingst, eine besondere Bewandniß. Eine Ohrfeige ist nähmlich bey den Schönen der Sterne so viel als bey den eurigen

ein Jawort. Wie kann auch ein Mädchen ihrem Liebhaber auf eine fühlbarere Art erklären, daß sie seine Frau zu werden Lust hat, als indem sie ihn wie ihren Leibeigenen behandelt? Dein Glück ist also gemacht, mein Freund, und die Ohrfeigen, die dir gereicht wurden, ersparen uns die Mühe, deiner Braut ein zweytes Bildniß von dir zu senden. Sie hat dich gesehen, und dich ihre Neigung fühlen lassen. Die Hand deren Besitz du wünschest, hat sich zu sehr mit dir befreundet, als daß sie sich dir jemahls wieder entziehen könnte.

Im nähmlichen Augenblick trat der Hoflieferant herein. Wie sieht es hier aus! sprach er zu Narilha, und wies auf den Kübel mit Wasser und den benetzten Boden. Man sollte glauben, du wärst aus einer Obsthändlerinn ein Waschweib geworden. Wenigstens sehe ich abermahl keine Pflaume in der ganzen Bude. Ich werde doch heute nicht ebenfalls umsonst gekommen seyn?

Allerdings bist du umsonst gekommen, erwiderte die Obsthändlerinn aufgebracht. Andere Leute stehen früher auf, als der Herr Hoflieferant, und diese haben mein Obst gekauft, und besser bezahlt, als du. Und was geht dich der Kübel mit Wasser in meiner Bude an? Soll ich dir zu Ehren goldene Gefäße anschaffen, und Aepfel und Birnen in kristallenen Korben feil haben?

In der That, versetzte der Hoflieferant, du bist ein Muster der Höflichkeit, und es wäre Schade, wenn du kein Obst verkaufest. Aber trotz dieser Tugend ist es mir nicht recht behaglich in deiner Nähe! und es wird mir ordentlich bange, wenn du mich anblickst. Gott befohlen also für immer, närrisches Weib, und nimm dich in Acht, daß du nicht ganz rasend wirst! Mit diesen Worten verließ er die Bude, und strengte sich nicht sonderlich an, die Abschiedskomplimente zu vernehmen, die ihm von der aufgebrachten Obsthändlerinn nachgerufen wurden. Diese wollte gar nicht auf-

hören zu toben, so viele Mühe auch der Armenier sich gab, sie zu besänftigen. Der Mensch, sprach er, hat keine Lebensart. Aber je mehr er dich beleidigte, desto größer wird seine Angst und seine Reue seyn, wenn er hört, daß du die Schwiegermama eines Sterns bist. Ich gehe jetzt, und hoffe dir morgen angenehme Nachrichten zu bringen. Nur vergiß nicht, mich eben so gut und so reichlich mit Obst zu versorgen, wie heute.

Martha unterließ nicht, ihren Sohn sogleich wegzuschicken, um Obst in andern Gärten zu kaufen, weil in ihrem eigenen sich nicht so viel fand, als sie brauchte. Bringe mir, sprach sie, zugleich einen Strauß für deine Geliebte mit. Ich will ihn ihr morgen in meinem Nahmen schicken.

Von der Obsthändlerinn ging Kasimak zu seinem Neffen, und sah mit Vergnügen, daß nicht nur der Hoflieferant, sondern auch die Küchenmeister der Veziere und anderer Großen des Hofs sich in seiner Bude einge-

funden hatten, und ihm seinen ganzen Obstvorrath in den höchsten Preisen abkauften. Er verließ ihn, um sich zu seinem Freunde, dem Schwarzkünstler zu begeben.

Nun, sprach dieser, ist es Zeit, unseren allzukostbaren Obsthandel mit deiner Schwägerinn abzubrechen. Einer der schönsten Obstgärten in Bagdad ist für fünfhundert Zechinen feil geboten. Diesen kaufe für deinen Neffen, nebst einem alten Neger, einem Sclaven und vier Mauleseln, und den Gärtner, der bisher dem Garten vorstand, laß ihn ebenfalls in seinen Dienst nehmen.

Gärten, Sclaven und Maulesel kaufen, erwiederte Kassanak, erfordert Geld, und du weißt, ich kann dir für jetzt nicht einmahl die Summe wieder bezahlen, die du mir geborgt hast.

Du bist mir Nichts mehr schuldig, antwortete der Schwarzkünstler. Ich habe mich bereits aus dem Schatzkästlein der Narilha wieder bezahlt gemacht. Meine Zechinen, die

sie von dir empfing, haben die Eigenschaft, daß sie, wenn Jemand sie mit Unrecht besitzt, aus der Kasse verschwinden, und zugleich sein eigenes Geld entführen. Die Obsthändlerinn besitzt noch mehr als zwölfhundert Goldstücke, wovon sie über die Hälfte ihrem Manne geraubt hat. Dieser soll das Seinige wieder bekommen, und das Uebrige habe ich deinem Neffen zugedacht. Nimm also hier das Geld, und schließe den Kauf. Morgen, denke ich, soll der Barbier seine Einwilligung zur Heirath seiner Tochter mit deinem Neffen geben, und dann wollen wir der Komödie mit der Obsthändlerinn und ihrem Sohn, dem Sternenbräutigam, ein Ende machen.

Während dieser Verabredung der beyden Freunde beförderte die Obsthändlerinn selbst durch ihr Betragen gegen den Vater der Braut ihres Sohns ihre Absicht aufs Beste. Dem Barbier waren nähmlich so viele lächerliche und ärgerliche Geschichten von der Einfalt seines künftigen Schwiegersohns, und von dem

Uebermuth seiner Mutter zu Ohren gekommen, daß er nicht länger schweigen zu dürfen glaubte, und daher die letzte, um sie zu Rede zu stellen, in ihrer Wohnung aufsuchte. Ich bitte dich, fing er an, was soll ich von deinem Sohn denken? Hat der Narr sich nicht Bart und Augenbraunen so abenteuerlich scheren lassen, daß er sich vor vernünftigen Leuten gar nicht mehr blicken lassen darf! Und wem ist der ungeheure Blumenstrauß bestimmt, den er seit ein Paar Tagen mit sich schleppt? Meine Tochter hat weder Rose noch Veilchen, weder Nelke noch Tulpe von ihm bekommen! Hat er vielleicht gar seine Augen auf ein anderes Mädchen geworfen? In Gottes Nahmen! Heirathe er den Teufel, oder seine Großmutter! Einen Tölpel, wie ihn, kann meine Tochter noch haben, wenn sie längst keinen Zahn mehr im Munde hat.

Die Barbierszunge schien noch lange nicht ermüden zu wollen. Aber Narilha, die vor Wuth außer sich war, unterbrach ihren Lauf,

indem sie den Eigenthümer mit lauter Titeln beehrte, die in keinem Adreßbuche stehen. Verwünschter Bartputzer, sprach sie, welche Reden unterstehst du dich gegen mich auszustoßen! Hast du dein Schermesser, oder gar ein Schwert statt der Zunge im Mund? Mein Sohn, sagst du, soll deine Tochter nicht haben? Wahrlich, ein grausamer Entschluß, und du hast es zu verantworten, wenn der junge Mensch nach Jahr und Tag ins Wasser springt, oder sich gar todtschießt. Nimm dein Gänschen von einer Tochter, und biete sie auf dem Markt feil. Ein Freyer, wie mein Sohn, wird sich in Ewigkeit nicht mehr für sie finden. Doch dir ist ohne Zweifel zu Ohren gekommen, daß ganz andere Leute, als Bartscherer, sich eine Ehre daraus machen, wenn mein Sohn in ihre Familie heirathet, und darum, und weil er deine Tochter nicht nehmen will, kommst du jetzt, und sagst, du wollest sie ihm nicht geben.

Es wird wohl irgend eine Zaunköniginn

den Verstand verloren haben, um deinen Sohn zu heirathen, erwiederte der Barbier. Aber es ist mir recht lieb, daß du mir mein Wort zurückgiebst. Ich könnte nicht selig sterben, wenn ich meine Tochter gezwungen hätte, den ärgsten Tropf in Bagdad zum Manne zu nehmen. Unser Handel wegen der Heirath wäre also aus. Aber dein Mann und dein Sohn haben sich nun schon zwey Jahre in meiner Barbierstube den Bart abnehmen lassen, ohne nur zu fragen, was sie mir schuldig sind, und ich verlange also wenigstens ein Trinkgeld für meine Leute.

Einen zehnfachen Lohn für dich, und ein zehnfaches Trinkgeld für deine Leute sollst du haben, versetzte Narilha. Man soll mir nicht nachsagen, ich sey einem Lumpenbarbier, wie du, auch nur einen Pfennig schuldig geblieben.

Mit diesen Worten warf sie sechs Zechinen auf den Tisch, und der Barbier traute seinen Augen kaum, als er das Gold sah. Nun, dachte er, kann ich nicht länger zwei-

feln, daß das Weib verrückt ist. Wer war geiziger, als sie, und jetzt ist es ihr gleichgültig, ob sie mir einen Stein oder eine Hand voll Zechinen an den Kopf wirft. Es ist wahrlich Zeit, daß ich mich davon mache. Bey Leuten, die das Gold nicht mehr achten, ist kein Mensch seines Lebens sicher.

Der Barbier verließ eilig die Bude, und begegnete auf der Straße dem Kassanak, der gerade aus dem neugekauften Garten seines Neffen kam, wo er die nöthigen Einrichtungen für den künftigen Handel getroffen hatte. Er redete ihn an, und sprach: Kommst du noch zuweilen zu deinem Schwager Dalhuk?

Keineswegs, antwortete Kassanak. Ich gehe ihm nicht mehr über die Schwelle, seitdem er sich durch sein tolles Weib verleiten ließ, seinen einzigen Sohn, den musterhaftesten jungen Menschen in Bagdad, aus dem Hause zu jagen.

Eben dieses Weib, fuhr der Barbier fort, hat jetzt völlig den Verstand verloren.

Freylich, erwiederte Kassanak. Von jeher hatte sie Anfälle von Narrheit, aber seit Kurzem hat sie es durch ihr Betragen dahin gebracht, daß kein Mensch mehr ihre Bude betreten will. Ich habe ihre Thorheit zum Vortheil meines Neffen benutzt, und ihm einen Obsthandel eingerichtet, der jetzt schon den glücklichsten Erfolg verspricht. Alle Kundleute seiner Stiefmutter laufen ihm zu, und sind eben so sehr mit seinem Betragen als mit seiner Waare zufrieden.

Es ist nur kein sonderlicher Gewinn, sprach der Barbier, auch bey dem besten Obsthandel, wenn man das Obst von Andern kaufen muß.

Eben deswegen antwortete Kassanak, habe ich meinem Neffen für einen eigenen Garten gesorgt. Einer der schönsten in Bagdad, gehört, wie du aus diesem Kaufbriefe sehen kannst, seit gestern dem jungen Menschen, der jetzt nur noch eine vortheilhafte Heirath zu treffen braucht, um sein Glück gemacht zu ha-

ben. Er kann seinem Handel, der sich, wie ich hoffe, täglich mehr ausbreiten soll, nicht wohl die nöthige Thätigkeit widmen, wenn nicht eine verständige Frau ihm wenigstens die Sorge für das Hauswesen abnimmt.

Es war, antwortete der Barbier, einst nahe dabey, daß dein Neffe meine Tochter geheirathet hätte. Die jungen Leute waren einig, und ich selbst war ihren Wünschen nicht entgegen. Als aber die Rede vom Heirathgut des Bräutigams war, spielte die Stiefmutter ihre Rolle so stiefmütterlich, daß die Vaterspflicht mich nöthigte, meine Einwilligung zu versagen. Jetzt aber verhält sich die Sache ganz anders. Der junge Mensch kann eine Frau ernähren; mir gefällt er, und meiner Tochter, deren Hand wieder frey ist, noch besser, und es fragt sich also nur, ob bey ihm die alte Liebe nicht rostete.

Gewiß nicht, versetzte Kassanak, und ich nehme dich in seinem Nahmen beym Wort. Morgen will ich meinen Schwager besuchen,

und ihn von dem Glück seines Sohns benachrichtigen. Ich bin gewiß, er willigt in Alles, sobald er gewiße Umstände erfährt, von welchen er sich bisher Nichts träumen ließ. Ich werde ihn mit mir in die Stadt nehmen. Unterwegs gehen wir zum Kadi, und noch am Abend muß die Hochzeit gefeyert werden. Daß die Stiefmutter nicht eher ein Wort von der Sache erfahren darf, als bis sie unserem Plan kein Hinderniß mehr in den Weg zu legen vermag, versteht sich von selbst, und wir brauchen uns also beyde nicht erst Verschwiegenheit zu geloben.

Ein herrlicher Handel! sprach der Barbier im Nachhausegehen zu sich selbst. Der junge Dalhul ist jetzt eine so gute Partie, als sein Stiefbruder Badur, und wenn zwey Freyer sich gleich an Vermögen sind, so darf man wohl sich bey der Wahl durch Nebendinge, wie eine gute Gestalt und etwas mehr oder weniger Mutterwitz sind, bestimmen lassen. Er unterrichtete seine Tochter von seinen ver-

änderten Gesinnungen, und hatte gar keine Mühe, ihr den Vorzug des hübschen und klugen Liebhabers vor dem häßlichen und tölpelhaften einleuchtend zu machen.

Während dieser Verhandlungen träumten Narilha und Badur von Nichts als goldenen Bergen, und hatten den Kopf voll der lächerlichsten Hirngespinste. Beyde waren höchst vergnügt über den Bruch mit dem Barbier. Pöbelpack und Lumpengesindel waren die gelindesten Worte, welcher sich die Mutter von ihm und seiner Tochter bediente, und der Sohn stimmte ihr vollkommen bey. Sage mir doch, Mutter, sprach der Schöps, wie man es macht, wenn man die Leute über die Achsel ansieht. Ich will künftig alle Leute so ansehen, und wenn sie mir wie sonst ins Gesicht lachen, so lache ich noch viel ärger, als sie.

Wenn ich nur, sprach Narilha, in meinem Handel ein Jahr lang so glücklich bin, als seit einem Paar Tagen, so werde ich bald mein Geld nicht mehr zählen können.

Das Erste, was ich mir anschaffen muß, ist eine recht große Schatulle. Aber wohin mit der großen Schatulle in dem kleinen Hause? Also weg mit der elenden Hütte! In einem Pallast will ich künftig mein Obst verkaufen. In der That, es muß ein herrlicher Anblick seyn, wenn immer eine Marmorsäule der Vorhalle mit einer Pyramide von Obst, die bis an die Decke emporragt, abwechselt, und zuverläßig kommt der Kalif selbst mit allen seinen Sultaninnen, um die Augen an der schönen Anordnung der reichen Obsthändlerinn zu weiden. Daß mein Obst verschwindet, ohne daß Jemand in der Stadt es bekommt, wird man freylich in Bagdad bald merken. Es gehe nicht mit rechten Dingen zu, wird man sagen, und am Ende, trotz meiner Verschwiegenheit, weiß es jedes Kind, daß ich die Generalobsthändlerinn des Firmaments, und die Schwiegermutter eines Sterns der ersten Grösse bin. Natürlich werden mir, sobald man diese Verwandtschaft erfährt, um der wichti-

gen Rolle willen, welche die Sterne bey den Schicksalen der Menschen spielen, alle Großen des Reichs ihre Aufwartung machen, und selbst von Königen erwarte ich, da diese gewohnlich mit ihrem Loos am wenigsten zufrieden sind, daß sie sich um meine Gunst bewerben. Aber daß sie sich nur nicht einbilden, ich werde ihnen bey meinen Schwägern und Vettern am Himmel umsonst das Wort reden. Müssen sie doch die elenden Tröpfe belohnen, die, wenn sie gleich ewig nach den Sternen gucken, und sie um tausend Dinge befragen, doch von keinem einer Antwort gewürdigt werden. Ich bin lange genug eine Töpfers Frau gewesen, und werde meinen Kopf nicht eher sanft legen, bis der Kalif meinen Mann wenigstens zu einem Emir gemacht hat. Freylich hat der Tropf kaum Verstand genug für einen Töpfer. Aber ich denke, es ist gerade recht vornehm, wenn man nicht gar zu viel Verstand hat. Der Hoflieferant, der mich so sehr beleidigte, wird sich dann hoffentlich

wohl hüten, die Ehrfurcht gegen die Gemahlinn eines Emirs aus den Augen zu setzen. Wenn endlich alle Obsthändlerinnen von Bagdad vor Neid über mein Glück bersten, so wird eben dadurch mein Glück vollkommen werden. Ich will wahrlich so stolz und so gnädig und so ungnädig seyn, wie eine Königinn, und was meinen Sohn betrifft, so wird er, da er alle Nacht mit einem Stern zu Bette geht, doch auch am Tage einen Stern tragen dürfen, und also so gut seyn, als der beste Prinz.

Auf diese Art träumte die Obsthändlerinn, und noch lustiger waren die Selbstgespräche ihres Sohns. Morgen, sprach er, werde ich mir den Bart noch schöner als gestern scheren lassen, und wenn ich meiner Braut nur halb so gut gefalle, als mir selbst, so wette ich, daß sie mir wenigstens hundert Küsse giebt. Aber die arme Sternjungfer, wie soll sie es anfangen, um ihr süßes Mündchen an das meinige zu bringen. Sie ist gar zu weit oben,

und ich bin gar zu weit unten. Ganze Körbe voll Obst sind freylich, wie ich selbst gesehen habe, zu ihr hinaufgeflogen. Aber bin ich denn ein Kürbis, oder eine Birne? Und wenn ich bey ihr bin, was soll ich mit ihr reden? Meine Mutter lehrte mich eine Menge der schönsten Worte, die ich der Barbierstochter, in die ich verliebt war, vorsagen sollte. Aber da meine Sternenbraut wenigstens zweymahl so vornehm ist, als ein Barbiersmädchen, so werde ich fast Verse auf sie machen müssen, und sollte diese Kunst, die von jedem Pinsel getrieben wird, für mich zu schwer seyn? Einen Klingelreim wenigstens, wie die Leute es nennen, kann ich machen, während ich auf einem Fuß stehe. O es ist doch närrisch, fuhr er nach einer Pause fort, schon kommen die Reime geflogen, und warten nicht einmahl, bis ich mir den Kopf zerbreche. Der Einfaltspinsel hatte wirklich im Augenblick folgendes Sonett zur Welt geboren:

Wie magst du, Liebchen, doch im Himmel
thronen,
Wohin mich nimmer meine Füße tragen?
Ach! leider geht nicht Dromedar, noch Wa-
gen
Nach den entlegnen, unbereisten Zonen.

Kennst du das Land, wo toben die Huronen?
Fern ist es wohl, wie mir die Leute sagen;
Doch ritt' ich freudig hin, und ohne Zagen,
Wüßt' ich, o Grausame, nur dort dich wohnen.

Ach! ohne dich lieg' ich auf heißen Kohlen;
Drum reiße mich aus diesem Weltgetümmel,
Sonst ziel' ich nach mir selber mit Pistolen.

Habt ihr doch einen Fuhrmann längst am
Himmel,
Er, o gebeut ihm! soll hinauf mich hohlen,
Er, oder Pegasus, der alte Schimmel.

Während dieser Sonettengeburt war die
Nacht, als hätte sie sich durch den herzbrechen-

den Gesang locken lassen, eingebrochen, und da der begeisterte Liebhaber den Himmel voll Sterne sah, gerieth er außer sich vor Entzücken. Wahrlich, sprach er, alle Sterne kommen, um mir zuzuhören. Aber wo finde ich den rechten, oder vielmehr die rechte von ihnen, in die ich mich verliebt habe? Einer sieht aus wie der andere, und es wird mich also Mühe kosten, meine Frau, wenn ich sie einmahl habe, nicht zu verwechseln. Doch vielleicht bekomme ich gar alle Sterne zu Weibern, und der ganze Himmel wird mein Harem.

In diesem Selbstgespräch unterbrach er sich zuweilen, um dem ganzen Firmament verliebte Blicke zuzuwerfen. Die rechte von den Sternenjungfern, dachte er, wird schon wissen, wem ich zulächle und zuwinke, und sich heimlich über manche ihrer Schwestern lustig machen, die sich einbildet, ich schiele nach ihr. Er brach zugleich um seiner Geliebten sein Entzücken über ihren Anblick recht deutlich zu be-

weisen, in ein lautes Lachen aus, in welches die Packesel seines Stiefvaters, die dieser gerade in den Stall zurücktrieb, mit ihrem Ya als Chor einstimmten. Schön! sprach der Alte. Es ist eine rechte Sympathie zwischen dir und den ehrlichen Langohren. Hast du von ihnen lachen gelernt, oder lernen sie es von dir? Es wäre überhaupt nicht unrecht, wenn du zu ihnen in die Schule gingest. Ein Taugenichts wie du darf sich keines Lehrmeisters, er mag auf zwey oder auf vier Füßen gehen, schämen, und ich wollte ordentlich Respect vor dir bekommen, wenn du nur halb so brauchbar würdest, wie einer von diesen geduldigen Lastträgern.

Am folgenden Morgen kam der Armenier abermahl, und Nariha, die sich mit einem doppelten Vorrath von Früchten versehen hatte, verkaufte ihm denselben noch theurer, als bisher. Er beförderte das Obst auf die gewöhnliche Weise nach dem Ort seiner Bestimmung, und hatte einen Gehülfen an Badur,

der sich nicht wenig freute, daß der Himmel auch aus seiner Hand die Granatäpfel nicht verschmähte. Bravo, mein Freund! rief ihm der Armenier zu. Man glaubt, du hättest in deinem Leben Nichts anders gethan, als Aepfel nach dem Firmament geworfen, und wie ich sehe, läßt man sich dort oben eben so gern von dir bedienen, als von mir.

Glaubst du wirklich, fragte der Schöps, daß die Sterne mich leiden können?

Wie kannst du noch zweifeln? antwortete der Armenier. Ist es nicht genug, daß sie dir die Ehre erzeigen, dein Obst zu verzehren, und einer von ihnen sogar dir seine Hand zu geben geneigt ist?

Aber, sagte Badur, ich muß dir bekennen, ich kann mich noch immer nicht recht darein finden, daß ich eine Frau nehmen soll, die so klein ist, daß ich sie mit meiner Hand bedecken kann.

Wie kann, antwortete der Armenier, ein so kluger Mensch so albern reden? Du mußt

einen Stern erst in der Nähe sehen, und dann fürchte ich, wirst du deine künftige Frau eher zu groß, als zu klein finden.

Aber, erwiederte Badur, ist sie denn Nichts als Gesicht? Ich sehe ja weder Arme noch Füße von ihr.

Mußt du denn, versetzte der Armenier, Alles sehen? Wenn die Sterne sich in ihrer ganzen Gestalt am Himmel zeigen wollten, die ganze Welt würde blind werden von ihrem Glanz.

Noch etwas muß ich dich fragen, sprach Badur. Die Sterne, wie ich sehe, spazieren in der Luft um einander herum. Wie soll ich es also anfangen, um in ihrer Gesellschaft zu gehen, da ich, so lange ich lebe, nur immer auf dem Boden gegangen bin?

Wenn du nur erst in dem Revier bist, wo sich die Sterne aufhalten, antwortete der Armenier, so wird es sich mit dem Gehen von selbst geben. Es ist wahr, wer nicht daran gewöhnt ist, hat beynahe noch mehr Mühe,

in der Luft, als auf dem Wasser zu wandeln. Indessen, wie du weißt, Uebung macht den Meister, und im Nothfall wird dich deine Frau am Gängelband führen, bis du allein fortzukommen vermagst.

Welch einen Sohn hast du! sprach jetzt der Armenier zur Obsthändlerinn, die sich bisher mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, und also wenig auf das Gespräch geachtet hatte. Er fragt mich hundertmahl mehr, als ich beantworten kann, und Alles, was ich ihm antworte, begreift er so leicht, daß ich ihn beynahe im Verdacht habe, er sey ein Schalk, und wolle mit seinen Fragen bloß meinen Verstand auf die Probe setzen.

Marilha war klug genug, um einzusehen, ihr Sohn sey ein Schöps. Aber es schien ihr höchst natürlich, daß seine künftige Gemahlinn bereits ihr eigenes Licht in seinem Kopf leuchten zu lassen beginne, und sie wunderte sich also gar nicht, daß er durch die Proben seines Verstands selbst einen Schwarzkünstler,

der nach ihrer Meinung Alles wissen mußte, in Erstaunen setzte.

Um auch ihre Neugierde über das Wesen und die Wirthschaft der Sterne zu befriedigen, fragte sie, ächter Weibersitte gemäß, zuerst nach der Kleidung derselben. Die Sterne, sprach sie, und besonders die Frauen unter denselben, sind gewiß alle noch prachtvoller geschmückt, als die Lieblings-Sultaninn des Kaisers.

Weiber sind Weiber im Himmel und auf Erden, antwortete der Astronomer, und da du selbst eines bist, so kannst du dir leicht vorstellen, daß die Sternfrauen, was ihre Kleidung betrifft, ihren Männern so wenig schenken, als die Weiber bey uns den ihrigen. Man hat Beyspiele, daß Sterne sich bloß aus Verzweiflung, weil sie den Staat ihrer Ehehälften nicht mehr bezahlen konnten, vom Himmel auf die Erde herabgestürzt, und auf derselben die größten Verwüstungen angerichtet haben, und ich fürchte, es sind mehrere von ihnen bereits wieder auf dem Sprung. Aber wahr

ist es, eine solche Frau, wenn sie Alles bekommt, was zu ihrem vollständigen Anzug gehört, darf sich dafür auch sehen lassen, und es lohnt sich wohl der Mühe, daß sich hundert Männer ihretwegen zu Grunde richten. Mit einem Wort, von dem, was es kostet, die Gemahlinn eines mittelmäßigen Sterns zu kleiden, könnte man bey uns eine ganze Armee ausrüsten, oder eine Stadt nicht viel kleiner als Bagdad aufbauen, und wenn bey uns eine Frau oft so viele Kleider besitzt, als Tage im Jahre sind, so kann manche dort oben jede Minute sich in einem neuen Anzug den neidischen Augen ihrer weniger glücklichen Schwestern zeigen.

O rief die Obsthändlerinn, ich wollte du hättest mir kein Wort von diesen Herrlichkeiten geoffenbart. Ich verzweifle, wenn ich nicht bald selbst unter die Sterne versetzt werde. Wenigstens hoffe ich, meine künftige Schwiegertochter wird mir zuweilen eins von den Kleidern, die sie ablegt, zum Geschenk

machen. Aber sage mir doch, ich habe von Damen auf der Erde gehört, die ihre Gesichter, wenn sie ihnen nicht weiß und roth genug sind, mit dem Pinsel anmahlen. Ist dieser Gebrauch auch bey den Sternfrauen eingeführt?

Allerdings, antwortete der Armenier. Glaubst du, so vornehme und hocherhabene Damen werden ihre eigene Farbe tragen? Alle Theile des Körpers sind bedeckt. Der Kopf mit einem Hut, der Hals mit einem Tuch, die Hände mit einer Hülle von Leder oder Seide, und das Gesicht sollte allein bloß seyn? Die Schminke gehört also zum Anzug, und vertritt die Stelle eines Schleyers, oder einer Maske.

Diese Färberey, erwiederte Marilha, will mir aber doch nicht recht gefallen, und ich wollte lieber, mein Sohn bekäme eine Frau, auf deren Gesicht er sich bey Sturm und Regen verlassen konnte. Aber, mein Freund, fuhr sie fort, wenn sich die Stern-

frauen, wie du sagst, so außerordentlich kostbar zu kleiden pflegen, so werden sie die Pracht überhaupt lieben: und ohne Zweifel geben in diesem Punct auch die Männer ihren Weibern Nichts nach.

Du hast es errathen, versetzte der Armenier. Nichts ist armseliger, als das, was man auf der Erde Pracht und Verschwendung nennt, gegen die nähmlichen Dinge bey den Sternen.

Die Pracht der Könige läßt sich in unserer Sprache gar nicht beschreiben, und mit unserem Verstand gar nicht begreifen, und ich kann dir also nur erzählen, wie die Besenbinder und Kesselflicker leben. Unsere Schlösser sind elende Hütten gegen ihre Wohnungen. Der armseligste Hungerleider hat täglich wenigstens zwanzig Schüsseln auf seinem Tisch, und ich kenne keinen Schneider, der nicht wenigstens seine sechs Kutschen, und einen Marstall von hundert Pferden hat. Jede Schusterinn hat ein halbes Dutzend Kammermäd-

chen, und es ist kein Lackey, der sich nicht wieder seine eigenen Lackeyen hält. Dem Vorreiter reitet wieder ein anderer Vorreiter vor, und der Schuhputzer würde lieber sterben, als daß er sich die eigenen Schuhe putzte. Der Kutscher steigt, wenn er seinen Herrn gefahren hat, von dem Kutschbock desselben in seine eigene Kutsche; Hans befiehlt dem Hans anzuspannen, und die Kammerdiener der Fürsten haben Kammerherrn zu ihrer Aufwartung. Der Küchenjunge eines Großen hat nicht viel weniger Köche in seinem Dienst, als sein Herr, und ich wollte dir Nichts wünschen, als daß du einmahl einem Fest beywohntest, das ein Scherenschleifer seinem Geburtstage zu Ehren veranstaltet. Die reisenden Handwerksbursche gehen mit Extrapost auf die Wanderschaft, und selten sieht man einen armen Teufel unter ihnen, der mit weniger als vier Pferden fährt. Für ein Trinkgeld, das eine Magd bekommt, kann man bey uns ein Fuder Wein kaufen, und ein Hochzeitgeschenk beträgt mehr, als bey

uns das reichste Heirathsgut. Wer ein Vermögen von einer Million besitzt, ist ein Bettler, und wehe dem Hartherzigen, der gegen einen solchen Millionär seine milde Hand nicht öffnet! Es versteht sich von selbst, daß diese Bettler auch in andern Dingen himmelweit von den unsrigen verschieden sind. Ihre Kleider sind freylich zerlumpt, aber wer bey uns das Glück hatte, ein solches Bettlergewand zu erbeuten, würde durch diese Lumpen ein reicher Mann werden. Ist einer bey seiner Armuth noch ein Krüppel, so sind seine Krücken von dem köstlichsten Holz und reich mit Edelsteinen und Perlen, oder wenn der Mann gar zu arm ist, wenigstens mit Gold besetzt. Sie fahren in niedlichen Wagen von Haus zu Haus, und ein zierlich geputzter Page empfängt in ihrem Nahmen das Almosen, das nicht in Kupfermünze, sondern in Goldstücken besteht. Zwar ist das Betteln bey den Sternen beynahe noch strenger verboten, als bey uns. Aber da ihre Bettelvögte zu gut bezahlt,

und überhaupt zu reich sind, so werden sie unerträglich faul, und es ist ein Wunder, wenn sie einen ertappten Bettler ins Arbeitshaus liefern. Eine Menge Arme werden in Spitälern verpflegt, die bey uns nicht zu schlecht für die Wohnung eines Kaisers wären. Die Pfleglinge sehen täglich Rebhühner und Fasanen und überhaupt nur solche Gerichte auf ihrer Tafel, die man bey uns unter die Leckereyen zählt, und nicht schlechter als ihr Essen ist der Wein, den sie trinken. Aber Nichts desto weniger bedauert Jedermann die Unglücklichen, die ihr Mißgeschick einer dieser milden Anstalten überliefert, und menschenfreundliche Schriftsteller schreiben ganze Bücher über die Mängel derselben und über die Mittel, ihnen abzuhelfen. Doch ich würde nicht fertig werden, wenn ich dir den Reichthum der Armen bey den Sternen, und die Herrlichkeiten, die man in den Wohnungen des Elends antrifft, beschreiben sollte. Ist dein Sohn erst verheirathet, so wird es sich wohl

schicken, daß du ihn besuchst, und dann kannst du dich mit eigenen Augen überzeugen, daß ich, statt etwas zu übertreiben, dir noch viel zu wenig gesagt habe. Ich will dich also nur mit wenigen Worten von einigen andern Merkwürdigkeiten benachrichtigen. Einen Dieb findet man nur selten bey den Sternen, weil es dort gar zu beschwerlich ist, so viel zu stehlen, daß es sich der Mühe lohnt. Doch hängt man auch dort, wie bey uns, wenigstens die kleinen Diebe. Wer übrigens gehangen wird, hat wenigstens den Trost, daß der Galgen von Gold, der Strick von Seide, und der Henker ein Mann ist, der sich den Henker um die stolzesten Emire, Kadis, Beziere und andere Großen, mit einem Wort, um die Leute bekümmert, vor denen sich bey uns der Stolz selbst beugen muß. Den Frauen bey den Sternen sagt man nach, daß sie viel schlafen, ob es gleich nicht zu läugnen ist, daß sie mehr Nächte auf Ballen, als im Bett zubringen. Zwar sind sie unglücklich genug, weder von

Thee noch Kaffee etwas zu wissen. Aber darum unterlassen sie doch nicht, einander täglich Visiten zu machen, in welchen viel getrunken, und noch mehr gelästert wird. Wenn übrigens eine von der andern übel spricht, so geschieht es immer in ihrer Abwesenheit, und nur erklärte Feindinnen schimpfen sich von Angesicht zu Angesicht. Die sich am Besten kleidet, wird am meisten gehaßt, und ein neuer Hut macht den ältesten Freundschaften ein Ende. Die Männer sind im höchsten Grad eifersüchtig, und wie die Frauen behaupten, mit dem größten Unrecht. Wenn die Kinder nicht immer gut gerathen, so sind wenigstens die Mütter nicht schuld, weil diese die Erziehung, als eine Sache, die sie nicht verstehen, andern Leuten überlassen, die ordentlich ein Handwerk davon machen, und also nothwendig aus dem Grunde verstehen müssen. Die Region der Sterne hat einen großen Ueberfluß an Aerzten, und doch ist die Sterblichkeit nur mittelmäßig. Auch bey ihnen wimmelt es nicht weniger von

Poeten, als bey uns. Allein außer ihrer eigenen genießen diese Hippokrenentrinker und Hippogryphenreiter keine sonderliche Achtung. Der größte Theil von ihnen ist wahnsinnig, und die wenigen, die es nicht sind, oder sich wenigstens nicht stellen, als wären sie es, werden von den übrigen mit der größten Wuth verfolgt. Unter den Wahnsinnigen selbst bricht zuweilen ein förmlicher Krieg aus. Allein da dieser Krieg weder Kontributionen noch Requisitionen, weder Konscriptionen noch Einquartirungen, und höchstens einige blutige Poetenköpfe zur Folge hat, und überhaupt Niemand unglücklich, und nur Mancher lächerlich durch ihn wird: so fällt es keinem Menschen ein, sein Feuer dämpfen zu wollen, und in den Kirchen wird weder für seine Abwendung gebetet, noch dem Himmel für sein glückliches Ende gedankt. Die Werke dieser Poeten sind meistens satyrischen Inhalts, und die Gegenstände der Satyre sind — der gesunde Menschenverstand, ferner die ewigen

Gesetze des Wahren und Schönen, und endlich die Werke älterer Dichter, die von jeher bey allen vernünftigen Leuten als Muster gegolten haben. Uebrigens pflegen sie diese oft sehr giftigen, wenn gleich nicht treffenden Satyren in alle möglichen Formen einzukleiden, und man findet daher bey ihnen Komödien und Tragödien, Possenspiele und Romane, Balladen und Romanzen, Oden und Elegien, Lieder und Epigramme, am meisten aber sogenannte Klinggedichte. Ohne diese letzte Form konnte gar keine Dichterader fließen, und kein Dichterkiel sich ergießen. In Klinggedichten wird dem lieben Gott der Hof gemacht; in Klinggedichten weiht man sich der heiligen, und mancher profanen Jungfrau; in Klinggedichten macht man seinem Haß und seiner Liebe, seinem Herzen, seiner Milz und seiner Galle Luft; in Klinggedichten beklagt man eigene und fremde Noth. Mit einem Wort, ein Klinggedicht ist das Höchste der Poesie bey den Sternen, und ohne daßelbe kann selbst

der Erzvater aller Poeten weder sich noch Andere unsterblich machen.

Von den Philosophen der obern Regionen, und von den Leuten, welche neue Staatssysteme in Dachkammern ausbrüten, und von lächerlichen Schulumwälzern, welche durch Rechentafeln und Fibeln Nichts als Helden, Weise und Dichter, und am Ende gar Götter erziehen wollen, könnte ich dir noch Vieles erzählen, worüber du dich todtlachen würdest. Aber es ist Zeit, daß ich dich verlasse. Diesen Abend noch muß dein Sohn die Reise zu seiner Braut antreten, und ich muß die nöthigen Vorbereitungen dazu treffen.

Von der Obsthändlerinn begab sich der Armenier zu ihrem Mann, den er in seinem Garten mit Obstabnehmen beschäftigt fand. Er unterrichtete ihn von der glücklichen Lage seines Sohns, und vergaß nicht, ihm zu melden, daß der junge Mensch Besitzer eines eigenen Gartens sey, und durch sein kluges und anständiges Betragen alle Kundleute seiner

Stiefmutter, die ganz von Verstand gekommen zu seyn scheine, an sich gezogen habe.

Der Alte überzeugte sich leicht, daß Narilha seinen Sohn bey ihm verleumdet habe, und da er hörte, daß ihm der Barbier seine Tochter zu geben bereit sey, und man bloß auf ihn warte, um den Ehecontract aufzusetzen: so hatte Kasanak keine Mühe, ihn zu bereden, daß er ihn zum Kadi begleitete. Auf dem Wege dahin erfuhr er noch manche Neuigkeiten, über die er sich mehr zu verwundern, als zu erfreuen Ursache hatte. Sein Schwager erzählte ihm, Narilha sammle sich Schätze, die sie ihm entwende, und habe erst kürzlich in drey Tagen an einen Armenier für hundertfunfzig Zechinen Obst verkauft, zugleich aber durch ihr unsinniges und trotziges Betragen sich um alle ihre Kundleute gebracht. Du siehst, guter Schwager, setzte er hinzu, wie sehr du von deiner Frau hintergangen wirst. Nicht dein Vortheil, der ihrige ist es, auf den sie bedacht ist, und während du dich halb-

todt arbeitest, und halb todt hungerst, füllt sich ihre Kasse mit jedem Tage mehr. Mit einem Wort, sie macht dir schlimme Tage, um sich gute zu machen, und du bist ein Thor, wenn du dich einen Augenblick bedenkst, sie los zu werden. In ihrem Schatz, zu dessen Hebung ich dir behülflich seyn will, findest du viermahl mehr Geld, als sie dir zugebracht hat, und du kannst also nicht in Verlegenheit seyn, wovon du ihr bey der Scheidung das Ihrige erstatten willst.

Diese Nachrichten öffneten endlich dem Torfer die Augen über seine Frau, die ihm außerdem so leicht nicht aufgegangen wären. Nachdem das Geschäft beym Kazi geendigt war, begaben sich die beyden Schwäger in das Haus des Barbiers, um der Hochzeitfeyer beyzuwohnen, und diese wurde auch wirklich mit aller ihr angemessenen Fröhlichkeit begangen.

Minder vergnügte Augenblicke hatte inzwischen die arme Obsthändlerinn. Es war

Nacht geworden, und noch immer harrte sie vergebens auf ihren Mann, der ihr aus dem Garten das Obst für den morgenden Handel mit den Sternen bringen sollte. Endlich kaum vor dem Thorschluße kam der Gärtner mit einer halben Ladung Obst, und mit der Nachricht, Dalhuk sey schon des Vormittags mit einem Manne, der ihn abgeholt habe, weggegangen. Welche Verlegenheit! Sie brauchte noch einmahl so viel Obst, als sie vorräthig hatte, und nicht einmahl ihr Sohn war zu Hause, um durch ihn das fehlende in der Stadt einkaufen zu lassen. Kein Wunder also, daß, da sie, wenn der Armenier nicht bekäme, was er begehrte, die Kundschaft der Sterne für immer zu verlieren fürchtete, ihr Unmuth gegen den armen abwesenden Dalhuk aufs Höchste stieg. Mag er, sprach sie zu sich selbst, noch so spät nach Hause kommen, er muß auf der Stelle fort, um noch mehr Früchte aufzutreiben, und findet er keine in der Stadt, so soll er, weil die Thore schon ge-

schlossen sind, eher über die Mauer springen, als daß ich seinetwegen meinen Handel in Gefahr setze.

Mitternacht war schon vorüber, als endlich Dalhuk mitten unter der Lobrede, die seine Frau ihm hielt, zum Erstaunen derselben auf eine solche Art an die Thür klopfte, als ob er das Recht hätte, für seine späte Heimkunft sie zu schelten, statt von ihr gescholten zu werden. Der Nichtswürdige, sprach sie, ist, wie es scheint, noch obendrein betrunken. Aber er soll mir bald nüchtern werden, und jeden Tropfen bereuen, den er zu viel in seine Gurgel gegossen hat. Im nähmlichen Augenblick öffnete sie die Thür, und rief: Bist du nicht der ärgste Taugenichts von Bagdad? Soll ich und mein armes Kind betteln gehen, bloß damit du vom Morgen bis in die späte Nacht zechen und schlemmen kannst? Ich harre und harre auf das Obst, das du mir bringen sollst, und statt seiner bringst du mir Nichts als einen Tagedieb nach Hause, der

sich vor Trunkenheit kaum noch auf den Füßen halten kann. Bilde dir nur nicht ein, daß ich dich deinen Rausch werde ausschlafen lassen, ehe die Bude mit dem nöthigen Obst für den morgenden Tag versehen ist. In der That, das wenigste, was ich dir thun sollte, ist, daß ich dir Arme und Beine entzwey schlüge.

Der gute Dalhuk hatte zwar der Hochzeit seines Sohns zu Ehren des süßen Weins nicht geschont. Aber sein Schwager und der Barbier hatten ihn über sein Betragen gegen seine Frau zu gut unterrichtet, als daß er sich durch ihr Toben hätte aus der Fassung bringen lassen sollen. Er widerstand also der Lust, die ihm einigemahl anwandelte, von dem züchtigenden Werkzeuge, das er bey sich führte, Gebrauch zu machen, und hörte dem Schelten der Xantippe mit seinem alten socratischen Gleichmuth zu. Frau, sprach er endlich, du bist so rasend, als man es nur immer in einem Tollhause seyn kann. Komm wo möglich ein wenig zu dir selbst, und setze dich.

Ich will dir Rechenschaft von meinen Handlungen geben, und mir dann gleiche Gefälligkeit von dir ausbitten.

Es ist billig, daß du erfährst, wo ich gewesen bin. Wisse also, daß ich von der Hochzeit meines Sohns komme. Diesen Morgen kam mein Schwager Kassanak zu mir in den Garten, um mir zu sagen, daß mein Freund, der Barbier, endlich in die Heirath seiner Tochter mit meinem Sohn eingewilligt habe. Er verlangte, daß ich sogleich mit ihm ginge, um der Hochzeit beyzuwohnen, und wie hätte ich mich dazu nicht bereitwillig finden lassen sollen? Alles ist jetzt in Richtigkeit, und ich war so vergnügt, als es ein Vater bey einer solchen Gelegenheit nur immer seyn kann.

Vortrefflich! rief Narilha, ganz außer sich. Erst läßt der Nichtswürdige mir meine Arbeit liegen, und dann hat er noch die Unverschämtheit, mir ins Angesicht zu sagen, es sey geschehen, um seinen Tropf von einem

Sohn mit der Tochter eines Schufts zu verheirathen, dem du, wenn du ein Mann wärest, wie sichs gehöret, vor allen Dingen für die Beleidigungen den Hals brechen solltest, die er gestern mir und meinem Sohn bewiesen hat.

Schimpfe den Barbier nicht, sprach Dalhuk. Er ist mein Freund, und wenn er nicht hoflich gegen dich war, so ist es gewiß Nichts als deine böse Zunge, die ihn in Harnisch brachte. Und was sprichst du von Tropfen? Wenn ein Tropf in deiner Familie ist, so ist es dein Sohn, und nicht der meinige.

Durch Nichts hätte Dalhuk seine Frau mehr bestrafen können, als durch den kalten Ernst, den er ihrer Wuth entgegensetzte. Je gelassener er bey ihren Vorwürfen blieb, desto mehr gerieth sie außer sich, und endlich ging ihre Raserey so weit, daß sie sich auf dem Boden herumwälzte, und zuletzt ohnmächtig liegen blieb.

Der Mann, dem es nur um die Zechi=

nen zu thun war, die ihn von seiner Frau scheiden sollten, wartete, ohne zu Bette zu gehen, ruhig das Ende dieses Auftritts ab. Aber erst mit anbrechendem Tag gefiel es der Ohnmächtigen, wieder einige Zeichen des Bewußtseyns von sich zu geben. Ihr Mann, hoffte sie, werde in seine alte Schwachheit zurückfallen, und durch eine Anwandlung von Mitleid ihr Gelegenheit verschaffen, ihn ihre Uebermacht fühlen zu lassen. Aber sie hoffte vergebens. Dalhuk war die Unempfindlichkeit selbst, und blieb mit dem Kinn auf seinen Stock gestützt, ohne ein Wort zu reden, ihr gegenübersitzen.

Welche Veränderung, dachte sie bey sich selbst, ist mit dem Manne vorgegangen? Gewiß sein Schwager, der Schurke, und der noch zehnmal heillosere Barbier haben ihm diesen Uebermuth, den ich gar nicht an ihm gewohnt bin, eingeprägt. Aber wie greife ichs an, um mein voriges Ansehen wieder bey ihm zu erlangen, und wie soll ich, wenn er

nicht weggeht, den Sternlieferanten, mit dem ich im Geheim zu reden habe, hier empfangen? Er allein kann mir helfen, und bey den mächtigen Freunden, die er hat, brauche ich mich nicht zu fürchten, wenn auch alle Bartscherer in der Welt mit ihren Gesellen und Jungen sich gegen mich verschworen hätten. Vor allen Dingen aber muß ich meinen Mann von hier wegzubringen suchen, und sollte es mich sogar einige gute Worte kosten.

Mit dem sanftesten Ton sprach also die eben so falsche als listige Schlange zu Dalhuk: Lieber Mann, du bist gewiß müde, und ich fürchte, du wirst krank, wenn du nicht zu Bette gehst. Ich bitte dich lege dich nieder. Ich will inzwischen das wenige Obst, das du heute gesammelt hast, in Ordnung bringen.

Für wen, erwiederte Dalhuk, willst du noch Obst feil haben? Hast du nicht alle deine Kunden vertrieben?

Ich habe Nichts an ihnen verloren, antwortete sie. Meine jetzigen Abnehmer sind

Fremde, die mich zehnmahl besser bezahlen, als die vorigen. Mit diesen Worten zeigte sie ihm fünf oder sechs Zechinen und einige kleine Münze. Hier, guter Dalhuk, sprach sie, wenn du etwa Geld brauchst, ist der Gewinn von meinem neuen Handel. Ich habe das Haus mit allem Nothigen versorgt, und spare den Ueberschuß ausdrücklich für dich auf.

Dalhuk wunderte sich nicht wenig über die plötzliche Freygebigkeit seiner Frau. Bisher hatte sie immer geklagt, Alles, was sie einnehme, sey längst zuvor ausgegeben, und jetzt wollte sie ihm sogar ohne sein Verlangen Theil an ihrem Gewinn nehmen lassen. Aber er kannte ihre Absicht zu gut, um das Geld anzunehmen.

Was soll ich jetzt mit dem Geld machen? sprach er. Ich habe einen ordentlichen Abscheu gegen das heillose Metall, das nebst vielen andern Sünden auch die Weiber verleitet, ihre Männer zu betrügen.

Ohne sich zu rühren, blieb er auf seinem

Platz, und sah ihr zu, wie sie, indem sie sich zu weinen zwang, das Obst zurecht legte, das ihr der Gärtner gestern gebracht hatte.

Gehst du immer noch nicht zu Bette? fing sie endlich wieder an. Es ist kein Wunder, wenn du es nachher den ganzen Tag hüten mußt.

Laß dir nicht bange seyn, war seine Antwort. Ich brauche den Schlaf so wenig, als deine Zechinen.

Aber, erwiederte sie, wenn du weder schläfst, noch dich mit etwas beschäftigst, so muß dir nothwendig die Zeit lang werden. Wie wäre es also, wenn du mir aus einem der Gärten in der Stadt noch etwas Obst holtest, um unsern Vorrath zu ergänzen? Ich habe einen Kunden, dem ich um unsers Vortheils willen durchaus keine Ursache zu klagen geben darf. Er will zwar, daß der Handel zwischen mir und ihm ein Geheimniß bleibe. Allein wenn du mir die Gefälligkeit, um die ich dich bitte, nicht abschlägst, so will ich dir, sobald

du wieder da bist, im Vertrauen sagen, wer er ist.

Behalte nur, erwiederte Dalhuk, deine Geheimniße für dich. Ich bin auf dem Wege, mehr zu erfahren, als du mir vermuthlich jemahls zu entdecken Lust hast.

Hätte dich doch der Henker gehohlt, ehe der Teufel dich herführte! murmelte Narilha zwischen den Zähnen. Da du, sprach sie laut, mir den Gang nicht sparen willst, so muß ich nur selbst den Korb nehmen, und Früchte einkaufen.

Du wirst so gut seyn, und mich nicht verlassen, sprach der Mann. Ich erwarte im Augenblick Gesellschaft, bey der du nicht fehlen darfst.

Es ist nicht anders, sprach Narilha bey sich selbst, der Satan von einem Mann hat mein Geheimniß entdeckt, und will jetzt den Armenier abwarten. Könnte ich diesen doch nur heimlich von dem benachrichtigen, was vergegangen ist! Doch der Mann hat ja un-

sichtbare Hände genug in seinem Dienst, und wird also wenn er kommt mir den zudringlichen Auflaurer, der mich todtärgern will, bald vom Hals geschafft haben. Hoffentlich wirft er ihn wenigstens zum Fenster hinaus. Aber ich möchte rasend werden, daß ich ihm nicht einstweilen die Augen auskratzen, den Bart ausraufen, und den Hals umdrehen kann.

Während Narilha voll Unmuth und Sehnsucht auf den Armenier wartete, hatte dieser sich mit Badur in den Garten seines Stiefbruders begeben, um ihn, wie er sagte, seine Reise zu den Sternen antreten zu lassen. Das Erste, was du jetzt zu thun hast, sprach er, als sie ankamen, ist, daß du dich in dem Euphrat badest. Das Wasser wirst du zwar ziemlich kalt finden. Allein für ein Mädchen, wie deine künftige Braut, muß der Liebhaber Hizze und Frost, Sturm und Regen ertragen. Er muß sich, wenn es ihr Freude macht, mit Zangen zwicken, er muß auf Erbsen gehen, auf Nahnadeln sitzen, und auf Dornen lie:

gen. Erfrieren wirst du schwerlich, und geschieht es auch, so hat es Nichts zu bedeuten. In der Sternenwohnung, wohin ich, sobald du verschieden bist, deinen Leichnam bringen werde, wirst du im Augenblick wieder lebendig.

Nicht ohne großes Widerstreben stieg Badur in den Fluß, und kaum empfand er die Kälte ein wenig, als er wieder heraussprang. Vergebens wollte ihn der Armenier zurücktreiben. Meine Mutter, sprach er, ließ mich nie im kalten Wasser baden. Laß also den Fluß vor allen Dingen hübsch warm machen, und ich will mich wieder hineinsetzen, und mich baden, so lange du es haben willst.

Du bist ein Narr, versetzte der Armenier. Wo soll ich Holz nehmen, um diese Menge Wasser zu kochen? Und obendrein kann deine Braut, die selbst ein wenig kalter Natur ist, die Leute nicht ausstehen, die sich im warmen Wasser baden.

Da er endlich sah, daß Badur schlech-

terdings seinen Abscheu gegen das frostige Bad nicht überwinden wollte, so sprach er: Nun, wenn du durchaus keine Lust hast, deiner Braut zu Gefallen ein wenig mit den Zähnen zu klappen, so will ich dich auch nicht dazu nöthigen. Die Schleuderer, die dich nach dem Ort deiner Bestimmung bringen sollen, sind bereit, und in wenigen Augenblicken wirst du statt ein armseliger Töpfersjunge auf der Erde, einer der angesehensten Einwohner am Firmament, und der Mann des größten, schönsten und funkelndsten Sterns seyn.

Aber, sprach Badur in einem ziemlich kläglichen Ton, darf ich nicht erst Abschied von meiner Mutter nehmen? Ich habe ohnehin den Schlüssel zu unserem Hühner- und Gänsestall noch in der Tasche, den ich ihr nothwendig geben muß.

Es ist, versetzte der Armenier, nicht der Brauch, daß man Abschied nimmt, wenn man bey lebendigem Leib unter die Sterne versetzt wird, und was deine Gänse betrifft, so laß

dich durch sie keinen Augenblik von deiner Himmelsreise abhalten. Den Schlüssel zu ihrem Stall will ich deiner Mutter getreulich überliefern.

Der Armenier nahm jetzt sein Rohr an den Mund, und auf den ersten Laut, den er durch dasselbe von sich gab, erschienen sechs Mohren von auserlesener Größe und von einer Schwärze, um die sie ohne Zweifel von dem schwarzen Fürsten der Hölle selbst beneidet wurden. Vier von ihnen breiteten ein großes Tuch aus, das jeder an einer Ecke faßte. Die beyden übrigen näherten sich dem zitternden Sternenbräutigam, und nachdem sie die Kniee dreymahl vor ihm gebeugt hatten, warfen sie ihn auf das Tuch, das von ihren Kameraden gehalten wurde. Kaum sahen diese die angenehme Last in ihrer Gewalt, als sie dem Tuch den gehörigen Schwung zu geben anfingen.

Glückliche Reise, du auserwählter Liebling der Sterne! grüße von meinetwegen Al-

les was funkelt und Stern heißt, den Scorpion und den Steinbock nicht ausgenommen, und vergiß auch nicht, im Vorbeyfliegen der Sonne und dem Mond deinen Respect zu bezeugen! rief ihm in diesem wichtigen Augenblick der Armenier zu. Allein es schien nicht, daß der gute Luftreisende, der sein Mißfallen an dieser Art in den Himmel befördert zu werden, durch ein Zetergeschrey an den Tag legte, sobald an den Ort seiner Bestimmung gelangen sollte. So oft man ihn in die Luft fliegen sah, so oft fiel er wieder von seiner Höhe auf das Tuch zurück, und endlich beschwur er den Armenier so lange, ihn mit der Fortsetzung seiner Reise zu verschonen, bis dieser den Mohren ihr Geschäft einzustellen befahl.

Der arme Badur war von seinem Schweben zwischen Himmel und Erde halbtodt, und mußte sich noch obendrein von dem Armenier die bittersten Vorwürfe machen lassen. Bist du nicht ein Tropf? sprach dieser. Was wird

deine Braut sagen, daß du auf dem halben Wege zu ihr wieder umkehrst? Alle Zubereitungen zu deiner Hochzeit sind gemacht. Die Gäste sind geladen, die Hühner kochen im Topf, die Gänse und Hammelskeulen stecken am Spieße, und das Schaf von einem Bräutigam sitzt hier auf der Erde und winselt, weil er sich auf der Reise die Rippen ein wenig zerstaucht hat. Glaubst du, man könne ohne irgend eine Beschwerde den weiten Weg bis zu den Sternen zurücklegen? Es wird viel seyn, wenn dich deine Braut, der Morgenstern, nicht beym Kadi verklagt, weil du dein Eheversprechen nicht erfüllst. Ich hoffe aber, du wirst morgen beherzter seyn, als heute. Oder wenn du dich ja an diese Art zu reisen nicht gewöhnen willst, so kannst du es meinetwegen auf eine andere Art versuchen. Es giebt Stiere, die einen Mann auf die Hörner nehmen, und ihn in gerader Richtung nach den Sternen schleudern. Oder willst du dich in eine Kanone laden lassen, die man so gut richten

kann, daß du das Ziel deiner Reise schwerlich verfehlst! Für jetzt kannst du bey den Mohren einige Stunden ausruhen und dann gehe nach Hause zu deiner Mutter. Ich will einstweilen deine Braut zu besänftigen trachten, und morgen wollen wir überlegen, auf welchem Wege du in ihre Arme zu führen bist.

Die Obsthändlerinn war, wie wir wissen, höchst aufgebracht über ihren Mann, der ihr gar nicht von der Seite wich, und ihr dadurch alle Hoffnung benahm, mit dem Armenier, wenn er käme, allein zu sprechen. Plötzlich hörte man ein starkes Klopfen an der Thür. O Himmel, rief sie, der Armenier kommt! und eilte ihm entgegen. Aber Dalhuk drängte sie zurück, und öffnete die Thür.

Der Mann, der jetzt hereintrat, trug zwar ein eben so langes Gewand, als der Armenier. Aber dieses Gewand war der Faragi des Kadi, der den Heirathskontract des jungen Dalhuk mit der Tochter des Barbiers

ausgesetzt hatte. Ihm folgte Kassanak, nebst einigen Gerichtsdienern.

Ich höre, mein Freund, sprach er beym Eintritt zu Dalhuk, daß du gesonnen bist, deine Frau zu verstoßen, und bin gekommen, zu vernehmen, was du über sie zu klagen hast. Du weißt, zu einem Schritte, wie dieser, werden wichtige Ursachen erfordert, und da die Frauen im Streit mit ihren Männern fast immer Recht haben: so bedenke wohl, was du thust.

Gestrenger Herr, erwiederte der Töpfer, ich heirathete, wie jeder ehrliche Mann, in der besten Absicht von der Welt, und fand mich, wie die meisten ehrlichen Männer, in meiner Hoffnung aufs ärgste getäuscht. Ich versprach mir in meiner Frau eine angenehme Gesellschafterinn, eine gewissenhafte Vorsteherinn meines Hauswesens, und eine emsige Gehülfinn in meinem Handel. Aber lieber Himmel! Die angenehme Gesellschafterinn schien die Zunge, mit welcher sie mich unter-

halten sollte, bloß zum Schelten bekommen zu haben; die gute Hauswirthinn war es bloß für ihren eigenen Vortheil, und was die Hülfe, der ich mich in meinem Handel von ihr zu erfreuen hatte, betrifft: so bestand sie einzig und allein darin, daß sie mir die Verlegenheit ersparte, in welche sich ein Kaufmann zuweilen gesetzt sieht, wenn er mehr Geld hat, als er in seinem Handel umtreiben kann. Gegen meinen Sohn suchte sie sich des Nahmens einer Stiefmutter vollkommen würdig zu machen, und legte ihr Haupt nicht sanft, bis er nackt und bloß aus dem Hause vertrieben war. Endlich setzte sie ihren Verdiensten dadurch die Krone auf, daß sie um eines Fremdlings willen, den Niemand kennt, und der wie vom Himmel gefallen ist, gegen meine alten Kundleute und selbst gegen den Hoflieferanten des K... [illegible]en sich wie eine Besessene betrug, und es glücklich dahin brachte, daß jetzt kein Mensch mehr auch nur eine Pflaume von ihr kaufen mag.

In der That, unterbrach ihn Narilha, du einfältiger Tropf hast, was das Fallen vom Himmel betrifft, die Wahrheit errathen. Aber der vom Himmel Gefallene weiß auch wieder hinauf zu kommen, und dich und Alle deines Gelichters wenn nicht in die Hölle, doch an den Galgen zu befördern. Ihr bringt mich aufs Aeußerste, und darum mögt ihr auch wissen, ich werde euch Allen, die ihr hier seyd, bey ihm auf eine Art das Wort reden, daß ihr euer Betragen gegen mich so lange ihr lebt bereuen sollt. Kurz, verlaßt euch darauf, der Mann wird euch lehren, wer er ist, und wer ich bin.

Was sagst du, Herr Richter, zu der Frau, die eine solche Sprache führt? sprach Dalhuk.

Das arme Weib ist förmlich verrückt, antwortete der Kadi, und aus diesem Grunde kann man ihr ihre frevelhaften Reden nicht zurechnen. Er setzte sich, und fing an, das Vorgefallene niederzuschreiben. Narilha be-

merkte es, und brach in die größte Wuth aus. Geht man so für Nichts und wieder Nichts, bloß um eines Mannes willen, mit einem Weib um? rief sie. Darf man alle Ehrerbietung gegen die Generalobsthändlerinn der Sterne aus den Augen setzen, sobald es nur einem verworfenen Lemonadier und Topfdreher einfällt, ihr Uebels nachzureden? O wäre doch nur der mächtige Oberlieferant des Firmaments, oder gar mein Sohn hier, der sich diese Nacht mit dem Morgenstern verheirathet hat! Dieser meiner erlauchten Schwiegertochter will ich es klagen, daß ihr mir nicht anders begegnetet, als wenn ich nur ein Kesselflickers Weib und sie ein Gänsemädchen wäre, und ihr könnt euch darauf verlassen, sie wird euch zeigen, daß ein Stern nicht viel mit sich scherzen läßt.

Brauchst du noch mehr zu hören, sprach Dalhul zu dem Kadi, um dich zu überzeugen, wie gerecht meine Klage ist?

Du hast so viel Recht, als jemahls ein

Mann gehabt hat, der seines Weibs los seyn wollte, erwiederte der Kadi, und setzte sein Protokoll fort.

Wohlan, großmächtige Frau Oberhofobstlieferantinn des Firmaments, die den hellglänzenden und weltberühmten Morgenstern ihre Schwiegertochter nennt, ich verstoße dich einmahl, zweymahl, dreymahl, oder vielmehr, Dalhuk, der schlechte Topfer, erkennt sich unwürdig, der Mann einer Frau zu seyn, die mit dem Firmament Handel treibt, und alle Sterne erster und letzter Größe zu Vettern und Basen hat.

Der Kadi hatte inzwischen die Scheidungsurkunde ausgefertigt. Dalhuk unterzeichnete sie und händigte sie der Verstoßenen ein, von welcher das arme Papier auf der Stelle in Stücke zerrissen wurde.

Ich weiß wohl, wessen man sich von einem Weib in deinem Zustand zu versehen hat, und sorgte also zum voraus für eine zweyte Urkunde sprach der Kadi, als er sah, welch

eine schnöde Behandlung die erste erfahren hatte. Aber Narilha wandte sich, ohne ihm zu antworten, gegen ihren Mann und sprach: Laß dir danken, guter Freund, daß du mich selbst von der Unehre befreyst, deine Frau zu seyn. Aber bilde dir nur nicht ein, daß ich meinen Brautschatz zurücklasse. Ich habe nicht weniger als zweyhundert Zechinen zu fordern, und wenn du diese nicht im Augenblick herbeyschaffst, so lege ich Beschlag auf dein Haus und deinen Garten.

Nicht zehn Zechinen, vielweniger zweyhundert kannst du mit Recht fordern, erwiederte Dalhuk, aber du sollst haben was dir nicht gebührt, sobald du mir Rechnung von dem Obst ablegst, das du seit drey Tagen an den Fremden verkauft hast.

Eine Rechnung willst du? Hier hast du sie! versetzte Narilha, und warf ihm die sechs Zechinen und die kleine Münze an den Kopf.

Jetzt nahm Kassanak das Wort. Es ist Zeit, sprach er zu Narilha, daß man dir die

Larve ganz abzieht. Nicht diese Kleinigkeit, hundert und vierzig Zechinen hast du eingenommen. Niemand kann die Sache besser wissen, als ich, weil ich es bin, von dem der Armenier das Geld geborgt hat, und wenn du etwa daran zweifelst, so siehe hier seinen Mantel und seine Mütze, die er mir zum Pfande gab.

Marilha verstummte, als sie auf diese Weise sich verrathen sah, und noch größer wurde ihre Bestürzung, als Badur hereintrat, und seine verunglückte Brautfahrt nach dem Firmament erzählte. Der Henker, sprach er, hohle alle Sterne und ihre Kuppler! Lieber will ich des Teufels Großmutter, als den schönsten von ihnen heirathen. Man hat mich wie einen Fangball behandelt, und nicht wie einen Bräutigam.

Was ist dir geschehen, mein Freund? sprach der Kadi. Ich will dir Recht schaffen, wenn du Recht hast.

Wenn du mir Recht verschaffen willst,

gestrenger Herr, antwortete Badur, so mußt du einem Stern um den andern hundert Streiche auf die Fußsohlen geben lassen. Einer von diesen funkelnden Irrwischen stellte sich verliebt in mich, und ich schickte ihm einen Blumenstrauß und mein Bildniß in einem Kübel voll Wasser. Heute sollte ich endlich zur Hochzeit reisen. Es kamen sechs Kerl, jeder so groß wie ein Riese, und zwanzigmahl schwärzer als eine Rabe, die mich auf ein großes Tuch warfen, und in die Höhe schleuderten. Ich sollte zu den Sternen hinauf kommen. Aber ich fiel immer wieder herab, und jetzt ist an meinem ganzen Leibe kein Plätzchen so groß als der Dintenfleck, gestrenger Herr Kadi, an deinem Aermel, das mich nicht abscheulich schmerzte. Ist es aber, sprich selbst, ist es Recht, daß eine Braut, sie sey nun ein Stern oder keiner, ihren Bräutigam solchen ungeschickten und ungläubigen pechschwarzen Tölpeln anvertraut? Und obendrein will die Jungfer, wie der Armenier

sagt, mich noch bey dir verklagen. Aber ich hoffe, ein so alter und kluger Mann, wie du, wird sich von ihrem Glanz die Augen nicht verblenden lassen, und ihr den Kopf ernstlich zurecht setzen.

Mein Sohn, sprach der Kadi, es wäre nöthig, daß man dir mit dem deinigen diesen Liebesdienst erzeigte. Aber ich fürchte, er ist gar zu sehr verdreht, als daß man sich von der besten Kur einen glücklichen Erfolg versprechen könnte. Er befahl jetzt, der Obsthändlerinn siebzig Zechinen für ihren Brautschatz auszuzahlen, indem er ihr sagte, so viel und nicht mehr gebühre ihr.

Aber man wird mir doch, antwortete sie, nicht wehren, meine Sachen mitzunehmen?

Was dein ist, muß allerdings dein bleiben, erwiederte der Kadi. Aber du wirst es dir gefallen lassen, daß Dalhuk und ein Paar Gerichtsdiener dich begleiten, wenn du die Sachen hinwegnimmst.

Naritha sah nun wohl, daß sie die Hoff=

nung, sich ihres Schatzes zu bemächtigen, und ihn heimlich aus dem Hause zu schaffen, würde aufgeben müssen, und beschloß daher, daß auch Dalhuk ihn nicht haben sollte. Ohne also mehr als verstohlen nach dem Ort hinzuschielen, wo sie ihn verborgen hatte, raffte sie ihre Sachen zusammen, und sprach, als sie fertig war, zum Kadi: Gestrenger Herr Richter, als ich noch die Frau dieses Mannes war, schickte es sich nicht, daß ich ihn verrieth. Aber jetzt, da er mich verstoßen hat, bin ich Gewissenshalber und aus Pflicht gegen den Beherrscher der Gläubigen verbunden, dir zu entdecken, daß er einen Schatz in einem alten eisernen Topf gefunden hat. Wem gehört dieser Fund, als dem Kalifen? Der Topf steht noch am nähmlichen Ort, wo er vergraben war, und wenn du von mir dich hinführen laßen willst, so kannst du ihn gleich wegtragen lassen.

Ich weiß längst von diesem Schatz, antwortete der Kadi. Er besteht in dem Gelde,

das du, Frau Marilha, von deinem Handel heimlich bey Seite legtest, und dein Mann, dem er von Rechtswegen gehört, wird sich also bey dir zu bedanken haben, daß du ihm durch deine Anzeige die Mühe ersparteſt, nach deinem Weggehen den Topf erst lange im Hause zu suchen.

Laß ihr das Geld, gestrenger Herr, sprach Dalhuk zum Kadi. Ich fürchte, ich möchte kein Glück damit haben, und mit dem Drachen, der ihn hütete, mag also zugleich auch der Schatz aus meinem Hause wandern.

Nichts konnte für Marilha erwünschter seyn, als diese Großmuth ihres gewesenen Mannes, und sie verließ also mit ihrem geliebten Topf im Arm, und mit ihrem eben so geliebten Sohn an der Seite, vollkommen getröstet, das Haus. Der letzte, ob er gleich seine Braut täglich vor Augen sah, wurde doch nie des Glücks theilhaftig, sich ihr so weit zu nähern, als jeder erhrliche Mann sich der Schöne nähern muß, die er heirathen will,

und er blieb also, da jedes irdische Mädchen sich vor der Eifersucht des mächtigen Lucifers fürchtete, sein ganzes Leben hindurch mit nicht geringem Unmuth der Sternbräutigam.

14.

Die Tochter, wie sie seyn soll.

Ein Roman, wie er nicht seyn soll.

Ein Paar, das sich so zärtlich liebte, als Karl und Julie, gab es nicht in der ganzen Residenz, und vielleicht kaum in der Welt. Es sind unzählige Bücher von den Verfolgungen und Unglücksfällen geschrieben, welche die Liebe, und gerade die zärtlichste am meisten, zu erfahren hat. Aber bey Karl und Julie war sie ein Tag ohne Nacht, ein Himmel ohne Wolken, ein Meer ohne Sturm. Beyde hatten Vater und Mutter, und die Väter und Mütter lächelten nur, wenn sich die Liebenden von ihnen in einer Umarmung überraschen

ließen. Ihrer Heirath stand zwar vor der Hand noch ein sehr wesentliches Hinderniß entgegen. Aber dieses Hinderniß war so wenig unüberwindlich, daß man sogar das Jahr mit Genauigkeit angeben konnte, in welchem es aus dem Wege geräumt seyn würde. Selbst die Stadt, welche sich sonst so gern zum grossen Kummer der Liebenden in die Liebeshändel mischt, schien von diesem glücklichen Pärchen gar keine Kunde zu nehmen. Keine einzige Base verleumdete sie, und die ältesten Jungfern wußten wenigstens vor der Hand ihnen noch kein Unglück zu prophezeyen. Mit einem Wort, um den Glauben der Leser und Leserinnen nicht länger auf die Probe zu stellen, diese Liebenden ohne Leiden waren ein Paar Kinder.

Man weiß, daß die Liebe, wenn sie ihren Nahmen verdienen will, sich zanken muß, und auch Julie und Karl bestanden täglich diese Liebesprobe. Wenn sie beyde sich im Spiegel betrachteten, behauptete Julie, Karl

sey schöner, als sie, und über dieses Lob entrüstete sich der Knabe jedesmahl. Dummes Mädchen! pflegte er zu sagen, wie kann ich schöner seyn, als du, da ich ein Knabe bin? Julie wollte oft, Karl sollte mit ihrer Puppe spielen. Aber so bereit er sonst war, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, so ließ er sich doch durch kein Bitten bewegen, das Schooßkind aus Lumpen auch nur so lange zu halten, bis Julie ihm sein Lager in der Wiege bereitet hatte. Ueberhaupt, trotz seiner Liebe zu Julien, sträubte er sich gegen Alles, was ihn einem Mädchen ähnlich machte. Er kannte keinen größern Schimpf, als diesen, und wollte er einmahl dem Hofmeister nicht gehorchen, so drohte ihm dieser nur, ihm eine Haube aufzusetzen, und er war sogleich willig, durchs Feuer zu laufen.

Wenn aber Karl Juliens Spiele verachtete, so liebte Julie die seinigen desto mehr. Sie half ihm die Schlachten ordnen, die er seine aus dem im Krieg eine so unselige Rolle

spielenden Metall gegossenen Soldaten liefern ließ, und vergoß nicht wenig Thränen, wenn die bleyernen Helden im Treffen und außer dem Treffen Arme und Beine verloren, und ganze Regimenter verstümmelt auf dem Schachbret, welches zum Schlachtfelde diente, umherlagen. Sie flog mit, wenn er papierne Drachen fliegen ließ, und warf den Ball so fertig und behend als er.

Am innigsten verband beyde Kinder der Unterricht, den sie beynahe durchaus gemeinschaftlich empfingen. Der Minister, Juliens Vater, hatte den Grundsatz, ein Mädchen müsse mit einem Knaben, und ein Knabe mit einem Mädchen erzogen werden, und vereinigte sich mit Karls Vater, seinem vertrauten Freunde, der als Kammerherr dem Fürsten diente, an ihren beyden Kindern die Güte seines Systems zu bewähren. Ein Mädchen, sprach der Minister, ist nicht zu gelehrt, wenn sie so viel weiß, als ein Knabe, der die hohe Schule bezieht, und Julie mag also immer

auch ein wenig Latein, und sogar Griechisch lernen. Man lehre sie als Kind Verse machen, damit sie desto gewißer als Jungfrau und als Weib keine macht. Und nimmt je der heulende Teufel der Reimsucht Besitz von ihr, so weiß sie wenigstens, was manche Reimerinnen, und selbst manche Reimer nicht wissen, was ein Vers ist. Doch, setzte er hinzu, ich fürchte Nichts. Wenn man will, daß Jemand eine Kunst nicht lernen soll, so darf man sie ihm nur aufdringen, sagt unser alter Rector, und der Mann gilt von Rechtswegen für ein Orakel in Allem, was zu seinem Fache gehört.

Karl und Julie mußten übrigens neben dem häuslichen Unterricht des Hofmeisters zugleich regelmäßig die öffentliche Schule besuchen. Wer keine Schule besucht, pflegte der Minister zu sagen, ist weder erzogen noch unterrichtet. Die Schule ist die kleine Welt, aus der man in die große treten muß, und die Pflanze, die in freyer Luft gedeihen soll,

darf nicht im Treibhause gezogen seyn. Die Schulen der Residenz, sowohl für Mädchen als Knaben, hatten aber, wenn sie gleich keineswegs hinter dem Geist der Zeit zurückblieben, keine der gewaltsamen Umwälzungen erlitten, die in unsern Tagen so vielen Lärm machten, und noch mehr Unheil anrichteten. Alle Neuerungen, die einen revolutionären Geist verriethen, und irgend eine bestehende Einrichtung mit Gewalt niederzureißen drohten, waren dem Minister, unter dessen unmittelbarer Aufsicht die niedrigern und die höhern Lehranstalten standen, ein Greuel, und wehe dem Projectmacher, der mit irgend einem Verbesserungsplan hervorzutreten wagte! Alles Gute, war sein ewiger Wahlspruch, geschieht langsam und unvermerkt, und ein Bau, der über Nacht aus der Erde hervorsteigt, hat entweder den Teufel zum Baumeister, oder er fällt eben so schnell wieder zusammen, als er entstanden ist. Am unversöhnlichsten aber haßte er das Methodenwesen,

der Erfinder mochte einen Nahmen haben, welchen er wollte. Ins Tollhaus mit dem Narren, statt in die Schule, sprach er, die alle Köpfe nach dem ihrigen modeln wollen, und statt Lehrer der Kinder zu seyn, der Kinder Spott sind! Das beste Abcbuch ist längst erfunden, und es giebt keine größere Satyre auf das ganze menschliche Geschlecht, als wenn dieser oder jener Tropf, der sich entweder einen Nahmen machen will, oder weil er beym Schuhflicken oder bey der Krämerey verdorben ist, Kinder-Erziehung und Unterricht als einen Nothanker ergreift, allen vernünftigen Leuten ins Gesicht behauptet: Ihr Einfaltspinsel wußtet bisher nicht einmahl, wie man einen Knaben das Abc lehren muß. Weg also mit den Marktschreyern, die statt der Mäuse des fabelhaften Bergs mit dem tollsten Rumor Fibeln und Rechentafeln zur Welt gebären, und gern einen Berg über Jeden herstürzen möchten, der gesunde Vernunft und Menschenliebe genug besitzt, um der Narr-

heit, so lange sie bloße Narrheit bleibt, Spott, und wenn sie, ihrer unheilstiftenden Natur getreu, gefährlich zu werden droht, ernstlichen Widerstand entgegen zu setzen!

Karl und Julie spielten, lernten und liebten also, ach! und plötzlich waren die goldenen Jahre der Kindheit vorüber geschwunden. Längst hatten sie selten, selbst in den Stunden der Erhohlung, Gelegenheit, sich allein zu sehen, und bereits sprach man von Karls Abreise nach der hohen Schule. Aus den liebenden Kindern waren ein Paar Verliebte geworden, und beynahe in dem Augenblick, in welchem das süßeste aller Gefühle bey ihnen zum Bewußtseyn erwachte, sollten sie einander entbehren lernen.

Es kam zuletzt so weit, daß der arme Karl kaum in zwey drey Tagen einmahl das Haus des Ministers besuchen konnte. Aber desto öfter ging er in diesen traurigen Tagen an dem Hause vorüber, und — welch ein wunderbarer Zufall! — es traf sich immer,

daß Julie in dem nähmlichen Augenblick sich am Fenster befand. Aber seit einigen Tagen kam zwar Julie beynahe gar nicht vom Fenster hinweg; und wenn auch ein Karl sich auf der Straße sehen ließ, so war es nicht der, den sie sehen wollte. Sollte er, dachte sie endlich, als ihre Augen ihn immer vergebens suchten, gar abgereiset seyn, ohne mich noch einmahl zu besuchen, ohne mir ein Lebewohl zu sagen? Welch ein Gedanke! Karl, mein Karl, sollte sich von seiner Julie wie von einem ihm fremden Wesen trennen? Er sollte sie nicht über seine Entfernung trösten? Er sollte ihr nicht ewige Liebe schwören, und sich eine noch ewigere von ihr schwören lassen? Unmöglich, und abermahl unmöglich!

Was dem guten Mädchen unmöglich schien, war leider in der That geschehen. An einem Morgen, noch ehe der Tag anbrach, wurde Karl von seinem Vater aus dem süßesten Schlummer geweckt. Mache dich, sprach er, zur Abreise nach der hohen Schule fertig.

Deine Sachen sind gepackt, und die Postpferde stehen vor der Thür. Du hast nicht länger als eine halbe Stunde Zeit.

Aber, liebster Papa, erwiederte Karl in der höchsten Bestürzung, soll ich nicht beym Minister Abschied nehmen, und Julie . . .

Siehst du nicht, daß es noch stockfinstere Nacht ist? antwortete der Kammerherr. Willst du den Minister aus dem Schlafe wecken, um dich von ihm zu beurlauben? Ich bin dir Bürge dafür, er schenkt dir die Höflichkeit recht gern, und was Julie betrifft, so brauchen Kinder wie du und sie keine Ceremonien gegen einander zu beobachten. Die Zeit, da ihr beyde zusammen lerntet, ist vorüber, und jetzt geht ihr einander weiter Nichts mehr an.

Karl war der Meinung, der Papa habe höchst Unrecht, und gerade jetzt gingen er und Julie einander recht viel an. Allein was half es, daß er die väterliche Klugheit eines Irrthums zeihen konnte? Er mußte in den Wagen steigen, und zu seinem großen Ver-

druß weigerten sich nicht einmahl die Postpferde, einen Verliebten von dannen zu ziehen, den man von seinem Mädchen nicht hatte Abschied nehmen lassen.

Kaum wußten Karl und Julie, daß sie sich liebten, als es ihre beyden Väter noch viel besser wußten, und ach! dieses Wissen hatte gar nicht die Folgen, die es nach der Meinung der Liebenden von Rechtswegen hätte haben sollen. Zwar verbot man weder Karln noch Julien, einander zu sehen. Allein wenn er im Begriff war, zu ihr zu gehen, so kam eine Einladung von Papa, mit ihm spazieren zu fahren, oder zu reiten, oder eine befehlende Erlaubniß, in Gesellschaft des Hofmeisters statt Juliens eine Hyäne, oder eine neuangekommene Seiltänzer-Gesellschaft zu sehen. Und wie ging es Julien? Trat endlich einmahl der Wochen lang erwartete Karl ins Haus: so hatte Papa immer ein Geschäft auf seinem Zimmer für sie, oder eine kranke Tante hatte geschickt, und sich ihren Besuch

erbeten, oder der Papa sprach selbst so viel mit Karln, daß sie mit ihm gar kein Wort sprechen, und er sie kaum ansehen konnte. Kurz, ein Paar böse Feen, oder ein Paar Zauberer hätten ihrer Liebe nicht mehr Hinderniße in den Weg legen können, als diese beyden Väter, die, wie es schien, gar Nichts darnach fragten, wenn sie wirklich von ihren Kindern mit den Unholden der Mährchenwelt in eine Klasse gesetzt wurden.

Der Minister wenigstens war in der That ein Mann, von dessen Character sich ein liebendes Paar auf alle Fälle nicht den mindesten Trost versprechen konnte. Die Liebe war in seinen Augen ein Uebel, von welchem zwar die meisten Menschen vermöge der Schwäche ihrer Natur befallen würden, das man aber, gerade weil es ein Uebel sey, nicht hegen, sondern heilen müsse. Er nannte sie ferner einen Rausch, den man, und zwar zu seinem Glück, meistens schon in der Hochzeitnacht ausschlafe, und Nichts war ihm lächerlicher,

als wenn man sie zur Bedingung einer Heirath machte. Ihr Thoren, sprach er, wie lange bleibt ihr denn verliebt? Jahr und Tag meinetwegen, wenns hoch kommt! Und wie lange verheirathet? Eure ganze Lebenszeit! Was liegt also daran, ob ihr von funfzig Jahren, die ihr beysammen lebt, das erste Jahr verliebt seyd, oder nicht? Der Verstand und nicht das Herz muß, wenn ihr heirathet, zu Rathe gezogen werden, und zwar, da junge Leute keinen haben, der väterliche, oder der mütterliche, oder der vormundschaftliche. Ueberhaupt, fuhr er fort, gebührt den Kindern bey ihrer Heirath eben so wenig eine Stimme, als sie eine bey ihrer Taufe hatten. Die Eltern geben dem Sohn ein Weib, der Tochter einen Mann, und erst wenn sie vom Altar kommen, fängt die Rolle der Verheiratheten an. Jetzt mögen sie einander kennen, lieben, achten, lenken, meinetwegen auch beherrschen, was aber die Hauptsache ist — ertragen lernen. Erst in der Ehe erfährt man,

was zur Ehe gehört, und zwey junge Leute, die vor der Heirath einen Jahre langen Roman spielten, beginnen sie eben so unwissend, als ob sie sich im Augenblick der Trauung zum erstenmahl gesehen hätten. Alle Kinder sollten im Ernst wie Fürstenkinder verheirathet werden, statt daß dieses erlauchte Beyspiel des höchsten Standes bis jetzt nur im niedrigsten, im Bauernstande Nachahmung gefunden hat. Wie viel Verdruß wäre den Eltern, wie viel Unglück den Kindern, und wie viel Romanen-Unsinn der Welt erspart! Je mehr Liebe vor der Ehe, desto weniger in der Ehe! Denkt an die Griechen und Römer, die ihr so oft, und immer auf eine verkehrte Weise nachahmt! Spielte jemahls die ungezügelte Leidenschaft, die ihr Liebe nennt, bey ihnen überhaupt, und besonders wenn von einer so ernsten Sache, als eine Heirath ist, die Rede war, eine bedeutende Rolle? Dafür wußten sie aber auch von keinen Werthers-Leiden, von keinem Romeo und Juliens-Tragödien, von keinem ver-

stümmelsten Abälard, und weder von einer alten, noch von einer neuen Heloise. Die Kunst, die Ovid gelehrt hat, war ihnen weniger verderblich, als die, welche eure Romanenschreiber euch lehren, und von welcher die Natur Nichts weiß. Niemand starb vor Liebe, und noch weniger sah man Narren und Närrinnen, die sich vor Liebe aufhenkten, oder vergifteten, oder ins Wasser sprangen. Mit einem Wort, soll es besser in der Welt werden, so erhebt euch mit der ganzen Kraft eurer Seele gegen die verderblichste aller Leidenschaften. Brecht der Liebe den Hals, damit sie nicht euch den Hals bricht, und haßt den Amor als den einzigen Teufel, den ihr zu fürchten habt. Gesteht euch euer Sohn, er sey in dieses oder jenes Mädchen, oder eure Tochter, sie sey in diesen oder jenen jungen Menschen verliebt, so antwortet dem Sohn und der Tochter: Ihr sollt euch nicht heirathen, gerade weil ihr euch liebt. Seyd ihr einmahl verheirathet, und es ereignet sich, daß Mann und Frau sich in

einander verlieben, so ist es eure Sache. Ihr mögt dann sehen, ob ihr trotz der Liebe miteinander leben könnt, oder ob es zur Ehescheidung kommen muß, die in diesem Falle von Rechtswegen durch die Gesetze nicht erschwert werden sollte. Wenigstens will ich mit leichter Mühe beweisen, daß man bequemer in der Ehe lebt, wenn man sich haßt, als wenn man sich liebt.

Was konnten von einem Manne, der auf diese Art von der Liebe urtheilte, sich Karl und Julie für die ihrige versprechen? Er hatte kaum bemerkt, wie es mit ihren Herzen stand, als er seinen Vaterpflichten nach ihrem ganzen Umfang ein Genüge zu leisten, oder vielmehr seine Vaterrechte auszuüben beschloß. Freund, sprach er zum Kammerherrn, ohne Zweifel wissen Sie es bereits so gut als ich, daß Karl und Julie sich in dem närrischen Zustand befinden, in welchem Hans sich einbildet, der liebe Gott habe die Grethe ausdrücklich für ihn, und Grethe, er habe den Hans

ausdrücklich für sie erschaffen. Man sieht blaß aus; man seufzt; man ist zerstreut; man ist ausgelassen lustig; man ist ausgelassen traurig; man schilt die Menschen bald Teufel bald Engel; man hat sogar seine Stunden, in welchen man sterben will; mit einem Wort, ich wette, beyde haben sich schon zehnmahl ewige Liebe geschworen, und Sie, mein Lieber, und ich können es jeden Augenblick bey dem Pärchen dahin bringen, daß wir sogar Schwarz auf Weiß Barbaren, und wie die Ehrentitel der Väter sonst noch heißen, die nicht gleich den Pfarrer hohlen lassen, wenn das Söhnchen oder Töchterchen sein Herzweh bekennt, geschimpft werden. Zwar über die Kinderey, die von den Zärtlichen Seelen-Liebe genannt wird, würde ich meines Orts höchstens lachen. Aber ich fürchte, Karl und Julie machen es wie Alle ihres Gelichters. Weil man sich einmahl liebt, so versteht es sich von selbst, daß man sich auch heirathet, und ich denke, und wahrscheinlich auch Sie, mein Freund, den-

ken, es versteht sich nicht von selbst. Beyde sind noch Kinder, und Ehen mögen im Himmel, aber sie sollen auf Erden nicht in der Wiege geschlossen werden. Vielleicht gebieten es einst Ihnen und mir die Umstände, eine Verbindung zwischen Karl und Julien zu stiften, und in diesem Fall müssen beyde sich heirathen, sie mögen wollen, oder nicht. Es ist aber auch leicht das Gegentheil möglich, oder vielmehr, das Gegentheil ist ungleich wahrscheinlicher, und sollen wir uns in diesem Falle durch eine Thorheit unserer Kinder, die in ihrer Sprache Liebe heißt, die Hände binden lassen? Sie und ich besitzen zu viel Vernunft, und haben zu richtige Begriffe von ächter Freundschaft, als daß Einer von dem Andern ein Opfer fordern sollte, das ihn um den Nahmen eines Mannes von Welt bringen würde. Höchstens ein Paar ehrliche Spießbürger, über die Jeder, der nicht ihres gleichen ist, die Achsel zuckt, nicht aber Leute von unserem Stand und unsern Ansichten können

sich über eine Armseligkeit, wie eine Heirath zwischen ihren Kindern ist, anfeinden und entzweyen. Lassen Sie uns also die jungen Leute vor allen Dingen durch ein Paar Länder von einander scheiden. Ihr Karl soll auf die hohe Schule ziehen, um die weichherzige Julia von der peinlich-hartherzigen Karolina zu vergessen, und was jene Julia, meine Tochter, betrifft: so gebe ich Ihnen mein Wort, ihre Liebe soll weder das Mädchen noch mich zur Verzweiflung bringen.

Der Kammerherr war zwar ungleich weniger Hof- und Weltmann, als der Minister. Aber er verehrte diesen als ein Orakel, und hätte seinem Willen nicht nur die Liebe seines Sohns, sondern selbst seine eigene ohne Widerrede zum Opfer gebracht. Sie haben Recht, mein Freund, sprach er, wir dürfen nicht länger zaudern, in dem gefährlichen Roman der beyden jungen Leute unsere Väter-Rollen zu übernehmen. Mir war von jeher bange, es möchte über kurz oder lang ein Funke aus

Amors Fackel zwischen das Pärchen fallen. Aber ich dachte zugleich: Was hat es zu sagen? Ein Brand dieser Art kann nie um sich greifen, wenn ein Paar Väter, wie Sie und ich, mit Ihren Löscheimern herbey eilen. Ueber Hals und Kopf soll Karl auf die Universität, und verläßt er diese einst, so soll er, wenn ihm die Gedanken an Julie durch kein anderes Mittel aus dem Kopf zu bringen sind, durch die ganze alte und neue Welt reisen.

In dem jetzigen Augenblick waren die Gedanken an Julie dem armen Karl noch so wenig aus dem Kopf gebracht, daß sie vielmehr der einzige Gedanke in demselben war. Sein erstes Geschäft nach seiner Ankunft auf dem Musensitz war ein langer Brief an sie. Ich bin hier, meine Julie, schrieb er, ich bin mitten unter unerträglichen Menschen, die man Studenten, und unter noch unerträglichern, die man Professoren nennt. Ich stecke, Gott sey bey uns! in dem Backofen, in welchem Juristen, Aerzte, Priester und Phi-

losophen und alle möglichen Wisser aus dem gährenden Teig junger Muttersöhnchen gebakken werden. Mit einem Wort, Julie, ich bin auf der hohen Schule. Auf der hohen Schule? Alberne Lüge! Nirgends bin ich mehr, weil ich nicht mehr bey dir bin. Ist es möglich, daß man mich von dir trennen konnte? Ich begreife es nicht. Doch welche närrische Grillen habe ich im Kopf? Wer sagt denn, daß wir getrennt sind? Hier bin ich, hier bist du. Aber ein verdammter Gaukler und Zauberer steht zwischen uns, und hext und hext, daß ich dich das eine Mahl nicht sehe, und ein anderes Mahl nicht höre, und ich wette, dir, armes Mädchen, geht es mit mir nicht besser. O Julie, Julie! Gerechtigkeit und Güte sind gänzlich von den Menschen gewichen. Es giebt Väter, die ihren Kindern die Liebe verbieten, die zur Gluth sprechen: Du sollst nicht brennen! und zum Licht: Du sollst nicht leuchten! Die armen Väter! Wollen sie stärker als der Tod seyn,

der, wie alle Welt weiß, mit Schimpf und Schande besteht, wenn er Herr über die Liebe werden will? Ist also, Julie, deine Liebe, wie meine Liebe: so wünsche ich dir und mir noch zehn Väter, und die Welt soll aufhören, von Helden auf dem Schlachtfeld und von Märterern zu reden, die ihren Glauben auf dem Rost nicht verläugnen. Welten sollen vergebens zwischen dir und mir stehen. Schicken sie mich in die kalte, und dich in die heiße Zone, ein Wunder wird geschehen, um uns wieder zu vereinigen, und nicht nur den Menschen, den Göttern selbst wird es an Muth fehlen, die Bande zu zerbrechen, die, seitdem es liebende Wesen giebt, stets jeder Gewalt getrotzt haben. Hast du aber zu lieben aufgehört, oder vielmehr, weil, wer einmahl liebt, ewig lieben muß, hast du nie geliebt, o dann Julie . . . Doch wie kommt dieser Unsinn aus der Feder deines Karls? Wer liebt mehr als Julie, wer ist treuer als sie? Selbst meine Liebe ist nur ein Schatten gegen die deinige.

Ich dürfte dich hassen, ich dürfte hassend dich tödten, und du würdest mich dennoch lieben. Deine Liebe adelt dein ganzes Geschlecht. Alle Mädchen lieben, weil Julie liebt, und keine ist von diesem Augenblick an mehr ungetreu, weil Julie getreu ist. Schwöre mir, du habest deine Schwüre gebrochen, und ich werde deinen Schwur, laß mich dich in den Armen eines Andern finden, und ich werde meine Augen Lügen strafen. Werde die Gattinn meines ärgsten Feinds, ich werde sagen, Julie ist dennoch die meinige, und sterben soll mein bester Freund, wenn er behauptet, Julie sey treulos, weil sie sich am Altar einem Andern schenkt.

Ein Liebender war nach Geßners Bericht der erste Schiffer, und zuverläßig war ein Liebender auch der erste Briefschreiber. Aber wie oft wird die letzte schöne Erfindung durch den unseligen Umstand vereitelt, daß ein Brief, der ganz deutlich an die Tochter geschrieben und überschrieben ist, sich von dem Vater und von

der Mutter, und überhaupt von jedem Ungeweihten geduldig erbrechen und sogar lesen läßt! Leider entging auch der Brief des guten Karls diesem traurigen und nur zu gewöhnlichen Schicksal nicht. Statt in Juliens Hände fiel er in die Hände des Ministers, und was half dem Verliebten bey diesem die gluthvolle Schilderung seiner Gluth? Wer genau wissen will, welchen Lohn er für seine gewiß aus treuem Herzen geflossenen Ergießungen davon trug, lese folgende Antwort, die der zürnende Papa auf der Stelle an den auf einen Brief von ganz anderer Hand mit der größten Ungeduld harrenden Liebhaber abgehen ließ.

Ihren Brief, junger Herr, an meine Julie habe ich, der Vater des Mädchens, richtig erhalten, und da ich daraus zu meinem innigsten Bedauern ersehe, daß Wohldieselben nichts weniger als bey Sinnen sind: so ermangle ich nicht, Sie mit umgehender Post von diesem Ihrem betrübten, Ihnen der Zeit vermuthlich noch völlig unbekannten Zustand

aus Ihrem eigenen Brief zu benachrichtigen. Es schadet Nichts, wenn Sie über die unerwartete Eröffnung ein wenig erschrecken. Indessen ganz zu verzweifeln, haben Sie nicht gerade Ursache. Man darf sich freylich wohl ein wenig bange seyn lassen, wenn man ein Narr ist. Allein in den goldenen Jahren der Jugend ist beynahe kein Uebel, es sey so hartnäckig, als es wolle, und selbst die Narrheit nicht unheilbar, und was insbesondere Ihre Narrheit, mein junger Herr, betrifft: so wage ich es mit desto größerer Hoffnung, mich selbst zu Ihrem Arzt aufzuwerfen, da Ihr verliebtes Sendschreiben, so toll es sonst ist, weder Verse, noch ein Wort vom todtschießen enthält. Erlauben Sie mir also, Sie zum Voraus mit meinem Heilungsplan bekannt zu machen. Da die Liebe, die in den Romanen wüthet, und ihren Sitz nicht in dem gerührten Herzen, sondern in einem zerrütteten Gehirn hat, eine natürliche Tochter, und also ein Bastard des vermaledeyten Müßiggangs ist:

so sollen Ihre Geschäfte auf der Schule bey-nahe gar kein Ende nehmen. Alle und jede Vorlesungen sollen Sie zum Zuhörer haben. Geschichte und Philosophie, Theologie und Mathematik, die Rechte, die Medicin und die Chirurgie sollen sich miteinander um die Ehre zanken, einen jungen Musensohn den Lockungen des heillosen Knaben zu entreißen, der Alte und Junge mit dem Teufel in die Wette verführet. Die größten Folianten, das Korpus Juris und die Halsgerichtsordnung sollen Sie auswendig lernen, und wenn Sie nicht studieren, so soll Ihr tapferer Arm die Holzaxt und die Holzsäge ergreifen, oder man soll Sie hinter der Drehbank finden. Ein Privatissimum soll Ihnen obendrein über die Moral gelesen werden, damit Sie Vater und Mutter ehren, und die Verführung unerfahre-ner Mädchen zum Ungehorsam gegen den äl-terlichen Willen verabscheuen lernen. Auch die Diät, die bey jeder Kur eine Hauptrolle spielt, wird bey der Ihrigen nicht vernachläßigt wer-

den. Heute wird man Sie Hunger, und morgen Durst leiden lassen. Wasser und Brot ist eine köstliche Nahrung für Liebeskranke, und vielleicht ist eine Rumfordsche Suppe schon eine Leckerey, die man ihnen nur selten, und etwa an Sonn- und Feyertagen gestatten darf. Zu viel Schlaf ist ebenfalls ungesund, und ich denke daher, Sie befolgen in diesem Punct das Beyspiel der Nachtwächter.

Diese Mittel, junger Herr, gegen Ihre Krankheit, sind ganz untrüglich, und ich kann Ihnen also Bürge dafür seyn, daß Sie dereinst die hohe Schule, trotz Ihres jetzigen Wahnsinns, als ein ganz vernünftiger Mensch verlassen werden. Man wird ohne Gefahr mit Ihnen umgehen, und Ihnen sogar ein Amt anvertrauen können, und wenn hundert Mädchen Ihren Augen gefallen, oder mit Ihren Worten, wenn Sie in hundert Mädchen verliebt sind, so werden Sie doch von allen kein einziges zu heirathen verlangen, wenn Ihr würdiger Vater Ihnen seine Einwilligung zu ver-

sagen für gut findet. Merken Sie sich es also ein für allemahl, Julie ist und wird nicht die Ihrige. Es wird kein Wunder geschehen, um eine thörichte Liebe zu begünstigen, und die Bande, die nach Ihrem lächerlichen Wahn selbst durch Göttermacht nicht zerbrochen werden können, sind durch einen schwachen Sterblichen, sind durch mich bereits zerbrochen. Ich habe die zweckmäßigsten Maßregeln ergriffen, daß nie eine Zeile von Ihnen an Julie gelangt, und daß Ihnen nicht einmahl der Schatten des Mädchens eher wieder zu Gesicht kommt, als bis sie die Frau eines Andern, und Mutter von wenigstens drey Kindern ist.

Welch ein Brief für einen jungen Menschen, der voll Liebe und zugleich voll Ehrgefühl war! O rief der Hochbeleidigte, o daß ich diesem Stolzen, der zuerst Minister, und dann ein wenig Mensch, und noch weniger Vater ist, als ein Guckguck, o daß ich diesem aus Schnee zusammen geballten Klügling und Weltling, der, wenn er fühlen soll, fragt,

ob es sich auch schickt, und was die Welt dazu sagen wird, der keine Thräne vergießt, weil keine im Hofcatechismus steht, der sein Haupt gern zu einem versteinernden Medusenhaupt machen möchte, und sich das eigene Herz aus der Brust reißen würde, wenn er nicht fest überzeugt wäre, er habe keins, o daß ich dem Witzling, der keinen Witz hat, als wenn ihn seine Natur zum Spott gegen das Edelste reizt, o daß ich ihm, der es der Sonne nicht verzeiht, daß sie, indem sie leuchtet, zugleich erwärmt, einen Spiegel vorhalten könnte, in welchem er sein Bild mit meinen Augen, und also mit Entsetzen und Abscheu betrachtete! Ist meine Liebe eine Thorheit, ist sie ein Verbrechen? Wehe dem eingebildeten Menschenkenner! Ich will die bitterste Rache an ihm nehmen. Er soll erfahren, daß er mich troß seiner Zuversicht in seine Untrüglichkeit nicht kennt, daß ich kein Knabe bin, den er verachten darf. Er bildet sich ein, ich könne, wie jeder gemeine Tropf, nicht lieben, ohne

zu besitzen, und sey fähig, meine Leidenschaft um jeden Preis zu befriedigen. Kann ich den Uebermüthigen, der die Weisheit selbst zu seyn glaubt, kann ich ihn härter strafen, als wenn ich ihm zeige, daß seine Meinung von mir — ein Wahn ist? Gewiß, er würde es vorziehen, wenn ich ihm auf der Stelle seine Tochter entführte, als daß er sich zu dem beschämenden Geständniß gezwungen sieht, der junge Mensch, den er für einen Thoren und selbst für einen Nichtswürdigen zu erklären kein Bedenken trug, sey keiner unwürdigen Handlung fähig, und die kleinste Pflicht gelte ihm mehr als die höchste Liebe. Zwar kann ich der Liebe so wenig als der Tugend, aber ich kann um der letzten willen der Geliebten entsagen. Der eben so ungerechte als kurzsichtige Tyrann soll noch einen Brief von mir an seine Tochter in die Hände bekommen, und ich will sehen, ob er es zum zweytenmahl wagt, die Achtung gegen mich zu vergessen, die ich, mit stolzem Bewußtseyn fühle ich es, von Jedem

fordern darf, er mag durch Würden, Talente und Verdienste so erhaben seyn, als er will.

Der hochherzige Jüngling schrieb also, um dem Minister zu antworten, folgenden Brief an seine Geliebte.

Dein Vater, liebste Julie! in dessen Augen es überhaupt, wie es scheint, ein Verbrechen ist, ein Herz zu haben, verbietet mir, dich zu lieben, und der erfahrene Mann giebt sich sogar die Mühe, mir die Mittel anzuzeigen, wie ich es angreifen soll, um ihm zu gehorchen. Er ist, wer kennt ihn, und weiß es nicht? ein gar gewaltiger Minister, der mit einem Wink ganze Kanzleyen regiert, und vor dem meinetwegen zuweilen auch das ganze Land zittert. Sagt er zu diesem Rath: Komme hieher! so kommt er, und zu jenem Secretär: Gehe dort hin! so geht er, und vielleicht fällt im ganzen Fürstenthum, das er seinem Herrn regieren hilft, kein Tropfen Dinte ohne seinen Willen aufs Papier. Ich will ferner glauben, daß er der Mann wäre, das

Steetebewegliche und das Viereck des Zirkels zu erfinden. Aber an die Liebe soll sich weder Ministermacht noch Ministerklugheit wagen, wenn sie nicht beyde zu Schanden werden wollen, und so ungnädig also auch Seine Excellenz darüber werden mögen, so werde ich doch selbst in jenem Leben nicht aufhören, Dero liebenswürdige Tochter zu lieben, und zwar bloß aus der einfältigen Ursache, weil ich — nicht anders kann. Aber der Himmel verzeihe es diesem Vater, daß er den Seligen, der eine Julie lieben darf, für einen Räuber hält! Glaubt er nicht, es bedürfe seiner Gewalt und seiner Klugheit, um mich abzuhalten, ein Nichtswürdiger zu seyn? O Julie, was ist die Liebe, als die reinste Tugend, und kann sie also ein Verbrechen begehen? Könnte ich das Band zwischen Vater und Tochter zerreissen? Könnte die fromme Julie die heiligste aller Pflichten vergessen? Dein Vater sey also Herr deines und meines Schicksals! Ist es sein Wille, daß sein Kind ein Opfer seiner

Weltansicht, wie Leute seiner Gattung ihren Stolz und ihre Härte zu nennen pflegen, werde, so erschwere der Liebenden kein Gedanke an den Geliebten den Gehorsam des Kinds. Will es dein Vater nicht, daß wir uns ganz gehören, so will es auch die Liebe, so wollen es auch die Götter nicht. Bedarf ächte Liebe des Besitzes? Nicht einmahl der Gegenliebe bedarf sie. Schenke also deine Hand, schenke, wenn es möglich ist, dein Herz einem Andern, und fürchte nicht, deinen Karl dadurch zu betrüben, oder gar ihn unglücklich zu machen. Lieben und unglücklich seyn, welch ein Widerspruch! Liebe ist Glück, so gewiß sie Tugend ist, und kann dem dieses Glück geraubt werden, der einmahl eine Julie geliebt hat?

Ich lege deines Vaters Brief dir bey. Er wird dich freylich um seinetwillen betrüben. Aber darf es dir verborgen bleiben, welche Meinung er von mir hat, und welche Sprache er kraft dieser Meinung sich gegen mich

erlauben zu dürfen glaubt? Nichts ist mögelicher, als daß mein Brief an sich von einer Spannung zeugte, die Leuten von seinem Character doppelt anstößig ist. Aber wahrlich, lieber fließe Nichts als Thorheit aus meiner Feder, als daß sie mir je zum Werkzeuge schnöden Hohns und ungerechter und unwürdiger Mißhandlung diene. Doch genug. Er ist gestraft durch die bessere Meinung von mir, zu der ich ihn zwinge, und — durch meine Verzeihung. Lebe wohl, Julie! du gedenkst meiner und ich deiner. Was fehlt unserem Glück?

Der Minister war ein Mann, bey dem man sich durch Gefühle, die am meisten auf Theilnahme Anspruch machen, am wenigsten empfahl, und man konnte leichter zu seinem Verstand, als zu seinem Herzen reden. Niemand war gerechter als er, aber aus eben diesem Grund auch Niemand unerbittlicher. Nach seinen Grundsätzen war es gleich ungerecht, seinem Nächsten das Seinige verweigern, und seinem Nächsten — verzeihen. Herrschen war

seine Leidenschaft, und wehe Jedem, der von ihm abhing, und ihm nicht blindlings gehorchte! Er achtete Wenige, und liebte Niemand, und wurde von Vielen geliebt, und von Allen geachtet, weil Alle Zeugen seiner Tugenden und der Opfer waren, die er seinem Beruf und dem Glück der von ihm kaum des Glücks werth geachteten Menschen brachte. Wenn er auf Eigenschaften, die ihn zu dem höchsten Stolz berechtigten, gar keinen Werth legte, so forderte er dagegen für seine Fehler nicht etwa bloße Nachsicht, sondern Billigung, und so gleichgültig er gegen das Lob der Menschen war, so empfindlich war er gegen ihren Tadel. Er war Gatte und Vater ohne die Gefühle, die man in der Regel als wesentliche Bedingungen dieser beyden Verhältniße zu betrachten pflegt. Weit entfernt, seine Gemahlinn zu lieben, fühlte er, so sehr er sie achtete, keinen Augenblick auch nur das Bedürfniß ihrer Freundschaft. Er war kein Ehebündniß eingegangen, er hatte nur einer Dame ein lebenslängliches

Amt in seinem Hause verliehen, das er, wie er glaubte, nicht wohl unbesetzt lassen konnte; und dieser Dame gab er, in sofern sie nur Selbstverläugnung genug besaß, um andern Ansprüchen zu entsagen, nie den kleinsten Anlaß, sich über ihn zu beschweren. Er ließ sie ungehindert Alles regieren, was ihr zu regieren oblag, und war sogar artig genug, sie Jedem, der in sein Haus kam, als seine Gemahlinn vorzustellen.

Mit Recht durfte dieser Mann es als eine für ihn günstige Fügung des Himmels betrachten, daß er nicht Vater eines Sohns, sondern Vater einer Tochter wurde. Ein Sohn und ein solcher Vater, wie unglücklich hätte einer den andern machen müssen! Welcher männliche Geist würde sich nicht gegen die Despotengewalt auflehnen, die er die väterliche nannte, und hätte der Sohn nicht gerade ganz den väterlichen Character verläugnen müssen, um ein Sohn zu seyn, wie der Vater einen verlangte? Nicht wie ein Geschöpf

außer ihm, wie ein Glied an seinem eigenen Körper mußte Julie sich von ihm beherrschen lassen. Sie mußte Willen haben und Willen zeigen, damit er ihn brechen, sie mußte bitten und wünschen, damit er abschlagen, sie mußte Neigung für tausend Dinge verrathen, damit er sie ihr verbieten konnte. Ein Wesen sollte seyn, das ihm eine Unterwürfigkeit zeigte, der sich kein König rühmen konnte, und o Wunder! der Allzuglückliche — wenn anders das Wort hier an seiner Stelle ist — fand dieses Wesen in seiner Tochter. Es gab keine Prüfung, die von der liebenswürdigen Julie nicht ohne Widerstreben und selbst mit heiterem Sinn bestanden wurde. Wollte sie dem Vater schmeicheln, so gab sie ihm Gelegenheit, hart gegen sie zu seyn. Oft reizte sie aus kindlicher Liebe den väterlichen Zorn, und der seltsame Vater, den die Herrschsucht eben so tyrannisirte, als er Andere, fand in der Befriedigung seiner Leidenschaft die einzige und erwünschteste Erhohlung von allem Ver-

druß und von allen Anstrengungen und Beschwerden seines Amts. Aber die gehorchende Tochter blieb auch nicht unbelohnt von ihm. Es fehlte nicht viel, er hätte eine ächt väterliche Liebe gegen sie zu empfinden angefangen, und kaum hätte ihr Eigenwille von dem nachsichtigsten Vater mehr erlangen können, als der strengste ihrem Gehorsam gewährte. Keine Entsagung blieb ohne ihren Lohn, und hätte er ihr z. B. heute eine Reise nach Italien abgeschlagen, so hätte er ihr dafür morgen eine von freyen Stücken nach Spanien erlaubt.

Die gute Julie konnte also darauf rechnen, ihr Vater werde in der wichtigsten Angelegenheit ihr am wenigsten eigenen Willen gestatten, und wirklich hatte sie, sobald sie wußte, was Liebe war, für die ihrige gezittert. Aber bekümmert sich die Liebe um die Zukunft, oder kann Hoffnungslosigkeit sie vernichten? Der Gedanke, ohne Karl zu leben, war ihr schrecklich, aber tausendmahl schrecklicher noch die Furcht, mit einem Andern leben zu müs-

sen, und jetzt schon zog die Gewitterwolke über ihrem Horizont herauf, die sie und ihn zu zerschmettern drohte.

Karls schnelle Entfernung und das finstere Betragen ihres Vaters gegen sie von dieser Zeit an ließen sie kaum zweifeln, daß ihr Geheimniß entdeckt sey. Der Minister schwieg, selbst als ihm Karls erster Brief in die Hände fiel. Aber jetzt empfing er den zweyten, und eine Zornflamme loderte in ihm auf, die Alles um ihn her zu verzehren drohte. Nichts schien ihm gewißer, als daß die Ausbrüche seines Unwillens und seine Drohungen den jungen Menschen mit Furcht und Schrecken erfüllen würden, und Himmel! dieser erfrechte sich, nicht etwa ihm nur zu trotzen, sondern verrieth sogar aufs unzweideutigste die Absicht, ihn schamroth machen zu wollen. Konnte ein Stolz, wie der seinige, auf eine unerhörtere Art beleidigt werden? Gegen wen, rief er aus, ist je der Frevel so weit getrieben worden, als ein Knabe ihn gegen mich treibt? Selbst der

Liebe, selbst seiner Raserey entsagt er, um mir Hohn zu sprechen. Ich verbiete ihm, an meine Tochter zu denken. Er antwortete, sie sey und bleibe sein einziger Gedanke. Ich erkläre, sie dürfe nie die Seinige werden, und er — o kann meine Zunge es nachsprechen? — er will, daß ich über den Zweifel an seiner Rechtschaffenheit erröthe. Er sagt mir beynahe mit dürren Worten, ich sey ein Tollkopf, der ohne Feuer schreye, ein Kurzsichtiger, der gar keine Ahnung davon habe, welcher Großmuth — ein Held etwa? — o nein, ein Student, wie er, fähig sey. Ich bin ein Narr, und er ist ein Philosoph, der alle Stoiker zu Schanden macht. Ich verdiene mit den Sorgen für meine Tochter ausgelacht zu werden, weil er es ist, der sie liebt. Seine Thorheiten, behauptet er, wären verzeihlicher, als die Ausschweifungen, zu welchen mich mein Vater-Eifer verleite, und endlich setzt er allen seinen Impertinenzen noch dadurch die Krone auf, daß er mich zwingen will, ihn zu ach-

ten, und daß er mir — verzeiht. O welche Plage fühlt einem Vater noch, der eine Tochter hat? Mag er Nächte durchwachen, um für ihr Heil zu sorgen. Sie wacht auch, um seine Sorgen zu vereiteln. Er sucht die Gelegenheit zu Verirrungen von ihr zu entfernen. Vortreffliches Mittel, um sie im Betrug zu üben! Er will, sie soll an keinen Mann denken, und keinen ansehen. Sie denkt an Nichts, als an Männer, und hat für Niemand Augen, als für sie. Er verbietet ihr die Liebe, und sie nimmt es mit jeder Romanenheldinn auf. Seiner Klugheit setzt sie List, seinen Ermahnungen Heucheley, und seiner Strenge das Salzwasser ihrer Augen entgegen. Sie gehorcht ihm, wenn es ihr gefällt, und kann es gar nicht begreifen, daß ein Mann es wagen darf, einer Dame befehlen zu wollen, wenn er auch die Ehre hat, ihr Vater zu seyn. Ist eine tadellos, so ist es sicher ihrem Vater zum Trotz, und was man Tugend nennt, scheint überhaupt dem ganzen Geschlecht nur dann ei-

niger Aufmerksamkeit würdig, wenn es darauf ankommt, die Männer durch sie zu ärgern.

Den nähmlichen Geist, wie dieses Selbstgespräch athmete die Rede, die unmittelbar nachher die arme Julie von ihm anhören mußte. Ich erlebe Freude an dir, sprach er. Hast du vergessen, daß du einen Vater, und welchen Vater du hast? Wie kann ein Mädchen deines Stands sich einfallen lassen, sich wie eine Amtmanns- oder Pfarrers-Dirne selbst einen Mann wählen zu wollen? Glaubst du, wenn dein einfältiges Herz in Brand geräth, und deine eben so einfältigen Augen sich vergaffen, mit einem Wort, glaubst du, wenn du eine Närrinn bist, eben darum das Recht zu haben, zu thun, was du willst? Wofür hätte ein Mädchen Vater und Mutter, wenn sie in der wichtigsten Angelegenheit ihrem eigenen Willen folgen dürfte? Vielleicht hätte ich dich mit Karl verheirathet, wenn ihr einander gleichgültig geblieben wäret. Aber jetzt, da du dir herausgenommen hast, ihn zu lieben,

werde ich dich eher dem Mann im Mond zur Frau geben, als ihm. Ich habe es dir schon in der Wiege gesagt, daß du gar Nichts wollen sollst, was ich nicht zuvor gewollt habe, und doch will die verwünschte Weibernatur auch in dir nicht aufhören, sich zu regen. So sehr du indessen meinen Unwillen verdient hast, so kann ich doch nicht aufhören, gütig gegen dich zu seyn. Was will ein verliebtes Mädchen anders als einen Mann, und am Ende ist es der Thörinn gleichgültig, welchen Mann sie bekommt. Einen Mann willst auch du, oder vielmehr du willst einen Knaben, und ich habe einen Mann für dich gewählt. Bedenke doch nur die Lächerlichkeit, eine Studentenbraut, und am Ende gar, wenn dein Leichtsinn keinen Widerstand fände, eine Studentenfrau zu heißen! Den Nahmen des Mannes, dem ich deine Hand versprach, brauchtest du, weil ich in der Hoffnung, zwey Jahre werden dich nicht bloß älter, sondern auch klüger machen, die Heirath so lange zu verschieben be-

schlossen habe, eigentlich noch nicht zu wissen. Allein er ist zwar klüger, als viele junge Leute, aber doch besitzt er einige Neugierde, dich jetzt schon kennen zu lernen, und du wirst also nächstens einen Besuch von dem Baron Lippstein erhalten.

Ohne eine Antwort zu erwarten, verließ der Minister das Zimmer, und Julie, ach! die Arme, sie war nicht bestürzt, sie war vernichtet. Gerade der Umstand, daß sie bey ihrer Liebe zu Karl, die väterliche Strenge vergaß, beweist, wie heftig diese Liebe war. Nie liebte und achtete eine Tochter ihren Vater mehr als sie, und seinem Willen in irgend einem Falle den Gehorsam versagen, war ein Verbrechen, von welchem der bloße Gedanke sie zittern machte. Aber noch mehr zitterte sie vor dem, was er jetzt von ihr forderte. Dem Geliebten sollte sie entsagen! Unmöglich! Einem Andern sollte sie Hand und Herz, weil beyde nach ihrem Sinne sich nicht trennen liessen, schenken! Noch unmöglicher! Und wer

war dieser Andere? Nach dem Zeugniß der Besten ein Unwürdiger, ein Verführer der Unschuld, ein spottender Verletzer der heiligsten Pflichten, ein Mann, der es für eine Schande hielt, die Person zu lieben, gegen welche die Liebe allein kein Verbrechen war. Welche Rettung blieb ihr übrig! Konnte sie hoffen, den Vater durch Bitten zu gewinnen? Ach eine Bitte hieß bey ihm schon ein Ungehorsam, und sie hatte also Recht, wenn sie ihr Schicksal als entschieden, und ihr Unglück, in so fern es ein Unglück für ein Mädchen ist, zu einer Heirath mit einem Mann gezwungen zu werden, den man nicht liebt, und der keine Liebe verdient, als vollendet betrachtete.

Der Baron Lippstein hatte in der großen Welt zu Viele Seinesgleichen, als daß seine Grundsätze einem Weltmanne, wie der Minister, sonderlich anstößig hätten seyn können, Wer die Liebe für eine Thorheit hält, gesteht ihr auch keine Rechte zu, und um ihre Ent-

heiligung zu verdammen, muß man erst ihre Heiligkeit anerkennen.

Er hatte dem Baron, dessen Oheim einer seiner vertrautesten Freunde war, erlaubt, seiner Tochter aufzuwarten, und dieser ließ die Erlaubniß nicht lange unbenutzt. Folgender Brief, den er zur Zeit, als er das Ziel seiner Wünsche nicht mehr weit entfernt glaubte, an einen Genossen seiner Vergnügungen schrieb, kann am sichersten zeigen, wer der Mann war, der im Herzen der guten Julie die Stelle ihres Geliebten einnehmen sollte.

Lache nur mein Freund! In Kurzem bin ich ein Bräutigam so sehr und so ernstlich, als es irgend einer meiner ehrbaren Großväter gewesen ist. Doch lache nicht, oder lache wenigstens nur halb. Heirathen werde ich mich, diesen verzweifelten Entschluß kann ich nicht läugnen. Aber wenn du glaubst, weil ich auf dem Punct stehe, mich zu verloben, so sey mir etwas Menschliches mit dem Verlieben begegnet: so ist dir zu rathen, daß

da die Logik und mich besser kennen lernst. Mit einem Wort, ich hoffe der Welt einen Beweis zu geben, daß keine Regel ohne Ausnahme ist, und daß man ein recht vernünftiger Mann seyn, und doch eine Frau nehmen kann. Du weißt, mein Freund, daß meine Philosophie mich mein ganzes Vermögen gekostet hat. Es ist im Ernst zum Rasen, daß einem Manne, wie mir, von dem heillosen Glück nicht einmahl so viel beschert wird, als er braucht, um — weise zu leben. Selten wagte ich es, mehr als zwey gute Freundinnen zugleich zu unterhalten, von welchen überdieß gewöhnlich nur eine dem Tempel Thaliens angehörte. Meiner Postzüge waren ebenfalls nicht mehr. Ich brachte gewöhnlich nur die Hälfte des Jahrs in Paris, oder in Italien zu; ich tractirte selten öfter als zweymahl des Monats, und besinne mich kaum, jemahls mehr als zweyhundert Louisdor in einem Abend verspielt zu haben. Und doch, sollte man es glauben! trotz meiner beynahe philisterhaften

Mäßigung im Vergnügen, troß eines Lebens voll Entsagungen, bin ich längst in dem Falle, nicht etwa nur borgen zu müssen, sondern daß mir, der christlichen Juden nicht zu gedenken, sogar die weniger unbarmherzigen, die jüdischen, nicht mehr borgen wollen. Einem Manne aber, wie mir, ist, wenn seine Wechsel noch weniger gelten, als manche Kassenscheine, nur auf dreyerley Art zu helfen. Entweder ein reicher Vetter muß ihm den Gefallen thun, und ohne seine Schätze in die andere Welt gehen, oder er selbst muß sich todt schießen, oder er muß eine reiche Frau nehmen, und da mein Oheim mich zwar recht sehr liebt, sein Leben aber doch noch mehr als mich, und sein Geld noch mehr als sein Leben, und das Todtschießen durch den Mißbrauch, den so viele Tropfe in der wirklichen und in der Romanenwelt leider noch täglich davon machen, nicht viel besser ist, als sich vom Henker hohlen lassen, was bleibt mir armen Mann übrig, als die reiche Frau?

Es war längst mein wichtigstes Geschäft, unter den Tochtern des Landes die würdigste, nähmlich die reichste zu suchen, als mein Oheim, der, das Geld abgerechnet, nie aufhörte, Vaterstelle bey mir zu vertreten, mich mit der Nachricht überraschte, daß er mir bereits den Weg zu einem Glück gebahnt habe, das meine kühnsten Wünsche noch übertraf. Sein ältester Freund, der Minister, den wir seiner Gefühllosigkeit und seiner das Land beglückenden Gerechtigkeit wegen immer nur den steinernen Schutzgeist zu nennen pflegten, hat eine einzige Tochter und so viel Geld, daß wenn er auch ein halbes Dutzend hätte, jede noch reich genug wäre, um einen Mann in meiner Lage in Versuchung zuführen, und diese Einzige wird, Dank seys dem unvergleichlichsten aller Oheime! wenn die Glücksgottinn nicht ein gar zu falsches und treuloses Weib ist, in wenigen Monaten meine Frau. Ich warte dem Mädchen schon eine halbe Ewigkeit lang auf. Aber es lohnt sich auch der Mühe, und

ich schwöre dir, es gibt kein Männlein und kein Fräulein unter der Sonne, die so ganz für einander geschaffen sind, als sie und ich. Ihr erster Blick sagte mir, daß sie mich nicht ausstehen kann, und bedarf ein Mann von meiner Sinnesart noch mehr, um sich für ein Mädchen todtschießen zu lassen, oder sich selbst todtzuschießen? In der That, der Haß, das Grollen und nicht die einfältige und langweilige Liebe macht die Weiber interessant, und es ist mir schlechterdings unbegreiflich, wie sich unter den heirathenden Sterblichen seit Adams Zeiten das alberne Vorurtheil erhalten konnte, daß kein Ja ausgesprochen und kein Brautring gewechselt werden dürfe, wenn die beyderseitigen Herzen des jungen Pärchens nicht in vollen Flammen stehen. Mich, mein Freund, kann nur eine Frau beglücken, die mir für jeden Kuß eine Ohrfeige giebt, und es müßte mich Alles täuschen, oder die süße Julie — so heißt mein hassendes Liebchen — läßt mir auch von dieser Seite Nichts zu wünschen üb-

rig. Mit einem Wort, ich bin ihren Augen ein Greuel, und jeder ihrer Blicke wirft mir eine meiner Sünden vor. Uebrigens bitte ich mir es aus, daß du unter dem Mädchen, ob sie gleich der Hölle es täglich zum Vorwurf macht, daß sie nicht mich und alle meine guten Freunde, und also auch dich längst verschlungen hat, dir nicht etwa ein gewöhnliches Betschwesterchen denkst. Tugendhaft, ehrbar und sündenhassend ist sie freylich so durch und durch, als ob sie statt ihrer achtzehn wenigstens vierzig Jahre zählte, aber sie ist es mit einem Geist und mit einer Grazie, daß ich nicht genug auf meiner Hut seyn kann, um nicht von den seltsamen Grillen der reizenden Verführerinn angesteckt, und, Gott sey bey uns! in einen Grandison verzaubert zu werden. Von ihrer Schönheit läßt sich besser mit dem Pinsel als mit der Feder in der Hand reden, und es ist wirklich eben um dieser Reize willen zu beklagen, daß aus der Eigenthümerinn derselben statt einer Lais oder einer Aspasia nur ein

gemeines Eheweib werden soll. Für das Alltagsleben des Ehestands gehören auch nur Alltagsgesichter, und die Laune könnte mich leicht anwandeln, mich von einer reizenden Frau scheiden zu lassen, um sie zum Rang meiner Mätresse zu erheben. Vergessen darf ich nicht, daß Julie zur Vollendung meines Glücks bereits geliebt hat, und noch liebt, und wahrscheinlich so ewig lieben wird, wie Mädchen und Weiber gewöhnlich zu lieben pflegen. Weg mit dem Weib, deren Herz nicht einem Andern gehört, als ihrem Mann! So lästig mir die Liebe einer Frau wäre, wenn sie mir gälte, so sehr entzückt mich eben diese Frau, wenn sie für einen Nebenbuhler schmachtet. An dem Feuer der fremden Liebe wärmt sich am Ende doch nur der Mann, und kann er süßere Küsse bekommen, als die, welche dem Abgott ihres Herzens bestimmt sind? Indessen, mein Freund, verstehe mich ja nicht falsch! Trotz dieser Ehemännerphilosophie bin ich ein abgesagter Feind aller Wahlverwandt-

schaften, und wenn ich dem Geliebten meiner Frau ihre Herzentbür, zum Theil auch aus Mangel der nöthigen Riegel, nicht zu verschließen begehre, so verschließe ich ihm dafür meine Hausthür desto fester. Juliens Liebhaber, der noch nicht lange von der hohen Schule zurück ist, lebt mit ihr in einer Stadt, und da in meiner künftigen Lebensgeschichte einer oder der andere todtgestochene Nebenbuhler nicht fehlen darf: so fürchte ich, dem jungen Menschen hat sein böser Genius gerathen, zu lieben, wo ich meine Ursachen habe — zu freyen. Er gehört ohnehin unter die Wesen, die ich Gottlob nebst dem Tod am meisten hasse. Er geberdet sich nicht anders, als ob er die Weisheit in eigener Person zur Säugamme, und den erlauchten Musengott zum Hofmeister gehabt hätte. Er spricht wie ein Buch, und schreibt ein Buch um das andere. Er ist andächtiger, als ein Heidenbekehrer, und schämt sich gar nicht, ohne die Spur von einem Bart den Cato zu spielen. Statt sich zuweilen durch eine ehrli-

che Sünde, die einem jungen Menschen so wohl ansteht, einen guten Ruf zu machen, hütet er sich sogar vor der kleinsten Thorheit. Glaubst du, z. B. der Pinsel wäre im Stand, ein Mädchen zu verführen? Im Gegentheil, wage du einmahl in seiner Nähe eine solche ritterliche Handlung, und du darfst auf deiner Hut seyn, daß sein Don Quixotesarm dich nicht auf der Stelle zur Leiche macht. Er geht zehnmahl öfter zur Kirche als in die Komödie, und versäumt den glänzendsten Ball, um für einen armen Teufel einen Proceß zu gewinnen. Du wirst ihn in deinem Leben nicht betrunken sehen, so lange das Wasser nicht berauscht, und für das Geld, das er im Spiel wagt, kannst du die Karten nicht bezahlen, die du an einem Abend verbrauchst. Er reitet nie anders, als im Schritt; und hält es für eine Sünde, seinem Pferd die Sporen zu geben. Auf der Schule hat er auch nicht einen Philister geprellt, und macht, so ein arger Knauser auch sein Vater ist, doch nicht

einen Heller Schulden. Kurz, der Mensch ist ein vollkommener Gegenfüßler von mir, und möchte gern durch sein Betragen die Leute glauben machen, es gebe gar keine Erbsünde. Muß es mich also nicht doppelt freuen, daß das Schicksal mich auserſehen hat, dem Ritter von der tugendhaft-traurigen Gestalt die Dame seiner hohen Gedanken wegzuhaschen? Aber fragst du mit einem weisen und bedenklichen Gesicht, wie kannst du hoffen, daß diese Julie, von der du selbst sagst, daß sie dich nicht ausstehen kann, sich jemahls entschließt, dir ihre Hand zu geben? Wisse also, guter Freund, nicht Julie, sondern ihr Vater giebt mir ihre Hand. Das Mädchen selbst würde freylich, besonders mit ihrem Karl-Socrates im Kopf und Herzen, lieber zur Nachteule, als zur Baroninn von Lippstein werden. Aber sie ist, was die Liebe zu ihrem Vater betrifft, ein ächtes weibliches Gegenbild zu dem pius Aeneas. Je größer das Opfer ist, das sie dieser Liebe bringen kann, desto freudiger

bringt sie es, und da also der Vater will, daß sie meine Frau werde, so dankt sie mir gewiß noch im Herzen für die Belials-Natur, die sie in mir vermuthet, weil ohne diese ihr Gehorsams-Heroismus in einem minder glänzenden Licht erschiene. Auf diese Art spricht wenigstens die Stadt von dem seltsamen Mädchen, ob ich gleich selbst, die Wahrheit zu gestehen, so lange mir die Hochzeitfackel nicht wirklich leuchtet, Nichts weniger als völlig ruhig bin. Der Henker traue den stillen Wassern, und besonders den stillen Wassern weiblichen Geschlechts! O Freund, kein Quentchen Verstand bliebe mir mehr übrig, wenn ich mich in meiner Hoffnung getäuscht, und vollends gar durch Weiberlist getäuscht sähe. Das Mädchen muß mein seyn, und zwar nicht bloß um meiner Schulden, sondern auch um ihrer selbst willen. Ich entdecke täglich neue Reize an ihr, und wen sollte überhaupt nicht ein Weib entzücken, die in tausend höchst wesentlichen Dingen kein Weib ist? Wie oft

hast du, um dir nur einige Beyspiele zu geben, mit mir darüber gespottet, daß die Leipziger Schlacht für eine ganze Legion deutscher Weiber und Mädchen ein Grund war, ihre niedlichen Köpfchen mit den abscheulichsten altdeutschen Hauben zu bedecken. Julie glaubt mit Recht, die erfochtene deutsche Freyheit habe mit ihrem Kopfputz Nichts zu schaffen, und Napoleon könne immerhin vom Thron gestoßen seyn, ohne daß sich darum eine barbarische Mode herausnehmen dürfe, ihr ihren geschmackvollen Hut vom Kopf zu stoßen, um einem Ungeheuer Platz zu machen, mit welchem ihre Ur-Ur-Ur-Ur-großmütter vor dreyhundert Jahren die beherztesten Vögel verscheuchten. Ueberhaupt opfert sie weder den Sitten, noch den Götzen der Zeit. Die Jungfrau voll Liebe und Mitgefühl hilft wo zu helfen ist, ohne Mitglied eines Frauenvereins zu seyn, und verwundete Krieger erfahren ihre Wohlthätigkeit, wenn man sie auch gleich keine Verbandleinwand zupfen sieht. Dem Sonetten-

gebrüll der tollen Reimer, die gegen die Franzosen und gegen die gesunde Vernunft und den guten Geschmack mit Legionen lahmer und holperichter Verse zu Felde ziehen, verstopft das ächtdeutsche Mädchen voll Abscheu ihr zartes Ohr, und der freundlichste Blick wurde mir von ihr zu Theil, als ich bey Gelegenheit meinen Unmuth über dieses quälende Ungeziefer, das der erste Blick der kaum am Horizont heraufsteigenden deutschen Freyheitssonne ausbrütete, in den stärksten Zornworten, die mich die Sprache finden ließ, Luft machte. Ist es nicht ein Greuel, ganze Ladungen voll ächter Hottentotten- und Menschenfresser-Poesie, die von ihren hirnlosen Urhebern mit wahnsinnigem Dünkel Klopstocks Freyheitsgesängen und Gleims Kriegsliedern an die Seite gestellt wird, auf den Putztischen der Damen zu finden, und sollte nicht das ganze nüchterne und vernünftige Deutschland sich gegen die besiegte Nation öffentlich und feyerlich von dem Unsinn einer Rotte zum allgemeinen Spott, zu lebenslang-

lichem Hunger und zu ewigem Dunkel verdammter poetischer Trunkenbolde und kanibalischer Blutsaufer lossagen? O, sprach ich jüngst, als in meiner Gegenwart ein in die neueste Weihe eingeweihter Tropf, dessen schwammiges Herz an Juliens Reizen wie an einer Angel zappelt, dem armen Mädchen das neueste Werk eines der lautesten und unverdrossensten dieser heulenden Sumpfbewohner vorheulte, o himmlischer Gott der Lieder, hast du denn dein Messer an der Haut des armen Marsias ganz stumpf geschunden, und ist es um dein Ohr oder um deine Galle geschehen, daß man ohne Furcht vor deinem gerechten Grimm Klingelreime auf Klingelreime häufen darf?

Soll ich dir auch noch die übrigen Vorzüge des wunderbaren Mädchens etwa nach alphabetischer Ordnung aufzählen? O ich schwöre dir, ihr fehlt nicht nur keine der bis jetzt bekannten und zum Theil auch üblich gewesenen Tugenden, sie erfindet, weil sie an diesen nicht genug hat, noch neue hinzu. We-

nigstens erscheint jede durch sie in einer eigenen Gestalt und mit neuen Reizen. Doch — die gesunde Vernunft erbarme sich meiner! — bin ich nicht zu meiner Demüthigung beynahe zum Schwärmer für ein Mädchen geworden, das mich haßt, und das ich wenigstens nicht liebe, weil ich nicht lieben will, und nicht lieben darf?

Der Minister war im Begriff, endlich die Zeit zu Juliens Verlobung mit dem Baron zu bestimmen, als er die Nachricht erhielt, dieser habe sich eines Zweykampfs wegen aus der Residenz flüchten müssen. Die Nachricht war nur zu gegründet, und der von ihm gefährlich verwundete Gegner des Barons Niemand als Karl.

Welche Post für die gute Julie! Der Liebling ihres Herzens befand sich am Rande des Grabes, und zwar durch die Schuld eines Menschen, den der väterliche Wille ihr zum Gemahl bestimmte. Doch sollte dieses Unglück nicht ein anderes und größeres von ihr abwen-

den? Karls Zustand, hieß es, sey bedenklich, aber nicht hoffnungslos, und wäre es nicht zu hart von ihrem Vater, wenn er noch auf ihrer Verbindung mit dem Manne bestände, der ihr jetzt ein doppeltes Recht ihn zu verabscheuen gegeben hatte? Eitle Hoffnung! Mit dem gleichgültigsten Ton von der Welt sagte ihr der Minister: Deine Verlobung mit dem Baron muß um einige Wochen verschoben werden. Er hat in einem Zweykampf seinen Gegner ein wenig stark verwundet, und mußte sich darum vor der Hand von hier entfernen. Seine Abwesenheit kann inzwischen nicht lange dauern. Eine Ehrensache, wie diese, ist leicht beyzulegen, und ich selbst werde es an meiner Verwendung bey dem Fürsten zu seinem Besten nicht fehlen lassen.

Karl war genesen, und der Baron wieder in der Residenz angekommen. Aber aufs Neue und weiter als jemahls sah dieser sich vom Ziel seiner Wünsche entfernt. Der Minister wurde von einer tödtlichen Krankheit be-

fallen, und die treue und rastlose Pflege der zärtlichen Julie, die mehr als die Kunst der Aerzte zur Rettung seines Lebens beytrug, weckte in dem Herzen des Vaters Gefühle, denen er um so weniger zu widerstehen vermochte, je unbekannter sie ihm bisher geblieben waren. Ließ sich eine Belohnung denken, die der Liebe, die er erfahren hatte, entsprach, und sollte der Vater dem Kind den höchsten Grad der Treue durch den hochsten Grad der Härte vergelten? Einem Herzen sollte er Gewalt anthun, das kaum noch für ein anderes Wesen, als für ihn zu schlagen schien, und mit dem seinigen gebrochen wäre? Zwar die Heirath mit dem Baron hatte nicht aufgehört, sein Lieblingswunsch zu seyn, und schrecklich im eigentlichen Sinne des Worts war dagegen seinem Stolz der Gedanke an eine Verbindung Juliens mit ihrem ersten Liebhaber. Aber sein besseres Gefühl überwältigte ihn. An seinem Krankenbette, das er noch immer nicht verlassen konnte, vernahm Julie Worte, die sie, so sehr

sie auch zu ihrem Trost gesprochen schienen, doch nur mit tiefem Schmerz anhören konnte, weil sie in ihnen nicht mehr den alten, trotz seiner Strenge von ihr unaussprechlich geliebten Vater erkannte. Julie, sprach er, meine Krankheit ist zur größten aller Wohlthaten für mich geworden, indem sie mich lehrte, daß ich der glücklichste aller Väter bin. Nichts gleicht der Liebe, die du mir bewiesen hast, und so gewiß der Himmel sie nicht unbelohnt läßt, so gewiß fordert er von mir, daß auch mein Dank dich erfreue. Ich kenne die Wünsche deines Herzens; ich weiß, wen du liebst. Gieb ihm deine Hand, der väterliche Segen fehlt dir nicht.

Während dieser Rede zerfloß Julie in Thränen. Sie sank neben dem Bette auf ein Knie, und sprach, indem sie die Hand des Vaters mit Küssen bedeckte: O mein Vater, wie rührt mich Ihre Güte, und wie beugt sie mich! Können Sie dem Kind danken, das unzählige Wohlthaten zu vergelten hat, und nicht eine

vergelten kann? Was müßte ich seyn, wenn eine Pflicht gegen den Vater mir schwer fiele, die Menschenliebe keinem Fremdling versagt? Sie erlauben mir, bey der Wahl eines Gefährten meines Lebens meinem Herzen zu folgen. Ich folge ihm, indem ich mich dem Manne überlasse, den Sie für mich gewählt haben. Wie könnte ich jemahls, wie könnte vollends in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens mein Wille ein anderer seyn, als der Ihrige? Es giebt nur ein Glück für mich, das Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, und handelt ein Kinde recht, wenn es Opfer vom Vater annimmt, wenn es sich von ihm von der Pflicht zu gehorchen entbinden läßt? Darf Ihre Krankheit, bester Vater! Sie Ihren liebsten Wunsch kosten, und soll ich mich selbst unter den Stand einer Magd erniedrigen, indem ich mich für kindliche Liebe, die mich selbst unendlich mehr als Sie beglückt, durch ein Ihnen schmerzliches Opfer belohnen lasse? Karls Besitz kann mich nie beglücken,

weil nur ein Uebermaß Ihrer Güte, nicht aber Ihr gerüsteter Wille den Segen zu unserer Verbindung spricht. Ihm selbst ist Ihr Wille und meine Pflicht eben so heilig, als mir. Er hat es durch die Gewissenhaftigkeit beweisen, mit der er seit Jahren selbst den Anblick der einst so unendlich Geliebten vermied, und gewiß, er kann nicht anders, er würde meine Hand mit Verachtung von sich stoßen, da er weiß, daß höchstens Ihre Großmuth mir erlauben kann, sie in die seinige zu legen. Lassen Sie also, bester Vater, mich dem Himmel, der Sie mir wieder schenkt, dadurch danken, daß ich mit dem frohesten Herzen mich Ihrem Willen unterwerfe, und mein Lohn sey, wenn je ein Entschluß, den mein eigenes Glück fordert, einen Lohn verdient, Ihre Liebe und Ihr Verzeihen einer jugendlichen Verirrung.

Was mußte ein Mann von dem Character des Ministers, was mußte ein Vater von seinen Grundsätzen bey diesen Gesinnungen seiner Tochter empfinden! Genoß er nicht in

diesem Augenblick den höchsten Triumph seiner Erziehung, und wenn die Freude, die man an Kindern erlebt, den Freuden der Seligen gleicht, was muß sie vollends seyn, wenn man sich als den eigenen Schöpfer ihrer Tugenden zu betrachten das Recht hat!

Lange blieb der entzückte Vater sprachlos, und als er glaubte, er könne antworten, verstummte er abermahl, und schloß die Tochter als ein Geschenk, mit welchem der Himmel ihn erst heute, mit welchem er ihn so eben erst beglückte, in seine Arme. Gute Julie, sprach er endlich, du bist ein edles Kind, du bist der Stolz deines Vaters. O glichen alle Kinder dir, wie glücklich wären sie, wie glücklich wären die Aeltern! Wie segnet mich Gott durch dich, und wie wird er dich segnen um meinetwillen! Der Vater, dem sein Kind nicht gehorcht, ist kinderlos, und das ungehorsame Kind macht sich selbst zur Waise. Aber Julie, du irrst, wenn du glaubst, deine Verbindung mit Karl koste mich ein Opfer. Ich

weiß, du kannst nie aufhören, ihn zu lieben, und meine Ruhe fordert es, daß du dem gehörst, der zuerst im Besitz deines Herzens war.

Julie war auf keine Weise zu einer Aenderung ihres Entschlußes zu bewegen, und nach einem langen Wettstreit der väterlichen Liebe und des kindlichen Gehorsams willigte endlich der Minister ein, daß Karl selbst über sein und ihr Schicksal entscheide. Ihr Wille, mein Vater, sprach Julie, muß geschehen, wenn ich nicht unglücklich seyn soll, und Sie sehen also, daß ich das Theuerste, daß ich Alles dem Edelmuth des Geliebten anvertraue. Entscheidet er eigennützig, so wird er eben dadurch meiner Liebe völlig unwerth, und dennoch lasse ich es ohne Furcht von seinem freyen Entschluße abhängen, ob ich zu einem Schritte gezwungen werden soll, den mein Herz ewig verdammen müßte.

Julie schrieb also die kurzen Worte: Der beste, der gütigste Vater, liebster Karl, setzt es auf deine Entscheidung aus, wer der Mann

seyn soll, den ich vor dem Altar den meinigen nenne, Karl, oder der Baron Lippstein. Der gute Vater, mein Geliebter, ahnt vielleicht, was du antwortest, aber deine Julie weiß es.

Der Minister schickte den Brief ab, und als die Antwort kam, gab sie ihm Julie, ohne sie zu lesen. Er brach das Siegel, und las: Warum, liebste Julie! vertraute dein edler Vater nicht deinem Zeugniß von mir? Wie könnte der Geliebte dich hindern, dem Rufe irgend einer Pflicht zu gehorchen? O wie wenig ist die ächte Liebe noch von den Menschen gekannt! Bin ich unglücklich, wenn du eine gute Tochter bist? Soll ich zürnen, wenn du den väterlichen Willen ehrst? Das Schicksal will, du sollst Lippsteins Gattinn seyn. Es hätte eben so gut wollen können, daß du meine Schwester seyst, und wenn ich mich dieser Fügung ergeben hätte, warum sollte ich über jene murren? Liebe fordert keinen Besitz, sie fordert nicht einmahl Gegenliebe. Gehöre als

so Julie einem Andern. Sie ist mein, weil ich sie liebe.

Ich sehe, sprach der Minister, als er den Brief gelesen hatte, Karl ist deiner vollkommen würdig. Aber eben darum, liebe Julie, darf ich dich und ihn nicht trennen. Willst du also den liebsten meiner Wünsche erfüllen, so sey er es, den deine Wahl beglückt.

Karl hat entschieden, mein Vater, antwortete Julie, und ich habe Ihr Wort, daß seine Entscheidung mein Schicksal bestimmen soll. Muß ich mich nicht bereits als die Gattinn des Barons betrachten, weil ich ohne Ihre Krankheit es schon längst seyn würde? Wäre meine Verbindung mit Karl auch wirklich die einzige Bedingung meines Glücks, wie könnte ich dieses Glück einem Zufall verdanken wollen, der Ihr Leben in Gefahr setzte? Was Sie einmahl wollten, muß nothwendig gut seyn. Lassen Sie mich also Ihrem frühern Willen gehorchen, und so gewiß Ihre Zufriedenheit die

meinige ist, so gewiß wird Ihre Julie glücklich werden.

Der Baron führte also Julien zum Altar, und einige Monate nach ihrer Vermählung schrieb die junge Gattinn folgenden Brief an eine ihrer Freundinnen.

Du bist eine Lügenprophetinn, meine gute Henriette! Es ist unerhört, es ist unverantwortlich, schriebst du mir einige Wochen vor meiner Vermählung in deiner halbscherzenden, halbzürnenden Laune, einem Menschen Hand und Herz zu schenken, der keine Liebe verdient, und den man, was noch schlimmer ist, auch nicht liebt, und ich wette, auch nicht einen Tag wirst du glücklich mit ihm leben. Trotz dieser Weissagung lebe ich aber beynahe schon hundert Tage mit ihm, und statt vom ersten Tage an unglücklich zu seyn, fühle ich mich mit jedem Tage glücklicher. Doch du forderst im Ernst, daß ich dir erkläre, wie man eine solche Thörinn seyn kann, wie ich. Laß mich also dir zuerst sagen, daß du von

meinem Manne eine viel schlimmere Meinung hast, als er jemahls verdiente. Aber angenommen, meine Freundinn, er wäre wirklich nicht besser, als er in deinen Augen ist, so frage ich dich auf dein Gewissen, soll ein gutes Mädchen einem Manne schlechterdings ihre Hand versagen, dessen Gesinnungen und Handlungen ihren Tadel verdienen? Mich dünkt, sie hätte in diesem Falle nicht viel weniger Unrecht, als wenn sie ihn aus dem Grunde verschmähte, weil er — nicht reich ist. Eine Frau, die sich nicht zutraut, einen Mann der Tugend zu gewinnen, verdient auch keinen zu besitzen, der bereits für sie gewonnen ist, und ich zweifle überhaupt, ob sie fähig ist, den Tugendhaften um der Tugend willen zu lieben. Es ist gut, wenn Liebe und Achtung ein Ehebündniß schließen. Aber ich weiß kaum, ob es nicht schöner ist, wenn beyde Wirkungen der Ehe, als wenn sie ihre Ursachen sind. Man freut sich mehr des erworbenen Guts, als des vom Zufall bescherten.

Heil der Frau, die nicht nur ihre Kinder, die auch ihren Mann erzieht! Ist es doch überhaupt die Bestimmung des Weibs, Opfer zu bringen, und wie selten ist es ihr also vergönnt, bloß ihrer Neigung zu folgen! Wenn männliche Selbstsucht fordert, so giebt die weibliche Bescheidenheit, und die Liebe der Frauen hat von jeher ihr Glück nur im Beglücken gefunden.

Gewiß, meine beste Henriette, ist dieses mein Glaubensbekenntniß über Liebe und Ehe auch das deinige, und doppelt muß es dich also freuen, wenn deine Julie dich versichert, daß keine Reue über den Schritt, den sie im festen Vertrauen zu der Wahrheit ihrer Gefühle wagte, ihre Stunden trübt.

Der Baron wurde mit jedem Tage des Schutzengels, der ihn durchs Leben leitete, würdiger, und endlich machte Karls Verbindung mit einer zweyten Julie das Glück der ersten vollkommen.

Verbesserungen.

Seite 61. Zeile 5. von unten, statt: Von, lese man Vom.

— 163. — 9 von unten, statt: 1795 lese man 1785.

— 173. — 6. statt: 1796 lese man 1786.

— 176. — 4. von unten, und

— 179. — 4. statt: 1799 lese man 1789.

— 184. — 5. statt: nun, lese man nur.

— 206. — 4. statt: [illegible], lese man: und was kann.

— 222. — 8. von unten, statt: Strich, lese man: Strich.

— 223. — 1. von unten, statt: Vetter, lese man: Vettern.

— 250. — 1. statt: hinaufsehe, lese man: hinaufsehe.

— 286. — 5. von unten, statt: und alle, lese man: und sie alle,

— 298. — 12. statt: deiner, lese man: der.

— 313. — 4. nach dem Wort Wohlan ist einzuschalten: sprach Dalbuk.

— 328. — 10. statt: Verliebte, lese man: Verliebte.

— 329 — 4. statt: und, lese man: aber.

— 337. — 7. von unten, die Worte: Zärtlichen Seelen-Liebe, sollten so gedruckt seyn: zärtlichen Seelen Liebe.

Einige weniger bedeutende Druckfehler werden die Leser selbst verbessern.

Friedrich Weissers

Romanzen

und

erzählende Gesänge,

Fabeln und Anecdoten.

In einer Auswahl.

Berlin, 1823.
In der Schüppel'schen Buchhandlung.

6? 4603.9

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt.

Romanzen und erzählende Gesänge.

I. Die gelösten Fragen. Oder das Mährchen vom Kaiser und vom Abt. 1820. . . Seite 1
II. Die Geburt der Minerva. 1789. . . . 14
III. Apollo und Daphne. 1790. . . 21
IV. Der seufzende Barbier. Oder das Mährchen vom Rothmantel. 1817. 30
V. Der Wunsch des Midas. 1790. . . 39
VI. Orpheus Höllenfahrt. 1792. . . 45
VII. Der Freund auf der Brücke. 1817. . . 55
VIII. Leander und Hero. 1801. . . . 61
IX. Pygmalion. 1803. 66
X. Aeneas, der Fromme. 1801. . . . 69
XI. Das Gastmahl. Ein Mährchen aus Tausend u. Eine Nacht. 1821. 80
XII. Narcissus. 1801. 90

Fabeln und Anekdoten.

Erstes Buch.

1813.

I. Das Pferd und der Esel. . . . 105
II. Schmul und das Fischweib. . . . 106

1814.

III. Die Katze und der Haushund. . . . 107
IV. Der Storch und die Rabe. . . . 109
V. Die Lobredner des Schwans. . . . 111

1815.

VI. Der Apfel. 113
VII. Die Strafe. 114
VIII. Die Standeserhebung des Esels. . . 116
IX. Der Bach und die Sonne. 120
X. Der verlorene Sohn. 121
XI. Der Buhler. 122
XII. Der Betrunkene. 123
XIII. Der selige Mann. 124

Fabeln und Anekdoten.

Zweytes Buch.

I. Das klagende Schaf. 127
II. Das Bild der Stiefmutter. 129
III. Der Stier und die Kuh. 130
IV. Der entkräftete Bär. 131
V. Der Wolf und der Schäfer. . . . 132
VI. Der Herr und sein Sclave. . . . 134

VII. Die Drohne und die Biene. . . . 135
VIII. Das Bekenntniß der Thiere. . . . 136
IX. Der Faden und die Perlen. . . . 138
X. Die Maus und die Katze. . . . 140
XI. Der Poet und der Minister. . . . 142
XII. Der Blinde. 143
XIII. Die vier Damen auf der Bühne. . . 144
XIV. Die beiden Soldaten. 145
XV. Die Rache. 147

1817.

XVI. Das Hemd auf dem Kirchhof. . . . 149
XVII. Lucretia. 150

Fabeln und Anecdoten.

Drittes Buch.

1819.

I. Die Bettlerinn. 153
II. Glück und Unglück. 154
III. Die blaue Hand. 156
IV. Selbstbekenntniß. 157
V. Gegenseitige Wünsche. 158
VI. Der Pferdebändiger. 159
VII. Der kleine Held. 160
VIII. Die Frau und die Buhlerinn. . . . 161
IX. Die Liebesbriefe. 162
X. Die Jungfer. 163
XI. Lehre für Könige. 164

XII. Tanzen und Masken. 165
XIII. Der Wucherer. 166
XIV. Der Fürst und der Dichter. . . . 167
XV. Die Königinn Elisabeth von England und ihr Schatzmeister. 168

1820.

XVI. Der Erzähler. 170
XVII. Der Segen. 171
XVIII. Das Haus des Kanzlers Bacon. . . 172
XIX. Das gleiche Sinnbild. 173
XX. Agesilaus und die Feinde. 174
XXI. Der König Dionysius und sein Sohn. . 175
XXII. Spottes Schamen. 176
XXIII. Prinz Moritz von Nassau. . . . 177
XXIV. Kunstverschwendung. 178
XXV. Sokrates und seine Richter. . . . 179
XXVI. Prinz Moritzens Trompeter. . . . 180
XXVII. Der Taugenichts auf der Spitze des Thurmes 181
XXVIII. Der Rathsherr und der Abgesandte. . 182
XXIX. Phocion und Demosthenes. . . . 183
XXX. Die gleichen Brüder. 184

1821.

XXXI. Die Schauspielerinn im Verhaft. . . 185
XXXII. Der Ritter und der Criminalkommissär. . . 186
XXXIII. Der Taube und der Stotternde. . . 187
XXXIV. Der Betrunkene. 188
XXXV. Der Kampf mit dem Löwen. . . . 189

Romanzen

und

erzählende Gesänge.

Univ.-Bibl.
München

I.

Die gelösten Fragen,

oder

Das Mährchen vom Kaiser und vom Abt.

Ein altes Mährchen laßt mich Euch erzählen:
Die Kunst, Ihr wißt's, macht leicht das Alte neu.
Ein Kaiser fand, daß einer Welt befehlen,
So lustig nicht, als Manche wähnen, sey.
Drum sah man auch, nicht darf ich es verhehlen,
Fast nimmer ihn von böser Laune frey,
Und räthlich war's, vor ihm sich zu verstecken,
Begann der schwarze Dämon ihn zu necken.

Ein schöneres Los war einem Abt gefallen,
Nichts kümmert' ihn die Sorg' um Leut' und Land;
Die Welt, die er beherrschte, hieß — St. Gallen,
Und gern ließ er sie stehen, wie sie stand.
Dem Krieg blieb er nur fern von seinen Hallen,
Verzieh er christlich Mord, und Raub, und Brand,
Und Nichts gab ihm, dem Weisen, Stoff zur Trauer,
Ward nur im Faß der Schlaftrunk ihm nicht sauer.

Drum quält' auch nicht im Wachen, nicht im Träumen,
Ihn je der Wunsch, er möchte Kaiser seyn,
Den Stuhl des Abts für einen Thron zu räumen,
Ein schöner Tausch! Doch ging er ihn nicht ein.
Fortunens Gunst, denkt er, mag immer säumen,
Will sie nur hohe Würden mir verleihn!
Die Ruhe weicht vor schweren Herrscherpflichten,
Und sie nur ist mein Trachten und mein Dichten.

Doch wenn der Abt den Kaiser nicht beneidet,
Ward doch vom Abt des Kaisers Neid geweckt.
Wenn mich, denkt dieser, oft der Schlummer meidet,
Er weiß von keinem Uebel, das ihn neckt,
Als daß zu früh die Nacht von hinnen scheidet,
Und ihm zuweilen sein Capaun nicht schmeckt.
St. Gallens Abt! Wohl magst Du Armer beben!
Ein Wetter seh' ich ob dem Haupt Dir schweben.

Einst sieht der Kaiser im Vorüberreiten
Den Glücklichen vor seines Klosters Thor
Gar wohlgemuth mit stolzem Tritte schreiten,
Und spricht: Herr Abt, Euch Unsern Gruß zuvor!
Ihr wißt so wenig wohl von schlimmen Zeiten,
Als Einer je, dem man den Kopf beschor.
Und Euren Koch, ihn nenn' ich einen Meister!
Macht jede Schüssel doch beynah' Euch feister.

Viel Rühmens hör' ich auch von Eurem Witze,
Und Freund und Feind nennt klug Euch, und gelehrt
Euch schmückte wohl längst eine Bischofsmütze,
Vergäbe man, wie es das Recht begehrt,
Die Würden nur stets nach dem Maß der Grütze,
Das manchem Liebling die Natur beschert.
Drum Einmahl nur, haßt Ihr gleich sonst das Prahlen,
Laßt Euer Licht vor Eurem Kaiser strahlen!

Wenn Ihr, Herr Abt! auf meinem goldnen Throne
Im vollen Herrscherglanze mich erblickt,
Das Kaiserhaupt mit seiner Kaiserkrone,
Die Schultern mit dem Purpurrock geschmückt,
So meldet mir, daß Euch mein Staunen lohne,
Wenn Euch des Räthsels schwere Lösung glückt,
Wie viel, als läg' er vor Euch auf der Wage,
Der Werth von mir, dem Herrn der Welt, betrage.

Zum Zweyten, Freund! sollt Ihr mir offenbaren,
Mach' einen Ritt zum Spaß ich um die Welt,
Wie viele Zeit — Ihr wißt, ich muß sie sparen —
Die Reise mich entfernt von Hause hält.
Doch rath ich Euch, laßt ja mich nicht erfahren,
Daß Euch zur Last ein Rechnungs-Irrthum fällt!
Selbst die Sekunden, will ich, sollt Ihr zählen,
Und nicht um eine, merkts Euch! dürft Ihr fehlen.

Zuletzt, Herr Abt! will ich von Euch noch hören:
Was denk' ich Falsches, das doch wahr mir scheint?
Der Irrthum kann die Weisesten bethören;
Zu wissen glaubt der Stolz, was er nur meint;
Bereit sind wir oft, heute zu beschwören,
Was morgen unsre Zunge schon verneint.
Drum wird sich nicht des Kaisers Hoheit schämen,
Kann einen Wahn St. Gallens Abt ihm nehmen.

Ich fürchte fast, Herr Abt! Ihr spottet meiner,
Und findet, was ich fordre, gar zu leicht;
Denn unter hundert Aebten ist wohl keiner,
Der nicht vor Euch beschämt die Segel streicht.
Rühmt sein Gehirn zur Zeit auch Unser einer,
Gesteht man doch, daß es dem Euren weicht,
Und dennoch erst nach drey Mahl dreyßig Tagen
Will ich von Euch Bescheid auf meine Fragen.

Löst Ihr sie nicht — so sollt' es wohl mich kränken;
Denn Ihr verscherzt sogleich die Kaiserhuld.
Beliebts Euch nicht, zu forschen und zu denken,
So räche Schmach der stumpfen Trägheit Schuld!
Ihr kennt das Thier, es läßt sich willig lenken,
Und glänzt bey wenig Scharfsinn durch Geduld,
Dieß fromme Thier, zum Ritt durch alle Gassen,
Werd' ichs für Euch — beym Schwanze zäumen lassen.

Und habt Ihr erst das Eselein bestiegen,
Geschehn ists auch um Eure Herrlichkeit.
Auf weichem Flaum dürft Ihr nicht ferner liegen,
Und statt daß Ihr dem Nichtsthun jetzt Euch weiht,
Sollt Ihr mit Macht das träge Fleisch besiegen,
Indem Ihr gern dem Pflug die Arme leiht.
So mögt Ihr denn mit Euch zu Rathe gehen.
Indeß, Herr Abt, lebt wohl, auf Wiedersehen!

St. Gallens Abt! wer wird Dich nicht beklagen?
Ach! Hülfe findest Du nicht dort, noch hier.
Der Kaiser denkt bey den verwünschten Fragen,
Es gelte nur: Macht zwey Mahl zwey nicht vier?
Doch müßtest ob den Räthseln Du verzagen,
Und wärest Du ein Oedipus auch schier.
Drum, rettet Dich kein Wunder noch in Zeiten,
So seh' ich Dich wie Bileam schon reiten.

Den eignen Kopf mag er sich nicht zerbrechen;
Von fremden Köpfen hofft er bessres Heil.
Die Weisheit läßt sich, trotz dem Recht, bestechen,
Und biethet, wie man weiß, sich selbst oft feil.
Doch mocht' er Centner Goldes gleich versprechen,
Ward dennoch ihm kein Quentchen Trost zu Theil.
Kein Witzverein von allen Fakultäten
Errettet ihn aus seinen schweren Nöthen.

Der Arme kann nicht ruhen und nicht rasten,
Zu sehr drückt ihn der dumpfen Schwermuth Last.
Ihn labt kein Trunk, und ach! durch stetes Fasten
Wird er in kurzer Frist zum Schatten fast,
Und endlich sehnt', o Tod! nach Deinem Kasten
Im Ernste sich des Lebens frohster Gast.
Auch sieht man ihn so kraftlos sich bewegen,
Als pilgert' er dem ofnen Grab entgegen.

Er irrt umher in Wäldern und in Auen,
Bis Hans ihn einst, des Klosters Schäfer, fand.
Darf ich, rief dieser, meinen Augen trauen?
Bey Gott, Herr Abt! kaum hab' ich Euch erkannt.
Statt Eurer glaubt man ein Gespenst zu schauen,
Das grauenvoll dem Reich der Nacht entschwand.
Vertraut mir, habt Ihr je mich treu erfunden,
Wie seyd Ihr so zum Nichts herabgeschwunden?

Gern, bester Hans! erfüll' ich Dein Verlangen,
Versetzt der Abt, in der Verzweiflung Ton.
Hab' ich mich gleich am Kaiser nie vergangen,
Bin ich doch jetzt das Ziel von seinem Hohn.
Mit schweren Fragen sucht er mich zu fangen,
Und, Freund! verloren acht' ich jetzt mich schon.
Kein Sterblicher kann seine Räthsel lösen,
Er habe denn ein Bündniß mit dem Bösen.

Aufs pünctlichste soll ich zuerst ihm sagen,
Wie viel sein Werth im Kaiserschmuck beträgt;
Dann will er gar zu Roß die Welt umjagen,
Und daß er ja mich ganz zu Boden schlägt,
Scheut er sich nicht, mich armen Mann zu fragen,
In welcher Zeit den Weg zurück er legt.
Am Ende glaubt er, weil ich Abt mich nenne,
Daß ich sogar den Teufel bannen könne.

Zuletzt soll ich noch, was er denkt, erzählen;
Doch darf daran kein wahres Wörtchen seyn,
Und wird mir, ach! der Räthsel Deutung fehlen,
So trifft mich Armen Schmach und bittre Pein.
Das Thier Silens muß ich zum Leibroß wählen,
Und meine Pfründe bleibt nicht länger mein.
Kurz, daß Dein Herr des Räthsels Sinn nicht findet,
Löst Dir das Räthsel, daß sein Daseyn schwindet.

Ists möglich? sprach der Schäfer jetzt mit Lachen,
Ein solches Nichts raubt Euch, Herr Abt! den Muth?
Doch weiß ich leicht ihn wieder anzufachen,
Vertraut man gleich mir nur der Schafe Huth,
Versteh' ich doch mich noch auf manche Sachen;
Denn Mutterwitz, Herr! ist zu Allem gut.
Der Kaiser mag auf neue Räthsel sinnen!
Denn nimmer soll er mir sein Spiel gewinnen.

Wollt Ihr mir Eures Amtes Schmuk nur leihen,
So stell ich mich für Euch dem Kaiser dar,
Und ewig will ich meinen Leib kasteyen,
Mach' ich der Räthsel Sinn nicht offenbar.
Drum mögt Ihr jetzt schon meines Siegs Euch freuen;
Denn auf mein Wort, man krümmt Euch nicht ein Haar.
So lang Ihr lebt, sollt Ihr als Abt Euch schmücken,
Und nimmer steigt Ihr auf des Langohrs Rücken.

Ha, welch ein Stein fällt jetzt dem Abt vom Herzen!
Flugs giebt dem Schäfer er sein Abtsgewand.
Mit Kaisern, wußt' er, läßt sich wenig scherzen,
Und Hänschens List war längst von ihm gekannt.
Zieh hin, sprach er, und zwölf geweihte Kerzen
Steck' ich für Dein verwegnes Werk in Brand.
Noch flieht der Schlummer meine Augenlieder;
Drum kehre bald als froher Bothe wieder!

„Nun da Ihr mich im Kaiserschmucke schauet,
Mein guter Abt, durch Weisheit hoch verklärt!
So ist mein Wille, daß Ihr mir vertrauet,
Was bin ich bis zum letzten Heller werth?
Und daß Ihr nur auf keine Nachsicht bauet,
Wenn Eure Deutung irrig mich belehrt!"
So lautete, vor seiner Diener Menge,
Des Kaisers Wort zum falschen Abt, mit Strenge.

Bekennen laßt mich, Herr! vor allen Dingen,
Groß ist des Schmuckes Glanz, der Euch bestrahlt.
Kein Dichter weiß ihn würdig zu besingen;
Kein Mahler ist, der nach Gebühr ihn mahlt.
Allein Ihr wißt, mit dreyßig Silberlingen
Ward der verrathne Christus nur bezahlt,
Drum muß ich Euch auf Einen minder schätzen.
So sprach der Abt, dem Hofe zum Entsetzen.

Der Kaiser lacht, und heißt die Menge schweigen.
Zwar, spricht er, schätzt Ihr mich für kleinen Preis;
Doch mag die Lehre wohl den Stolz mir beugen,
Den immer hegt und pflegt der Schmeichler Fleiß.
Ach! unser Ohr betriegen falsche Zeugen,
Und Schwarzes mahlt man unsrem Auge weiß.
Doch magst Du jetzt mein zweytes Räthsel deuten:
In welcher Frist kann ich die Welt umreiten?

Das Räthsel, Herr! errath' ich ohne Mühe,
Versetzt der Abt, reist nur nach meinem Plan.
Erhebt Ihr mit der Sonn' Euch in der Frühe,
Und bleibt mit ihr stets in derselben Bahn,
Nicht achtend, ob Euch das Gehirn verglühe,
So werde jede Schmach mir angethan,
Habt Ihr Euch nicht nach vier und zwanzig Stunden
An Ort und Stelle wieder eingefunden.

Die Antwort, sprach der Kaiser, ist zu loben;
Ihr seyd, Herr Abt! wohl schlauer, als man glaubt.
Doch sey die Reise noch von Uns verschoben,
Weil andres Thun für jetzt die Zeit uns raubt.
Nun, Freund! besteht die schwerste meiner Proben,
Und sagt: Was hegt des Reiches Oberhaupt,
Damit noch mehr mich Euer Witz entzücke,
Für einen Wahn in diesem Augenblicke?

Auch jetzt denk' ich mit Ehren zu bestehen,
Erwiedert Hans. Glaubt Eure Hoheit nicht,
St. Gallens Abt vor Eurem Thron zu sehen?
Allein so sehr der Schein dafür auch spricht,
So muß er doch wie ein Phantom vergehen,
Beleuchtet ihn der Wahrheit helles Licht.
Kurz, Herr! der Abt St. Gallens läßt Euch grüßen,
Und Hans, sein Schäfer, liegt zu Euren Füßen.

Ists möglich? rief mit froh-erstauntem Tone
Der Kaiser jetzt, o höchst willkommner Trug!
Abt sey der Schäfer, zum verdienten Lohne!
Denn mehr ist er als zwanzig Aebte klug.
Doch auf der Mühle grauem Klepper throne
Der weiland Abt, und lenke dann den Pflug!
Der Schächer, den sein Ehrenamt zu zieren,
Die Mühe reut, verdient es zu verlieren.

Und ich, spricht Hans, verdien's nicht zu bekleiden;
Denn ach, Herr Kaiser, was ich weiß, ist — Nichts.
Um meine Schafe, wie sichs ziemt, zu weiden,
Bedürft' ich nimmer des gelehrten Lichts.
Doch weiß der Laye sich nicht zu bescheiden,
Wer spottet nicht des aufgeblasnen Wichts?
Läßt jetzt als Schäfer Groß und Klein mich gelten,
So würde Hinz und Kunz als Abt mich schelten.

So laß mich Dir sonst eine Gunst gewähren!
Versetzt der Kaiser, frey steht Dir die Wahl.
Das Dunkel Eurer Räthsel aufzuklären,
Erwiedert Hans, vermocht' ich ohne Qual;
Doch für mich selber Gnaden zu begehren,
Versteh' ich nicht. Drum soll ein milder Strahl
Der Kaiserhuld auf mich beglückend fallen,
Nun so verzeiht — dem Abte von St. Gallen!

Der Kaiser sprach: Geschenkt sey ihm die Strafe!
Doch daß die Großmuth ohne Lohn nicht bleibt,
So heiße Du von nun an Hans, der Brave,
Der Keinem weicht, ob er auch Graf sich schreibt!
Auch hüthe ferner nicht dem Abt die Schafe;
Denn dieser soll, bis ihn der Tod entleibt,
— So wird des Kaisers Machtgeboth ihn lehren! —
An eigner Tafel Hans den Braven nähren.

II.

Die Geburt der Minerva.

Hoch im Olymp, der große Gott,
War krank, und stöhnte kläglich:
Mich foltert eine Litaney
Von Uebeln unerträglich!

Und keinem Kräutchen will die Pein,
Und keinem Pulver weichen!
Beym Styx! Nichts Schlimmers kann man seyn
Als Einer Meinesgleichen.

Das schlechte Volk der Unterwelt
Kann frey sein Leben schließen,
Und sich, sobald es ihm gefällt,
Erstechen und erschießen.

Ihm hat parteyisch die Natur,
Den langen Schlaf gegeben,
Und wir, wir sollen ewig nur,
Nur leben, leben, leben!

O könnt' ich ärmster Gott noch heut
Nach Werthers Sitte sterben,
Gleich sollte die Unsterblichkeit
Von mir, wer Lust hat, erben

Der Schmerz zersprengt mir das Gehirn!
O fühlet mich, zum Geyer!
Wie der Vesuv glüht meine Stirn,
Und speyt, wie dieser, Feuer!

Vorm Auge wird mirs grün und blau,
Und meine Ohren sausen!
Der Teufel, oder eine Frau,
Muß mir im Kopfe hausen!

Ein Narr werd' ich noch obendrein!
Denn traun! Merkur, mein Werther!
Oft bild' ich alles Ernsts mir ein,
Ich wär', ach! ein Gelehrter.

Da hüthet bey der Lampe Dampf
Kronion seinen Ofen,
Und mischt voll Wuth sich in den Kampf
Der neusten Philosophen.

Verfolgung, Rache, halt' ich dann,
Und Schmähn, für hohe Pflichten,
Und will die Gegner, Mann für Mann,
Auf dem Papier vernichten.

Bewaffnet mit dem Gänsekiel,
Wie sonst mit Donnerkeilen,
Bin ich mit vollem Rechte das Ziel
Von Momus schärfsten Pfeilen.

Unglücklich, die für Dunst und Wind,
Für eitlen Ruhm entbrannten!
Denn selig, drey Mahl selig sind
Allein die Ignoranten!

Traun! länger soll wie einen Tropf
Der Witz mich nicht beschweren!
Ein Thor will einen vollen Kopf,
Ein Kluger — einen leeren!

Drum, Freund Merkur! gebieth' ich Dir,
Beflügle Deine Sohlen!
Den weisen Doctor sollst Du mir
Gleich aus Hannover hohlen!

Als Aeskulap ist er bekannt
Selbst Russen und Barbaren.
Ich hab' es längst von sichrer Hand,
Habs — von ihm selbst erfahren.

Doch wie, wenn ohne Löwenzahn
Mich Jemand heilen könnte?
Dich mein' ich, ehrlicher Vulkan!
Schriebst Du gleich nie Fragmente

Auf, faß ein Herz, und spalte mir
Geschickt und rasch den Schädel!
Erkenntlich schlag' ich Dich dafür
Zum Ritter, groß und edel

Ge

Gehorsam ist die erste Pflicht!
Und nach dem alten Liede
Benimmt auch jetzt sich fromm und schlicht
Der Gott der schwarzen Schmiede.

Er zielt, und haut, und bittet noch,
Daß Jupiter nicht zürne.
Da ist nun das bestellte Loch
In Eurer hohen Stirne!

Doch Juno kam vom Nebensaal,
Und fragte, Wuth im Blicke:
Was hör' ich? Wer schlug abermahl
Den Kräutertopf in Stücke?

Gottlob! Nun hoff' ich leicht die Spur
Des Uebels zu ergründen,
Sprach Hermes jetzt, erlaubt mir nur,
Ein Lämpchen anzuzünden.

Schon mustert er mit scharfem Blick
Die finstre Stirnenhöhle,
Und vor dem Lichte floh zurück,
Voll Scham und Angst, die Seele.

Doch was erscheint ihm, groß und hehr?
Nein, Ihr erriethets nimmer!
Mit Panzer, Helm, und Schild, und Speer,
Ein stolzes Frauenzimmer.

Wer da? rief er, und kreuzte sich,
Bist Du ein Trug der Hölle?
Bist Du ein Mädchen? Bist Du, sprich!
War Orleans Pücelle?

Doch rasch, wie manchem Musensohn
Kaum ein Sonett gelungen,
War wohlgemuth Minerva schon
Dem Götterhaupt entsprungen

Allein kommt Glück und Unglück nie!
Drum ließ, nicht ohne Grauen,
Die deutsche Encyclopädie
Als Nachgeburt sich schauen.

Die Heldinn aber wußte bald
Sich Achtung zu verschaffen.
Kühn blickte sie umher, und kalt,
Und klirrte mit den Waffen.

Sie schwang den Speer in ihrer Hand
Voll Trotz, die Hochgesinnte,
Und rief: Merkur, Ihr Ignorant!
Schafft mir Papier und Tinte!

Der Werke, die ich ausgeheckt,
Muß ich mich flugs entladen.
Gleich Beckers Taschenbuche, steckt
Der Kopf mir voll Charaden.

Ihr Göttinnen! beugt Euch vor mir,
Und horchet meinen Lehren!
Wißt, aus Erbarmen weil' ich hier,
Bloß, um Euch aufzuklären.

Dort, auf der Welt — gefiel's Euch doch
Sie selber zu beschauen! —
Vermehrt, o Glück! sich täglich noch
Die Zahl gelehrter Frauen.

Doch weiß hier Eine nur dem Mann
Das Gähnen zu vertreiben?
Liest Juno fertig? Venus, kann
Sie ihren Nahmen schreiben?

Zwar laßt Ihr alle, Tag für Tag,
Als Göttinnen Euch preisen.
Doch daß es Götter gibt, vermag,
Nicht Eine zu beweisen.

Zwar sind die Wolken Euer Thron,
So rühmen alle Zungen.
Doch habt Ihr zu den Sternen schon
Euch im Gesang geschwungen?

Ihr seufzt? Wohlan, ich schaff' Euch um
Zu ideale Wesen!
Hört nur mich ein Collegium,
Hört mich Ästhetik lesen!

Dann sollt Ihr, grinsen mag der Neid!
Romantisch mystisch singen,
Und doppelte Unsterblichkeit,
Ihr Glücklichen! erringen.

Sagt, theure **Schwestern!** habt Ihr Lust,
Das Schwerste zu beginnen?
Ja wohl! versetzt aus voller Brust
Das Chor der Schülerinnen.

Doch fehlts an Geist, so scheint es mir,
Der Götterfrauen jeder;
Denn noch zur Stunde lasen wir
Kein Werk von ihrer Feder.

Wer huldigt noch zu unsrer Zeit
Dir, göttliche Athene?
Man spottet Deiner ungescheut,
Und ächtet Deine Söhne.

Droht deutscher Wahnsinn nicht sogar,
Die Ehre Dir zu rauben?
Er will an w e i s s e Frauen zwar,
Allein an Dich nicht glauben.

III.

Apollo und Daphne.

Dem Dichtergott Apollo ward
Die Welt zu eng' im Himmel.
Ach! Sturm und Drang, Ihr tödtet mich!
Rief er, und muthig stürzt' er sich
Hinab ins Erdgewimmel.

Des neuen Lebens schwere Kunst
Sah man ihn bald ergründen.
Der Menschen Thun nannt' er ein Spiel.
Doch was am meisten ihm gefiel,
War unser Heer von Sünden.

Nach Bürger Sitte will er sich
Recht ehrenfest bequemen.
Erst kauft' er Land, und Hof, und Haus,
Und Huth, und Trift, dann zog er aus,
Um eine Frau zu nehmen.

Vor tausend Schönen weit umher
Reizt Daphne sein Verlangen.
Doch ach! Der emigrirte Gott,
Er wird von ihr mit Hohn und Spott,
Und — einem Korb empfangen.

Er, welcher siegend Grönlands Eis
Mit seinem Blick geschmolzen;
Er scheitert, denkt Euch seine Wuth!
Er scheitert jetzt mit seiner Gluth
Am Herzen dieser Stolzen.

Fast mehr, als dem verhaßten Tod,
Grollt' ihm die spröde Dame.
Sein bloßer Nahme trieb sie fort,
Wie weiland Galateen dort
Prinz Biribinkers Nahme.

Von seiner Verskunst weiht' er ihr
Umsonst die schönsten Proben,
Und achtet' es nicht zu gering,
Gleich manchem armen Dichterling,
Sein eignes Ich zu loben.

Spiel' ich die Leyer, Sphärenton
Ist dann nur ein Geklimper.
Wer staunt nicht meine Lieder an?
Fürwahr, Homer und Ossian
Sind gegen mich nur Stümper.

Frag' alle Reimer, ob nicht bloß
Durch mich ihr Kopf gebäre?
Und wie so kläglich ständ' es, ach!
Um jeden Musenalmanach,
Wenn Unsereins nicht wäre?

Durch meine Kuren kommt noch einst
Das Sterben aus der Mode.
Die Götter wenigstens, o Kind!
Bewahrt' ich, so viel ihrer sind,
Von jeher vor dem Tode.

Troß Hirschen koch' ich Wunderfalz,
Wie Hofmann bittre Tropfen,
Und hoffe, mit der Weisen Stein
Bald Euren Zweiflern, groß und klein,
Das böse Maul zu stopfen.

Klagt Ihr der Schönheit rasche Flucht
Nicht stets mit bittrer Reue?
Doch meine siegende Magie,
Durch diese Schminke fesselt sie
Für Dich die Ungetreue.

Dann wirst als Großmama sogar
Du nimmermehr veralten.
Man wird, so wahr ich Phöbus bin:
Von Deiner jüngsten Enkelinn
Dich für die Schwester halten.

Doch rühret, o hartes Mädchen! Dich
Nicht diese letzte Thräne,
So raubt das große Stufenjahr
Dein liebstes Dir, Dein schwarzes Haar,
Und Deine weissen Zähne.

Als Arzt und Dichter hättest Du,
Rief Daphne, Brief und Siegel?
Ihr neuen Sonnen! seyd Ihr noch
Die alten, zeigt dem Prahler doch,
Sein eignes Nicht, im Spiegel!

Titanen sind es, zittre! die
Den Untergang Dir schwuren.
Dein Thun und Treiben ist gemein,
Sie aber, präg' es fest Dir ein!
Sind göttliche Naturen.

Selbst Jacob Böhm, der Starke, kann,
O Schwächling! Dich nicht stärken.
Gleich Wielands Lied ist Deines matt,
Und die Tendenz ist herzlich platt
Von allen Deinen Werken.

Die Poesie der Poesie
Nennst Du ein Tollhauswesen,
Und wenns der Welt begegnete,
Daß ihrs Sonette regnete,
Du würdest keins doch lesen.

Stehst Du nicht öffentlich im Tanz
Mit den profanen Rotten,
Die Mittelalter, Möncherey
Und Mystik, ohne Scham und Scheu
Mit schnödem Witz verspotten?

Du höhnst das neue Seher-Chor
Mit den gespaltnen Zungen;
Du schimpfst des Knaben Wunderhorn,
Und ach! verdammst sogar im Zorn
Das Lied der Nibelungen.

Drum, mit zerknirschtem Sinn, o Freund,
Zerschmettre Deine Leyer!
Sprich zu der Kunst: **Es ist** genug!
Und Deinen Singsang, bist Du klug,
Verdamm' ihn selbst zum Feuer!

Setz' erst zu **Mesmers** Füßen Dich,
Dann wag's, den Puls zu fühlen!
Sonst wird die gläubig fromme Zunft,
Trotz Deiner grübelnden Vernunft,
An Dir ihr Müthchen kühlen.

Doch daß methodisch man zum Gott
Und Sänger Dich erziehe,
So reise, nicht nach Hellas Flur,
Und nicht nach Rom, nein, reise nur
Ins Land der fetten Kühe!

Dort labe Dich am Ein Mahl Eins
Der Lehrer unersättlich!
Dann wird Dein Wissen gränzenlos,
Dein Selbstbewußtseyn riesengroß,
Und Deine Grobheit — göttlich.

Zwar lachst Du der Alciden nur,
Du lachst der Thatenvollen,
Die mehr als den Augias Stall,
Die ganz und gar den Erdenball
Vom Unrath säubern — wollen.

Doch kühn und kräftig bringt man bald
Den Lästerer zum Schweigen.
Von Deinem Unrecht, denk' an mich!
Von Deinem Unrecht wird man Dich
Mit — Bengeln überzeugen.

Jetzt denkt Ihr wohl: Verloren ist
Die letzte kecker Schönen!
Allein Apoll hat kaltes Blut,
Und schäumt nicht, blind vor Rach' und Wuth,
Gleich Aftermusensöhnen.

Wer, sprach er, wer erboßte sich
Wenn schöne Lippen schimpfen?
Du bist, gern zoll' ich Dir das Lob,
Du selber bist recht adelich grob,
Du lieblichste der Nymphen!

Doch straf', o schöne Schmähende,
Ein Kuß Dich auf der Stelle!
Die Keusche flieht; im Sturme fliegt
Der Gott ihr nach, und bald besiegt
Der Schnellere die Schnelle.

Die Arme schrie, als drohten gar
Ihr Schwerter, Spieß' und Lanzen.
Sie ruft die Jove, ruft den Tod,
Sie klagt den Göttern ihre Noth,
Den halben und den ganzen.

Eilt, rettet, helft! Wie kann ich sonst
An Eure Macht noch glauben?
O spare, Zevs, die Blitze nicht!
Sonst wird sogleich der Bösewicht
Den zweyten Kuß mir rauben.

Stürzt mich zum Orkus! Bannt mich gar
In Lunas Silberscheibe!
Macht, daß mein Leib in Staub zerfällt!
Macht mich zu Allem in der Welt,
Nur nicht zu seinem Weibe!

Was seh' ich? rief Apoll bestürzt,
Hat mich ein Spuk zum Besten?
Denn was ein Mädchen war noch kaum,
Schlug jetzt erbost als Lorberbaum
Nach ihm mit hundert Aesten.

Doch hat der Kühne bald den Muth,
Sich einen Kranz zu pflücken.
Die spröde Feindinn selber soll,
Spricht er, so räche sich Apoll!
Mich mit dem Lorber schmücken!

Doch nicht Ein Blatt dem tollen Schwarm,
Der Dir den Kopf verrückte!
Er sprichts, und heiter zieht er fort,
Weil bey der Warnung ernstem Wort
Der Baum beistimmend nickte.

IV.

Der spukende Barbier.

oder

Das Mährchen vom Rothmantel.

Für den Wandrer, welch ein Wetter!
Des Verirrten, gute Götter,
Seiner, ach! erbarmt Euch doch!
Missen will ich Trank und Speise
Find' ich nach der nassen Reise
Nur ein trocknes Hüttchen noch.

So, im Kampf mit Sturm und Regen,
Unter lauten Donnerschlägen,
Klagte Franz, ein junges Blut.
Aber Lichter, die ihm winken,
Sieht er durch die Nacht jetzt blinken,
Und zurück kehrt ihm der Muth.

Bald, Dank seinem raschen Schritte!
Bald in eines Dörfchens Mitte
Steht der frohe Pilger sich.
Aber, o der kurzen Wonne!
Dort des Gasthofs goldne Sonne
Leuchtet, Armer! nicht für Dich.

Schielend nach dem schlichten Kleide,
Denkt der Wirth: Die beste Kreide,
Bey dem Gast, was frommt sie mir?
Ach! und taub bey seinem Bitten,
Weist der Mann von rauhen Sitten,
Weist er scheltend ihm die Thür.

Säh' ich doch im Rhein Dich schwimmen,
Unhold! murmelt voll Ergrimmen
Franz, und stürmisch eilt er fort.
Doch, noch auf des Hauses Stufen,
Hört er schon den Wirth ihm rufen:
Guter Freund, noch auf ein Wort!

Wirths- und Christen Pflichten, immer
Uebt' ich wacker sie, und nimmer
Trieb ich einen Gast hinaus.
Wohl auch möchtest Du hier rasten,
Wäre nicht wie Noahs Kasten
Heute voll mein enges Haus.

Doch im Burgschloß unsers Grafen
Sollst auf weichem Flaum Du schlafen,
Schreckt Dich nicht die Einsamkeit.
Höre nur des Sturmes Heulen!
Höre nur, wie noch zu weilen,
Der Erboßte Dir gebeuth!

Ein Gespenst zwar, geht die Sage,
Halte, zu des Eigners Plage,
Nachts im Schloße seinen Hof.
Doch Du bist, zu Deinem Ruhme
Hoff' ichs, keine alte Muhme,
Und kein junger Philosoph.

Ist man nur der Formeln Meister,
Dachte Franz, bannt man die Geister
Leicht, und Satans ganzen Troß.
Und als hätt' er Nichts zu wagen,
Folgt dem Wirth er ohne Zagen
In das öde Grafen-Schloß.

Freudig sieht er sich im Trocknen,
Und es stählt dem Unerschrocknen
Noch den Muth der edle Wein.
Und als ob Gespensterlehre
Ein Gespinnst des Hirns nur wäre,
Schläft er unbekümmert ein.

Doch — entsetzliches Erwachen! —
Die verschloßne Thür, mit Krachen,
Weicht unsichtbarer Gewalt,
Und, wie Leichen, blaß und hager,
Nähert sich des Fremdlings Lager
Eine furchtbare Gestalt.

Fehlt gleich Stundenglas und Hippe,
Ist das schleichende Gerippe
Doch ein treues Bild vom Tod.
Um die Schultern — beym Beschauen
Steigert noch der Schmuck das Grauen —
Fließt ein Mantel, purpurroth.

Jetzt doch, in des Saales Mitte,
Hemmt der Geist die ernsten Schritte,
Macht er sich vom Mantel frey.
Aus der grünen Scherer Tasche
Nimmt er Messer, Becken, Flasche;
Einen Stuhl trägt er herbey.

Schon — die Seife schäumt im Becken —
Schon, denkt Euch des Fremdlings Schrecken!
Winkt gebiethend ihm der Geist.
Doch er denkt: Kein feiges Beben
Frommt hier, und kein Widerstreben,
Und die Furcht selbst macht ihn dreist.

Schnell, denn das Gespenst winkt wieder,
Läßt er auf den Stuhl sich nieder,
Dann beginnt nach Scherer Art
Seines Amts der Geist zu warten,
Und er seift dem Halberstarrten,
Schweigend seift er ihm den Bart.

Das Gesicht in ernsten Falten,
Läßt er jetzt das Messer walten,
Sicher, flüchtig, und gewandt.
Und der Unschuld Blut, vergossen
Oft von seinen Zunftgenossen,
Schont des Meisters fromme Hand.

Athem hohlt aus freyer Lunge
Wieder jetzt der arme Junge,
Ahnend keine neue Noth.
Aber bald sieht er erschrocken,
Daß ihm noch ein Raub der Locken
Von dem grausen Scherer droht.

O des Unholds! Seiner Laune
Opfert er das Haar, das braune,
Ach! er opfert ihr es ganz,
Und dem Seher, ihm dem Alten,
Den die Knaben Kahlkopf schalten,
Ihm, ach! gleicht der arme Franz.

Ohne Zahlung zu begehren,
Schickt — Nichts hat er mehr zu scheren —
Jetzt der Geiß zum Abzug sich
Glück wünscht Franz ihm auf die Reise;
Jener aber, scheints, denkt weise:
Eile ziemt sich nicht für mich!

Als verdrüß' es ihn zu gehen,
Bleibt bey jedem Schritt er stehen,
Wankt jetzt vor, und jetzt zurück.
Gierig, wie auf einem Schatze,
Haftet auf des Fremdlings Glatze
Unverwandt sein düstrer Blick.

Doch als Kinn und Haupt sich streichen
Franz ihn sieht, macht ihm das Zeichen
Seinen Willen plötzlich klar.
Scheren sollst Du ohne Zagen,
Scheint des Geistes Wink zu sagen,
Mir vergeltend Bart und Haar!

Näher winkt, wenn gleich mit Schaudern,
Franz ihm jetzt, und ohne Zaudern
Setzt der stumme Kobold sich.
Rüstig schon braucht Franz das Messer,
Aber zieht, nicht weiß ers besser,
Zieht entgegen es dem Strich.

Durch Grimassen, die er schneidet,
Zeigt der Geist, wie viel er leidet.
Aber — o der seltnen Huld! —
Schaben läßt er ihn und scheren,
Läßt ihn ungestört gewähren,
Und mit stoischer Geduld.

Doch — daß ich die Worte spare!
Los ist jetzt der Geist der Haare,
Und — schier klingt es fabelhaft —
Und mit dem Verlust des Schopfes,
Zum Triumph des kahlen Kopfes,
Kehrt zurück der Rede Kraft.

Heil, spricht er, und Benedeiung
Sey Dir, Jüngling! denn Befreyung
Dank' ich Dir vom schwersten Bann.
Drey Jahrhunderte schon hausen
Hier im Schloß, vernimm's mit Grausen!
Muß [illegible] verwünschter Mann.

Einem Junker zu gefallen,
Der in diesen öden Hallen
Einst gelebt mit wildem Saus,
Ließ ich, trotzend dem Erbarmen,
Ungeschoren keinen Armen,
Führt' ein Unstern ihn ins Haus.

Aber, säumt sie auch zuweilen,
Stets wird uns die Rach' ereilen.
Einem Frommen, wehe mir!
Der im Schloß ein Obdach suchte,
Schor zum Hohn ich, der Verruchte,
Schor das Haupt ich kahl, wie Dir.

Fromme -- wer hats nicht erfahren? –
Pflegen Flüche nicht zu sparen.
Stirb! so sprach der kahle Gast,
Und dem frechen Bösewichte,
Ihm zum furchtbaren Gerichte,
Sey versagt des Grabes Rast!

Nächtlich, bis die Hähne krähen,
Unter nahmenlosen Wehen,
Irr' im Schloß, zum Sündenlohn.
Bis das oft gewagte Necken,
Dir ein Wandrer, ohne Schrecken,
Einst vergilt mit gleichem Hohn!

Daß den harten Fluch des Frommen
Daß Du ihn von mir genommen,
Unvergolten bleibt es nicht.
Keines Schatzes bin ich Hüther:
Doch der edle Schloß Gebiether
Uebt für mich des Dankes Pflicht.

Bald, dem Geisterwort zum Ruhme,
Pflückte Franz des Glückes Blume,
Denn der Graf, dem Fremdling hold,
Weigert nicht ihm die Belohnung,
Und für die befreyte Wohnung
Gibt er mild ihm Amt und Sold.

Endlich — freudig laßt michs melden! —
Als auch ihn, gleich andern Helden,
Amors goldner Pfeil versehrt,
Hat ein holdes Kind, vom Stamme
Des Weisenits, durch gleiche Flamme
Ihm den schönsten Lohn gewährt.

V.

Der Wunsch des Midas.

Trotz dem erhabnen Friederich,
War Midas auch ein König.
Allein die Rede geht, er glich
Dem Einzigen sonst wenig,
Und Mancher, denkt! behauptet gar,
Daß er sein Antipode war.

Stets widerrieth ihm sein Verstand,
Nach Heldenruhm zu ringen.
Er rührte weder Fuß, noch Hand,
Den Erdkreis zu bezwingen.
Mich schlug kein Feind, und keinen ich!
Rühmt er mit vollem Rechte sich.

Den süßen Schlummer raubt' ihm nie
Das leidige Studieren.
Er baute sich kein Sans-Souci,
Um zu philosophiren,
Und ach! der Büchersammler kennt
Von ihm kein Werk, und kein Fragment.

Ich wäre, dacht' er, wohl ein Tropf,
Auf eitle Kunst zu sinnen.
Um Nichts zerbrech' ich mir den Kopf,
Als Schätze zu gewinnen.
Das Haben herrscht als Herr mit Recht;
Das Wissen ist der ärmste Knecht.

Nichts kümmert' ihn das Musenchor,
Blüht' ihm Fortunens Segen.
Die Wolken bath der karge Thor
Um einen goldnen Regen.
Nicht selber Dich, o Weisheit! nein,
Von Dir will er nur Deinen Stein.

Doch bald, wie ward das seltne Glück
Von Groß und Klein gepriesen!
Doch bald schenkt ihm ein Augenblick,
O Wunder! mehr als diesen.
Der Geber, darum zähmt den Spott!
Der milde Geber war ein Gott.

Als noch, nach Vagabunden Brauch,
Umher die Götter irrten,
Da ließ von unsrem König auch
Einst Bacchus sich bewirthen.
Und wohlgesättigt, schöne Pflicht!
Vergaß er auch des Dankes nicht.

Kann, sprach der Gott, vertrau' ihn mir!
Ein Wunsch Dein Glück vermehren,
Beym Höllenfluß! ich will ihn Dir
Mit einem Wink gewähren.
Viel ist, was meine Huld Dir beuth;
Drum wünsche, was Dich nicht gereut!

O gib, bist Du im Ernst mir hold,
Rief jetzt der frohe König,
Gold gib mir, Gold, und wieder Gold!
Gold hat man stets zu wenig.
Im Stein- im Thier- im Pflanzen-Reich,
Gold sey, was ich berühre, gleich!

Beglücken, denkt jetzt Bacchus, kann
Selbst nicht ein Gott die Thoren!
Doch ach! zu spät. Ein Wort, ein Mann!
Er hat beym Styx geschworen,
Und wie Ihr wißt, ein falscher Schwur
Ist schlaue Menschensitte nur.

Dem schönen Wunsch, spricht er, gebührt
Erhörung auf der Stelle!
Doch auri sacra fames führt
Die Sterblichen zur Hölle.
Kennst Du dieß Land? Dahin, dahin
Laß mich mit Dir, o Midas! ziehn!

Beym Gott der Schätze will ich mich
Zu Deinem Heil verwenden.
Magnetisiren soll er Dich
Mit wohlgeübten Händen.
Sein Streicheln, freue Dich! verschafft
Dir die gewünschte Wunderkraft.

O laß uns flugs zum Erebus,
Laß gleich dem Blitz uns eilen!
Spricht Midas, und den Cerberus
Hört er mit Lust schon heulen,
Und mitgetheilt durch Plutus Gunst
Wird plötzlich ihm der Künste Kunst.

Ha, wie er stolz jetzt der Natur
Und ihrer Schöpfung lachte!
In Gold verkehrt er, was sie nur
Zum schlechten Steine machte.
Gold wird die Blume, die er pflückt;
Gold wird der Purpur, der ihn schmückt.

Die Damen alle, mit Verdruß,
Die Damen sehn am Hofe
Vergoldet, ach! von seinem Kuß
Die Lippen einer Zofe.
Doch Dein Geschenk, o Plutus! droht
Bald dem Adepten Qual und Noth.

Beym frohen Mahl möcht' er sich gern,
Wie sonst, als Held beweisen.
Nun, wohl bekomms dem guten Herrn!
Doch Gold läßt sich nicht speisen.
Denn, zum Verzweifeln welch ein Grund!
Nur schuddes Gold hat er im Mund.

Jetzt sieht er, ha, mit welchem Blick!
Ihm volle Becher winken.
Allein das Gold, o Mißgeschick!
Das Gold läßt sich nicht trinken.
Denn, kann ein Unglück größer seyn?
Zu Gold wird ihm sogar der Wein.

Der arme Mann! Wie grämt er sich!
Er ruft mit bangem Stöhnen:
Ihr Götter! gibts kein Mittel, mich
Der Nahrung zu entwöhnen?
Ach! leb' ich nicht von bloßer Luft,
So stürzt das Gold mich in die Gruft!

Zum Glück befreyt ein edler Fluß
Ihn noch vom frühen Grabe.
Weg nimmt von ihm ein Wasserguß
Die unheilvolle Gabe.
Doch wer ersetzt mir, fragt der Thor,
Was ich durch diese Kur verlor?

Verkaufen jeden Unterthan
Will ich mit Weib und Kindern,
Und kühn, nach mancher Helden Plan,
Mit Räuberklauen plündern.
Ich will . . . Doch schweig', o Lied! Denn er,
Nicht Einen Reim verdient er mehr.

VI.

Orpheus Höllenfahrt.

Die beste Frau verschied, Ihr Leute!
Dem Orpheus einst, dem besten Mann.
O glücklich, wer, weil er nicht freyte,
Auch nicht zum Wittwer werden kann!

Stets, was auch Alt und Jung mir predigt,
Meid' ich der Ehe süßen Stand,
Beuth nicht, der Sterblichkeit entledigt,
Mir eine Göttinn ihre Hand.

Ihr Aerzte, helft für ihre Sünden
Den Männern immerhin vom Brod.
Nur sucht ein Kräutchen zu erfinden,
Ein Kräutchen für den Weibertod!

Mit Ach und Weh, das nenn' ich lieben!
Füllt der Verlassene die Luft.
Mehr weint er, als der Frauen sieben
An ihrer braven Männer Gruft.

Er läßt sich Bley und Pulver hohlen,
Und, o verzweifelter Entschluß!
Er ladet wirklich die Pistolen,
Doch fürchtet keinen Werthers-Schuß.

Nein, reisen will er nur, und schauen,
Ob nicht, er glaubt es steif und fest,
Ob nicht das Muster aller Frauen
Sich in der Hölle finden läßt.

Ein Dichter, der in unsern Tagen
Ein gleiches Mißgeschick erfuhr,
Gelobte gleichen Zug zu wagen;
Doch nach Paris gelangt' er nur.

Hier lebte froh der Lebenssatte,
Und noch fiel auch zum Glück ihm bey,
Daß er zwar ein gebeugter Gatte,
Doch auch zugleich ein Autor sey.

Drum mahlt' er rührend Fannys Ende,
Und seinen Schmerz, dem Publikum,
Und stöhnt', und schluchzt', und rang die Hände
Für Kummers Honorarium.

Der mehrte durch die Druckerpresse
Die Wittwerthränen, sich zum Heil,
Und both zu Leipzig, auf der Messe,
Die neue seltne Waare feil.

Doch Orpheus, seinem Schmerz getreuer,
Und Ritter ächten Schlages, fand,
Nach manchem schweren Abenteuer,
Das ungelobte finstre Land.

Ein Sänger und ein Leyerspieler
War er, wie kaum ich einer bin.
Die Kenner schwuren, nur ein Schüler
Sey selbst Apollo gegen ihn.

Wenn er zum Preis der Damen spielte,
Entzückt' er diese nicht allein.
Fast mehr, als manche Schöne, fühlte,
In ihrem Ohr der Edelstein.

Sonst glaubte man, die Bäume wären
Für Harmonien taub und kalt;
Doch tanzte, seiner Kunst zu Ehren,
O Wunder! jeder Strauch im Wald.

Den ungeheuren Busen schwellen
Dem Elephanten Lied und Ton.
Bezaubert läßt das Reh sich fällen;
Der Spatz vergißt den Minnelohn.

Die Flucht vergißt der schnelle Hase;
Den Nacken beuth das Roß ihm dar.
Der Affe, horchend mit Extase,
Begehrt von ihm die Leyer gar.

Der Bär verzog; der Panther weilte;
Die Böcke meckerten ihm nach.
Kein Wolf, der nicht vor Wonne heulte,
Kein Tieger, dem das Herz nicht brach.

Mit scheuer Lust horcht dem Gesange
Der Hirsch, der sich am Quell erfrischt.
Der Löwe läßt den Raub; die Schlange
Preist seine Kunst — indem sie zischt.

Der träge Dachs verläßt die Höhle;
Die Schnecke kriecht aus ihrem Haus.
Die überwundne Philomele
Ruft ihn als ihren Sieger aus.

Das Katervolk miaut nicht länger;
Der Esel reckt sein langes Ohr,
Und schreyt: Nie ging ein größrer Sänger
Aus Pestalozzis Schul' hervor.

Minervas weiser Vogel flattert
Ihm auf der Leyer goldnen Bord,
Und eine Schar von Gänsen schnattert
Da Capo hier, da Capo dort.

Kein Rabe krächzt. Die Elstern stocken;
Der eitle Kuckuck huldigt still.
Und Thränen ohne Schuld entlocken
Läßt sich das falsche Krokodill.

Kurz, Bestien auf Zweyen und Vieren
Erheben ihn, dem Neid zum Trotz.
Ihn preist, im Einklang mit den Thieren,
Der Marmor- und der Menschen-Klotz.

Die Felsen, so allmächtig walten
Sieht man der Lieder Zauberey,
Die Felsen lassen sich nicht halten;
Die Berge schleppen sich herbey.

Die Flüsse lauschen, statt zu fließen:
Die schnellen Ströme hemmt der Schall.
Kein Bächlein will sich mehr ergießen;
Gefesselt steht der Wasserfall.

Die Winde wehren sich das Wehen:
Selbst Zephyr hält den Odem an
Nicht Einer will die Segel blähen,
Und keiner dreht den Wetterhahn.

Besänftigt ist der Grimm der Wellen;
Der Aufruhr schweigt im wilden Meer.
Man sieht den Sturm kein Schiff zerschellen:
Es wüthet in der Luft kein Heer.

Jetzt spielt die kühnsten Melodien
Der Künstler vor des Orkus Thor.
Wie lauschte seinen Harmonien
Der Missethäter bleiches Chor!

Ihr Kenner! ja, Ihr sollt es wissen,
Daß Orpheus in der Hölle fand,
Was Eure Sänger oft vermissen,
Ein Publikum, das ihn verstand.

Es schrie, daß ihm die Ohren gellten,
Bravissimo! der Erebus,
Und mäßig nur, o Wunder! bellten
Die Kritiker, und Cerberus.

Der Wonne Ruf erfüllt die Hallen;
Ihr weicht die ruhelose Pein.
Vergeben ist den Sündern allen;
Die Hölle scheint nicht mehr zu seyn.

Der Orkus, durch die Macht der Töne,
Der Orkus wird Elysium.
Den wilden Schmerz besiegt das Schöne;
Der Klage banger Laut ist stumm.

Entzückt ruft Pluto: Jammerschade,
Daß nimmer hier ein Lorber grünt!
Doch zähle sonst auf meine Gnade,
Und sprich, womit ist Dir gedient?

Was führt Dich nach dem finstern Lande?
Laß jeden Wunsch mir unverhehlt!
Schlag' ich Dein Weib in stärkre Bande,
Weil sie noch als Gespenst Dich quält?

Gottlob! so spricht zum Schatten-König
Der Sänger, daß Du hold mir bist!
Allein vergib! Du irrst nicht wenig,
Wenn Irren gleich nur menschlich ist.

Als Poltergeist uns zu erschüttern,
Ist keiner Todten Zeitvertreib:
Denn Tag und Nacht vor ihr zu zittern,
Zwingt lebend schon den Mann das Weib.

Doch ich, trotz aller Spötter Lauge,
Ertrug als Weiser meine Qual,
Und lehrend stand vor meinem Auge
Xantippes duldender Gemahl.

Stets herrschen wechselnd Wohl und Wehe;
Der Himmel ist nicht immer blau.
Es stürmt im Meer, und in der Ehe;
Es donnert Zevs, und — eine Frau.

Ein schöner Mund mag immer keifen,
Küßt uns nur auch der schöne Mund.
Sticht doch ein Röschen, wenn wirs greifen,
Uns neckend auch den Finger wund.

Gehorchten wir dem schönsten Triebe
Nur, wenn es die Vernunft nicht wehrt,
Ach! Deine Pfeile, Gott der Liebe!
Längst hätte sie der Rost verzehrt.

Drum, das vermessenste der Lieder,
O Pluto! Du hörst es von mir.
Eurydice, sie gib mir wieder!
So fleht, und wer? — ihr Mann zu Dir.

Im Orkus selbst sucht der Gekränkte,
Der Wittwer, sein entflohnes Glück.
Was Mancher gern der Hölle schenkte,
Kühn ford'r' ich es von ihr zurück.

So singt und klagt der Abenteurer,
Und Pluto traut kaum seinem Ohr.
Du bist, spricht er, ein großer Leyrer,
Doch bist Du noch ein größrer Thor.

Verdienst Du Zorn? Verdienst Du Klagen?
Belohn' ich, oder straf' ich Dich?
Soll mein Erbarmen Dir versagen,
Um was Dein Wahnsinn bittet? Sprich!

Doch ach! trotz eignen Widerstrebens,
Gebeuth Erhörung mir die Pflicht.
Denn bitten, Freund! läßt sich vergebens
Um eine Frau die Hölle nicht.

Drum folg' Eurydice dem Gatten!
Mein Urtheil spricht, die Huld ist groß,
Mein Urtheil spricht den bleichen Schatten
Vom schwarzen Todesbanne los.

Das Licht, es soll ihr wieder lachen,
Hat gleich schon Lethe sie getränkt.
Und Du, vergiß nicht kund zu machen,
Was Höllen-Großmuth Dir geschenkt!

So leit' ein guter Stern zum Ziele
Mit der Gefährtinn Dich von hier!
Doch, Freund! in meinen Gränzen spiele
Den Gaffer nicht, ich rath' es Dir!

Den süßen Hang lern' überwinden,
Und hüth, o hüthe Deinen Blick!
Dich straft ihr ewiges Verschwinden,
Kehrst Du das Haupt nach ihr zurück.

Wohl grausam, darf man billig klagen,
Ist der Tyrann des Tartarus
Das strenge Wort, mit Angst und Zagen
Vernimmts der neue Tantalus.

Doch nicht dem Gott, dem eignen Triebe
Gehorcht er nur; denn, wie Ihr wißt,
Ein bloßes Nichts ist ja die Liebe,
Sobald sie keine Thorheit ist.

Der Frevler, trunken von Entzücken,
Der Frevler sieht, o Gott des Lichts!
Er sieht sich um mit wilden Blicken;
Doch Himmel, was er sieht, ist — Nichts.

Ach! schneller als ein Traum verschwindet
Sein Schattenglück ins Schattenreich.
Groß ist der Schmerz, den er empfindet,
Groß ist er, und umsonst zugleich.

Verzweifelnd eilt er von der Stelle,
Und netzt mit Thränen manches Tuch.
Doch leider! seine Flucht zur Hölle
Beschrieb er uns in keinem Buch.

Ein Orpheus, mit der Wunder-Leyer,
Ihr Schönen, ach! fehlt unsrer Zeit.
Doch wessen ist die Schuld, als Euer?
Ihr übertreibt die Frömmigkeit.

Euch sammt und sonders, wie wir glauben,
Schließt nach dem Tod der Himmel ein,
Und diesem wieder Euch zu rauben,
Wer könnte wohl so grausam seyn?

VII.

Der Freund auf der Brücke.

Früh, Rudolph! wenn der Tag erscheint,
Eil' auf die Weser Brücke!
Dort zeigt Dir Jemand, wohlgemeint,
Den nächsten Weg zum Glücke.

So ließ zu dem verarmten Sohn
Des reichen Josts in Bremen
Bereits zum dritten Mahle schon
Ein Traumbild sich vernehmen.

Der Vater hatte wirthlich klug
— Nicht längst war er gestorben —
Des theuren Mammons sich genug,
Doch wenig Ruhm erworben.

Wer, dachte Rudolph, möchte gern
Das gleiche Los erfahren?
Drum sey von mir, stets sey es fern
Das väterliche Sparen!

Mit jedem Tage ließ er mehr
Der wilden Lust den Zügel;
Dem schnöden Golde, plump und schwer,
Gab er des Windes Flügel.

Für seine Freunde mußt' er fast
Des Hauses Thor erweitern,
Und täglich war bey ihm zu Gast
Ein Heer von Krippenreitern.

Drum ward in jeder Melodie
Der edle Wirth besungen,
Sein Nahme schwebte spät und früh
Auf tausend Leckerzungen.

Doch plötzlich schien der Gäste Schar
Verbannt durch Zaubersprüche;
Denn Schmalhans, der Verhaßte, war
Jetzt Meister in der Küche.

Kurz, Rudolph stand am schönen Ziel
Der Ehre — Nichts zu haben,
Und konnte, wie es ihm gefiel,
Nun betteln, oder graben.

Doch graben, denkt er, könnte schier
Mich allzusehr ermüden,
Und Bettlerwitz, ach! ihn hat mir
Nicht die Natur beschieden.

Der Brückenfreund wird, wie mir ahnt,
Für mich es besser fügen.
Ein Traum, der drey Mahl ernstlich mahnt,
Kann nicht wie andre lügen.

Er ging, und kaum setzt' er den Fuß
Erwartend auf die Brücke,
Empfing ihn schon mit biedrem Gruß
Ein Söldling an der Krücke.

Erbarmen! rief der lahme Held,
Seht die zerschoßnen Glieder!
Gesund und ganz zog ich ins Feld,
Doch bald nur kehrt' ich wieder.

Der Bettler ist am Ende gar
Der Freund, von dem ich träumte,
Denkt Rudolph, denn zu oft nur wahr
Fand ich das Ungereimte.

Rasch zieht auf eine Bank von Stein
Er neben sich den Krieger,
Bejammert sein verlornes Bein,
Und preist die deutschen Sieger.

Schwer, sagt er endlich, magst Du, Freund!
Das Leben wohl ertragen;
Denn wenig weißt Du, wie mirs scheint,
Von gutem Glück zu sagen.

Ihr irrt Euch, Herr! gewaltig, spricht
Der Alte, nehmts nicht übel!
Wie Ihr mich seht, beneid' ich nicht
Den reichen Mann der Bibel.

Den Ueberfluß drückt manche Noth.
Doch ist man nur bescheiden,
So lebt man selbst bey trocknem Brot
Stets herrlich und in Freuden.

Und ich, Gold, Herr! hab' ich wie Heu,
— Mag es den Neid verdrießen! —
Sobald sich Nachts auf meiner Streu
Die müden Augen schließen.

Das Glück der Menschen wollte gleich,
Dünkt mich, der Himmel machen;
Drum ist im Schlafe Dieser reich,
Und Jener ists im Wachen.

Allein von jeher glaubt' ich doch,
Daß Träume Schäume wären,
Wollt' einer gleich vor Kurzem noch
Schatzgräberey mich lehren.

Ein Greis, so träumt' ich, sprach zu mir:
Willst Scheffel Golds Du messen,
Geh' in den Garten, rath' ich Dir,
Den weiland Jost besessen:

Dort — halte nicht den frommen Traum
Für Gaukelwerk des Bösen! —
Es harrt, nicht fern vom größten Baum,
Ein Schatz dort aufs Erlösen.

Im Tod noch freut der Eigner sich
Des Golds in Deinen Händen.
Sein Sohn, ein Bruder Liederlich,
Würd' es doch bald verschwenden.

Wie horcht und staunt der junge Mann!
Der Traum, der Freund, der Garten,
Des Vaters Schatz! Sein Hoffen kann,
O Nacht! Dich kaum erwarten.

So zwingst Du, Glück! mir selten hold,
Denkt er, mich noch zum Graben!
Doch, hoff' ich, wird Papa das Gold
Zu tief verscharrt nicht haben.

Kaum wich der Sonne milder Schein,
So war, Ihr könnts errathen,
Der väterliche Mammon sein;
Dank sey es seinem Spaten!

Und hinken seht Ihr nimmer jetzt
Den Stelzfuß nach der Brücke;
Denn Rudolph dachte nicht zuletzt
Des Freunds in seinem Glücke.

Er selber will jetzt Klein und Groß
Durch Besserung erbauen,
Und einer treuen Freundinn bloß,
Nicht falschen Freunden trauen.

Und — klug hatt' er die Wahl bedacht,
Bey der schon Mancher irrte —
Und eine gute Wirthinn macht
Ihn bald zum guten Wirthe.

VIII.

Leander und Hero.

Vom liebevollsten Helden,
Der je die Welt verließ,
Muß ich zuerst Euch melden,
Daß er Leander hieß.

Er pflegte, hoch zu preisen
Ist solch ein Muth, fürwahr!
Zu Wasser oft zu reisen,
Denkt, ohne Schiff sogar.

Wohl fragt Ihr guten Leute,
Was übers Meer ihn zwang?
Nicht Durst nach goldner Beute,
Und nicht der Wallfischfang.

Traun! einem schnöden Krämer,
Der für Gewinn nur glüht,
Hamburger, oder Bremer,
Nie weiht' ich ihm ein Lied.

Der Grund, daß der Beherzte,
Daß mit dem wilden Sturm
Des Jünglings Muth nur scherzte,
Lag fern in einem Thurm.

Hier wohnt' ein holdes Mädchen,
Wie nie Cirkassia,
Und weder Stadt, noch Städtchen
In Deutschland, eines sah.

Wer Pfeil', und Netz', und Stricke
Des falschen Amors floh,
Von Heros Zauberblicke
Brannt' er doch lichterloh.

Durch sie ward jeder Weise
Zum Thoren, glaubet mir!
Und alle Schönheitspreise,
Denkt, alle wurden ihr.

O! seufzeten die Dichter,
O! hätte Paris doch,
Der Hirt und Schönheitsrichter,
Den goldnen Apfel noch!

Der Holden Reiz bewährte
Ein neues Unterpfand,
Und Venus selbst erklärte:
Der Richter hat Verstand!

Doch brauchts, sie zu erheben,
Der goldnen Aepfel nicht.
Wer, sprecht: wagt Leib und Leben
Für ein Alltagsgesicht?

Und Leib und Leben wagte
Leander oft für sie.
Ob auch der Kühnste zagte,
Der Kühnre zagte nie.

Doch, schrecklichste der Scenen!
Einst hebt der Wind sich frisch,
Und leider ist, Ihr Schönen!
Ein junger Herr kein Fisch.

Der unsre sieht von Wellen
Sich rechts und links bedroht.
Empörte Wogen schwellen;
Sieg gilt es, oder Tod.

Zwar zeigt durch Fackelschimmer
Die Schöne, liebevoll,
Vom Thurm dem theuren Schwimmer,
Wohin er schwimmen soll.

Doch ach! daß Gott erbarme!
So sehr sie ruft und winkt,
Ach! sinken soll der Arme,
Und ach! der Arme sinkt.

Sinkt, und ertrinkt nicht minder,
Troß seiner Frömmigkeit,
Als jeder arme Sünder,
Zu Vater Noahs Zeit.

Erblaßt, wie eine Leiche,
Kommt er beym Charon an,
Und spricht: In Deinem Reiche,
Was soll mir jetzt Dein Kahn?

Zum Weinen und zum Lachen
Find' ich die Sitte: hier
Erwartet uns Dein Nachen,
Und dort ertrinken wir.

Und Hero? Hoch im Thurme
Klagt die Gebeugte sehr,
Und stürmte gleich dem Sturme,
Und noch ein wenig mehr.

Sie schalt mit lauter Stimme
Das falsche Meer, und pries
Den Xerxes, ders im Grimme
Mit Ruthen peitschen ließ.

Auf, dem Verderben weihen,
Spricht sie, muß Hero sich!
Das Meer verschlang den Treuen,
Das Meer verschling' auch mich!

So

So sagt die Arme rührend
Sich von dem Daseyn los.
Die Fluth nimmt triumphirend
Den Raub in ihren Schooß.

Und wähnt, es sey Cythere,
Und, nahmenloses Glück!
Und wähnt, zur Mutter kehre
Ihr theures Kind zurück.

Wie Hero, fromme Schönen!
Sterbt Ihr um keinen Freund.
Den Schatten zu versöhnen,
Genug ists, daß Ihr — weint.

Man treibe nie vermessen
Zu weit der Liebe Pflicht!
Um Todte zu vergessen,
Bedürft des Tods Ihr nicht.

IX.

Pygmalion.

Ein seltsames Liebesverhältniß entspann
In Cypern sich zwischen dem zärtlichsten Mann,
Pygmalion war, sagt die Chronik, sein Nahme,
Und einer nicht leicht zu erbittenden Dame.

Die Schöne, so schwor die begeisterte Schar
Der Kenner, ist ohne Gebrechen fürwahr!
Doch fehlt ihr, das Wort der Geweihten in Ehren!
Ein Etwas, das Kenner nur ungern entbehren.

Wärs, wie man zuweilen von Schönen erzählt,
Nur einzig die Seele, woran es ihr fehlt,
Man könnte der Schönheit den Mangel vergeben.
Doch leider! der Armen, ihr fehlte das Leben.

Kurz, denkt Euch Pygmalions tödtlichen Schmerz!
Karartischer Marmor beherrscht' ihm das Herz.
O wagten wirs nimmer, nach Mädchen zu blicken,
Die selbst als Statüen den Kopf uns verrücken!

Er selber, ein Künstler von hohem Beruf,
Wars, der das gefährliche Bildniß erschuf.
Drum wähnt' er die Schöne sich mächtig gewogen.
Doch wahrlich, nie hatt' er sich schlimmer betrogen.

Der alberne Stein! Nicht das feurigste Lied
Macht, daß ihm der frostige Busen erglüht;
Ja selbst mit Sonetten, Ihr Musen, wie kläglich!
Versucht' es umsonst der Verliebte tagtäglich.

Jetzt stampft er den Boden; jetzt kniet er, und spricht:
Ich bin ja Dein Schöpfer! Ha, kennst Du ihn nicht?
Wie grausam, noch immer mein Glück zu verschieben!
Mein Werk soll den Meister nicht loben, nur lieben!

Verwünscht sey der Musen verrätherische Gunst!
Zwar nennt man Dich staunend das Höchste der Kunst;
Doch daß Du es bist, wird des Künstlers Verderben.
Du machst mich unsterblich, und zwingst mich zu sterben.

Verzweifelte Worte! Beym Amor! Mir graut!
Wenn nur nicht ein Selbstmord den Knoten zerhaut!
Doch sorgt nicht, Ihr Schönen! Der Held spricht verständig:
Mein Tod, macht er etwa die Steine lebendig?

Es fehlt ja, Gottlob! uns an Göttern noch nicht!
Die halten Erbarmen und Wohlthun für Pflicht.
Besonders Du Holde, genannt Aphrodite!
Warst, sagt man, in eigner Person stets die Güte.

Dies Bildniß von Marmor, betracht' es genau,
Dann wirst Dus begreifen, erwähl' ich zur Frau,
Giebst Du nur, leicht weiß ich, vermagst Dus zu geben,
Der Schönen erst huldreich zur Mitgift das Leben.

Wer nennt mir ein Wunder, das Liebe nicht thut?
Schnell röthet das Bildniß ätherische Gluth.
Da steht nun lebendig die Marmor-Madonne,
Da steht sie, und grüßt sich im Spiegel, voll Wonne.

Schon spricht sie, geschmiegt an Pygmalions Brust:
Dank sey Dir, o Mutter der himmlischen Lust!
Dank sey Dir, Cytherc! Die Nachwelt solls wissen,
Du hast mich dem schmählichsten Schicksal entrissen.

Denn wär' ich noch, was ich von Anbeginn war,
Bald würd' eine fränkische raubende Schar,
Minerven zum Troz, mit unheiligen Händen,
Mich Arme dem klassischen Boden entwenden

X.

Aeneas der Fromme.

In Troja haust' ein Pietist,
Vor mehr als tausend Jahren,
Der hat, wie mancher fromme Christ,
Des Unglücks viel erfahren.
Entsetzlich, ach! glüht Junos Zorn,
Und er, der Arme, war ein Dorn
Von jeher ihr im Auge.

Kaum hörte von dem ersten Sohn
Papa der Held sich grüßen,
Und doch, wie grausam! sollt' er schon
Für späte Enkel büßen.
Die Göttinn wußt' Euch auf ein Haar,
Lang' eh' ein Mensch geboren war,
Was er im Schilde führte.

Ha, rief sie, blaß und roth vor Wuth,
Dem Frevel muß ich wehren:
Der Flüchtling will durch seine Brut
Carthago mir verheeren.
Mit Unglück schwanger, sag' ich Euch,
Ist jedes Kind schon, ist es gleich
Mit ihm noch nicht die Mutter.

Der Brand von Troja, leider ach!
Versengt' ihm nicht ein Härchen.
Doch gibt sein grauses Ungemach
Bald Dichtern Stoff zu Mährchen.
Auf wildem Meere schwimmt er dort,
Und traun! das Meer ist just der Ort,
Um Frevler zu verderben.

Der wackre Gott, der stöhnt und keucht,
Mit Mann und Maus vernichten
Kann er die schönsten Schiffe leicht,
Bläst er nur stets nach Pflichten.
Noch heute trägt mein Phaeton
Mich zu dem lustigen Patron.
Drum wehe den Trojanern!

Wer wird nicht, troß den jungen Herrn,
Sprach Aeolus mit Lachen
Zur Bittenden, wer wird nicht gern
Wind für die Damen machen?
So wahr ich Herr der Stürme bin!
Den Schuft, noch heute jag' ich ihn
Vom Schiff in Charons Gondel.

Nun lag der arme Held im Streit
Mit zwey und dreyßig Winden,
Und beichtete voll Reu' und Leid
Selbst unbegangne Sünden.
Doch als ihm schon das Schlimmste droht,
Eilt ihm, o Wunder! in der Noth
Ein Freund, ein Gott zu Hülfe.

Neptun, der jetzt den Spuk vernahm,
Erboßte sich nicht wenig.
Die Wellen wurden lämmerzahm,
Aus Furcht vor ihrem König.
Und selbst der Winde tolle Zucht
Ergriff, den Hasen gleich, die Flucht,
Als er sein Veto brauste.

Doch schnell begab mit seinem Heer
Der Held sich aus dem Nassen,
Und schwor, von nun an stets das Meer
Der Hölle gleich zu hassen.
Ihn setzt', erwünschter Augenblick!
Ihn setzt' ein freundliches Geschick
In Lybien aufs Trockne.

Hier, sprach er, Brüder, pflegt den Leib,
Und weg mit feigen Klagen:
Ein Mann, Ihr wißt es, ist kein Weib,
Und Weiber nur verzagen.
Um Frieden bittet, glaubt mir doch!
Versöhnt und freundlich, selber noch
Bey uns das dunkle Fatum.

Denkt nur zurück, wie manchen Strauß
Bestanden wir mit Ehren,
Und zeigten unter Saus und Braus,
Daß wir nicht Memmen wären.
Selbst Klippen dünkten uns nicht hart;
An den Cyclopen-Felsen ward
Nicht Eine Nase blutig.

Kann man, ist eine Stadt verbrannt,
Nicht eine neue bauen?
Bald sollt Ihr froh im wälschen Land
Ein zweytes Troja schauen.
Beym Zevs, der Erd' und Luft regiert!
Von Anbeginn prädestinirt
Hat er dazu die Steine.

Hat Jeder, was er jetzt vernahm,
Mit klugem Sinn begriffen,
So denkt wohl Keiner seinen Gram
Mit sich noch einzuschiffen.
Ertränkt mit Jauchzen ihn im Wein,
Und singt dazu: Am Rhein, am Rhein,
Da wachsen unsre Reben!

Hoch dringt bis zum Olymp empor
Der helle Klang der Becher,
Und Zevs blickt gnädig auf das Chor
Der muthbeseelten Zecher.
Just lallt' Aeneas, satt und matt:
Xantippe Juno pereat!
Und Amen! seufzt Kronion.

Bey Seiner Hoheit ließ sofort
Idalia sich melden,
Und redete mit Ernst das Wort
Dem frömmsten aller Helden.
Die Göttin sprach nicht minder schön,
Als Tullius und Demosthen,
Und sprach mit süßern Lippen.

„Mit Wahrheit singt mein armer Sohn:
Ich habe viel gelitten
In dieser schönen Welt, und schon
So manchen Kampf gestritten!
Ja hier ertrunken, dort verbrannt
Wär' er ums Haar. Kurz, er bestand
Die Feur- und Wasserprobe.

Und Eure Herzensdame, sie
Bereitet ihm die Lauge!
Denn ihr Gemahl, er hält ihr nie
Den Daumen auf dem Auge.
Den Gott der Götter, welch ein Schimpf!
Ein Weib beherrscht ihn ohne Glimpf,
Den Zepter der Pantoffel!„

Der Wahrheit pflegt sogar ein Gott
Das Ohr nicht gern zu neigen.
Drum brachte Zevs den Mund voll Spott
Mit einem Kuß zum Schweigen.
Dein Witz, o Laura! neckt er mich,
Wie sonst, erbittert straf' ich Dich,
Wie Jupiter Cytheren.

Was zagst Du? sprach er, eitel sind,
Mein Täubchen! Deine Sorgen.
Fort, fort mit ihnen, gutes Kind!
Dein Sohn ist längst geborgen.
Ein Weilchen lern' er noch Geduld!
Dann schenkt im Wälschland meine Huld
Ihm zwanzigtausend Bauern.

Jetzt schrieb der Donnrer einen Brief,
Den trug mit Blitzes Schnelle,
Indem er wechselnd floh und lief,
Merkur an Ort und Stelle.
Beleucht', o Dido, Deine Stadt!
Denn bald erscheint, so sprach das Blatt,
Bey Dir der Held von Troja.

Doch noch — der Ernste hörte gern
Die Wölf' und Barden heulen —
Doch noch geruhte dieser fern
Im Haine zu verweilen.
Ein Jägermädchen fand er da;
Doch als er sie beym Licht besah,
So wars — kein Jägermädchen.

Naiv begann das Kind: Verzeihn
Die Frage Sie, mein Vetter!
Sahn Sie nicht kürzlich hier ein Schwein,
Gejagt von meiner Schwester?
Aeneas schüttelte den Kopf,
Und sprach: Madam! ich bin kein Tropf;
Drum spart nur Eure Ränke!

Statt einem U hofft Ihr ein X
Umsonst mir vorzumahlen.
Durch Eure Menschenhaut, beym Styx!
Seh' ich was Anders strahlen.
Und kurz, am Tag ist Deine List!
Kurz, wenn Du keine Hexe bist,
So bist Du eine Göttinn.

Als Göttinn hast Du sicherlich
Im Himmel viel zu sagen.
Drum lehre doch ihn gegen mich
Sich billiger betragen!
Nicht Ruhe läßt er mir, noch Rast,
Und kurz, des Teufels ist er fast
Mit seinen Neckereyen.

Doch welchem König, holdes Kind!
Gehorchen diese Staaten?
Denn Eure Bürger, hoff' ich, sind
Doch wohl nicht Democraten!
Seh' ich in diesem weiten Raum,
Gottlob! doch keinen Freyheitsbaum,
Und keine rothe Mütze.

Nein, sprach das Kind, es wüthet hier
Kein tolles Freyheitsfieber;
Auch trotzt kein Jacobiner Dir
In unsrem Reich, mein Lieber!
Sitzt gleich auf seinem goldnen Thron,
Nicht unberühmt, seit Jahren schon
Ein Wesen ohne Hosen.

Wiß, eine Dame, schön und gut,
Und kurz, der Weiber Spiegel,
Lenkt hier, mit Heldenkraft und Muth,
Den stolzen Herrscherzügel.
Hoch preist und ehrt sie männiglich;
Denn eine Frau versteht doch sich
Am Besten aufs Regieren.

Ihr Herr Gemahl, wie es noch oft
Den Sterblichen begegnet,
Hat allzufrüh und unverhofft
Das Zeitliche gesegnet.
Allein von ihr denk' Arges nicht!
Ihr Bruder ist der Bösewicht,
Der ihn zum Orkus schickte.

Jetzt sage mir: Wie nennt man Dich?
Wer bist Du? laß michs wissen!
Ich bin Soldat, doch hab' ich mich
Der Frömmigkeit beflissen.
Drum spukt noch in der Christenheit,
Borgt manches Pabstes Heiligkeit,
Von mir den Nahmen Pius.

Doch fehlt es, trotz der Pietät
Im Himmel mir an Freunden;
Zumahl der Juno Majestät
Schlägt sich zu meinen Feinden.
Ja, holdes Kind! ich rede wahr,
Gottlose Göttinnen sogar
Lernt Unsereiner kennen.

Nach Wolken stets die Sonne scheint!
An dieses Sprüchlein glaube!
Erwiedert sie und eh' ers meint,
Macht sie sich aus dem Staube.
Doch ward, sagt die Historie,
Mit einer Nebelglorie
Der Held von ihr umgeben.

Erst, als sie noch ihm lächelnd winkt,
Wirds klar ihm, wer ihn neckte.
Er zürnt dem langsamen Instinct,
Der allzuspät ihn weckte.
O, rief er, Venus! rühren Dich
Nicht meine Leiden? Bist Du, sprich!
Nicht eine Rabenmutter?

Jetzt hört' er, denn er hörte gut,
Ein tosendes Getümmel.
Bald sah er eine Menschenfluth
In emsigem Gewimmel.
Er nähert sich, und sieht mit Lust
Den guten Leuten zu, die just
Die Stadt Carthago bauten.

In Junos Marmorkirche fand
— O Anblick zum Beneiden! —
Der Held von eines Hogarths Hand
Verewigt seine Leiden.
Nicht Eine Scene fehlte schier.
Dort prügelt' er den Feind, und hier
Ward er vom Feind geprügelt.

Doch todte Bilder, fahret hin!
Was sieht er? O Entzücken!
Carthagos schöne Königinn
Begegnet seinen Blicken.
Hier war nicht Kunst; hier war Natur.
Und jene witterte man nur
Ein wenig auf den Wangen.

Schon

Schon stürzt' er hastig sich hervor,
Die Herrscherinn zu grüßen,
Und sah, o Glück! ein ganzes Chor
Trojaner ihr zu Füßen.
Getrennt von ihm in Sturm und Noth,
Beweint' er lange schon den Tod
Der theuren Fluchtgenossen.

Erbarmen! rief die Heldenschar,
O Königinn, Erbarmen!
Uns fehlts an Schiffholz, und sogar
Der Zwieback fehlt uns Armen!
Euch, sagte Dido, schenk' ich gern
Der Lämmchen hundert, Eurem Herrn
Der Mäulchen hunderttausend.

Aeneas rief: Ein Wort, ein — Weib!
Indem das Herz ihm lachte,
Und streift den Mantel sich vom Leib,
Der ihn unsichtbar machte.
Die Fürstinn fand den edlen Gast
Bezaubernd, und verschlang ihn fast
Mit ihren Flammenaugen.

O hätt' ich doch, denkt sie betrübt,
Das Freyen nicht verschworen!
Jetzt geht, o Herz! wirst Du verliebt,
Die Seele mir verloren.
Drum, Gott von Paphos, höre mich!
O schone, doch beschwör' ich Dich,
Die kummervolle Wittwe!

Erlaube, sprach Aeneas, mir,
— Gern will ich mich bequemen —
Nur wenig Tage mein Quartier
In Deinem Schloß zu nehmen.
Willkommen sey mir Mann und Roß!
Sprach Dido freundlich, jedes Schloß
Steht offen jedem Helden!

Jetzt hatt' ihr Mundkoch seine Noth,
Und war fast unzufrieden.
Pest! rief er, soll ich denn halbtodt
Mich backen, braten, sieden?
Der Henker sey hier länger Koch!
O daß an einem Pudding doch
Der Nimmersatt erstickte!

Indessen trat vor Amors Thron
Die trauernde Cythere,
Und sprach: Ach! wenn doch Dido schon
Vor Liebe närrisch wäre!
Denn eher, Söhnchen, glaub' es mir:
Ist Trojas edler Held bey ihr
Nicht seines Lebens sicher.

Die Schlange gibt ihm Fest auf Fest,
Bloß um sich zu maskiren;
Denn auf ein Wort der Juno läßt
Sie ihn guillotiniren.
Drum wehre Du dem Mißgeschick
Und schütze gegen Beil und Strick
Den armen Emigranten!

Ja, rührt Dich Deiner Mutter Schmerz,
Ist Dir Dein Bruder theuer,
So schleiche Dich in Didos Herz,
Und spare dort kein Feuer!
Der schönste Sieg krönt Deinen Muth
Denn was geräth so leicht in Gluth,
Als eine junge Wittwe?

Als Sohn des frommen Helden flog
Jetzt Amor gleich nach Hofe.
Und seine Mummerey betrog
Gast, Königinn, und Zofe.
Doch schmählich war, was er erfuhr.
Er kam und sah, wie Cäsar, nur;
Doch siegt' er nicht, wie Cäsar.

Längst, denkt er, ist der todte Schatz
Aus Didos Brust vertrieben,
Und leicht läßt sich an seinen Platz
Der Nächste Beste schieben.
Doch aus der Welt geschieden war
Der treuen Männer treuster zwar,
Doch nicht aus Didos Herzen.

Drum trotzte sie mit Heldenkraft
Den schärfsten Liebespfeilen.
Bald muß Kaffeh, bald Rebensaft
Die Herzenswunden heilen.
Jetzt plagt sie gar die Wißbegier,
Und beichten soll Aeneas ihr
Sein Vagabundenleben.

Man kann doch, sprach sie, wahrlich nicht
Umsonst die Welt durchsteuern.
Drum gib mir sattsamen Bericht
Von Deinen Abenteuern!
Singt ein Poet doch wohlgemuth:
Wenn Jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen.

XI.

Das Gastmahl.

Ein Mährchen aus Tausend und Eine Nacht.

Edler Herr, o habt Erbarmen,
Ist nicht Euer Herz von Stein!
König, glaubt mir's! aller Armen
Bin ich, leider! werth zu seyn.

Nackt bin ich, wie könnt' ichs hehlen?
Daß mich hungert, schwör' ich Euch.
Welch ein Mann für gute Seelen,
Sind die guten Seelen reich!

Drum, des Hungers Wuth zu stillen,
Gebt, was Eure Küche beuth:
Meine Blöße zu verhüllen,
Hats bis nach der Tafel Zeit.

Wenig stellt mich schon zufrieden,
Ekel ist nicht mein Geschmack.
So zum Haupt der Barmeciden
Sprach der Bettler Schalabal.

Und erstaunt und tiefbekümmert
Stellt der Barmecide sich.
Wie? ruft er, nach Brote wimmert
Noch ein Mensch in Bagdad? Sprich!

Kälber sterben, Schweine, Rinder,
Tag für Tag in meinem Haus,
Und der Schafe fromme Kinder,
Bloß dem armen Volk zum Schmaus.

Drum, der Barmeciden Weise,
Kennen sollst auch Du sie noch.
Wie ein Bettler fleht um Speise,
Fleh' ich: Lieber, speise doch!

Lästern hör' ich schon die Leute,
Fielst Du, welch ein Ungemach!
Fielst dem Hunger Du zur Beute,
Plötzlich unter meinem Dach.

Zaudern, rief er, und kein Ende!
Auf, Ihr Sclaven! bringt in Hast,
Wasser bringt zum Bad der Hände
Mir und meinem edlen Gast!

Kein Gerufner war erschienen,
Doch der Barmecide spricht:
Welchen Eifer, mir zu dienen,
Zeigt Ihr Wackern heute nicht!

Jetzt, den Gast noch mehr zu necken,
Trotz dem Hunger, der ihn quält,
Jetzt steckt er die Händ' ins Becken,
Das ihm sammt dem Wasser — fehlt.

Und zum Gast spricht er: Wie säumig!
Machs gerade doch, wie ich!
Dort das Becken, blank und räumig,
Ist, Du weißt es ja, für Dich.

Und der Gast folgt unverdrossen
Dem Geheiß im Augenblick.
Wohl, mit Scherzen und mit Possen,
Denkt er, macht man hier sein Glück.

Ob wohl meine Leute schlafen?
Rief der Alte: Holla, frisch!
Säumt nicht länger, träge Sclaven!
Rührt Euch, und besetzt den Tisch!

Kommt Ihr endlich doch, Ihr Schnecken?
Schwören wollt' ich, Ihr seyd lahm!
So, mit Mienen zum Erschrecken,
Sprach der Wirth, als — Niemand kam.

Welch ein Reichthum edler Gaben,
Wackrer Koch, und welch ein Duft!
Fürsten gleich will ich mich laben,
Fuhr er fort, und — kaute Luft.

Aber kamst Du her zu fasten?
Sprach zum Bettler er. Ein Gast,
Läßt er seine Zähne rasten,
Merke Dirs! ist mir zur Last.

Herr! versetzt der Bettler, hohlen
Soll mich Der und Jener gleich,
Taugt der beste Wolf in Polen
So zum Gast, wie ich, für Euch.

Bravo! denn ich wollte schwören,
Nicht zuviel hast Du gesagt,
Rief der Wirth. Jetzt laß mich hören
Wie Dir dieses Brot behagt?

Wahrlich, Herr! von dieser Sorte,
Sprach der Bettler, gibts nur eins,
Und traut' ich nicht Eurem Worte,
Glaubt' ich gar, es wäre — keins.

Darum auch für tausend Thaler
Kauft' ich meine Bäckerinn,
Sprach der Wirth, und dem Bezahler
Trug der Handel noch Gewinn.

Lieber! diese Hammelskeule
— Nirgends sah man ihre Spur —
Sprach der Wirth nach einer Weile,
Gönn' ich Deiner Wolfsnatur.

Herr! spricht jetzt der Gast, zu kochen
Weiß man nirgends, wie bey Euch.
Denn fürwahr, zermalm' er Knochen,
Oder Fleisch, dem Zahn ists gleich.

Rüstig brauche denn, mein Lieber,
Sprach der Alte, Dein Gebiß!
Gleich die Gans Dir gegenüber
Schnattert: Bruder, komm und iß!

Aber laß — der Warnung fügen
Wirst Du gern Dich, wackrer Gast! —
Laß an wenig Dir genügen:
Denn zu fett scheint sie mir fast.

Doch den wohlgenährten Pfauen,
Manches Sultans Leibgericht,
Lüstern bloß ihn anzuschauen,
Solch ein Thor bist Du wohl nicht.

Und zuletzt noch diesen Hasen,
Scheint der Edle Dir nicht werth,
Deinen Gaum zu kitzeln — grasen
Heiß' ich Dich mit Rind und Pferd.

Nie, der Wahrheit bin ichs schuldig,
Schmaus't' ich, sprach der Gast, wie jetzt.
Drum seyd, Herr, nicht ungeduldig,
Hört Ihr, ich sey satt, zuletzt.

Auf ein Mahl, wie dieß — zu Gnaden
Haltet meine Kühnheit mir! —
Nur die ärgsten Prasser laden,
Mein' ich, solltet künftig Ihr.

Mag sich denn die Scene wandeln!
Rief der Wirth. Den Nachtisch her!
Koste, Freund! hier diese Mandeln,
Fällt das Knacken Dir nicht schwer.

Diese Torte, jene Kuchen,
Und die Gold-Orangen dort,
Laß Dich nicht umsonst versuchen,
Thust Du gern nach meinem Wort.

Auch den Pfirsichen, den schönen,
Werde nicht ihr Lob verkürzt!
Um den Magen zu versöhnen,
Nimm die Plätzlein, wohlgewürzt!

Und so spielt, man kanns nicht besser,
Bey des Hungers bitterm Drang,
Schakabak den frohen Esser
Wohl zwey volle Stunden lang.

Jetzt beginnt der Wirth: Verdrießen
Sollte traun! Dein Fasten mich;
Denn so viel als Nichts genießen
Sah ich, seit Du kamest, Dich

Doch vergeben und vergessen
Soll die Sünde, merkt es! seyn.
Zeigt der schwache Held beym Essen
Desto tapfrer sich beym Wein.

Denn für mich bist Du verloren,
Trafst Du, Kind der Unvernunft!
Trafst Du gar mit andern Thoren
In die Wassertrinkerzunft.

Herr! ich tränke lieber Fässer,
Sprach der Gast, als Flaschen aus,
Spräche nur der Koran besser
Von der Zecher Saus und Braus.

Was? begann der Wirth zu schelten,
Ist der Koran wohl gescheut?
Ein Gesetz kann nimmer gelten,
Das Unmäßigkeit gebeuth.

Nun, Euch kann ich Nichts versagen,
Rief der Gast. Reicht her das Glas.
Doch verzeiht! Ich darfs nicht wagen,
Denn mich warnt, Ihr wißt schon was.

Nüchtern, Herr! laßt ja mich bleiben!
Bin ich gleich der beste Tropf,
Könnt' ich leicht doch Unfug treiben,
Stiege mir der Wein zu Kopf.

Selbst die Ehrfurcht, ohne Zweifel,
Edler Herr! die Euch gebührt,
Wiche gar dem Hader-Teufel,
Der das Zechervolk verführt.

Handeln sollst Du, und nicht plaudern,
Sprach der Wirth, so ziemt es sich!
Drum, ein Räuschchen, ohne Zaudern,
Trink' aus Ehrfurcht gegen mich!

Bey der goldnen Flasche rechten
Und vernünfteln, ist nicht klug.
Hier das Glas, es ist vom ächten,
Leere mir auf Einen Zug!

Wie er aß, der arme Junge,
Trinkt er jetzt auch nur zum Schein,
Und ein Nichts, mit trockner Zunge,
Preist er doch als edlen Wein.

Bester Herr! Hoch sollt Ihr leben!
Stammelt er. Vom Erdenland
Laßt uns auf zum Himmel schweben;
Weg und Steg sind mir bekannt.

Und er taumelt hin und wieder,
Lacht und weint, dem Wirth zur Lust,
Betbet jetzt, jetzt singt er Lieder,
Jetzt zerschlägt er sich die Brust.

Du, der Rackerste der Wackern,
Ruft er, o wie lieb' ich Dich!
Ärgster Du, von allen Rackern,
Schurke, komm, umarme mich!

Ob dem tobenden Beginnen
Stockt das Blut dem Alten fast.
Mensch! ruft er, bist Du von Sinnen?
Und stößt weg den plumpen Gast.

Dieser doch rächt ungeschliffen
Sich für die erlittne Qual,
Und vergilt mit schweren Püffen
Das genoßne leichte Mahl.

Mord, schreyt jetzt der Wirth und Zeter.
Willst Du mich erwürgen? Sprich!
Doch der lustige Verräther
Stellt jetzt wieder nüchtern sich.

Ach! Ihr zürnt dem wilden Lärmer?
Ruft er schluchzend, wehe mir!
Nein, Du Abgott toller Schwärmer,
Haß und Rache schwör' ich Dir!

Traun! dem Himmel muß ich danken,
Daß ich mich nicht mehr vergaß,
Und nicht gar, bey Schreyen und Zanken,
Mich mit Euch im Faustkampf maß.

Doch, wenn ich es recht bedenke,
Habt Ihr kaum zum Zürnen Grund.
Macht' ich nicht vor dem Getränke
Meine Furcht Euch schwer kund?

Freund! mich dünkt, ein Clubb von Raben,
Spricht der Wirth, macht Jagd auf Dich.
Doch ein Schalk mit Deinen Gaben
Ist im Ernst ein Mann für mich.

Drum laß jetzt uns wirklich essen!
Und gleich schenk' ich bessern Wein, —
— Nur sey nicht die Zucht vergessen! —
Als Du eben trankst, Dir ein.

Nicht umsonst, Du darfst mir trauen,
Guter Freund! wardst Du geneckt.
Jetzt mit Gänsen, Hasen, Pfauen,
Sieht der Gast den Tisch bedeckt.

Kurz, zum Schmaus wird für den Magen,
Was ein Schmaus der Ohren war.
Schakabak, voll Wohlbehagen,
Tauschte kaum mit einem Zar.

Gleiches Glück war ihm beschieden
Tag für Tag von diesem Nu,
Und beym Tod des Barmeciden
Fiel sein Gut als Erb' ihm zu.

XII.

Narcissus.

Narcissus gab vor alten Zeiten
Durch seinen spröden Sinn den Leuten
Ein großes Ärgerniß.
Ein Gegenfüßler, schöne Kinder!
Ein Gegenfüßler war der Sünder
Von Eurem Amadis.

Die Mädchen, ach! zu deren Füßen
Wir oft halbtodt uns schmachten müßen,
Zu seinen schmachten sie.
Doch er — der Hölle Gluth und Schwefel
Verdient, beym Himmel! solch ein Frevel! —
Lacht nur, und schmachtet nie.

Drum welkt, gleich Rosen, jede Schöne,
Und jetzt wird diese, jetzt wird jene
Verwandelt knall und fall.
Auch Echo fleht' um seine Liebe,
Und büßt die unvergoltnen Triebe
Noch jetzt als Wiederhall.

Doch

Doch Amor — drum reizt nicht die Götter! —
Er straft der Liebe frechen Spötter,
Eh' es der Sichre glaubt.
Im seidnen Netz ihn zu bestricken,
Läßt ihn der Gott ein Bild erblicken,
Das den Verstand ihm raubt.

Er sieht es kaum, und Liebesschmerzen
Empfindet auch im Marmorherzen
Der stolze Ritter schon.
Er schmilzt, wie Wachs am Strahl der Sonne,
Und girrt von Qual, und girrt von Wonne,
Trotz einem Seladon.

Und nicht umsonst scheint er zu glühen.
Nie suchte man vor ihm zu fliehen,
Nein, der Beglückte fand
An jedem Ort, beym frohen Schmause,
Im stillen Hain, im Schauspielhause
Den theuren Gegenstand.

Stets theilt — wer sollt' ihn nicht beneiden? —
Mit ihm das treue Wesen Leiden,
Und Sorgen und Gefahr.
Es trank mit ihm aus Einem Glase,
Und ging — rümpft immer Eure Nase! —
Zu Bett mit ihm sogar.

Denkt er der Welt Valet zu geben,
So mag es auch nicht länger leben,
Und — welche Sympathie! —
Stets friert es, schüttelt ihn das Fieber,
Geht er nicht gern, so ruht es lieber;
Wacht er, so schläft es nie.

Wer kann der Liebe mehr verlangen?
Doch bleicht der Gram des Schäfers Wangen
Mit jedem Tage mehr.
Ihr fragt erstaunt, was ihn betrübte?
Denkt, was er liebt', und was ihn liebte,
War — o des Jammers! — Er.

Denn ach! als ein verwünschtes Wasser
Sein Bildniß wies dem Frauenhasser,
Bezaubert' ihn sein Ich.
Kein Weib hat seiner sich bemeistert;
Vom eignen Reitz ist er begeistert;
Erobert hat er sich.

Sonette reimt' er, nach der Regel
Petrarkas und der Brüder Schlegel
Halbschlafend Bände voll,
Und war, nach mancher Dichter Weise,
Die Laura selber, der zum Preise
Sein Hochgesang erscholl.

Er ist das Wild, und ist der Jäger;
Er ist die Laut', und ist der Schläger,
Der Deckel und der Topf.
Er ist die Nas', und ist die Brille,
Der Kranke selber, und die Pille,
Der Hut und auch der Kopf.

Er spielt, und dient der Welt zum Spotte,
Zugleich den Werther und die Lotte;
Sich trinken will der Wein.
Narciß will dem Narciß sich schenken,
Und von sich selber — könnt Ihrs denken? —
Der Wahlverwandte seyn.

Doch viel muß der Verliebte missen
Kann er die eignen Lippen küssen?
Kann an die eigne Brust
Er in der Schäferstunde fallen,
Und himmlisches Entzücken lallen,
Und hohe Götterlust?

Oft wird, dictirt von Flammentrieben,
Ein Liebesbrief von ihm geschrieben,
An Phyllis? Nein, an sich.
Er schrieb: Narciß, o hab' Erbarmen,
Und laß Dich vom Narciß umarmen!
Mein Ich, o liebe mich!

O, seufzt' er, daß Ihr doch mich hörtet,
Und mir mein Ich als Du bescheeret,
Grausame Götter, Ihr!
Von mir kann ich mich nicht erflehen!
Durch mich ist es um mich geschehen!
Mich habend, fehl' ich mir!

Von sich, um wieder sich zu finden,
Von sich wünscht er sich loszuwinden,
Und endlich treibt die Noth
Ihn noch zum letzten Heil der Thoren.
Er schreyt, doch in die taubsten Ohren,
Um Hülfe gar zum Tod.

Doch bald läßt Götterhuld ihn sterben.
Zu seinem Heil darf er verderben;
Doch ewig muß er, ach!
Zur Warnung eitler Herrn und Frauen,
Als Blümchen sehnend sich beschauen
Im stillen Silberbach.

O lebte doch in unsern Tagen
Narcissus! Seinen Fall beklagen
Müßt' ich wohl ewig nie.
Um ungestraft mit sich zu buhlen,
Besucht man jetzt gewisse Schulen,
Und hört Philosophie.

Nie wird ein holdes Kind zur Blume:
So schwört, Ihr Schönen! Euch zum Ruhme
Der Sänger ohne Scherz.
Zeigt Euch das Liebste gleich der Spiegel,
Verschließen doch nicht Schloß und Riegel
Den Schäfern Euer Herz.

Fabeln und Anecdoten.

Erstes Buch.

I.

Das Pferd und der Esel.

„Wohl bist Du eine dumme Kreatur!"
So sprach das Pferd — zu wem? — zu einem Esel nur.
Der Esel weiß dagegen Nichts zu sagen;
Drum wagt ers, nach dem Pferd mit plumpem Huf
zu schlagen.
„Und eine grobe Kreatur!"
Fuhr jetzt, als wäre Nichts geschehen,
Das edle Pferd, kaltblütiger Natur,
In seiner Rede fort, und ließ den Langohr stehen.

* * *

Von Dir, o Schmul! spricht meine Fabel nur,
Erzdumme, grobe Kreatur!

II.

Schmul und das Fischweib.

Ihr tausend Zungen zu verleihen,
So hörte man, weil sie, nach Würd' und Stand,
Zum Schmähen sich zu arm mit Einer fand,
Ein Fischweib zu den Göttern schreyen.
Doch wahrlich, tausend Zungen, spricht,
Indem sie sich besinnt, die Vettel, brauch' ich nicht,
Laßt nur den Schmul, ist Schachern doch sein Leben,
Die seinige mir für die meine geben.

III.

Die Katze und der Haushund.

Bekenn' es nur! so sprach zum treuen Hund die Katze,
Ist in der Erde weitem Reich,
Ist ein Geschöpf mir an Verdiensten gleich?
Den stolzen Menschen, ihn verzehrten Maus und Ratze,
Bekämpft' ich Tag und Nacht die schlimmen Feinde nicht.
Und dennoch, Freund! wo preist den Murner ein Gedicht?
Im Gegentheil, welch pöbelhaftes Schimpfen
Der hoch erzürnten Küchen-Nymphen,
Vergess' ich nur, trotz meiner Ehrlichkeit,
— Du weißt ja selbst, wie leicht wir Alle fehlen —
Vergess' ich nur, verführt von der Gelegenheit,
Einmahl den alten Spruch: Du sollst nicht stehlen!
Gewiß, versetzt der Hund, ich geb' es willig zu.
Will gleich zur Zeit noch kein Homer Dich preisen,
Ein Held, ein Hector, ein Achill bist Du,
Im Krieg mit Ratten und mit Mäusen.
Doch warum hat des Dankes schöne Pflicht

Der Mensch stets gegen Dich vergessen?
Dir selber nur, ihm dienst Du nicht;
Denn Mäus' und Ratten sind Dein Lieblings-Essen.

* * *

Dienst Du dem Vaterland aus Eigennutz allein,
So sey auch nur der Lohn des Rattenfängers Dein!

IV.

Der Storch und der Rabe

Hört, sprach zum klugen Storch ein überkluger Rabe,
Hört, guter Freund! einmahl, was ich erfunden habe.
Mir dankt — der Unterricht war stets mein Steckenpferd,
Und Niemand haßt, wie ich, verjährte Form und Mode —
Mir dankt die Welt die einzige Methode,
Wie man die Störche klappern lehrt.
Drum kriecht — Dein Brüten, Freund! läßt uns das
beste hoffen —
Drum kriecht Dein junges Volk erst glücklich aus dem Ey,
Und lohnst Du billig mich, dann sey
Vor Andern meine Schul ihm offen!
Allein der Storch — blind war er offenbar —
Erdreistet sich, die neue Kunst zu schmähen,
Und an den Galgen heißt er gar
Mit ihr den schwarzen Mentor gehen.
Dort, spricht er, lehre wohlgemuth,
Dort lehre, Niemand kann Dirs wehren,
Dort lehre krächzen Deine Brut!

Doch mich laß, der Natur zu Ehren,
Die jungen Störche klappern lehren.

* * *

Der arme Storch! Kommt er einst in ein Land,
Das Ihr errathen mögt, von ungefähr gezogen,
So steckt, mit frommer Eifrers Hand,
So steckt ein wildes Heer erboßter Pädagogen
Ihm wenigstens das Nest in Brand.

V.

Die Lobredner des Schwans.

Von einer bunten Vögelschar
Ward einst der edle Schwan erhoben.
Man wußte kaum sich satt zu loben.
Nur mittelmäßig, sprach der Aar,
Nur mittelmäßig fliegt er zwar;
Doch, Brüder! gibts, gesteht es immer!
Gibt es wohl einen bessern Schwimmer?
Man rühmt des Körpers edlen Bau,
Und auch — leicht könnt Ihr es ermessen —
Und auch der Neid von mancher Frau,
Der schöne Hals wird nicht vergessen.
Der Schnee, so wahr ich ehrlich bin,
Läßt eine Taube sich vernehmen,
Der weiße Schnee kann nicht umhin,
Sich vor dem weissern Schwan zu schämen.
Dem Sänger — ruft aus seinem Nest
Ein loser Stahr — dem Sänger Ehre,
Der — merkte Mancher doch die Lehre! —

Der sich nur sterbend hören läßt!
Jetzt fällt, das letzte Wort zu haben,
Jetzt fällt der schwärzeste der Raben
Mit rauhem Krächzen scheltend ein:
Nicht ihren Bau, nicht ihr Gefieder,
Ich lob' an dieser Gans, Ihr Brüder!
Die schwarzen Füße mir allein.

VI.

Der Apfel.

Mit Äpfeln höchstens werft, verordnet der Senat,
Den Niger künftig noch, sonst büßet Ihr die That!
Den Apfel schenke mir! so sprach mit schlauer Miene
Leander zum Frontin, der einen Kürbis trug.
Den Apfel? spricht Frontin, fast scheints, Du seyst
nicht klug.
Ein Kürbis ists, womit ich herzlich gern Dir diene.
Sey mir, versetzt der Schalk, von Deinem Kürbis still!
Ein Apfel ists, weil ich den Niger werfen will.

VII.

Die Strafe.

May, ein Poet von Bavs Gelichter,
Stand als Verbrecher vor dem Richter,
Und dieser spricht mit ernstem Zorn:
Wer heißt Euch, sprecht! Pasquille schmieren?
Ein Schuft von Eurem Schrot und Korn,
Den lichten Galgen sollt' er zieren!
Doch Gnade geh' auch jetzt vor Recht!
Drum, wenn Ihr Besserung versprecht,
So sey das Urtheil Euch gesprochen:
Im Kerker sitzt Ihr hundert Wochen,
Und falls Euch Durst und Hunger quält,
So braucht Ihr nur ein Wort zu sagen,
Und wahrlich, nimmer sollt Ihr klagen,
Daß Euchs an Brot und Wasser fehlt.
Wollt, statt zu strafen, Ihr belohnen?
Spricht jetzt der Kläger. Diesem Gast
— Er wohnt, wo Kauz und Uhu wohnen —
Ist jedes Zuchthaus ein Pallast.

Und gebt Ihr Brot dem Wurzelnfresser,
Lebt gegen sonst er zehn Mahl besser.
Wer endlich gibt dem Taugenicht,
Damit ich Alles wohl erwäge!
Wer gibt im Kerker ihm die Schläge,
An welchen jetzt ihms nie gebricht?
Ach! Blöße, Hunger, Spott und Schande,
Wen diese geißeln, er verlacht
Mit Recht des Kerkers ehrne Bande.
Drum hab' ich besser mich bedacht,
Und bitte, Herr! ihn loszusprechen.
Nicht ein alltägliches Geschick,
Kein Pranger, keines Henkers Strick,
Sein Daseyn soll an ihm mich rächen.

VIII.

Die Standeserhöhung des Esels.

Die Menschen, ließ der Esel sich vernehmen,
Die Menschen sollten, traun! sich endlich einmahl schämen!
Ein Thier, tief unter mir an Werth,
Hoch über mich wird es erhoben.
Den Esel lästert man, und gilts dem stolzen Pferd,
So weiß man kaum sich satt zu loben.
Geklagt sey Dirs, Silen, erhabner Schutzpatron!
Zu lang sind Jedem meine Ohren,
Und täglich hör' ich Nichts als Hohn
Von Groß und Klein, von Weisen und von Thoren,
Ob diesen und mit diesen Ohren.
Kaum ehrt mich noch, zu seinem eignen Spott,
Der Schildknapp eines Don Quixot.
Und doch — wer darf das eigne Lob mir wehren? —
War ich geduldig stets und fromm, gleich einem Lamm.
Gab nicht mein Mund die schönsten Lehren
Selbst dem Propheten Bileam?
Drum, schilt mich auch die Kinder Fibel,

Nennt mich dafür mit Ruhm die Bibel.
Zwar spricht man ziemlich laut im Publikum,
Das Pulver hätt' ich nicht erfunden;
Mit andern Worten: Ich sey dumm.
Allein der Vorwurf macht mir keine trübe Stunden:
Denn wenn die Weisheit auch der Güter Höchstes ist,
Bey meinen Disteln hab' ich nimmer sie vermißt.
Und kurz, dumm oder klug, davon ist nicht die Frage.
Die Frag' ist nur: Ob ich noch länger Säcke trage?
Und meine Antwort ist ein lautes Nein!
Mit ihnen mag, breit ist genug sein Nacken,
Sich mein Tyrann von nun an selber placken.
An Ehre gleich will ich dem besten Pferde seyn:
Der schönste Sattel soll den starken Rücken,
Der schönste Zaum den stolzen Hals mir schmücken.
Mein Reiter sey kein schnöder Knecht;
Ein Ritter sey er ohne Furcht und Tadel,
Vom ältesten, vom ahnenreichsten Adel,
Und ist es möglich, gar von fürstlichem Geschlecht.
Den Monolog des guten Grauen
Vernimmt mit Lust sein Herr, und spricht:
Welch einen Esel hab' ich nicht!
Kaum sollt' ich meinen Ohren trauen.
Veredeln willst Du Dich zum Pferd?
Wohl, Deinem hohen Sinn sey ohne Widerstreben
Von mir der fromme Wunsch gewähret.

Wer wird nicht für ein Pferd gern einen Esel geben?
Erlaube nur, daß meine Hand,
— Du willst ja doch, daß man Dich putze —
Zum Schmuck in Deinem neuen Stand,
Die Ohren Dir ein wenig stutze.
Bereits, o freue Dich! grünt Dir ein Lorberreis;
Denn morgen ist ein Pferderennen,
Und fragt man: Wer gewann den Preis?
Sprich, welchen Nahmen wird des Volkes Jubel nennen?
Doch bald, bald ruft der Ruhm Dich in ein neues Feld.
Weil, wie Du weißt, noch stets die Völker sich bekriegen,
So sollst Du, wie ein ächter Held,
So sollst Du kommen, sehen, siegen.
Zwar ists für Helden selbst ein ziemlich ernster Scherz,
Wenn in der wilden Schlacht die Feuerschlünde brüllen,
Doch wett' ich, Freund! mit feiger Angst erfüllen,
Wird selbst das Furchtbarste Dir nicht das Löwenherz.
Ob Kugeln zischen, Pulverwolken dampfen,
Was kümmerts Dich? Du lachst und folgst der Ehre Ruf,
Um Elephanten gleich, mit tapfrem Huf
Die stolzen Feinde zu zerstampfen.
Der Esel, ach! wer wird für ihn nicht roth?
Und warum muß ich Euch des Feigen Schande melden?
Verbittet bebend sich das Ehrenamt des Helden,
Und ist vor Schrecken halb schon todt.
Den Durst nach Ehre, Blut und Wunden,

Spricht er, hab' ich noch nie empfunden.
Sey Mancher auch ein Niemands-Freund;
Der Esel ist ein Niemands-Feind,
Und will ich nicht mehr Säcke tragen,
So will ich darum nicht mit Hinz und Kunz mich schlagen.
Denkt Ihr, ich lasse wie ein Tropf
Aus eitler Ruhmsucht mich zerhauen und zerreißen?
Für diesen Schwindel ist zu klug des Esels Kopf;
Ein Pferd will ich nicht seyn, ein Pferd will ich nur
heißen.
Kurz — ist bey Menschen doch die Sitte längst im
Schwang —
Ich bitt' um Titel nur und Rang.

IX.

Der Bach und die Sonne.

Wie ist mir doch, so sprach ein Bächlein, voller
Wonne,
Wie ist mir doch so hold die königliche Sonne!
Kein Schäfer kann, so zärtlich er auch liebt,
Der Küße mehr der theuren Phyllis geben,
Als sie — wohl darf mein Stolz ein wenig sich erheben —
Als sie tagtäglich mir voll heißer Inbrunst gibt;
Ja, drey Mahl feuriger, als Zephyr seine Rosen,
Pflegt sie, die Göttliche, pflegt sie mich liebzukosen.
So singt der gute Bach. O säng' er nur auch lang!
Allein sein Lied, es war des Schwans Gesang.
In Trauer nur zu bald verkehrt sich seine Wonne;
Denn ach! der Arme starb vom Kuß der stolzen Sonne.

* * *

Nicht immer führt, Euch lehrts des Bächleins Miß-
geschick,
Der Großen Huld die Niedrigen zum Glück,
Und Mancher — wahr wird stets die düstre Lehre bleiben —
Läßt sich zu Euch herab, bloß um Euch aufzureiben.

X.

Der verlorene Sohn.

Einst ward, Thaliens Kunst zum Spotte,
Ein Trauerspiel — der ehrenfeste Held
War der verlorne Sohn — von einer Stümperrotte
Erbärmlich lustig dargestellt.
Der arme Dichter sah das frevelnde Beginnen,
Und kam vor Aerger fast von Sinnen.
O doppelt Du verlorner Sohn!
Rief er im tiefsten Klageton,
Muß ich, zur Strafe meiner Sünden,
Muß ich Dich hier am Galgen finden?

XI.

Der Büßer.

Univ.-Bibl.
München

Ein Büßer zog durch eine Gasse,
Und schonte, nach der Geißler Pflicht,
Ermuntert von der wilden Masse
Des Pöbels, seinen Rücken nicht.
Jetzt sieht er eine Schar von Frauen,
Die hoch am Fenster, Kopf an Kopf,
Beyfällig seine Buße schauen,
Und plötzlich schwingt der gute Tropf,
Dem längst das Blut die Schultern färbte,
Von neuer frommer Wuth entbrannt,
Die Geißel mit so starker Hand,
Als ob er einen Feind zergerbte.
O, riefen jetzt von ihrem Stand,
O, riefen jetzt die schönen Kinder
Aus Einem Mund, o welch ein Sünder
Muß dieser junge Mensch nicht seyn!
Ihr irrt Euch, meine holden Damen!
Ihr irrt Euch, fällt der Büßer ein,
Ich geißle mich in Eurem Nahmen.

XII.

Der Betrunkene.

Getaumelt kam — er war dem Rebensaft nicht feind —
Crispin zu Thomsen, seinem Freund,
Und lallte: Guter Mann, wie kränkt man Deine Ehre!
Man sagt, und schwört darauf sogar,
Daß Deine Frau, die jüngst ein Söhnchen Dir gebar,
Und viele Freunde hat, zum Kind nicht Vater wäre.

XIII.

Der selige Mann.

Den guten Lips, mit dem einst Hymen sie verband,
Ihn wußte kaum genug Frau Magdalis zu loben;
Zum Himmel, wo er sich seit Jahr und Tag befand,
Zum Himmel selbst ward er erhoben.
Dein Lob, mein Schatz! es wird bestätigt auch von mir,
Erwiedert, wer? — der Gatten zweyter ihr,
Der Selige, fürwahr! er fand nicht Seinesgleichen;
Ich selbst, so gut ich bin, ich selber muß ihm weichen,
Und daß er nimmer lebt, gar traurig ist's für Dich,
Allein noch trauriger für mich.

Fabeln und Anecdoten.

Zweytes Buch.

1.

Das klagende Schaf.

Das Schaf klagt' einst dem Fuchse seine Leiden.
Muß ich, sprach es voll Gram, nicht jedes Thier beneiden?
Die Milch, die meinem Kind gebühret,
Sie trinkt der Mensch. Zum ungerechten Zolle
Raubt, ohne daß ihn meine Klage rühret,
Raubt sein verruchter Stahl mir meine Wolle.
Noch schlimmer ist der Wolf, fürwahr!
Denn ach! der Wütherich frißt mich mit Haut und Haar.
Und schont auch dieser mich, geht es mir drum nicht besser;
Dann wartet mein des Schlächters Messer.
Nicht glänzend, ich gesteh's, versetzt der Hühnerfresser.

Nicht glänzend ist das Schicksal, das Dich traf,
Doch ungerecht, beym Zeus! ist gleichwohl Deine Klage:
Denn daß nach Herzenslust Dich Jeder neck' und plage,
Dafür bist Du das fromme Schaf.

* * *

Warum sich Groß und Klein Dich zu verderben, streiten,
Kann Dir, o Redlicher! die kleine Fabel deuten.

II.

Das Bild der Stiefmutter.

Die Stiefmama, mit frommer Hand,
Hängt Franz im Bildniß an die Wand.
Und lachend spricht der lose Knabe:
Gottlob! sie selber liegt im Grabe,
Die als ein Satansengel mich
Oft schlug mit Fäusten jämmerlich.
Doch ach! selbst den gemahlten Frauen,
Selbst diesen ist oft nicht zu trauen.
Mit Poltern stürzt dem armen Tropf
Das Bildniß plötzlich auf den Kopf,
Und schlägt — voll Mitleid hört die Kunde! —
Und schlägt ihm mehr als Eine Wunde.
Verwünschtes Bild! ruft Franz, und flieht.
Mit Rechte sagt Jeder, wer Dich sieht,
Denn ach! ich selbst erfuhr es eben,
Dir fehlt die Sprache nur zum Leben.

III.

Der Stier und die Kuh.

Tollkühner Stier! begann die Kuh zu schreyen,
Du siehst den schrecklichsten der Leuen,
Und stehst und drohst. O rette Dich!
Für wen, versetzt der Stier, Verzagte! hältst Du mich?
Des Feindes Stärke kann des Tapfern Muth nicht dämpfen.
Just, weil ein Löw' es ist, drum will ich mit ihm kämpfen.

IV.

Der entkräftete Bär.

Wie schwach ist doch, seitdem er unter Menschen
lebte,
Wie schwach ist doch der arme Bär,
Vor dem das stärkste Roß sonst bebte!
So sprachen Wolf und Fuchs, und andre Thiere mehr.
Wohl kann ich, sprach der Hund, Euch mit dem
Grunde dienen,
Warum, seit er mit Menschen aß und trank,
Warum zum Schwächling er versank.
Er lernte tanzen unter ihnen.

V.

Der Wolf und der Schäfer.

Zum Schäfer sprach der Wolf: Freund! Zwischen
uns sey Friede!
Des Balgens bin ich, glaube mir!
Des Balgens bin ich herzlich müde,
Und Du, irr' ich mich nicht in Dir,
Magst auch gern ohne Fehde leben;
Drum hoff' ich fest von Deinem Edelmuth,
Gern wirst Du billigen Tribut
Dem neuen stärkern Freunde geben.
Ich fordre, mäßig von Natur,
Das fünfte Deiner Schafe nur,
Und werd' ich künftig Dir auch nur ein Lämmchen
fressen,
So nenne kühn den Wolf, so nenn' ihn ehrvergessen.
Der Schäfer sprach: Ich danke für den Bund!
Noch lebt, Du kannst ihn bellen hören,
Noch lebt und wacht mein treuer Hund,

Und ich, Du weißt's, ich selbst versteh' es aus dem
Grund,
Mich gegen einen Dieb von Deinem Schlag zu wehren.
Du willst, wie meine Einfalt meint,
Durch Deinen Frieden nur Gefahren
Und ein zerbläutes Fell in Zukunft Dir ersparen.
Allein der Schäfer spricht: Zum Henker mit dem
Freund,
Will er, ich soll ihm selbst so viel der Opfer bringen,
Als sieben Feinde kaum im Krieg von mir erzwingen!

VI.

Der Herr und sein Sclave.

Ein weiser Mann sah einen Wütherich
Den armen Knecht mit roher Härte strafen.
Was seh' ich? rief er, schäme Dich!
Hier schlägt ein Sclave seinen Sclaven.

VII.

Die Spinne und die Biene.

Mit stolzem Ton und hoher Miene
Stritt um den Rang die Spinne mit der Biene.
Hat diese summende verwegne Schwärmerinn
Vergessen wer sie ist, vergessen wer ich bin,
Rief sie erbittert aus, so muß ich sie's wohl lehren.
Wohl brüstest Du mit Deinem Honig Dich;
Allein wo nähmst Du, Eitle, sprich!
Wo nähmst Du ihn, wenn keine Blumen wären?
Dagegen fragt, ich wette, Niemand mich,
Woher ich mein Gewebe nehme?
Weiß längst doch alle Welt, daß sich
Die Spinne stets des Plünderns schäme.
Die Blume schenkt Dein Wachs und Deinen Honig Dir;
Doch meinen Faden, merk es! ihn zieh' ich selbst aus mir.
Die Biene spricht: Viel Glück zu Deinem Ruhme!
Doch rühmlicher ist's wohl, Frau Muhme!
Giebt gleich Dein Stolz die Wahrheit mir nicht zu,
Ich ziehe Honig aus der Blume,
Als aus Dir selber Spinneweben Du.

VIII.

Das Bekenntniß der Thiere.

Der Esel sprach zerknirscht: Wohl mehr als Ein
Vergehen
Muß ich der Welt von mir gestehen.
Gern spiel' ich, nur zu gern, den Kritikus;
Mein scharfer Witz, bey den verblühten Thoren,
Wie oft macht' er mir schon Verdruß!
Oft war ich gar zu stolz auf meine kurzen Ohren,
Und stolzer noch auf meiner Stimme Klang,
Die Philomelen selbst oft zu verstummen zwang.
Wohl bist Du, sprach das Schwein, ein großer
Sünder;
Doch ich, mein grauer Freund, bekenn' es frey und
frank,
Ich armes Thier bin es nicht minder.
Wie lecker wählt' ich nicht stets Speise mir und Trank!
Doch daß ich anders nie als wohlgeputzt erscheine,
Freund, diese Erbsünd' aller Schweine.

Sie ist, die ich noch mehr beweine.
O, sprach der Affe, wär' ich nur
Nicht gar zu ernsthaft von Natur,
Und bildet' ich mich mehr nach Andrer Sitt' und Weise,
Ich wette, selbst der Neid verstummte mir zum Preise.
Der Affe schwieg, und meckernd sprach
Der bärtige Gemahl der Ziege:
Nicht ohne Grund sagt man mir nach,
Daß ich zu heftig oft die Fleischeslust bekriege.

* * *

Rühmt ein Tartüff die Frömmigkeit,
Preist Euch, mit heuchlerischer Miene,
Preist Sitt' und Zucht Euch eine Phryne,
Spricht Thraso von Bescheidenheit,
Erzählt ein Schwelger seine Fasten,
Der Hüther seiner vollen Kasten,
Der schnöde Geiz, was er verschenkt,
Verlacht die lächerlichen Thoren,
Verlacht sie wohlgemuth, und denkt:
Der Esel rühmt die kurzen Ohren;
Der Affe will ein Cato seyn;
Mit seiner Reinheit prahlt das Schwein;
Der Bock bezeugt mit einem Fluche,
Daß Wollust ihn umsonst versuche.

IX.

Der Faden und die Perlen.

Als Perlen man an einen Faden reihte,
Unglaublich war's, wie sich der Eitle freute.
Elende Perlen, Euch, Euch, rief er, sprech' ich Hohn,
Mögt Ihr auch noch so sehr Euch blähen!
Am Hals der Königinn seh' ich im Geist mich schon,
Und wer, Ihr Äussern, sprecht! wird dann auf Euch
noch sehen?
Die edlen Perlen schwiegen still,
Und dachten: Soll des Armen Spott uns grämen?
Je mehr er jetzt uns höhnen will,
Je mehr wird er sich künftig schämen.
Und schämen mußt' er bald sich nur zu sehr.
Die Perlen sah man mit Entzücken,
Und pries mit Jubel sie; doch er,
Der arme Faden, blieb unsichtbar allen Blicken.

* * *

Auf wen, fragt wohl ein Leser mich,
Die kleine Fabel sinnig deutet?

Denkt an den Operntext, der um den Vorzug sich
Mit der Musik vergebens streitet.
Was liegt am Text, was liegt am Faden? sprecht!
Was liegt an ihm, sind nur die Perlen ächt?

X.

Die Maus und die Katze.

Ertappt, ertappt! Wie freu' ich mich!
Sprach zur gefangnen Maus die Katze,
Ertappt hat meine flinke Tatze,
Verwegne Diebinn, endlich Dich!
O welche Reihe von Verbrechen
Hat nicht mein Zahn an Dir zu rächen!
Wo fandst Du einen Raub zu keck
In Feld und Haus? Was soll ich sagen
Von Deinem unverschämten Nagen
An Schinken, Würsten, Brot und Speck?
Wie oft führt nicht Dein Hang zum Naschen
Den Leuten selbst Dich in die Taschen!
In jenem Käse dort, das Loch,
Wer grub es? Sieh's, und läugn' es noch!
Die Dichter klagen, wie vermessen
Du ihnen Werk um Werk gefressen,
Und pfuy! Dir ekelt, wie man spricht,
Sogar vor Quirls Gedichten nicht.

Drum willig, Muster aller Diebe,
Erdulde jetzt den Tod durch mich!
Denn, bey der Nemesis! wo bliebe
Zur Tugend Murners alte Liebe,
Verschont' er einen Schelm, wie Dich?
O, rief die Maus, Ihr guten Götter,
Rächt mich an dem verruchten Spötter!
Nicht Haß des Unrechts, wie er spricht,
Nein, Hang zu seiner Lieblings-Speise,
Nur diese macht den Bösewicht,
Zum abgesagten Feind der Mäuse.

* * *

Darf wohl, gestrenge Richter! Euch
Ein Wort ans Herz die Muse legen?
Straft Ihr nicht oft, der Katze gleich,
Das Unrecht bloß der Sporteln wegen?

XI.

Der Poet und der Minister.

Dürft Ihr, voll Frechheit, Wuth und Gift,
Der Leute guten Leumund kränken?
Verdammt sey Eure Lästerschrift!
Und Ihr, an mich sollt Ihr gedenken!
So sprach mit einem Donnerton
Der hocherzürnte Staatsminister
Zu einem armen Musensohn.
Ach! rief der reimende Philister,
Wird man nicht meiner bittern Noth
Ein Bißchen kecken Witz vergeben?
Nur meine Feder schaft mir Brot,
Und Unsereiner muß doch leben!
Vertheidigt, rath' ich wohlgemeint,
Sprach der Minister, Eure Sünden,
Vertheidigt sie mit bessern Gründen!
Denn daß Ihr leben müßt, mein Freund!
Kann ich, beym Jupiter! nicht finden.

XII.

Der Blinde.

Ein Richter sprach zu einem Blinden:
In einem tiefen Kerker, Freund!
Sollst Du für Deine schweren Sünden,
Dort sollst Du Deine Strafe finden,
Wo weder Mond noch Sonne scheint.
Erst müßt Ihr, Herr! mich sehend machen,
Sonst schreckt mich Eure Drohung nicht,
Versetzt der Urian mit Lachen;
Denn einem armen blinden Wicht
Ist selbst die Welt, troz ihrem Schimmer,
Ihm ist sie nur, und bleibt es immer,
Ein dumpfer Kerker, ohne Licht.

XIII.

Die vier Damen auf der Bühne.

Als im Theater einst vier Damen
Zugleich hervor aus den Koulissen kamen,
Da rief, muthwillig ist das junge Blut,
Da rief ein Schalk, als zeigt' er seine Karte
Siegprangend im Picket dem Gegenparte:
Hier vierzehn Damen! Sind sie gut?

XIV.

Die beyden Soldaten.

Viel redeten beym Glas ein Paar Soldaten,
Was weder nüchtern man noch trunken reden soll.
Sogleich ward Ihr Gespräch dem General verrathen,
Und dieser fuhr sie an: Ihr Bursche! seyd Ihr toll,
Mit Euren frechen Lästerungen?
Von Euren Obern sprecht Ihr ohne Scheu und Scham!
Bekennt! Ist Alles wahr, was mir zu Ohren kam?
Bekennt es gleich, sonst löst der Stock Euch Eure Zungen!
Verzeiht es uns, verzeiht es ihm und mir!
Rief einer jetzt der armen Jungen,
Was man Euch sagte, Herr! ach! Alles sprachen wir,

Und — wer kennt nicht die Trunk-Beredten? —
Gesprochen hätten wir noch mehr,
Wenn wir — zürnt drum nicht allzusehr! —
Wenn wir mehr Wein bekommen hätten.

XV.

Die Rache.

Das Publikum, Freund! laß Dir sagen,
Pflegt bitter über Dich zu klagen.
Das Lustspiel, ihm von Dir geweiht,
Macht lang ihm fürchterlich die Zeit.
So sprach ein Freund, mit strenger Miene,
Zu einem Schöpfer für die Bühne.
Allein der Stümper lacht, und spricht:
Wohl mir! Mein Plan mißlang mir nicht.
Mein Lustspiel, Lieber! soll nicht lachen,
Nur gähnen soll's die Leute machen.
Für dieses Streben meiner Kunst,
Erbath ich mir der Musen Gunst.
Zwingt nicht durch häuslich platte Scenen
Oft mich die halbe Stadt zum Gähnen?
Die Zeit macht Dieser mit Gesang,
Und Jener mit Geschwätz mir lang.
Ach! mir zu Ehren und zur Plage,
Gibt man die tödtlichsten Gelage.

Man bittet mich zu Hochheims Wein,
Und — Langeweile schenkt ihn ein.
Man schleppt, um gähnen mich zu sehen,
Zu Bällen mich und Assembleen.
Kurz, Langeweile, schwör' ich Dir,
Macht Einer um den Andern mir.
Drum machte, troz der Splitterrichter,
Der Unmuth endlich mich zum Dichter.
Mein Lustspiel, ists nicht billig? sprich!
Rächt an der Stadt im Ganzen mich.

XVI.

Das Horn auf dem Kirchhof.

Auf einem Kirchhof — wenig Schritte
Davon stand eines Drechslers Hütte —
Fand einst von einem Horn, o Glück!
Ein altes Mütterchen ein Stück.
Ach! hier in der geweihten Erde,
Rief sie mit kläglicher Geberde,
Hier dieses modernde Gebein,
Von welchen Christen mags wohl seyn?

XVII.

Lucretia.

Zu einem Künstler, der für Geld
Und gute Wort', und um zu Ehren
Der Kunst die Zweifler zu belehren,
Die Schatten rief aus jener Welt,
Sprach ein beleibter Mann: Beschwören
Sollst Du mir gleich, leicht ist Dirs ja,
Die keusche Frau Lucretia!
Was, rief der Gaukler, muß ich hören?
Im Kopf, Du wirst es mir verzeihn,
Mags wohl bey Dir nicht richtig seyn.
Denn, Lieber, welcher Hexenmeister
Beschwor noch fabelhafte Geister?

Fabeln und Anecdoten.

Drittes Buch.

I.

Die Bettlerinn.

Verzeihs Euch Gott! so sprach, doch nicht mit argem Sinn,
— Sie wollte Gott vergelts Euch! sagen —
Zum milden Geber eine Bettlerinn.
Doch möcht' ich Diesen wohl und Jenen fragen:
Verdienst Du, Freund! heißt frommer Irrthum Dich,
Was nur der Noth gebührt, mit vollen Händen
Dem schnöden Müßiggange spenden,
Verdienst Du nicht für solche Gaben, sprich!
Die nur die Zahl der Taugenichtse mehren,
Statt einem: Gott vergelts! ein: Gott verzeihs! zu hören?

II.

Glück und Unglück.

„Wie geht Dirs, Freund?“ — So gut es kann;
Jüngst ward ich eines Weibes Mann.
„So scheint Dir ja das Glück zu lachen?“
Du irrst. Es gab mir einen Drachen.
„Wohl schlimm!“ — Dein Mitleid spare Dir!
Gold brachte sie die Fülle mir.
„Und dieses war Dein Trost, ich wette?“
Ja, wenn ichs nur behalten hätte!
Allein, kauflustig, wie ich bin,
Gab ich es bald für Schafe hin,
Und unter diese kam das Sterben.
„Der Unfall war wohl Dein Verderben?“
Nicht doch! Du urtheilst allzuschnell.
Ich löste mehr aus jedem Fell,
— Leicht glaubst Du mir, der niemahls prahlte —
Als ich erst für ein Schaf bezahlte.
„So war der Schaden ja ersetzt?“

Gefehlt! Das Schlimmste kommt zuletzt.
Ich sah mein Haus im Rauch vergehen,
Und so wars um mein Geld geschehen.
„O Schmerz!“ — Ihn hab' ich klug verbannt;
Denn Haus und Hauskreuz nahm der Brand.

III.

Die blaue Hand.

Zu einem Färber, der mit blauer Hand,
Bereit zum Schwören, vor dem Richter stand,
Sprach dieser zürnend und mit Schelten:
Gleich zieht den Handschuh ab, sonst kann der Eid
nicht gelten!
Die Brille, Herr, setzt auf, erwiederte der Wicht
Mit Lachen, sitzt Ihr zu Gericht!

IV.

Selbstbekenntniß.

Ein Sprichwort war: So dumm, wie Herr von Velten!
Ein Spieler sprach, um selber sich
Für ein Versehen auszuschelten:
Ein rechter Velten bin doch ich!
Doch Herr von Velten, der, vom Spieler ungewittert,
Zugegen war, schrie höchst erbittert:
Mein Herr, Ihr seyd ein rechter Tropf!
Der Spieler sprach, und nickte mit dem Kopf:
Sagt Ihr, ich sey ein Tropf, so darf ichs nicht verneinen;
Ich selber schalt ja erst mich einen.

V.

Gegenseitige Wünsche.

Zu einem Krieger sprach voll Hohn ein Mönch: Beschieden
Sey Dir von Gott der liebe Frieden!
Wohl, sagte der Soldat, den Frieden schenk' er mir,
Und nehme, Freund! das Fegefeuer Dir!

VI.

Der Pferdebändiger.

Ein Reiter schlug mit wildem Grimme
Sein wildes Roß. Freund, rief ihm eine Stimme
Verweisend zu, heißts nicht zu viel begehrt,
Seyd klüger doch, als Euer Pferd!

VII.

Der kleine Held.

Der Feind war nah', und Alles zagte.
Bringt er auch Kinder mit? so fragte
Der kleine Fritz. Was willst Du, sprich!
Versetzt der Vater, mit der Frage?
Der Knabe rief: Bey Gott! ich schlage
Dann mit den Jungen tapfer mich.

VIII.

Die Frau und die Buhlerinn.

Von Strephons Buhlerinn ward seine Frau beleidigt.
Doch diese blieb von ihm nicht unvertheidigt.
Er sprach zur Buhlerinn: Vergiß zu keiner Frist,
Was, schönes Laster, Du der Tugend schuldig bist!

IX.

Die Liebesbriefe.

Die Briefe, sprach Kleanth, die Du mir weiland schriebst,
O Doris, pflichtvergessnes Wesen!
Weil Du statt meiner jetzt den Damon liebst,
So soll die ganze Welt sie lesen.
Die schlaue Doris lacht, und spricht:
Die kleine Rache, Freund! magst Du Dir immer nehmen.
Ich habe mich der Briefe nicht,
Nur der Adressen hab' ich mich zu schämen.

X.

Die Jungfer.

Zeigt eine Jungfer mir, und Ihr habt zwanzig Thaler!
So sprach Bramarb, ein arger Prahler.
Spart, sagte Dorilis, spart immer Euer Geld!
Ich zeige gleich umsonst Euch eine, tapfrer Held!
Wo ist sie? sprach Bramarbas. Hier zugegen!
Versetzte Dorilis, und zeigt' ihm seinen Degen.

XI.

Lehre für Könige.

Zu einer Frau, die um Gerechtigkeit
Nicht müde ward, ihn zu beschwören,
Sprach König Philipp: Keine Zeit
Ward mir für jetzt, Dich anzuhören.
Ha, fiel die Klagende voll kühnen Unmuths ein,
Hast Du nicht Zeit, so mußt Du auch nicht König seyn.

XII.

Tünchen und Mahlen.

Tüncht Euren Saal nur erst, dann sollt Ihr wunderschön
Von meiner Kunst gemahlt ihn sehn.
So sprach ein Pinsler. Mahlt ihn lieber,
Versetzt der Herr des Saals, eh' er getüncht noch ist.
Und glaubt mirs, Freund! in kurzer Frist
Soll auch die Tünche drüber.

XIII.

Der Wucherer.

„Herr Pfarrer, schont doch ja, nach Eures Amtes
Pflicht,
Den Wucher auf der Kanzel nicht!"
So sprach zum Beichtiger Lucrin, der ohne Scham
Vom Hundert selbst oft mehr als Zwanzig nahm.
Gottlob! erwiederte der Pfarrer, wie es scheint,
Seyd Ihr jetzt selbst dem Lieblings-Laster feind.
„Nein, fiel Lucrin erhitzt dem guten Pastor ein,
Wie könnte wohl ein Mann, wie ich, so thöricht seyn?
Bekehrt die Wucherer durch strenges Eifern Ihr,
So schmälert den Gewinn von nun an keiner mir."

XIV.

Der Fürst und der Dichter.

Wie kommt es, sprach zu einem Musensohn
Ein Fürst, daß wir Euch Dichter fast verschmähen,
Und Eurer Viele doch am Thron,
Gleich dienenden Trabanten, stehen?
Herr! sprach der Dichter, wie mich däucht,
Erräth den Grund ein Jeder leicht.
Stets wissen wir, woran es uns gebricht;
Doch Ihr wißt, was Euch noth ist, nicht.

XV.

Die Königinn Elisabeth von England und ihr Schatzmeister.

Der Britten Königinn, das Muster großer Frauen,
Kam, um den Pracht-Pallast zu schauen,
Den sich der Mann, der schon manch liebes Jahr
Des Königsschatzes Hüther war,
Und seinem Kunstsinn viel, viel seinem Gold vertraute,
Nach selbst geschaffnem Plan erbaute.
Der Eigner, froh des Werks, das sein Geschmack erschuf,
Sprach von Karnieß, Gebälk, Profil, wie ein Vitruv,
Und schloß am Ende: Darf ichs wagen,
Dich, hohe Kennerinn! zur Lehre mir zu fragen,
Dieß Haus, schon Mancher pries es mir,
Verliert es seinen Werth nicht ganz, geprüft von Dir?
Freund! sprach die Königinn, Dein edles Werk muß Allen,

Wohnt ihnen nur der Sinn für Schönheit bey,
gefallen.
Auch mir scheints tadellos. Zugleich belehrt es
mich,
Welch einen Kopf Du hast, welch einen Beutel ich.

XVI.

Der Erzähler.

Zu einem Duns, als er, daß man fast todt sich
gähnte,
Ein Mädchen im Erzählen dehnte,
Zu diesem sprach ein Schalk: Bereit bin ich zum
Schwur,
Von dem, was Ihr erzählt, wißt Ihr die Hälfte nur;
Denn, wie voll Unmuths wir gewahren,
Habt Ihr das Ende nicht erfahren.

XVII.

Der Segen.

Ein Bischof gab dem Volk den Segen,
Und Jeder nahm vom Kopf den Hut;
Nur Hansen war es nicht gelegen.
Fest saß der seine. Voller Wuth
Schalt ihn der Bischof. Eitles Toben!
Erwiedert Hans, denn Herr gesteht,
Wie kann ich Euren Segen loben,
Wenn er nicht durch den Hut mir geht?

XVIII.

Das Haus des Kanzlers Baco.

Zu klein, mein Freund! fühlst Du's nicht selber? sprich!
Zu klein ist dieses Haus für Dich.
So sprach Elisabeth, der Britten Königinn,
Zum Kanzler Baco. Doch der Mann von schlichtem Sinn
Erwiedert ihr: Dich täuscht, Erhabene! der Schein.
Nicht dieses Haus macht' ich für mich zu klein;
Doch Du, voll Edelmuth stets auf mein Glück bedacht,
Hast mich zu groß für dieses Haus gemacht.

XIX.

Das gleiche Sinnbild.

Du führst mit mir, wie darfst Du's wagen?
Du führst mit mir das gleiche Bild,
Verwegener, in Deinem Schild.
Drum sollst Du flugs mit mir Dich schlagen!
So sprach ein Franzmann, voller Wuth,
Zu einem Wälschen. Sey so gut,
Erwiedert dieser, mir zu sagen,
Was Du im Schilde führst. — „Den Kopf
Des Ochsen." — Wohl mir, spricht der Tropf
Aus Wälschland, närrisch halb vor Freude,
Laß, Freund, Dein Schwert nur in der Scheide!
Den Kopf des Ochsen führest Du
Im Schild, ich nur den Kopf der Kuh.

XX.

Agesilaus und die Feinde.

Agesilaus stand, nicht achtend der Gefahr,
Mit einem Heer im Feld, dem seiner Feinde Schar,
Mann gegen Mann gezählt, weit überlegen war.
Ein Bothe kam, und sprach: Die Feinde sind erschienen,
Und nahe sind sie uns. Gut, fiel mit heitern Mienen
Der tapfre König ein, und nahe sind wir ihnen.

XXI.

Der König Dionysius und sein Sohn.

Zum Sohn — mit Zwang hatt' er ein edles Weib entehrt —
Sprach König Dionys: Hast jemahls Du vernommen,
Obgleich die Jugend auch nicht Tugend mich gelehrt,
Solch eine Frevelthat sey mir zu Schuld gekommen?
Nein, sprach der Sohn, Du zähmtest besser Dich;
Doch dafür warst Du auch kein Königssohn, wie ich.
Und Du, sprach Dionys, mein Sohn! weil Du zu wenig
Dich selbst bezähmst, o denk' an mich!
Wirst Vater nie von einem König.

XXII.

Spätes Schämen.

Ein Jüngling, der aus einem Hause kam,
Das, obs ihm gleich nicht an Besuchern fehlte,
Die strenge Zucht sich nicht zu ihrem Tempel wählte,
Verhüllte sein Gesicht. O falsche Scham!
Ließ im Vorübergehn ein Alter sich vernehmen.
Nicht jetzt, wie Deinesgleichen meint,
Nicht jetzt, beym Ausgang, junger Freund!
Zeit wars beym Eingang, Dich zu schämen.

XXIII.

Prinz Moritz vor Neuport.

Im Angesicht der Feinde Heer,
Und brausend hinter ihm das Meer,
Sprach Moritz: Tapfre Streitgenossen,
Stürzt in den Kampf Euch unverdrossen!
Vergebens würde, traun! die Flucht,
Wer sieht es nicht? von uns versucht.
Wir wüßten denn der Feinde Haufen
Hier aufzufressen, oder dort
Das Meer, den Schiffenden zum Tort,
Bis auf den Abgrund auszusaufen.

XXIV.

Kunstverschwendung.

Gerühmt ward ein Poet, weil er von kleinen Dingen
Mit großem Pomp verstand zu singen.
Ein weiser Mann vernimmts, und spricht:
Sein eitles Thun, ich rühm' es nicht.
Wer würde nicht des Schusters lachen,
Wollt' er die Schuhe groß für kleine Füße machen?

XXV.

Socrates und seine Richter.

„Zum Tod — o daß nicht gleich der Götter Rach'
entflammt! —
Zum Tode hat die Brut der Richter Dich verdammt!"
Mit Lächeln hörte diese Kunde
Der Weise von Athen aus eines Freundes Munde.
Und sie, erwiedert er, warum denn eiferst Du?
Verdammte die Natur dazu.
„Allein Du leidest ihn, vom Neide
Zum Opfer ausersehn, mit Unrecht," spricht
Der Freund. Je nun, Du willst doch nicht,
Antwortet Socrates, daß ich mit Recht ihn leide?

XXVI.

Prinz Moritzens Trompeter.

Ein weises Wort, das ein Trompeter sprach,
Spricht ihm zum Ruhm die Muse nach.
Als Spinola, zu dem ihn Moritz sandte,
An ihn sich mit der Frage wandte:
Warum verschanzt Dein Herr, der tapfre junge Held,
Gleich einer Memme sich im Feld?
Erwiedert er mit freundlichen Geberden:
Er möchte gern, wie Ihr, ein alter Feldherr werden.

XXVII.

Der Taugenichts auf der Spitze des Teneriffa.

„Den Berg, wohin selbst nicht die kühnen Adler
fliegen,
Den Teneriffa, denkt! ihn hab' ich einst erstiegen!"
So prahlte vor der Freunde Schar
Ein Mensch, der nicht der Frömmste war.
O warum hast Du dort nicht Deinen Sitz genommen?
Rief Einer jetzt der Hörer, sprich!
Denn leider wirst Du, denk' an mich!
Dem Himmel nie so nahe wieder kommen.

XXVIII.

Der Rathsherr und der Abgesandte.

Ein Rathsherr, öffnet' er den Mund,
Gleich war, woran's ihm fehlte, kund.
Denn — was man ihren Stand auch preise —
Selbst Rathsherrn sind nicht immer weise.

Behender schwatzt' er einst, fürwahr!
Und alberner noch als ein Stahr,
Vor einem fremden Abgesandten,
Bis sich von ihm die Hörer wandten.

Ein andres Rathsglied sprach: Verzeiht
Uns, Herr, des Gimpels Albernheit!
Ihr zählt wohl auch in Eurem Lande
Der Zwerge manchen am Verstande.

Der Abgesandte lacht, und spricht:
Wohl fehlts auch uns an Gimpeln nicht.
Nur kann ich, Freund! Euch nicht verhehlen,
Daß wir nicht in den Rath sie wählen.

XXIX.

Phocion und Demosthenes.

Zum Phocion, von dem das Volk nur Wahrheit hörte,
Sprach Demosthen, der es durch Schmeicheln oft bethörte:
Es bringt, zum Lohn für Dein Beginnen,
Dich um, fängt es zu rasen an.
Und, Freund! um Dich ist es gethan,
Erwiedert Phocion, fängts an, sich zu besinnen.

XXX.

Die gleichen Brüder.

„Wohnt nicht ein Wechsler hier, mein Freund?"
Hier sind zwey Brüder, müßt Ihr wissen,
Seit lange schon des gleichen Thuns beflissen.
Drum fragt sichs: Welcher ist gemeint?
„Ich meine Den, der schielt. „O Herr! es schielen
beyde.
„Der, Den ich meine, lebt im Ehestand."
Verzeiht mir, wenn ich noch Euch nicht bescheide;
Denn beyde fesselt Hymens Band.
„Ein schönes Weib hat der, nach dem ich frage."
Ach Herr! der Neid muß es gestehn,
Die Weiber beyder sind zum Mahlen schön.
„Nun zwingt Ihr mich, daß ich das Schlimmste sage.
Ich meine Den, von dem die Rede geht,
Daß auf der Stirn Actäons Schmuck ihm steht."
Das alte Lied, auch hier ertönt es wieder:
In diesem Fall sind beyde Brüder.

XXXI.

Die Schauspielerinn im Verhaft.

Zum Kommissar, der in Verhaft sie führte,
Weil sie nicht that, was ihr zu thun gebührte,
Sprach eine Bühnenheldinn, stolz und keck:
Der König, der mich straft, erreicht nicht seinen Zweck.
Die Freyheit zwar, und ihr entsag' ich ohne Grämen,
Doch nicht die Ehre kann sein Machtgeboth mir nehmen.
Der Kommissar versetzt: Wahr ist es, was Ihr sprecht.
Der Kaiser selbst verliert, wo Nichts ist, ja das Recht.

XXXII.

Der Adler und der Einfaltspinsel.

Dieß soll ein Adler seyn? Stets werd' ich es verneinen,
Was auch der Wärter sagt, der Tropf.
Sah ich auf Münzen doch und Wappen mehr als Einen,
Doch keinen nur mit Einem Kopf.

XXXIII.

Der Stahr und der Stotternde.

Hans sprach stotternd: Ist es wahr,
Lieber Peter! spricht Dein Stahr?
Freylich! Meinem Unterricht
Dankt ers, daß er fertig spricht.
Darum, Hans! was gibst Du mir,
Geb' ich Unterricht auch Dir?

XXXIV.

Der Betrunkene.

Zapf fiel im Heumond auf der Gasse.
Den Jungen dient sein Fall zum Spasse;
Denn weinbenebelt sank der Held.
Ihr Schurken! was gibts hier zu lachen?
Rief er ergrimmt, wie soll mans machen,
Daß man nicht auf dem Glatteis fällt?

XXXV.

Der Kampf mit den Löwen.

Ein Judenschelm, nicht von den kleinen,
Betrog — o schändlicher Gewinn! —
Betrog sogar die Kaiserinn
In Rom mit falschen Edelsteinen.
Der Kaiser zieht ihn vor Gericht.
Der Schurke, spricht er, hänge — nicht;
Er soll, zum Lohn für sein Vergehen,
Mit Löwen einen Kampf bestehen.
Schon schleppen ein Paar Schergen ihn,
Den Sträubenden, zum Cirkus hin.
Wie bebt er vor der Löwen Tatzen.
Doch wer erscheint? — Zwey zahme Katzen.
Ein Herold ruft: Durch meinen Mund
Sey dem erstaunten Volke kund:
Dem Kaiser dient' es zum Vergnügen,
So den Betrieger zu betriegen.

Gedruckt bei Johann Friedrich Starcke.